GESCHICHTE NAPOLEON BONAPARTE'S

Friedrich Buchholz

Digitized by Google

8588

University of California.

FROM THE LIBRARY OF
DR. FRANCIS LIEBER,
Professor of History and Law in Columbia College, New York.

THE GIFT OF
MICHAEL REESE,
Of San Francisco.
1878.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Geſchichte

Napoleon Bonaparte's

von

Friedrich Buchholz.

Nec reprehendere libet, nec laudare possum.

Cicero de Legg. Lib. III. Cap. 9.

In drei Bänden.

Dritter Band.

Berlin 1829.

Verlag von Theod. Chriſt. Friedr. Enslin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Seite

Bonaparte's Aufenthalt in Paris bis zum Antritt der Expedition nach Ägypten 1

Zweites Kapitel.

Neue Bewegungen zur Hintertreibung eines bleibenden Friedensschlusses 17

Drittes Kapitel.

Abfahrt von Toulon. — Eroberung der Insel Malta. — Ankunft in Ägypten und Einnahme von Alexandrien. — Marsch nach Kairo und Kampf von Chebreiß. — Besetzung von Kairo. — Gründung der neuen Kolonie. — Zerstörung der französischen Flotte bei Abukir 38

Viertes Kapitel.

Rückwirkungen der Seeschlacht bei Abukir auf Frankreichs Verhältnisse; Bemühungen Englands, eine neue Coalition zu Stande zu bringen; Selzer Besprechungen; Fortgang der Rastadter Unterhandlungen; Bewegungen in den Filial-Republiken; allgemeine Hinneigung zum Kriege 62

Fünftes Kapitel.

Wiederausbruch der Feindseligkeiten: die Neapolitaner überziehen den Kirchenstaat mit Krieg und werden von dem General Championet geschlagen; — Abdankung des Königs von Piemont; — Österreichs Kriegserklärung; — Feldzug

Digitized by Google

Seite

von 1799; — Ermordung der französischen Bevollmächtigten zu Rastadt 80

Sechstes Kapitel.

Stimmung der Hauptstadt und Beschuldigung der Direktoren; Sieyes Eintritt in das Direktorium an Rewbells Stelle; Fortgang des Krieges in der Schweiz und Italien; Revolution vom 30. Prairial und Ausscheiden dreier Direktoren 102

Siebentes Kapitel.

Bildung des neuen Direktoriums. — Veränderung in dem Ministerium. — Einberufung aller Klassen der Konskription. — Gezwungene Anleihe von 100 Millionen. — Geisel-Gesetz. — Schlacht bei Novi. — Landung der Engländer und Russen in Holland. — Unruhen im Innern; erkannte Gefahr. 125

Achtes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Feldzugs in Ägypten bis auf Bonaparte's Abreise nach Europa. — Kriegsbegebenheiten in Europa: Marsch des Erzherzogs Karl nach dem Rhein, und Suworow's nach der Schweiz; Massena's Sieg bei Zürich; Suworow's Rückzug; — Niederlage der Engländer und Russen in Holland 146

Neuntes Kapitel.

Stimmung der Hauptstadt nach der Entfernung der Russen aus der Schweiz und der Engländer aus Holland. — Bonaparte's Landung zu Fregus und Ankunft in Paris. — Dessen Vereinigung mit Sieyes zum Umsturz der Direktorial-Verfassung. — Der 18. Brumäre. — Einführung eines vorläufigen Consulats 167

Zehntes Kapitel.

Bonaparte, erster Konsul. — Cambaceres und Lebrun werden seine Kollegen an Sieyes und Ducos Stelle. — Bemühungen des ersten Konsuls um einen allgemeinen Frieden. — Erneuerter Krieg in Italien und in Deutschland. — Schlachten. — Friede mit Österreich 191

Digitized by Google

Eilftes Kapitel.

Seite

Bonaparte's Rückkehr nach Paris. — Neue Schöpfungen des Ersten Konsuls. — Antwort desselben auf zwei Zuschriften des Prätendenten. — Mordversuche. — Friede von Lüneville 212

Zwölftes Kapitel.

Charakter, veränderte Politik und Tod Pauls I. — Fügsamkeit seines Nachfolgers. — Hauptschluß der außerordentlichen Reichs-Deputation. — Friede von Amiens . . . 227

Dreizehntes Kapitel.

Umgestaltung der Filial-Republiken Holland, Genua, Cisalpinien und der Schweiz. — Konkordat. — Stiftung der Ehrenlegion. — Lebenslängliches Konsulat 243

Vierzehntes Kapitel.

Frankreichs Verhältniß zu den übrigen Mächten Europa's in Folge der letzten Friedensschlüsse. — Versuch des Oberkonsuls, die Insel St. Domingo zurück zu erobern. — Erneuerter Krieg zwischen England und Frankreich . . . 254

Funfzehntes Kapitel.

Eroberung des Kurfürstenthums Hannover. — Wiederholte Besetzung des Königreichs Neapel, so wie auch Hollands. — Vervollständigte Landungsanstalten. — Schöpfung eines bürgerlichen Gesetzbuches. — Vereitelte Verschwörung gegen das Leben des Ersten Konsuls. — Hinrichtung des Herzogs von Enghien. — Ende des Verschwörungs-Prozesses. — Federkrieg mit der brittischen Regierung . . . 266

Sechzehntes Kapitel.

Verwandlung des lebenslänglichen Konsulats in ein erbliches Kaiserthum. — Bonaparte's Reisen im Innern Frankreichs während des Sommers 1804. — Theilweise Anerkennung des neuen Kaiserthums von Seiten der europäischen Mächte. — Kriegserklärung Spaniens gegen England. — Erscheinung des Pabstes in der Hauptstadt Frankreichs und Krönungsfeierlichkeit 286

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Seite

Stellung und Politik des neuen Kaisers. — Schreiben desselben an den König von England. — Verwandlung der italienischen Republik in ein Königreich. — Einverleibung der ligurischen Republik in das französische Gebiet. — Aussicht auf einen neuen Continental-Krieg 315

Zweites Kapitel.

Napoleons Rückkehr nach Frankreich. — Gegenseitige Erklärungen Frankreichs und Österreichs über den bevorstehenden Krieg. — Ausbruch des Krieges: Schlachten bei Ulm und Austerlitz. — Presburger Friede. — Beschlossene Vertreibung der Dynastie Bourbon aus dem Königreich Neapel. — Napoleons Aufenthalt zu München und Vermählung des Prinzen Eugen mit der Tochter des Königs von Baiern. 343

Drittes Kapitel.

Eroberung des Königreichs Neapel. — Einführung des Föderativ-Systems. — Händel zwischen Frankreich und Preußen. — Friedensunterhandlung mit England. — Stiftung des Rheinbundes. — Förmlicher Bruch mit Preußen. — Erste Schlachten. — Napoleon in Berlin 367

Viertes Kapitel.

Napoleons Aufenthalt in Berlin. — Friedensunterhandlung. — Schauspielerstreiche. — Fortsetzung des Krieges: Schlachten bei Pultusk und Eilau. — Eroberung Danzigs und gleichzeitige Eroberung der schlesischen Festungen. — Treffen bei Hellsberg und Schlacht bei Friedland. — Friede von Tilsit. — Charakter desselben 400

Fünftes Kapitel.

Hauptbegebenheiten in der zweiten Hälfte des Jahres 1807: — Fall der Festung Stralsund und Eroberung der Insel

Seite

Rügen; — Bombardement von Kopenhagen und Entführung der dänischen Flotte; — Bildung des Königreichs Westphalen; — Unterhandlungen mit Don Manuel Godoi, dem Friedensfürsten Spaniens; — Versetzung des Königs von Hetrurien nach Spanien; — Proskription des Hauses Braganza, das sich nach Brasilien begiebt 420

Sechstes Kapitel.

Ankunft des französischen Prätendenten in England. — Krieg zwischen Rußland und Schweden. — Vorkehrungen. — Schlau herbeigeführte Thron-Umwälzung in Spanien. — Napoleons Erscheinung auf dem Schlosse Marrac an der Grenze Spaniens, und Versetzung der spanischen Bourbons nach Frankreich. — Verhandlungen mit den Notablen Spaniens und Erhebung Joseph Napoleons auf den spanischen Thron. — Kapitulation des Generals Dupont. — Napoleons Zusammenkunft mit dem russischen Kaiser zu Erfurt 456

Siebentes Kapitel.

Lage der europäischen Staaten am Schlusse des Jahres 1808. — Napoleons Siege in Spanien, mit Eroberung der Hauptstadt. — Vertreibung der Engländer unter Moore durch den Marschall Soult, Herzog von Dalmatien. — Napoleons Rückkehr nach Paris 507

Achtes Kapitel.

Thron-Umwälzung in Schweden. — Erneuerter Krieg mit Österreich. — Neben-Auftritte in Westphalen, in Sachsen, in Tyrol und an der Schelde. — Versetzung des Pabstes von Rom nach Savona. — Wiener Friedensschluß. — Stabs Mordversuch 532

Neuntes Kapitel.

Nachspiele des Krieges mit Österreich. — Verluste Frankreichs. — Erscheinung der Mitglieder des Rheinbundes in der Hauptstadt Frankreichs. — Napoleons Scheidung von der

Seite

Kaiserin Josephine und dessen Wiedervermählung mit der ältesten Tochter des Kaisers von Österreich. — Neue Einverleibungen und Handelsverordnungen. — Erste Ursache eines förmlichen Bruchs mit Rußland 560

Zehntes Kapitel.

Übersicht der europäischen Begebenheiten bis zum Ausbruch des französisch-russischen Krieges 587

Eilftes Kapitel.

Napoleons Feldzug in Rußland 616

Zwölftes Kapitel.

Napoleons letzter Feldzug in Deutschland 649

Dreizehntes Kapitel.

Erster Feldzug der Verbündeten in Frankreich. — Einnahme der Hauptstadt und Abdankung Napoleons 689

Vierzehntes Kapitel.

Friede mit Frankreich. — Aufenthalt Alexanders und Friedrich Wilhelms III. in England. — Wiener Congreß. — Napoleons Wiedererscheinung in Frankreich. — Entscheidende Schlachten bei Ligny und la Belle Alliance. — Napoleons Flucht und Gefangennehmung 718

Funfzehntes Kapitel.

Napoleons Aufenthalt, Beschäftigung und Tod auf St. Helena. — Sein Charakter und seine Verdienste um die europäische Welt 776

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Bonaparte's Aufenthalt in Paris bis zum Antritt der Expedition nach Ägypten.

Bonaparte gehörte zu den bevorrechteten Geistern, für welche es keine Partei giebt, wenn sie nicht den Mittelpunkt derselben bilden. Die Uranlage, welche hierzu erforderlich ist, war durch seine Versetzung von Corsika nach Frankreich unstreitig stärker entwickelt worden. Auf der *Militär*-Schule zu Brienne lebte er in auffallender Absonderung von seinen Kameraden, zugänglich nur für die Wenigen, die sich sein Vertrauen erwarben, gebieterisch und streng gegen Alle, die ihn auf irgend eine Weise in seinem Rechte stören wollten. Sein Eintritt in Militär-Verhältnisse hob die Wirkungen dieser Eigenthümlichkeit niemals auf; und wenn man in die Richtigkeit der Einsichten des vier und zwanzigjährigen Mannes ein so großes Vertrauen setzte, daß man nach dem von ihm entworfenen Plane Toulon wiedereroberte: so konnte dies immer nur eine Folge der Achtung sein, die er durch seinen Charakter einflößte. Eben dieser Achtung verdankte er, der in Beziehung auf Frankreich zuletzt doch nur ein Fremdling war, die raschen Fortschritte, welche er bis zu den höchsten Ehrenstellen machte. In ihm war also die natürliche Grundlage des Fürstenthums; und hierauf beruhete die

große Rolle, die wir ihn in diesen Büchern werden spielen sehen . . . .

Auf die feierliche Einhändigung des Traktats von Campo-Formio folgten Feste, welche die Direktoren, die Mitglieder der beiden Räthe und die Minister dem siegreichen General gaben. Wo er auch erscheinen mochte: überall zeigte er sich einfach und gesprächig, zugleich aber streng und beinahe unempfindlich für das Vergnügen. Unter der Menge der Anwesenden suchte er nur Diejenigen auf, mit denen er sich über Kunst und Wissenschaft unterhalten konnte; und wiewohl man sich den Umfang seiner Einsichten und Kenntnisse nicht als groß denken darf, so verstand er doch die Kunst, sich selbst über Gegenstände, die ihm nicht geläufig waren, auf eine Weise zu erklären, welche Erstaunen erregte durch die Neuheit und Ureigenheit seiner Ansichten. Die Tageblätter behandelten ihn schon in dieser Zeit als den Monarchen Frankreichs, indem sie nicht bloß anführten, wo er Tag für Tag zu Mittag gespeiset hatte, sondern selbst nicht unbemerkt ließen, wie gut oder wie schlecht er aufgelegt gewesen war, und Wen er durch eine Anrede beehrt hatte. In den Gesellschaftskreisen selbst beherrschte man sich aus Achtung für ihn. Der allgemeinste Wunsch war, ihn von seinen Feldzügen erzählen zu hören. Ging er darauf ein, so sprach er nie von sich, sondern nur von dem Heere, von seinen Soldaten und von deren republikanischer Tapferkeit; wobei er nicht verfehlte, die Bewegung und den Lärm der Schlachten zu malen und den entscheidenden Augenblick so fühlbar zu machen, daß seine Zuhörer an Ort und Stelle zu sein und der Sache beizuwohnen glaubten. Auf diese Weise lernte man, außer dem großen General, den ureigenen Geist in ihm kennen, der eben so umfassend, als bestimmt war, und wenn er es einmal darauf angelegt hatte, stets fortriß. Hatte er früher nur die Massen auf seiner Seite gehabt, so nahm er jetzt durch seine Unterhaltungen die Einzelnen für sich ein. Die Hin-

neigung zu ihm aber wurde nicht wenig verstärkt, theils durch das, was ihm von seinem korsischen Ursprung in Sprache und Manieren geblieben war, theils durch die Sprödigkeit und den bittern Ernst, den er einzelnen Personen bewies. Neckers Tochter (dieselbe Frau von Staël, deren wir schon öfter gedacht haben) brannte vor Ungeduld, Bonaparte'n zu sehen und ihm ihre Bewunderung auszudrücken; sie selbst hielt sich für eine Kennerin des Großen und Schönen. Bonaparte, dem dies nicht entging und der die Bewunderung einer eitlen Frau sehr wenig schätzte, entzog sich ihr, so viel er konnte; sogar mit einem Rückblick auf ihren Vater, in dessen Ungeschicklichkeit er die vornehmste Quelle der Umwälzung wahrzunehmen glaubte. Als nun, eines Tages, die Frau von Staël, in einem unbewachten Augenblick, ihn mit der Frage bestürmte: „welche Frau in seinem Urtheil die erste wäre?" war seine trockene Antwort: „Madame, die, welche die meisten Kinder in die Welt gesetzt hat." Von diesem Augenblick an flogen beide aus einander, und eine gegenseitige Abneigung wurde in der Folge die Quelle bittern Hasses auf der einen, und ungerechter Verfolgung und Bedrückung auf der andern Seite. Nicht eingeladen, verließ Bonaparte sein kleines Haus in der Chantereine-Straße (die seit seiner Zurückkunft Sieges-Straße genannt wurde) nur selten. Hier lebte er mit einigen Generalen, Gelehrten und Künstlern. Zu den ersten gehörten Desair, Kleber und Caffarelli; zu den zweiten Monge, Laplace, Lagrange und Bertholet; zu den dritten der Schauspieler Talma. Besuchte er das Schauspiel, so wählte er eine vergitterte Loge. Für seine Gattin bewies er eine ungemeine Zuneigung, beherrscht von einer Anmuth, welche dieser zu allen Zeiten eigen blieb; doch theilte er ihren Geschmack für Zerstreuungen auf keine Weise. An Carnots Stelle zum Mitglied des seit einiger Zeit gestifteten National-Instituts gewählt, nahm er die erledigte Stelle mit Freuden an, setzte

sich, am Tage seiner Aufnahme, zwischen Lagrange und Laplace und unterließ, um den Kriegsmann unter der Hülle des Gelehrten zu verbergen, bei Feierlichkeiten niemals, in dem Gewande eines Mitgliedes des Instituts zu erscheinen. Hieran hatte sein Verhältniß zu den Direktoren einen nicht geringen Antheil.

In der Regierung Frankreichs gab es für Bonaparte'n keinen Platz, es sei denn, daß er sich herabließ, Mitglied des Raths der Fünfhundert zu werden. Daraus mußten große Verlegenheiten entstehen, die nur allzu allgemein empfunden wurden. Die Direktoren, als Männer, für welche weder irgend ein Vorurtheil, noch irgend eine persönliche Größe sprach, konnten, um von dem kriegerischen Friedensstifter nicht ganz verdunkelt zu werden, nicht umhin, ihm jede Rücksicht, jede Achtung zu beweisen; allein, wie viel Nachgiebigkeit und Unterordnung dieser auch an den Tag legen mochte, so konnte man sich doch nicht verhehlen, daß in dem Verhältniß Bonaparte's zum Direktorium etwas Gefahrbringendes eingeschlossen war. Einmal über das andere berichteten die Späher des Direktoriums, „in den Kasernen und auf den öffentlichen Plätzen sei von nichts weiter die Rede, als daß Bonaparte sich nächstens an die Spitze der Geschäfte stellen, eine schwache Regierung über den Haufen werfen und Frankreich eben so sehr von den Royalisten, als von den Jakobinern befreien werde." Das Direktorium nahm die Miene der Offenheit und des Vertrauens an, und zeigte ihm diese Berichte als solche, deren Inhalt es verachte. Bonaparte, in der Verstellung nicht hinter dem Direktorium zurück, heuchelte Erkenntlichkeit, indem er des, in ihn gesetzten Vertrauens würdig zu sein versicherte. Doch auf beiden Seiten war das Mißtrauen nur allzu vorherrschend; und wenn die Späher des Direktoriums nicht abließen, von Usurpations-Entwürfen zu reden, so warnten Bonaparte's Freunde vor Vergiftungs-Entwürfen, nicht ohne es dahin zu

bringen, daß der General, obgleich frei von jeder kindischen Furcht, an der Tafel gewisser Direktoren nur von den Speisen aß, die er sie essen sah, und nur von den Weinen trank, die auch sie getrunken hatten. Bemerkenswerth in diesem Verhältniß war auch das, daß Barras, ehemals Bonaparte's Beschützer und gegenwärtig, seinem Wunsche zufolge, dessen Freund, seine Kollegen Preis gab, um sich ein ausschließendes Wohlwollen zu sichern, das ihm, wegen seiner Knechtlichkeit, nur um so standhafter versagt wurde, wenn gleich Bonaparte es nicht an Höflichkeitsbeweisen fehlen ließ. Wohin konnte dies führen? . . .

Das Direktorium nahm öfters die Miene an, als sei es um Bonaparte's Rath verlegen; und in jedem dieser Fälle wurde ein Minister an ihn abgesendet, der ihn nach dem Luxemburg berufen mußte. Angelangt daselbst, nahm Bonaparte seinen Sitz neben den Direktoren und gab seine Meinung mit derjenigen Überlegenheit des Takts, die ihn in Sachen der Verwaltung und Regierung eben so auszeichnete, wie in denen des Krieges. Doch höchst selten einverstanden mit den Direktoren, strebte er in seinen politischen Ansichten nach einer Unabhängigkeit, welche seiner Stellung entsprach: einer Stellung, nach welcher er keiner Partei angehören wollte. Dies war in seiner Lage viel leichter, als man wohl glauben möchte. Die Regierung, mit welcher er zu schaffen hatte, stand fortdauernd an dem Rande des Abgrundes, weil sie von entgegengesetzten Faktionen hin und her gezerrt war. Sie hatte vor wenigen Monaten über die Royalisten gesiegt; da sie jedoch diesen Sieg nur mit Hülfe der Patrioten, d. h. der Jakobiner, hatte davon tragen können, so hatten diese ein Übergewicht gewonnen, das zu Ansprüchen verführte, die eine Regierung weder ganz versagen, noch ganz befriedigen kann, wenn sie ihre Autorität bewahren will. Bonaparte hatte den 18. Fruktidor gemißbilligt, nicht weil er sich zu den Royalisten rechnete, sondern weil er glaubte, daß eine

Gesellschaft der Aristokratie nicht entbehren könnte; sein politisches Glaubensbekenntniß, ausgesprochen in seinen Proklamationen an die Cisalpiner und an die Genueser, war keinem Zweifel, keiner Mißdeutung unterworfen. Für den Augenblick hatte er davon den Vortheil, daß alle Mißvergnügte, welcher Partei sie auch angehören mochten, Kreis um ihn zu schließen suchten, während er sich standhaft ihren Bewerbungen um seine Freundschaft entzog. Wie sehr er aber auch zurückhalten mochte: immer war so viel klar, daß er das Verfahren des Direktoriums tadelte und dessen Regierung für schwach und unzulänglich hielt. Wenn er sich auf der einen Seite durchaus nicht als einen Freund und Anhänger des Königthums zeigte, so wollte er auf der andern auch nicht als ein Vertheidiger der Umwälzung und aller von ihr ausgegangenen Greuel erscheinen. Es lag in dem Wesen dieses Starken, zu glauben, daß man die guten Ergebnisse der Umwälzung wohlfeilern Preises hätte erkaufen können. Demgemäß mißbilligte er die Hinrichtung des Königs Ludwig XVI.; und als im Jahre 1798 der 21. Januar gefeiert werden sollte, weigerte er sich standhaft, dieser Feier beizuwohnen, sei es, weil er sie unbedingt mißbilligte, oder weil er etwas für Diejenigen thun wollte, die ihm seit dem 13. Vendemiäre, wo er mit Kartätschen auf sie geschossen hatte, abgeneigt waren. Indem nun die Regierung darauf drang, daß er dem Feste des Königsmordes mit allen seinen Titeln beiwohnen sollte und er dagegen behauptete, daß dies eine Sache des freien Entschlusses sei, kam es zu Unterhandlungen, welche zuletzt damit endigten, daß Bonaparte sich entschloß, der unausweichlichen Feier als Mitglied des National-Instituts beizuwohnen: ein Ausweg, der wenigstens in sofern für den besten gelten konnte, als Bonaparte auf ihm sich den Gaffern entzog und die Unschuld eines Freundes der Wissenschaften gewann.

Eine Probe unabhängiger Denkart war hierdurch ge-

geben, und wer darum wußte und zugleich ein Feind des Direktoriums war, drängte sich nur um so eifriger zu dem selbstständigen General, der bald von Schmeichlern umgeben war. Schon fragten diese: „ob er denn gesonnen sei, nur als General zu dienen? und ob es ihm so viel Überwindung koste, Theil zu nehmen an einer Regierung, worin er durch sein Übergewicht und durch sein politisches Genie zur ersten Rolle berufen sei?" Er selbst fühlte wohl, daß er nicht bloß in Beziehung auf Frankreich der erste Mann seiner Zeit war; doch verblendete er sich darüber nicht gegen die Schwierigkeiten, welche überwunden werden mußten, wenn er ans Ziel gelangen sollte. Mitglied des Direktoriums oder des Raths der Alten konnte er nur unter der Bedingung werden, daß in Beziehung auf ihn eine Ausnahme von dem Gesetz gemacht wurde, nach welchem man, um der einen oder der andern Körperschaft anzugehören, vierzig Jahr alt sein mußte. Nun würde zwar eine Dispensation dieser Art nicht unmöglich gewesen sein; doch was war dadurch für ihn gewonnen, daß er als fünfter Direktor eine Stimme im Direktorium hatte und sich im Kampf mit zwei Rathsversammlungen abnutzte, die von dem Geiste der Unabhängigkeit beseelt waren? In der That, es war, um eine solche Stellung zu gewinnen, nicht der Mühe werth, dem bestehenden Gesetze Gewalt zu thun. Auch empfand Bonaparte sehr richtig, daß, da Frankreich noch den mächtigsten seiner Feinde — England — zu bekämpfen hatte, der Wirkungskreis eines Oberfeldherrn und die Aussicht auf neue Lorbern am angemessensten für ihn wären. Nur in der Art und Weise des auf England zu machenden Angriffs wich er von den Ansichten des Direktoriums ab, ohne sein Geheimniß auf der Stelle zu verrathen.

Das Direktorium beabsichtigte nichts Geringeres, als eine Landung in England selbst; und nichts verführte es noch mehr zu diesem kühnen Gedanken, als die Verwegen-

heit, womit man, nach großen Erfolgen, alles für ausführbar hielt. Was Hoche versucht hatte, bewies, daß man, begünstigt von dichten Herbstnebeln, oder auch von Windstößen, über den Kanal gelangen könnte. Mehr nun schien gar nicht erforderlich zu sein; denn, wie überzeugt man auch von dem Patriotismus des brittischen Volks sein mochte, so glaubte man doch nicht, daß es, dem es damals noch an einer Land-Armee fehlte, den tapferen Soldaten, die in Italien und am Rhein so glänzende Siege davon getragen hatten, werde widerstehen können; vorzüglich, wenn diese von Bonaparte'n angeführt würden. Voll nun von der Überzeugung, daß auch dieses Unternehmen gelingen werde, versetzte das Direktorium den bei weitem stärksten Theil der italienischen und der Rhein-, so wie der Sambre- und Maas-Armee an die Küsten des Oceans. Eben dahin wurden alle andere verfügbare Truppen versetzt. Die Ausmittelung der besten Einschiffungs-Plätze ward Offizieren vom Genie übertragen. In der Ausrüstung der nöthigen Fahrzeuge herrschte die größte Thätigkeit. Man rechnete auf den Beistand der spanischen Flotte, welche auslaufen sollte, sobald ein Windstoß das brittische Geschwader von der Rhede von Cadiz entfernt haben würde; man würde auch auf den Beistand der holländischen Flotte gerechnet haben, wenn diese nicht, vor wenigen Monaten, im Angesicht des Texel einen schweren Schlag gelitten hätte. Durch die Vereinigung der spanischen Marine mit der französischen hoffte man den Übergang einer zahlreichen Flottille und die Versetzung von 60 bis 80000 Mann nach der Westküste Englands hinreichend zu decken; und zur Bestreitung der Kosten dieses Unternehmens hatte man auf neue Finanz-Mittel gedacht. Da das Budget von 616 Millionen für das Jahr VI. zur Beendigung dieser außerordentlichen Ausrüstung nicht hinreichte: so war eine Anleihe von 80 Millionen bei dem Kaufmannsstande in Anregung gebracht worden; und dieser war darauf so freudig

eingegangen, daß gleich in den ersten Tagen der Eröffnung sich Unterzeichnungen auf 15 bis 20,000000 gefunden hatten. Ihren Ernst vollständig an den Tag zu legen und auch die großen Fabrikanten auf ihre Seite zu bringen, hatte die Regierung nicht bloß die englischen Waaren verboten, sondern auch, für die Entdeckung derselben, Haussuchungen angeordnet, welche an demselben Tage und zu derselben Stunde über ganz Frankreich hin angestellt werden sollten.

Bonaparte, seit seiner Ankunft in Paris zum General der sogenannten Armee des Oceans ernannt, gab sich zwar das Ansehn, als unterstütze er den Entwurf des Direktoriums; im Grunde aber mißbilligte er denselben. Nicht daß er an der Möglichkeit des Gelingens einer Landung gezweifelt hätte; allein, indem er dabei nichts Anderes absah, als bloße Zerstörungen und den allmäligen Untergang eines zahlreichen Heeres, wollte er nicht das Werkzeug von Beidem werden. Dazu kamen Betrachtungen, die von ihm selbst hergenommen waren. Die Anstalten, welche gemacht wurden, erforderten noch mehrere Monate; und wenn das Unternehmen selbst gelingen sollte, so mußten Herbstnebel und Winterstürme abgewartet werden. Nun aber war ihm nichts mehr zuwider, als der Gedanke, ein ganzes Jahr müßig zu bleiben, seinen Großthaten keinen neuen Glanz zu geben und in der Meinung, die er von sich verbreitet hatte, selbst dadurch herabzusteigen, daß er sich nicht höher emporschwang. Er ging also einem ganz andern Entwurfe nach: einem Entwurfe, der nicht minder riesenhaft war, als der einer Landung in England, aber vor diesem den Vorzug hatte, daß er in seinen Folgen umfassender war, die Einbildungskraft mehr in Anspruch nahm und schneller ins Werk gerichtet werden konnte. Mit einem Worte: ihn beschäftigte kein anderer Gedanke, als der einer Expedition nach Ägypten. Daß dieser Gedanke ihn aus Italien nach Frankreich zurück begleitete, haben

wir bereits erzählt. Ägypten dachte er sich als den Zwischenpunkt, dessen sich Frankreich bemächtigen müsse, entweder um den levantinischen Handel in seine Gewalt zu bringen, oder um sich des indischen zu versichern. Je mehr mit dieser Idee in Verbindung stand, desto mehr beschäftigte sie sein ganzes Denkvermögen. Durch den Herrn von Talleyrand verschaffte er sich alles, was über Ägypten in den französischen Archiven vorhanden war; und als er, nicht lange darauf, die Küsten des Oceans bereisete, um die wider Großbritannien getroffenen Anstalten in Augenschein zu nehmen, war sein Wagen nur angefüllt mit Denkschriften jenen Gegenstand betreffend, dergestalt, daß, während er, in Auftrag des Direktoriums, mit seiner Person sich am Meeresufer des alten Bataviens befand, seine Einbildungskraft an den Gestaden des Orients umherschwärmte und sich in Gegenden verlor, wo Alexander und Mahomed gesiegt und neue Reiche gestiftet hatten. Schon vorläufig berauschte ihn der Gedanke, daß sein Name von Asien nach Frankreich in einem vielfachen Wiederhall herüber tönen würde.

Die Monate Januar und Februar verstrichen unter Anstalten, welche er für ein bevorstehendes Unternehmen zur See, wenn gleich in einer Richtung traf, welche von der des Direktoriums sehr wesentlich verschieden war. Nach seiner Zurückkunft legte er seinen Entwurf den Direktoren vor, die ihn auf der Stelle erörterten.

Wenn hinterher sehr oft behauptet worden ist, daß die Regierung Frankreichs, um sich von Bonaparte zu befreien, ihn in die abenteuerliche Unternehmung gestürzt habe, welche durch die Eroberung Ägyptens bezeichnet wird: so fehlt so viel an der Wahrheit dieser Behauptung, daß man sagen kann, das Direktorium habe alles, was in seinen Kräften stand, gethan, den General von diesem Gedanken abzubringen. Nun läßt sich zwar keine Rechenschaft darüber ablegen, wie derselbe Entwurf, durch welchen

der Philoſoph Leibnitz Ludwig XIV. von der Eroberung Hollands und von allen gewaltſamen Einwirkungen auf Deutſchland hatte abziehen wollen, in Bonaparte's Kopf, ohne daß dieſer jemals etwas von Leibnitzens Verſuch vernommen hatte, wieder lebendig geworden war; doch verdient das als Thatſache bemerkt zu werden, daß die franzöſiſche Regierung denſelben Entwurf nie ganz aufgegeben hatte. Zweimal war er ſeit Ludwigs XIV. Tode zur Sprache gebracht worden: einmal unter Ludwig XV., als alle amerikaniſchen Kolonien Frankreichs in Gefahr ſchwebten; das andere Mal, als Joſeph II. und Rußlands Katharina II. das türkiſche Reich bedroheten. Sogar vor kurzer Zeit hatte Herr Magallon, franzöſiſcher Konſul zu Cairo (ein über den Zuſtand Ägyptens und des Morgenlandes gründlich unterrichteter Mann) Denkſchriften an die Regierung gerichtet, theils um über den Schaden zu berichten, den die Mameluken dem franzöſiſchen Handel zufügten, theils um die Vortheile ins Licht zu ſtellen, welche ſich von einer an dieſen Uſurpatoren genommenen Genugthuung ziehen ließen.

Gleichſam gepanzert mit allen dieſen Beweisſtücken, vertheidigte Bonaparte ſeinen Entwurf. In ſeiner Darſtellung war Ägypten, vermöge ſeiner Lage zwiſchen Europa und Aſien, das Land, wo man ſich feſtſetzen mußte, um England zu Grunde zu richten. Aus dem mittelländiſchen Meere müſſe ein franzöſiſcher Landſee werden. Von Ägypten aus habe man es in ſeiner Gewalt, das türkiſche Reich in ſeinem Daſein zu beſchützen, oder den beſten Theil der Beute an ſich zu bringen. Wäre man einmal in dem Beſitze Ägyptens, ſo könnte man zweierlei bewerkſtelligen: einmal nämlich, eine Seemacht im rothen Meere ſchaffen und die Niederlaſſungen der Engländer auf der indiſchen Halbinſel zerſtören; zweitens, aus Ägypten eine Kolonie machen, die ein Stapelort für den ganzen indiſchen Handel wäre. Da alle Karavanen Syriens, Arabiens und Afrika's in Kairo zuſammenträfen: ſo würde ſchon der Verkehr

mit diesen Ländern unermeßlich sein. Des ganzen Erdballs fruchtbarstes Land sei Ägypten, und außer den Getreidearten, an welchen es Überfluß hätte, könnte es sämmtliche Produkte Amerika's liefern, oder diese ersetzen. Man möchte also Ägypten zum Abgangspunkt für Angriffe auf die Niederlassungen der Engländer, oder zu einem bloßen Stapelort machen: immer würde man es dahin bringen, daß der Handel in seine natürliche Bahn zurückträte, die sich nur in Frankreich endigen könnte.

Auch die Opportunität des Unternehmens ließ Bonaparte nicht aus der Acht. Gestützt auf die Berichte des Consuls Magallon, behauptete er, der rechte Zeitpunkt zur Abfahrt sei nahe. Würden die Ausrüstungen beschleunigt, so könnte man beim Eintritt des Sommers, d. h. zu einer Zeit anlangen, wo die Ernte beendigt und die Winde für die Nilfahrt günstig wären. In England könnte man vor dem Winter nicht landen, und die Landung werde um so schwieriger sein, je mehr die Britten gewarnt und auf einen Angriff gefaßt wären. Dagegen würde das Unternehmen auf Ägypten mit keinen wesentlichen Schwierigkeiten verbunden sein; denn die Überraschung werde alles erleichtern. Hätten die Franzosen sich in dem Zeitraum von einigen Monaten festgesetzt, so wollte er für seine Person im Herbste zurückkommen, um die Landung in England zu bewerkstelligen, welche alsdann auch dadurch erleichtert sein werde, daß England einen Theil seiner Flotte nach Indien gesendet haben würde. Von seinen persönlichen Beweggründen schwieg Bonaparte; doch hatte man mehr als einmal aus seinem Munde vernommen, „daß große Namen nur im Orient erworben würden."

Das Direktorium hatte gegen diesen Entwurf nicht wenig einzuwenden. Am hartnäckigsten bewies sich Lareveillere-Lepeaux in der Bekämpfung desselben. Man werde, sagte er, auf diesem Wege 30 bis 40000 der besten Soldaten Frankreichs einbüßen und sich des berühmtesten Ge-

nerals berauben, deßjenigen, den Österreich am meisten fürchte; und das alles zu einer Zeit, wo das europäische Festland nichts weniger als beruhigt wäre, und wo die Entstehung neuer Republiken stärkere Befürchtungen angeregt hätte. Außerdem aber werde man die Pforte zur Ergreifung der Waffen nöthigen, indem man eine ihrer Provinzen verschlänge.

Bonaparte, dem diese Einwendungen nicht unerwartet kamen, erwiederte: nichts sei leichter, als den Engländern zu entrinnen, wenn man sie über den Entwurf irre leitete; Frankreich, mit seinen 3 bis 400,000 Soldaten, könne ohne Gefahr 30 bis 40000 Mann entbehren; er für seine Person werde nicht lange ausbleiben; die Pforte, für welche Ägypten längst verloren sei, werde die Bestrafung der Mameluken nicht ungern sehen, auch könne man sich mit ihr verständigen; das europäische Festland werde sich nicht sogleich in einen neuen Krieg stürzen u. s. w. Dabei sprach er von Malta, das er, im Vorüberzuge, den Rittern entreißen und zu Frankreich schlagen wollte ....

Die Erörterung dieses wichtigen Gegenstandes wurde jeden Augenblick lebhafter, und in einer Anwandlung von Ungeduld, welche leidenschaftliche Gemüther nur allzu leicht empfinden, sprach Bonaparte das Wort „Entlassung" aus, glaubend, daß dies Wort noch eben die Wirkung hervorbringen werde, wie während seiner italienischen Feldzüge. Doch die Wirkung war eine ganz andere. „Ich bin weit davon entfernt, erwiederte ihm Lareveillere-Lepeaux in einem festen Tone, zu wollen, daß man Sie entlasse; doch wenn Sie Ihre Entlassung fordern, so bin ich der Meinung, daß man sie annehme." Von diesem Augenblicke an sprach Bonaparte nicht mehr von Entlassung.

Besiegt von den Gründen Bonaparte's und zugleich verführt von der Größe des Unternehmens, von den Handelsvortheilen, die sich daran knüpften, und von dem Versprechen des siegreichen Generals, noch vor dem Ein-

tritt des Winters zurückzukehren und die Landung in England zu versuchen, willigte das Direktorium in die vorgeschlagene Expedition. Das Geheimniß derselben desto besser zu bewahren, verbarg man es sogar vor den Ministern. Merlin, in dieser Zeit Vorsitzender des Direktoriums, schrieb die Ordre mit eigener Hand, drückte aber in ihr die Natur der Unternehmung keineswegs aus. Man kam darin überein, daß Bonaparte 36000 Mann von der italienischen Armee, eine gewisse Anzahl von Offizieren und Generalen seiner Wahl, außerdem aber auch Gelehrte, Ingenieure, Geographen, Handwerker aller Art mit sich nehmen sollte. Ihm wurde das Geschwader des Admirals Brueys, verstärkt durch einen Theil der zu Toulon gebliebenen Schiffe, überlassen. Der Schatz erhielt den Befehl, jede Dekade 1½ Million an ihn zu zahlen. Außerdem bewilligte man ihm 3 Millionen von einem Fund, den man in Bern gemacht hatte und von dem im nächsten Kapitel die Rede sein wird. Bonaparte seinerseits errichtete, ohne Zeitverlust, eine Kommission, welche den Auftrag erhielt, in den Häfen des mittelländischen Meeres Schiffe als Überfahrtsmittel in Bereitschaft zu halten. Sie führte den Titel: „Kommission zur Bewaffnung der Küsten des mittelländischen Meeres;“ der Zweck dieser Rüstung war ihr aber eben so unbekannt, wie allen übrigen Sterblichen, Bonaparte'n und die fünf Direktoren allein ausgenommen. Da in allen Häfen zu gleicher Zeit Vorkehrungen getroffen wurden: so war die allgemeine Voraussetzung, daß das, was am Mittelmeere geschah, nur eine Folge der Rüstungen in den Häfen des Oceans sei; auch nannte man das am Mittelmeere versammelte Heer den linken Flügel der Armee von England.

Bonaparte war die Thätigkeit selbst, sobald er die Einwilligung des Direktoriums in seinen Lieblingsentwurf erhalten hatte. In stetem Verkehr mit allen Ministern, bestimmte er vier Punkte zur Vereinigung der Convois und

der Truppen; der Haupt-Convoi sollte abgehen von Toulon; der zweite von Genua; der dritte von Ajaccio auf Korsika; der vierte von Civita-Vecchia. Auf Toulon und Genua richtete er die Absendungen der italienischen Armee, welche nach Frankreich zurückkehrten; auf Civita-Vecchia eine derjenigen Divisionen, welche nach Rom gezogen waren. In Frankreich, wie in Italien, schloß er Verträge mit den Besitzern von Kauffahrtheischiffen, und verschaffte sich auf diese Weise 400 Fahrzeuge in den Häfen, die zur Abfahrt bestimmt waren. Er brachte eine zahlreiche Artillerie zusammen. Aus der Reiterei wählte er 2000 von den besten Reitern, welche er ohne Pferde einschiffen ließ, weil er Willens war, sie auf Kosten der Araber beritten zu machen; nur Sattel- und Zaumzeug wurde zu Schiffe gebracht, mit etwa 300 Pferden, theils zur Bespannung der Kanonen, theils um nicht von aller Reiterei bei der ersten Landung entblößt zu sein. Er vereinigte zugleich Handwerker aller Art und ließ zu Rom griechische und arabische Druckereien in Beschlag nehmen. Auch sorgte er für eine vollständige Sammlung von physikalischen und mathematischen Instrumenten. Die Zahl der für die Expeditionen gewonnenen Künstler und Gelehrten aller Art belief sich auf nicht weniger, als hundert; unter ihnen befanden sich Männer von berühmten Namen, wie Monge, Bertholet, Fourier, Dolemieux u. s. w. Da war Niemand, der sich nicht dem Glücke des jungen Generals anzuschließen gewünscht hätte. Wohin es gehen würde, wußte Keiner: dennoch war man bereit, ihm zu folgen. Kleber, mißvergnügt mit der Regierung, nahm Bonaparte's Antrag, ihn zu begleiten, mit Freuden an, und fragte bloß: „ob die Advokaten nichts dagegen einzuwenden haben würden;" so nannte man schon in diesen Zeiten die Direktoren. Nicht minder freudig trat Desair bei, welcher, während der Unterhandlungen von Udine, die Schlachtfelder Italiens besucht hatte und seitdem Bonaparte's Freund auf

jede Gefahr geworden war. Diesen beiden Generalen höherer Ordnung fügte Bonaparte aus freier Wahl hinzu: Reynier, Dugua, Vaubois, Bon, Menou, Baraguai-d'Hilliers, Lannes, Murat, Belliard und Dammartin, welche ihm schon in Italien große Dienste geleistet hatten. Der tapfere und einsichtsvolle Caffarelli-Dufalga, welcher an den Gestaden des Rheins ein Bein verloren hatte, trat an die Spitze der Ingenieure; und der schwache und bequeme Berthier wurde zum Chef des Generalstabes bestimmt, so gering seine Lust dazu auch war. Brueys befehligte das Geschwader; Villeneuve, Blanquet-Duchayla, Decres wurden zu Gegenadmiralen, Gantheaume zum Chef des Generalstabes der Marine ernannt. Auf diese Weise schlossen sich die ausgezeichnetsten Männer Frankreichs, welcher Kunst oder Wissenschaft sie auch angehören mochten, im Vertrauen auf den erprobten Charakter eines jungen Generals, einem Unternehmen an, dessen wahrer Zweck ihnen ganz unbekannt war; und wenn irgend etwas für die naturgemäße Nothwendigkeit der Monarchie spricht, so ist es diese Erscheinung, welche sonst ganz unerklärlich sein würde.

Dies alles geschah unter Umständen, die nichts weniger als günstig waren und deren wir im nächsten Kapitel ausführlicher gedenken müssen, damit das, was bald nach Bonaparte's Abfahrt geschah, in ein helleres Licht treten möge.

Zweites Kapitel.

Neue Bewegungen zur Hintertreibung eines bleibenden Friedensschlusses.

Auch bei dem besten Willen, mit den Mächten des festen Landes in Frieden und Eintracht zu leben, konnte die französische Regierung dieser Zeit nicht ans Ziel gelangen. Das stärkste Hinderniß lag in ihrer eigenen Form, d. h. in der von ihr angenommenen anti-monarchischen Verfassung. Verändertes Staatsrecht und gestörte Völkerverhältnisse stehen nur deßhalb in einem ursachlichen Zusammenhange, weil alles Gleichgewicht der Staaten auf Übereinstimmung der organischen Gesetze beruht. Fehlt es also an dieser Übereinstimmung, so muß darum so lange gekämpft werden, bis sie auf die eine oder die andere Weise zurückgeführt ist.

Der Congreß zu Rastadt war bestimmt, dem Frieden von Campo-Formio Ausbildung und Dauer zu geben. Doch wie viel fehlte daran, daß dies auch nur möglich gewesen wäre! Mainz und der Brückenkopf von Mannheim befanden sich in den Händen der Franzosen, als die Berathschlagungen der Abgeordneten ihren Anfang nahmen. Diese Berathschlagungen erfolgten zwischen zwei Heeren, von welchen das französische das deutsche Reich an den Ufern des Rhein und des Main, das österreichische dasselbe durch Besatzungen in Philippsburg, Ulm und Ingolstadt einschloß. Von Seiten Österreichs war die Annahme eines französischen Gesandten mit dem Vorwande abgelehnt

worden, daß man für den Augenblick durch die Minister korrespondiren könnte, welche beide Mächte auf dem Congreß zu Rastadt hätten: ein Verfahren, das nur allzu stark bewies, wie wenig dem deutschen Kaiser an einem guten Vernehmen mit Frankreich gelegen war.

Die ersten Erklärungen zwischen der Deputation des Reichs und den österreichischen Ministern verriethen, wo nicht Erbitterung, doch wenigstens Empfindlichkeit. Die Reichsstände beklagten sich nämlich darüber, daß Österreich, durch die Anerkennung der Rheinlinie für Frankreich und durch die Überlieferung der Festung Mainz und des Brükkenkopfs von Mannheim, auf ihre Beraubung hinwirke und sie jetzt Preis gebe, nachdem es das Reich zum Kriege gegen Frankreich fortgerissen habe. Hierauf erwiederten die Minister des Kaisers: der Krieg sei um des Reichs willen, vorzüglich wegen der im Elsas angesessenen Fürsten unternommen worden; nach und nach von allen Reichsfürsten verlassen, habe Österreich die ganze Last des Krieges allein getragen und in diesem hartnäckigen Kampfe einen Theil seiner Staaten eingebüßt, namentlich die reichen Provinzen Belgiens und der Lombardei; nach so großen Opfern wäre es erstaunt, statt wohlverdienter Anerkennung seiner Tugend und Großmuth, nur Klage zu vernehmen.

Erklärungen dieser Art konnten zu nichts führen, weil Geschehenes nicht ungeschehen gemacht werden kann. Man mußte also vorschreiten zu den Grundlagen der Unterhandlung. Da nun die Franzosen auf die Abtretung des linken Rheinufers drangen und zur Entschädigung der ihres Besitzes beraubten Fürsten die Säkularisationen von Bisthümern in Vorschlag gebracht hatten: so war es hauptsächlich dieser Gegenstand, der ins Auge gefaßt werden mußte. Gegen die Sache selbst ließ sich wenig einwenden; sie war im Geist eines Jahrhunderts, welches je mehr und mehr empfand, daß eine öffentliche Lehre, die ihre Kraft verloren hat, durch ihre materiellen Stützen nur Verwirrung

antrichtet. Auch waren Österreich, Preußen und die beraubten Fürsten des linken Rheinufers fast unbedingt für die Anwendung dieses Entschädigungsmittels. Nur der Überrest der Reichs-Deputation wollte damit nichts zu schaffen haben, weil ihre Vollmachten auf die Erhaltung der Integrität des Reichs lauteten. Unter diesen Umständen drangen die französischen Bevollmächtigten auf angemessenere Vollmachten. Diese wurden nun zwar von dem Reichstage ertheilt; doch obgleich sie auf die Abtretung des linken Rheinufers lauteten, so fuhr die Deputation dennoch fort, dies Ufer als zu Deutschland gehörig zu vertheidigen. Ihre Gründe waren: „das deutsche Reich habe den Krieg nicht zuerst erklärt, und Cüstine sei jeder Erklärung durch die Eroberung von Mainz und durch die Verheerung Frankens zuvorgekommen. Nur vertheidigt habe sich das deutsche Reich; und wenn es dafür büßen solle, so möchte man wohl erwägen, daß durch die Abtretung des linken Rheinufers seine ganze Verfassung über den Haufen geworfen und sein ganzes Dasein in Gefahr gebracht werde: ein Dasein, an dessen Erhaltung Europen so viel gelegen sein müsse. Für einen Staat von dem großen Umfange der französischen Republik wären die Provinzen des linken Rheinufers von geringer Wichtigkeit; die Rheinlinie aber könne ersetzt werden durch eine andere Militär-Linie, z. B. durch die Mosel." Den französischen Bevollmächtigten fehlte es nicht an triftigen Gegengründen, welche von dem Gange des Krieges hergenommen waren; und indem sie auf ihrer Forderung bestanden, würden sie ihr Ziel schon am Schlusse des Februar erreicht haben, wenn nicht in den ersten Monaten des Jahres 1798 so Vieles geschehen wäre, was neuen Argwohn gegen Frankreich in Gang brachte.

Während Frankreich, jetzt nur noch in Krieg mit England, die Mächte Europa's für sich zu gewinnen strebte, hatte es die schwere Aufgabe zu lösen, die unter seinem Schutz entstandenen neuen Republiken so zu zügeln, daß

durch sie nicht neue Mißverhältnisse herbeigeführt wurden. Nun hatte es zwar Armeen in Holland, in Ligurien (so wurde die Republik Genua genannt, nachdem sie sich an Frankreich angeschlossen hatte) und in Cisalpinien; allein wie wenig vermochten diese unter Umständen, die ganz unwiderstehlich zu immer stärkerer Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung aufforderten! Die gebietenden Autoritäten waren vernichtet, weil mit ihnen keine Antimonarchie bestehen konnte; und indem bloße Körperschaften an ihre Stelle getreten waren, fehlte nicht bloß das Vertrauen, sondern auch die Bereitwilligkeit zum Gehorchen; denn der Jakobinismus tritt ganz von selbst da ein, wo er die Wahrscheinlichkeit für sich hat, die gesellschaftlichen Schranken zu durchbrechen.

In Holland hatte die gemäßigte Partei, welche die Einheit der Nation zu bewahren wünschte, mit den Orangisten (Kreaturen des Statthalters), mit den Föderalisten oder Anhängern der alten Provinzial-Spaltungen, endlich mit den Demokraten oder Jakobinern zu kämpfen, welche alle Schranken verschmäheten. Das französische Direktorium konnte es nur mit der gemäßigten Partei halten, weil damit der größte Vortheil für Frankreich verbunden war. Doch wie damit zu Rande kommen, da der Gesandte Noel beschuldigt wurde, es mit den Föderalisten zu halten? Da ein Entschluß gefaßt werden mußte, so ernannte das Direktorium den General Joubert zum Oberbefehlshaber der holländischen Armee und ersetzte Noel durch den gewesenen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Delacroix. Kaum aber war dieser in Holland angelangt, als er auf einem, ihm zu Ehren gegebenen Feste, zu welchem sämmtliche fremde Minister eingeladen waren, das volle Glas in der Hand, in die Worte ausbrach: „Warum giebt es denn keinen Bataver, welcher die Verordnung (das bisherige Staatsgrundgesetz) auf dem Altar des Vaterlandes zu erdolchen wagt?“ Welchen Eindruck konnten so leidenschaft-

liche Worte auf die Fremden machen? Die Verordnung wurde, kurz darauf, wirklich erdolcht. Drei und vierzig Abgeordnete, welche bereits gegen das Verfahren der National-Versammlung protestirt hatten, vereinigten sich am 22. Januar in dem Hotel von Harlem, und, hier von den Truppen unterstützt, gingen sie nicht anders zu Werke, wie man zu Paris am 18. Fruktidor verfahren hatte. Sie schossen eine gewisse Anzahl von verdächtigen Mitgliedern von der National-Versammlung aus, sperrten einige derselben ein, kassirten die Verordnung und verwandelten die Versammlung in eine Art von Convent. Nach wenigen Tagen war eine der französischen ähnliche Verfassungsurkunde aufgesetzt und in Thätigkeit gebracht. Dem Convent nachahmend, setzten die neuen Dirigenten die Regierung aus Mitgliedern der gegenwärtigen Versammlung zusammen, und konstituirten sich zu Direktorium und gesetzgebendem Körper. Die, von welchen dergleichen ausgeht, sind in der Regel die Entschlossensten ihrer Partei. Es war demnach zu fürchten, daß die neue batavische Regierung sehr demokratischen Geistes sein werde; und da alles unter dem Einfluß des französischen Ministers geschehen war, so mußte man annehmen, Frankreich strebe nach Universal-Herrschaft, indem es darauf ausgehe, alles rund um sich her zu republikanisiren: eine Voraussetzung, welche selbst dann nicht ungegründet war, wenn man von keinem der Direktoren mit Wahrheit sagen konnte, daß er ein solches Ziel verfolge.

Noch Auffallenderes geschah in Italien.

Auch in dieser Halbinsel war der Parteigeist nur allzu wirksam; das Übergewicht aber hatten die Demokraten. In der ligurischen und in der cisalpinischen Republik wurde der öffentliche Friede einigermaßen durch die zurückgebliebenen Truppen bewahrt, an deren Spitze Berthier stand; da dieser jedoch nicht verhindern konnte, daß die französischen, die cisalpinischen und die ligurischen Demokraten

mit den piemonteſiſchen, toskaniſchen, römiſchen und neapolitaniſchen Demokraten korreſpondirten, ſo war allenthalben Bewegung und Unruhe. Die allgemeine Vorausſetzung dieſer Partei war, daß die franzöſiſche Regierung zwar durch ihre Politik verhindert werde, neue Umwälzungen in Gang zu bringen, daß ſie ſich aber der zu Stande gebrachten unfehlbar annehmen werde; daß es folglich nur auf neue Verſuche ankomme.

Dem Abgrunde am nächſten ſtand die päbſtliche Regierung. Nicht daß es ihr an Vertheidigungsmitteln gefehlt hätte, oder daß ſie läſſig geweſen wäre in Verhaftung der unruhigen Köpfe; allein ein bejahrter Pabſt, deſſen Stolz gedemüthigt war, und rathloſe Kardinäle, die ihre Bequemlichkeit über alles liebten, waren ſchlecht geeignet, einen wankenden Staat aufrecht zu erhalten. Auf die Einflüſterungen der cisalpiniſchen Demokraten hatte die ankonitaniſche Mark ſich bereits zu einer Republik konſtituirt; und von hier aus verbreitete ſich der Revolutions-Schwindel über das, was von dem Kirchenſtaat noch übrig war. Das öffentliche Mißvergnügen diente dieſem zur Stütze. Geſunken war das Anſehn der päbſtlichen Regierung, ſeitdem Pius VI. durch den Traktat von Tolentino genöthigt worden war, ſogar die Koſtbarkeiten ſeines Thrones zur Befriedigung der Franzoſen hinzugeben. Neue Steuern, ein Papiergeld, das bei ſeiner erſten Einführung zwei Drittel ſeines Werths verlor, endlich die Veräußerung eines Fünftels der geiſtlichen Güter, hatte alle Klaſſen mit Unzufriedenheit erfüllt, die Prieſterklaſſe gar nicht ausgenommen. Die Großen Roms, angeſteckt von dem unkirchlichen Geiſte des neunzehnten Jahrhunderts, murrten ganz laut über eine ſchwache und einfältige Regierung, nicht ohne zu erkennen zu geben, daß es an der Zeit ſei, die weltliche Regierung des Kirchenſtaates den Händen unwiſſender und unfähiger Eheloſen zu entwinden, um ſie auf Perſonen zu übertragen, welche ſich auf eine richtigere Behandlung

der gesellschaftlichen Angelegenheiten verständen. Die Stimmung des römischen Volks war also dem Pabste eben nicht günstig. Inzwischen war die Zahl der Demokraten gar nicht groß; und da sie für Feinde der Religion galten, so gewannen sie kein Erdreich. Die in Rom befindlichen französischen Künstler munterten unstreitig auf; doch nicht der französische Minister. Dies war Joseph Bonaparte, ein Bruder des Generals. Unumwunden gestand er denen, die sich um seinen Beistand bewarben, daß er sie nicht unterstützen könne, und daß sie, im Kampf mit der Regierung, sich selbst unglücklich machen, Frankreich aber in große Verlegenheit setzen würden.

Nichts desto weniger zeigten sie ihm am 26. December 1797 an, daß eine Bewegung Statt finden werde, und was er auch thun mochte, um sie zur Besonnenheit zurück zu führen, so erreichte er doch nichts, weil die Revolutionäre den Grundsatz angenommen hatten, „daß man alles wagen und Frankreich gegen seinen Willen fortreißen müsse." Wirklich vereinigten sie sich am 28. December, um eine Bewegung zu versuchen. Zerstreut durch die päbstlichen Dragoner, flüchteten sie sich in den Gerichtssprengel des französischen Gesandten, d. h. unter die Bogengänge des Palastes Corsini, der von ihm bewohnt wurde. Jetzt eilte Joseph Bonaparte mit einigen französischen Truppen und dem General Duphot herbei, einem ausgezeichneten Offizier der italienischen Armee, welcher im Begriff stand, sich mit der Schwägerin des Ministers zu vermählen. Die Absicht war keine andere, als ein Gemetzel abzuwenden. Doch die päbstlichen Truppen gaben Feuer und die Folge davon war, daß Duphot getödtet wurde. Der Tod dieses jungen Generals machte einen tiefen Eindruck, den nur die römische Regierung nicht theilte. Vierzehn Stunden verstrichen, ehe sie den französischen Minister beschickte. Dieser, aufgebracht von so viel Hochmuth, forderte auf der Stelle seine Pässe, erhielt dieselben und reisete unverweilt nach Toskana.

Ohne Zweifel hätte die römische Regierung diesem Auftritte zuvorkommen können, wenn ihr weniger daran gelegen gewesen wäre, den Demokraten eine derbe Lehre zu geben. Die nächste Frucht, die sie von ihrem Unverstand einerntete, war jedoch — der allgemeine Unwille der italienischen Patrioten; und einverstanden mit diesen, vielleicht aber auch lüstern nach einer Veränderung ihrer Lage, verlangte die cisalpinische Armee mit lautem Geschrei, nach Rom geführt zu werden.

Nur gering war die Verlegenheit des Direktoriums wegen dieser Auftritte. Es sah in dem Pabst das geistliche Haupt der Feinde der Umwälzung. Ihn zu vernichten, fühlte es sich um so stärker versucht, weil es in ihm den Hauptträger eines veralteten und eben deßwegen tyrannischen Kirchenthums erblickte. Zwar konnte es darauf rechnen, daß es die Mächte verletzen und ihre Dazwischenkunft aufrufen werde; doch, was auch die Nachtheile eines feindseligen Beschlusses sein mochten — die revolutionären Leidenschaften trugen den Sieg davon. General Berthier, welcher in Italien befehligte, erhielt demnach den Befehl, auf Rom zu marschiren. Hierbei war die Voraussetzung, daß der Sturz des Pabstes wenig Lärm in Europa machen werde, da er weder der Verwandte, noch der Verbündete irgend eines Hofes war.

Die Freude derer, die sich Philosophen zu nennen pflegen, über diesen Entschluß war eben so groß, wie die der Republikaner. Als Berthier den 10. Februar 1798 vor der Hauptstadt der alten Welt anlangte, welche die republikanischen Heere noch nicht gesehen hatten, machten die Soldaten einen Augenblick Halt, um des Anblicks zu genießen, der sich ihnen darbot. Der spanische Minister Azara (dieser allgemeine Vermittler der italienischen Mächte in ihren Streitigkeiten mit Frankreich) erschien sogleich im Hauptquartier, um ein Übereinkommen zu Stande zu bringen. Die Engelsburg wurde den Franzosen mit der unter

allen zivilisirten Völkern hergebrachten Bedingung überliefert, daß sie den Kultus, die öffentlichen Institute, die Personen und das Eigenthum respektiren sollten. Der Pabst blieb im Besitz des Vatikans, und Berthier, der durch das sogenannte Volksthor in Rom einzog, wurde, gleich den ehemaligen Triumphatoren, auf das Kapitol geführt. Die Demokraten, außer sich vor Freude, versammelten sich in jenem Campo-Vaccino, wo sich einige Spuren des alten Forums finden, und umgeben von einem Pöbel, der neuen Ereignissen nie seinen Beifall versagt, proklamirten sie die römische Republik, worüber von einem Notarius eine Urkunde aufgenommen wurde, die den Rücktritt des römischen Volks in den Besitz der verlorenen Souveränetät erklärte. Der Pabst, welcher im Vatikan zurückgeblieben war, wurde nunmehr aufgefordert, seiner weltlichen Macht zu entsagen; denn in die geistliche wollte man sich nicht mischen. Pius VI. antwortete nicht ohne Würde, „daß es nicht in seiner Macht stände, ein Eigenthum aufzugeben, das nicht ihm, sondern den Nachfolgern der Apostel gehöre.“ Diese Theologie setzte die französischen Generale in keine Verlegenheit. Obgleich im Übrigen wegen seines Alters mit Schonung behandelt, wurde der Pabst zur Nachtzeit aus dem Vatikan nach Toskana versetzt, wo man ihn in einem Kloster ein Asyl gab. Er hatte zwanzig Jahre regiert, als dies geschah. Gleichwohl blieben die Römer gleichgültig bei seinem Schicksal.

Bald nach der Versetzung des Pabstes ging Berthier nach Paris zurück. Massena, dem der Oberbefehl zu Theil geworden war, benutzte seinen Posten zur Bereicherung. Paläste, Klöster, reiche Sammlungen wurden von ihm geplündert; und die größten Kostbarkeiten geriethen in die Hände der Juden, welche der Armee nachgezogen waren. Das schlechte Beispiel, das der Obergeneral hierdurch gab, wurde um so stärker empfunden, weil die Subalternen keinen Theil an dem Gewinn erhielten, wie groß auch ihre

Entblößung war, da ihnen kein regelmäßiger Sold gereicht wurde. Wenig fehlte daran, daß es zu einer Empörung kam, worin der mißvergnügte Theil der Römer gemeinschaftliche Sache mit den Unzufriedenen zu machen drohete. Massena wendete diese Gefahr dadurch ab, daß er in der Engelsburg eine Besatzung zurückließ und den Überrest des Heeres aus Rom führte und in die Umgegend vertheilte. Als das Direktorium von dem Hergang unterrichtet war, rief es Massena'n ab und sendete eine Kommission von vier rechtschaffenen und aufgeklärten Männern nach Rom, um die neue Republik zu organisiren. Diese Männer waren Daunou, Monge, Florent und Faypoult; der letztere ein geschickter Verwalter, dem das Finanzwesen übertragen wurde. Die italienische Armee wurde getheilt, und die, welche den Pabst entthront hatte, erhielt die Benennung der römischen.

Die Hauptsache war, die neue Revolution bei den Mächten des festen Landes zu rechtfertigen. Spanien, wie sehr auch dessen Frömmigkeit gefürchtet wurde, sagte kein mißbilligendes Wort, so sehr stand es unter dem Einflusse Frankreichs. Auch Österreich wurde nicht laut, theils weil man erklärte, daß die neue Republik nicht mit der cisalpinischen verschmolzen werden sollte, theils weil das Direktorium so zuvorkommend war, daß es zu einer Zeit, wo der Kaiser noch keinen Gesandten nach Paris geschickt hatte, den General Bernadotte nach Wien sendete, um die nöthigen Aufschlüsse zu geben und daselbst zu bleiben. Nur der neapolitanische Hof war außer sich darüber, daß man die Revolution ihm so nahe gebracht hatte. Er verlangte, um sich hierüber zu beruhigen, nicht weniger als zwei bis drei Provinzen des Kirchenstaates; vor allen das Fürstenthum Bonevent und das Gebiet von Ponte-Corvo, als am vortheilhaftesten für das Königreich gelegen. Garat wurde in dieser Zeit nach Neapel gesendet, um einen Bruch mit diesem Hofe zu hintertreiben.

Die Entstehung der römischen Republik, so wie wir dieselbe enthüllt haben, lieferte einen neuen Beweis, daß Frankreich mit seiner anti-monarchischen Regierung es gar nicht in seiner Gewalt hatte, innerhalb gewisser Grenzen zu bleiben. Doch sollte dieser neue Beweis nicht der letzte sein; es sollte sogar offenbar werden, daß nicht die Monarchien allein etwas von dem anti-monarchischen Frankreich zu fürchten hätten, sondern selbst Republiken, vorausgesetzt (was gar nicht zu vermeiden war), daß sie in ihrem Organismus von der französischen abwichen.

Zu allen Zeiten und in allen Ländern ist die gesellschaftliche Organisation das Produkt der Mittel gewesen, über welche man zu gebieten hatte, um die individuelle Freiheit mit der öffentlichen Ordnung in Übereinstimmung zu bringen; und der wesentliche Unterschied zwischen Republik und Monarchie hat immer nur darin bestanden, daß in jener die höchste Autorität durch ein Collektiv-Wesen, Senat, oder wie man sonst will, genannt, in dieser hingegen durch ein Einzelwesen unter der Benennung von Fürst oder König oder Kaiser ausgeübt wurde. Für die bessere Bildung der Gesetze und Institutionen war dieser Unterschied so gut als ganz unwirksam, außer, sofern die größere Schwäche des Collektiv-Wesens in den Republiken lebhafter zu Abänderungen herausforderte. Da nun der Schweizerbund zu einer Zeit entstanden war, wo die Lehnsherrlichkeit noch überall vorherrschte, so dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß ihr Geist bei der Bildung der gesellschaftlichen Verhältnisse auch in dem Schweizerlande ausnehmend wirksam gewesen war. Es gab also, die Lehnsherrlichkeit als eine Militär-Hierarchie aufgefaßt, in diesem Lande Abhängigkeiten, wie in den Feudal-Monarchien, mit dem Unterschiede jedoch, daß, während in diesen der Vasall von seinem Souverän abhing, dort Völker von anderen Völkern abhingen. So standen der Aargau und das Waadtland unter der Botmäßigkeit der Berner Aristokratie; ferner

Nieder-Wallis unter Ober-Wallis; endlich die italienischen Ortschaften, d. h. die in Italien auslaufenden Thäler, unter verschiedenen Kantonen. Außerdem gab es noch eine große Anzahl von Gemeinen, welche von gewissen Städten abhingen, und der ganze Kanton St. Gallen wurde nach Lehnrecht von einem Kloster regiert, dessen Abt sich zu den europäischen Souveränen rechnete. Die Bedingungen, unter welchen die Unterwerfung erfolgt war, fanden sich in Lehnsbriefen, die in Vergessenheit gerathen waren und nicht ans Licht gezogen werden durften. Den Städten unterworfen, lebte das flache Land unter dem Druck der empörendsten Monopole, und nirgends war die Tyrannei der Zünfte und Innungen noch tyrannischer, als in der Schweiz. Nur langsam und sehr allmälig war die Aristokratie in den Besitz ihrer Gewaltfülle gekommen. In Bern, dem ausgezeichnetsten unter diesen kleinen Staaten, hatten einige Familien sich der höchsten Autorität bemächtigt und alle übrigen davon ausgeschlossen; sie hatten ihr goldenes Buch, in welches die Namen der regierenden Familien eingetragen waren. Weit gefehlt, daß die Sitten die Strenge der Gesetze in diesem Lande gemildert hätten, entfalteten die Regierungen der vornehmsten Städte eine Härte, die nicht selten in Grausamkeit ausartete. Hinrichtungen waren nirgends häufiger, als in Bern, Zürich und Genf; und in allen Theilen Europa's fand man Schweizer, die entweder verbannt waren, oder sich den aristokratischen Verbannungen durch ein freiwilliges Exil entzogen hatten. Im Übrigen waren die dreizehn Kantone ohne alle politische Kraft. Schlecht vereinigt und eben dadurch unfähig zur Vertheidigung, lebten sie unter einander in Unfrieden und die allen Staatenbünden eigenthümliche Eifersucht brachte nichts so sicher mit sich, als daß sie in ihren gegenseitigen Streitigkeiten ihre Zuflucht zu benachbarten Mächten nahmen und durch besondere Verträge theils mit Österreich, theils mit Piemont, theils mit Frankreich verbündet waren.

Bei dieser Beschaffenheit des Schweizerbundes konnte die französische Umwälzung nicht verfehlen, zu einem Gährungsstoff für das Schweizerland zu werden; der Grundsatz der Gleichheit und Freiheit mußte wie ein Funken wirken, der in eine Pulvertonne fällt. Auch fehlte es vom Jahre 1793 an nicht an Bewegungen in den Frankreich zunächst gelegenen Städten Zürich, Basel und Genf. In der letztern Stadt waren diese Bewegungen sogar blutig geworden. Die stärksten Fortschritte hatten die revolutionären Ideen Frankreichs jedoch im Waadtlande gemacht; und eben deßwegen hatten die Berner Aristokraten nichts von dem unterlassen, was Frankreich in diesen Zeiten am meisten verletzte. Nicht genug, daß sie den Ausgewanderten jeden Vorschub geleistet hatten, waren sie sogar dem Engländer Wickham förderlich geworden in allen Versuchen, welche dieser gemacht hatte, eine Gegen-Revolution zu Stande zu bringen.

Das Direktorium war sehr aufgebracht auf die Herren von Bern, und das Mittel, sich an denselben zu rächen, lag nur allzu nahe, da die von den Bernern verfolgten Waadtländer nicht aufhörten, die Dazwischenkunft Frankreichs anzusprechen. Frankreich hatte sich in jener Zeit, wo der Herzog von Savoyen das Waadtland an die Berner abgetreten hatte, durch den Traktat von 1565 zum Gewährsmann der Rechte der Einwohner dieses Kantons bestellt, und mehr als einmal war dieser Traktat angerufen und von Frankreich vollzogen worden. Es lag demnach nichts Befremdendes in der Dazwischenkunft des Direktoriums für die Waadtländer; um so weniger, da diese, unmittelbar nach der Durchreise Bonaparte's durch die Schweiz, Abgeordnete nach Frankreich gesendet hatten, um den Schutz desselben bei den harten Verfolgungen anzuflehen, deren Schlachtopfer sie waren. Da diese Verfolgungen keinem Zweifel unterlagen: so würde die bloße Menschlichkeit einen hinreichenden Beweggrund zum Beistande abge-

geben haben. An diesen knüpften sich jedoch noch andere Betrachtungen, welche darauf hinausliefen, daß die Schweiz, als militärischer Schlüssel des ganzen Europa, für Frankreichs Sicherheit nicht länger der unerklärte Feind desselben bleiben dürfe. Kurz: die Alpen in Freundes Hände zu bringen, war ein eben so unwiderstehlicher Beweggrund, wie der, nach welchem man das Pabstthum über den Haufen geworfen hatte.

Diesem Entschlusse gemäß erklärte das Direktorium den 28. December 1797, „daß es die Waadtländer in seinen Schutz nehme und daß die Glieder der Regierungen von Freiburg und Bern für die Sicherheit des Eigenthums und der Personen der Waadtländer verantwortlich wären." Gleichzeitig sollte der General Menard an der Spitze der ehemaligen Division Massena über die Alpen zurückgehen und zu Carouge im Angesicht des Genfer-See's lagern. Zugleich ging auch der General Schawenburg mit einer Division der Armee von Deutschland den Rhein hinauf und stellte sich im Erguel in der Umgegend von Basel auf. Auf dies Zeichen brach im Waadtlande, im Bisthum Basel und in den Gefilden von Zürich die Freude in Jubel aus. Die Waadtländer forderten ohne Zeitverlust ihre Stände zurück; und da Bern zur Antwort gab, daß es nur individuelle Bittschriften annehmen würde und zugleich die Erneuerung des Treuschwurs forderte, so wurde die Insurrektion nicht länger von den Waadtländern verschoben. Verjagt wurden die Amtleute, errichtet die Freiheitsbäume. Wenig Tage darauf konstituirte sich das Waadtland zu einer lemanischen Republik. Als solche wurde sie anerkannt von dem Direktorium, das dem General Menard den Auftrag ertheilte, dies Land zu besetzen, den Bernern anzeigend, daß die Unabhängigkeit desselben von Frankreich gewährleistet wäre. Urheber einer zweiten Umwälzung, welche zu gleicher Zeit in Basel erfolgte, war der Volks-Tribun Ochs, der mit der französischen Regierung in einer engen

Verbindung ſtand. Hier wurde eine Art von National-Convent zu Stande gebracht und eine Conſtitution entworfen, welche der franzöſiſchen ſehr nahe kam; denn dieſe galt für das republikaniſche Europa als Muſter, ſo wenig war man über das Weſen der Verfaſſungen im Reinen. Auch in der Umgegend von Zürich forderte das Landvolk in einem Aufſtande ſeine Rechte zurück.

Inzwiſchen hatten die Herren von Bern ein Heer zuſammengebracht und in Arau einen allgemeinen Rath verſammelt, welcher über den Zuſtand der Schweiz berathſchlagen und von jedem Kanton ſein Bundes-Contingent fordern ſollte. Den Gemeingeiſt anzuregen, war ausgeſprengt worden, daß die franzöſiſche Schweiz ſich vom Bunde losſagen und daß die Pariſer Gottesleugner die Religion vernichten wollten. Zwanzig tauſend Mann, die man in drei Corps getheilt hatte, wurden zu Freiburg, Morat, Büren und Solothurn aufgeſtellt, um die Franzoſen zu beobachten. Nichts deſto weniger rebellirten die Einwohner von Arau, ſogar im Angeſicht der daſelbſt verſammelten Tagſatzung, die ſich nicht zu rathen oder zu helfen wußte. Zwar ſtellten hier die berniſchen Truppen die öffentliche Ruhe wieder her, doch ſo, daß der franzöſiſche Agent Mengaud erklärte, „das Volk von Arau befinde ſich unter franzöſiſchem Schutze.“

Zu einem offenen Kriege zwiſchen Bern und Frankreich war es, wie man ſieht, noch nicht gekommen; und den Ausgang deſſelben fürchtend, erklärte Bern, daß es mit Frankreich in Frieden leben, aber zugleich in ſeine von den Franzoſen beſchützten Beſitzungen zurücktreten wolle. Unglücklicher Weiſe für Bern fielen, freiwillig oder gezwungen, alle Regierungen in ſeiner Nähe. Baſel ſetzte die italieniſchen Ortſchaften in Freiheit; daſſelbe that Ober-Wallis für Nieder-Wallis. Freiburg, Solothurn, St. Gallen befanden ſich im Zuſtande der Umwälzung. So nun von allen Seiten gedrängt, bequemte ſich Bern zu

einigen Nachgiebigkeiten. Es wollte 50 Individuen nicht städtischen Ursprungs zu den Vorrechten der regierenden Familien hinzu lassen; die Abänderung der Verfassung aber sollte für ein Jahr verschoben bleiben. Dies erschien als eine bloße Ausflucht. Inzwischen sah ein französischer Parlementär, welcher den an der Grenze des Waadtlandes stehenden Berner Truppen anzuzeigen hatte, daß man sie angreifen würde, wenn sie vorrücken sollten, sich angefallen und zwei Reiter seiner Bedeckung getödtet. Dies Ereigniß entschied den Krieg. Brüne, welchem das Kommando übertragen war, hatte zu Payerne einige Besprechungen; da diese jedoch vergeblich waren, so setzten sich die französischen Truppen den 2. März in Bewegung, dergestalt, daß General Schawenburg sich Solothurns und der Aarlinie bemächtigte, Brüne mit der aus Italien gekommenen Division Freiburg besetzte. General Erlach, welcher die Berner Truppen befehligte, zog sich in die Stellungen von Fraubrunnen, Gumingen, Laupen und Neueck zurück: Stellungen, welche Bern von allen Seiten deckten. Diese rückgängige Bewegung nun machte die fanatischen Truppen Berns stutzig; sie hielten sich für verrathen, ermordeten ihre Offiziere und liefen aus einander. Bei Erlach blieben nur einige von jenen Bataillonen zurück, welche ganz Europa von Seiten ihrer Mannszucht und Tapferkeit kennt; mit ihnen eine gewisse Anzahl entschlossener Landleute. Den 5. März erfolgte der Angriff der beiden französischen Generale. Bei Neueck leisteten die Schweizer einen heldenmüthigen Widerstand; doch sobald Schawenburg die Stellung bei Fraubrunnen überwältigt hatte und Bern von dieser Seite her entblößt war, zogen sich die Schweizer in Unordnung auf Bern zurück, verfolgt von den Franzosen, denen die Eroberung dieser aristokratischen Stadt dadurch nicht wenig erleichtert wurde, daß der verblendete Pöbel aufs Neue seine Offiziere ermordete, unter ihnen den unglücklichen Erlach. Nur mit Mühe rettete sich der berühmte

Steiger, das Haupt der Berner Aristokratie, durch die Berge des Oberlandes in die kleinen Kantone und von hier nach Baiern.

Die Einnahme Berns entschied die Unterwerfung aller großen Schweizer-Kantone. Brune, zur Stiftung einer Republik berufen, ging mit dem Gedanken um, eine Rhodanische Republik zusammen zu setzen aus der französischen Schweiz, aus dem Genfer-See, aus dem Waadtlande, aus einem Theile des Kantons Bern und aus dem Walliserlande. Doch die schweizerischen Patrioten hatten eine Revolution in ihrem Lande nur in der Erwartung zweier großen Vortheile gewünscht, von welchen die Abschaffung der Abhängigkeit von Volk zu Volk der eine, und die helvetische Einheit der andere war. Austilgen wollten sie demnach alle innere Tyrannei und durch eine Central-Regierung sich zu einer gemeinschaftlichen Macht umschaffen. Dafür erhielten sie nun, daß aus allen Theilen der Schweiz eine einzige Republik zusammengesetzt wurde, oder vielmehr werden sollte. Zu Arau wurde eine Versammlung veranstaltet, um die zu Basel entworfene Constitution in Vorschlag zu bringen, und das Direktorium sendete den ehemaligen Convents-Deputirten Lecarlier dahin, damit er die Ansichten der Schweizer einigen möchte. Daß dies nicht gelang, lag an dem Widerstande der kleinen Berg-Kantone Uri, Glaris, Schwitz und Zug, die sich von ihren Priestern und Aristokraten bereden ließen, ihr Gottesdienst schwebe in eben so großer Gefahr, als ihre Unabhängigkeit, und Frankreich beabsichtige nur, die starken Schweizersöhne zu Soldaten zu machen, um sie einzuschiffen und auf Englands Gestade zu werfen.

Die Art und Weise, wie sich die französische Regierung für ihre Einwirkungen auf die Schweiz entschädigte, verdient um so mehr eine besondere Erwähnung, weil sich durch eine falsche Auslegung Unwahrheiten daran geknüpft haben, die noch immer Glauben finden. Bern hatte, wie

fast alle kleine Staaten, einen Schatz. Dieser betrug acht Millionen Franken. Er kam in die Hände der Franzosen; und wir haben schon oben erwähnt, daß davon ein Theil der Kosten bestritten wurde, welche die ägyptische Expedition verursachte. Anstatt nun der Wahrheit getreu zu bleiben, sagte man später, der Berner Schatz habe sich auf 30 Millionen belaufen und das Direktorium habe den Krieg mit der Schweiz in keiner andern Absicht begonnen, als um sich dieses Schatzes zum Vortheil der auf Ägypten abzweckenden Unternehmung zu bemächtigen. Die, welche dies behauptet haben oder wohl noch behaupten, bedachten oder bedenken nicht, daß es nur von der Vorsichtigkeit der Berner Behörden abhing, ihren Schatz in Sicherheit zu bringen, und daß eine Spekulation auf die Kopflosigkeit dieser Behörden die abgeschmackteste von allen gewesen sein würde. Übrigens ist gewiß, daß die Aristokratien von Bern, Freiburg, Solothurn und Basel sehr hart mitgenommen wurden, sowohl zur Besoldung, als zur Verpflegung der französischen Truppen.

In den 5 Monaten, welche seit dem Abschluß des Friedens von Campo-Formio verflossen waren, hatte sich die Lage Europa's aufs Wesentlichste verändert. Das Republikanisiren nahm je mehr und mehr überhand. Außer der französischen Republik gab es eine batavische, eine helvetische, eine cisalpinische, eine ligurische, eine römische. Wie sollte, wie konnte dies endigen? Wenige wußten diese Frage zu beantworten. Ein neues Fatum schien über Europa gekommen zu sein: ein Fatum, das alle noch bestehenden Monarchien mit einem nahen Untergang bedrohete. Die Gründung der römischen und der helvetischen Republik hatte die Furcht vor der revolutionären Ansteckung mehr als jemals verstärkt, als England, das sich unmittelbar bedroht sah, alle Mittel der Überredung aufbot, um eine neue Coalition zu Stande zu bringen. Seit dem Schlusse des Jahres 1796 waren auf den

europäischen Thronen zwei wesentliche Veränderungen vorgegangen: in Rußland hatte die Kaiserin Katharina II. seit dem 17. November 1796 durch ihren unerwarteten Tod ihrem Sohne, dem bisherigen Großfürsten Paul Petrowitsch, Platz gemacht; in Preußen war Friedrich Wilhelm III. seinem Vater seit dem 16. November 1797 gefolgt. England that alles, was in seinen Kräften stand, die beiden neuen Monarchen für seine Sache zu gewinnen; und wir werden weiter unten sehen, was ihm gelang, und was nicht. Auch Österreich suchte es für sich zu gewinnen, indem es Subsidien anbot und durch die Besetzung der Alpenkette mit französischen Truppen schreckte. Selbst der neapolitanische Hof wurde zu neuen Leidenschaften von dem brittischen Kabinet angeregt; und dies war um so leichter, weil die Königin und ihr Liebling Acton noch immer den Ausschlag gaben. Im Allgemeinen standen die europäischen Angelegenheiten so, daß es den Anschein gewann, als müsse nach kurzer Zeit ein entscheidender Kampf zwischen der Monarchie und ihrem Gegensatze eintreten. . . . .

Unter diesen Umständen erfolgte zu Wien ein Auftritt, welcher den Eintritt dieses Kampfes näher zu rücken schien. General Bernadotte, nach Wien gesendet, um dem österreichischen Kabinet über die letzten Ereignisse in Italien und der Schweiz die nöthigen Aufschlüsse zu geben, war daselbst als Gesandter der französischen Republik zurück geblieben, obgleich noch kein österreichischer Gesandter in Paris residirte. Vermöge seines lebendigen und zum Übelnehmen nur allzu sehr hinneigenden Geistes paßte Bernadotte schlecht zu der ihm übertragenen Rolle. Als nun am 14. April der Jahrestag der freiwilligen Bewaffnung gefeiert werden sollte, beging der General den Fehler, sich diesem Feste zu widersetzen, indem er darin eine Schmach für Frankreich sah. Mit dem größten Recht erwiederte der Kaiser, daß er Herr in seinen Staaten sei, und daß, wenn Frankreich Siegesfeste anstellte, er nicht minder berechtigt sei, die

Ergebenheit seiner Unterthanen zu feiern. Bernadotte, hierdurch nicht beruhigt, glaubte ein Fest dem andern entgegenstellen zu können; und da an demselben Tage die italienische Armee einen Sieg davon getragen hatte, so feierte er diesen in seinem Hotel mit Entfaltung der dreifarbigen Fahne, welche die Wörter Gleichheit und Freiheit enthielt. Kaum war diese Fahne entfaltet, so stürzte sich der Wiener Pöbel, angestachelt, wie man behauptet hat, von dem englischen Gesandten, auf das Hotel des französischen Gesandten, zerschlug die Fensterscheiben und beging andere Unordnungen. Das österreichische Ministerium beeilte sich, Bernadotte'n Beistand zu senden, und betrug sich in jeder Beziehung anders und besser, als die römische Regierung gegen Joseph Bonaparte. Nichts desto weniger verließ Bernadotte die Hauptstadt Österreichs und begab sich nach Rastadt. Wie viel Ursache der Kaiser nun auch haben mochte, um mit der französischen Regierung wegen ihrer letzten Eingriffe unzufrieden zu sein, so machte er doch eine Mißbilligung des ganzen Vorganges bekannt, und diese verdiente um so mehr Vertrauen, weil nach einem so hartnäckigen Kampfe, wie der von ihm bestandene, seinen Unterthanen eine Erholung zu Theil werden mußte.

Geneigt, in dem ganzen Ereigniß einen Friedensbruch zu sehen, ertheilte das Direktorium dem General Bonaparte Gegenbefehle; er sollte sogar nach Rastadt gehen und den Kaiser nöthigen, entweder Genugthuung zu geben, oder den Krieg anzunehmen. Anders urtheilte Bonaparte über den Hergang, und der Erfolg bewies, daß er sich nicht geirrt hatte. Denn das österreichische Kabinet erklärte unmittelbar darauf, daß es den Herrn von Degelmann als seinen Gesandten nach Paris senden werde, und daß der Graf von Cobentzl sich nach einem von dem Direktorium zu bestimmenden Ort begeben sollte, um sich mit einem Abgeordneten Frankreichs über den Auftritt zu Wien und über die, seit dem Traktat von Campo-Formio in Europa

vorgegangenen Veränderungen zu verständigen. So ging dieser Sturm unschädlich vorüber. In Rastadt hatten inzwischen die Unterhandlungen wenigstens in sofern einen Fortschritt gemacht, als das linke Rheinufer von Seiten der deutschen Fürsten nicht länger streitig gemacht wurde. Auch über das Säkularisations-Princip war man einverstanden; und die schwierigen Punkte, die noch zu beseitigen waren, betrafen die Theilung der Rheininseln, die Beibehaltung der befestigten Plätze, der Brücken und Brückenköpfe, das Schicksal der Klöster und des Immediat-Adels auf dem linken Rheinufer, die Bezahlung der Schulden der an Frankreich abgetretenen Länder, die Anwendung der Auswanderungsgesetze: lauter Gegenstände, welche dem Kongreß zu Rastadt eine lange Dauer versprachen.

So war die Lage der Dinge um die Zeit, wo Bonaparte seine Anstalten zur Abfahrt nach Ägypten traf. Da der politische Horizont sich durch die Nachgiebigkeit des Wiener Kabinets ein wenig aufgeklärt hatte: so erhielt Bonaparte die Berechtigung zur Abreise nach Toulon, und gleichzeitig wurde beschlossen, daß Herr von Talleyrand nach Konstantinopel gehen sollte, um die Pforte über die ägyptische Expedition zu beruhigen.

Drittes Kapitel.

Abfahrt von Toulon. — Eroberung der Insel Malta. — Ankunft in Ägypten und Einnahme von Alexandrien. — Marsch nach Kairo und Kampf von Chebreiß. — Besetzung von Kairo. — Gründung der neuen Kolonie. — Zerstörung der französischen Flotte bei Abukir.

Den 9. Mai 1798 langte Bonaparte in Toulon an . . .

Um diese Zeit hatte seine Familie in Frankreich bereits so viel Raum gewonnen, daß sie für eine der ausgezeichnetsten gelten konnte. Ihre Grundlage war der große Ruf, worin der General in ganz Europa stand. Joseph Bonaparte lebte, nach seiner Zurückkunft von Rom, zu Paris auf einem großen Fuß, der es mit sich brachte, daß er täglich Generale, Abgeordnete und Gelehrte in seinem Hause hatte. Ein zweiter Bruder des Generals — sein Name war Lucian — war von Korsika zum Mitgliede des Raths der Fünfhundert ernannt worden, und gehörte, sei es aus Liebhaberei oder aus Grundsatz, der neuen Partei an, die sich seit dem 18. Fruktidor gebildet hatte. Dies war die Partei der Konstitutionellen, welche sich von den Royalisten und den Patrioten dadurch unterschied, daß sie lauter Unabhängigkeit, Mäßigung und Achtung für das geschriebene Gesetz zur Schau trug. Eigentlich bestand sie nur aus Solchen, deren Ehrgeiz unbefriedigt geblieben war; doch dieser Umstand wurde übersehen, weil das Direktorium

seine Rechnung dabei fand, daß, nach der Niederschmetterung der Royalisten, die Forderungen der Patrioten wenigstens durch etwas gemäßigt wurden. Das sogenannte Schaukelspiel, in welchem man die Parteien umschichtig hebt, hatte seinen Anfang genommen; und daß Lucian Bonaparte sich den Konstitutionellen anschloß, hatte seinen letzten Grund unstreitig in der Überzeugung, daß er den Seinigen dadurch am nützlichsten werden würde. Beide Brüder konnten in ihren Wirkungskreisen manches wagen, was Schicklichkeit und Zurückhaltung dem General verboten . . .

Bonaparte's Ankunft in Toulon war ein Gegenstand lebhafter Freude für das daselbst versammelte Heer. Dies war die frühere Armee Italiens. Ihr Glück war gemacht und nur die Leidenschaft, welche Bonaparte ihr einflößte, konnte ihr die Bereitwilligkeit zu neuen Unternehmungen geben. Die Begeisterung, womit sie ihren General empfing, setzte diesen in den Stand, sie durch eine Proklamation anzureden, worin das Geheimniß der bevorstehenden Unternehmung bewahrt wurde, ohne daß die Geneigtheit, dem erprobten Führer zu folgen, im mindesten darunter litt.

Das Geschwader des Admirals Bruey's bestand aus 13 Linienschiffen, von denen eins 120 Kanonen, zwei 80, die übrigen 74 Kanonen führten; ferner aus zwei venetianischen Schiffen von 64 Kanonen, aus 6 venetianischen und 8 französischen Fregatten, aus 72 Korvetten, Kulters, Aviso-Schiffen, Kanonier-Schaluppen und kleinen Fahrzeugen aller Art. Die theils zu Toulon, theils zu Genua, Ajaccio und Cevita-Vecchia versammelten Transportschiffe beliefen sich auf vierhundert. Nicht weniger als fünfhundert Segel sollten also das mittelländische Meer befurchen. Diese Flotte, bei weitem die stärkste, welche jemals die Meere bedeckt hatte, führte 40000 Soldaten von allen Waffen, und 10000 Matrosen. Das Admiralsschiff, auf welchem sich der Oberfeldherr befand, führte den Namen:

Der Orient. Unter Kanonendonner und dem Freudenruf des ganzen Heeres ging man den 19. Mai unter Segel. Heftige Winde hatten den brittischen Admiral Nelson, der mit drei Schiffen vor Toulon kreuzte, vertrieben und nach den Inseln St. Pierre verschlagen, wo er zu kalfatern genöthigt war. Ihm entging also das Auslaufen der französischen Flotte. Diese steuerte zunächst nach Genua, um sich mit dem Convoi unter dem General Baraguai-d'Hilliers zu vereinigen. Sie wendete sich hierauf nach Korsika, wo Vaubois befehligte; und nachdem auch hier die Vereinigung mit der Transportflotte erfolgt war, näherte sie sich den sicilianischen Gewässern, damit auch die Abtheilung von Civita-Vecchia, welche unter Desair's Befehlen stand, sich an sie anschließen möchte.

Bonaparte's nächstes Augenmerk war auf die Insel Malta gerichtet, die, vermöge ihrer Lage, für Ägypten bedeutend war und den Engländern zu Theil werden mußte, wenn er ihnen nicht zuvorkam.

Diese Insel gehörte einem Orden, um welchen es nicht besser stand, als um die anderweitigen Institutionen des Mittelalters: er hatte mit seiner Bestimmung seine Würde und Kraft verloren und war in sich nichts weiter, als ein zweckloser Luxus, den Europa mit sich selbst trieb, um das Vorurtheil des Geburtsadels aufrecht zu erhalten. Die letzte Bestimmung dieses während der Kreuzzüge in Palästina gebildeten Ordens war die Beschützung der Fahrzeuge christlicher Völker gegen die Barbaresken im mittelländischen Meere. Nun reichte zwar die Ausstattung des Ordens in Portugal, Spanien, Frankreich, Italien und Deutschland zur Unterhaltung einer bedeutenden Marine aus; allein es war mit der Fahrlässigkeit der Malteser-Ritter dahin gediehen, daß sie nur zwei bis drei alte Fregatten und einige Galeeren hielten, die den Hafen nur dann verließen, wenn in den Häfen Italiens Feste gegeben oder angenommen wurden. In Müßiggang und Luxus

verzehrten die Comthure die Einkünfte des Ordens aus allen Ländern, und von den Rittern hatte seit langer Zeit kein einziger gegen die Barbaresken gestritten. Hierin lag es denn, daß der Malteser-Orden keine Theilnahme einflößte. In Frankreich hatte er sein Einkommen verloren, und in Italien hatte Bonaparte seine Güter in Beschlag nehmen lassen, ohne sich an irgend eine Verwendung zu kehren. So vorherrschend war das Gefühl der eigenen Unwürdigkeit in einzelnen Gliedern dieses Ordens, daß sie sich von Bonaparte'n hatten gewinnen, d. h. zu Verräthern anwerben lassen; und die ihm bevorstehende Gefahr als nahe ahnend, hatte der ganze Orden sich unter den Schutz des russischen Kaisers (Pauls I.) gestellt, weil ihm von allen Monarchen Europa's dieser der einzige schien, der den guten Willen, sein Beschützer zu werden, haben könnte.

In der Nähe von Malta mit der Abtheilung von Civita-Vecchia vereinigt, begann Bonaparte die Händel damit, daß er den Großmeister um die Erlaubniß bat, Wasser einnehmen zu dürfen. Als nun dieser — sein Name war Ferdinand von Hompesch — sich unbedingt weigerte, diese Erlaubniß zu ertheilen, und den Vorwand gebrauchte, „daß die Verordnungen nicht mehr als zwei Schiffen das Einlaufen in den Hafen gestatteten:" verlor Bonaparte, der in dieser Weigerung nur Übelwollen zu entdecken den Beruf fühlte, keinen Augenblick, Anstalten zu einer Landung zu treffen. Den 10. Juni landeten demgemäß die französischen Truppen. Lavalette, die Hauptstadt der Insel, vertheidigte sich zwar gegen die Kanonen, womit es angegriffen wurde; doch als im nächsten Ausfall eine große Anzahl von Rittern gefangen genommen war und als die Ritter französischer Zunge unmittelbar darauf erklärten, daß sie sich nicht gegen ihre Landsleute schlagen würden, entstand eine so große Verwirrung, daß der Großmeister, um sich aus dem Schiffbruch zu retten, Unterhandlungen mit Bonaparte'n anknüpfte. Es kam ein Vertrag zu Stande, nach welchem

die Ritter die Souveränetät Malta's und der davon abhängigen Inseln an Frankreich abtraten, während dieses das Versprechen gab, daß es seinen Einfluß anwenden wollte, um dem Großmeister ein deutsches Fürstenthum zu verschaffen, und, wenn dies nicht möglich sein sollte, ihm eine lebenswierige Pension von 300,000 Franken und eine Entschädigung von 600,000 Franken baar zu geben. Zugleich wurden jedem Ritter französischer Zunge 700 Franken und den sechzigjährigen 1000 Franken zugesichert; die übrigen aber sollten, auf Frankreichs Vermittelung, in ihren bezüglichen Ländern die Güter des Ordens erhalten. Unter so trüglichen Bedingungen kam Frankreich in den Besitz des schönsten Hafens im mittelländischen Meere. Es bedurfte der vollen Keckheit Bonaparte's auf der einen, und der seltenen Unbehülflichkeit der Malteser Ritter auf der andern Seite, um in so kurzer Zeit ein solches Werk zu Stande zu bringen; und nicht mit Unrecht rief der eben so geistreiche als tapfere Caffarelli-Dufalga beim Anblick der Festungswerke von Lavalette aus: „Wir sind doch recht glücklich, daß es in diesem Platze Jemanden gegeben hat, der uns die Thore öffnen konnte."

Bonaparte ließ den General Vaubois mit einer Besatzung von 3000 Mann auf Malta zurück, stellte Regnault de St. Jean d'Angely zum Civil-Kommissarius an, entwarf in der Eile einige Verordnungen zur Einführung einer Municipal-Verwaltung, und ging, nach einem Aufenthalt von zehn Tagen, nach Ägypten wieder unter Segel.

Die Hauptsache war, auf dieser Fahrt nicht auf die Engländer zu stoßen; denn Admiral Nelson hatte von Lord Saint-Vinzent eine Verstärkung von zehn Linienschiffen und mehreren Fregatten erhalten und war damit am 1. Juni nach Toulon zurückgekommen. Da nun die Franzosen diesen Hafen bereits seit 12 Tagen verlassen hatten, so war er nach Neapel gegangen, wo er an demselben Tage, an welchem die Franzosen Malta wieder verlassen hatten, an-

gelangt war, nicht ohne den festen Entschluß, jene anzugreifen, wo er sie finden würde. Bonaparte segelte indeß im vollsten Vertrauen auf sein Glück nach Ägypten. Das ganze Geschwader theilte seine Stimmung. Zwar wußte man noch immer nicht, wohin es gehen würde; aber man fing an, es zu ahnen und sich nach den Ufern zu sehnen, die man erobern sollte. Während Bonaparte mit den Gelehrten, die zu seinem Gefolge gehörten, auf dem Orient in einer Unterredung über das in Ägypten zu errichtende Institut Verhandlungen pflog, gab es einen Augenblick, wo das brittische Geschwader nur einige Meilen von dem französischen entfernt war; doch man erfuhr dies erst später. Nelson, welcher muthmaßte, daß die Franzosen nach Ägypten gehen würden, eilte ihnen nach Alexandrien zuvor; als er sie aber daselbst nicht antraf, flog er nach den Dardanellen in der festen Überzeugung, sie hier zu finden. Es war ein ausgezeichneter Glücksfall, daß die französische Expedition erst den 1. Juli auf der Höhe von Alexandrien anlangte; sie war seit etwa anderthalb Monaten von Toulon ausgelaufen.

Von dem französischen Konsul in Alexandrien über die Nähe der Engländer belehrt, eilte Bonaparte, ans Land zu kommen; und da er nicht in den Hafen von Alexandrien einlaufen konnte, weil dieser Platz sich vertheidigen zu wollen schien, so sah er sich genöthigt, die Bucht von Marabu zu wählen.

Die Landung erfolgte gegen Abend unter so heftiger Brandung, daß man das Ufer nur mit Mühe erreichte. Dem Oberfeldherrn, der sich zuerst in eine Schaluppe warf, folgten nach und nach 4000 Soldaten. Mit diesen marschirte Bonaparte ohne Zeitverlust nach Alexandrien, um diesen Platz zu überrumpeln, ehe die Türken Vertheidigungs-Anstalten treffen könnten. Da noch kein Pferd ausgeschifft war, so ging der ganze Generalstab zu Fuß; selbst Bonaparte und Caffarelli mit seinem Stelzfuße. Vier bis

fünf französische Meilen mußten auf diese Weise im Sande zurückgelegt werden. Endlich langte man mit Tagesanbruch vor Alexandrien an.

Diese von Alexander dem Großen erbaute und seitdem so viele Jahrhunderte hindurch weit berühmte Stadt, ist im Laufe der Zeit in Folge unabwendbarer Umwälzungen zu einer bloßen Trümmer geworden. Drei Viertel derselben stellen bloße Schutthaufen dar. Das Einzige, was sich von ihr erhalten hat, ist derjenige Theil, den die Türken, die Ägypter und die europäischen Kaufleute bewohnen. Eine alte Mauer, von einigen Thürmen gedeckt, umschließt die alte und die neue Stadt und rings um diese Mauer waltet Sand, der in Ägypten allenthalben eindringt, wo die Kultur weicht . . .

So wie Bonaparte sich diesem Platze näherte, theilte er seine vier tausend Mann in drei Kolonnen. Mit der ersten marschirte Bon rechts ab nach dem Thor von Rosette; an der Spitze der zweiten zog Kleber im Mittelpunkt nach dem Säulenthor; mit der dritten begab sich Menou nach dem Thor der Katakomben. Die alte Mauer wurde trotz dem Widerstande der Türken und der Araber erstiegen, und diese von Trümmer zu Trümmer in die neue Stadt hineingedrängt. Jetzt schien ein mörderisches Gefecht entscheiden zu müssen, als ein Türke sich zum Vermittler aufwarf und einen Vertrag zu Stande brachte. Auf die Versicherung Bonaparte's, daß er nicht gekommen sei, weder das Land zu verheeren, noch es dem Großherrn zu entreißen, wohl aber, es der Herrschaft der Mameluken zu entziehen, kamen die Franzosen noch an demselben Tage in den Besitz von Alexandrien. Inzwischen war die Landung beendigt worden; und da jetzt weder von dem Meere, noch von den Engländern etwas zu befürchten war, so kam es zunächst darauf an, die Flotte in Sicherheit zu bringen und in Alexandrien eine Verwaltung zu organisiren, welche den

Sitten des Landes entspräche. Daran knüpfte sich ein Invasions-Plan; denn das Land sollte erobert werden.

Ohne uns in eine weitläuftige Schilderung der Eigenthümlichkeiten Ägyptens einzulassen, bemerken wir bloß: daß dieses so vortheilhaft gelegene und überaus fruchtbare Land dem rothen Meere und dem Isthmus von Suez parallel gestellt ist; daß es von dem Nil, einem der größten Flüsse, durchströmt wird; daß man jenes Dreieck, das, durch die beiden großen Arme dieses Flusses und durch das Meer gebildet, sechzig französische Meilen Basis und funfzig auf den Seiten hat, Delta nennt, und daß dieses der fruchtbarste Theil des ganzen Landes ist; daß übrigens dies Land in drei Theile zerfällt; nämlich in das Delta oder Nieder-Ägypten, Bakireh genannt, in Mittel-Ägypten, das man Ustanieh nennt, und in Ober-Ägypten, welches Said genannt wird. Die Natur hat dies Land mit zwei höchst nützlichen Thieren ausgestattet: dem Pferd und dem Kameel, das man, nach einer alten Anschauung, das Schiff der Wüsten nennt. Die Bevölkerung Ägyptens ist, wie seine Städte, eine Anhäufung von Trümmern mehrerer Völker. Man unterscheidet genau drei Rassen: Kophten, Araber und Türken. Die Kophten, von den Arabern besiegt, waren um die Zeit, wo die französische Landung erfolgte, etwa 200,000 Seelen stark, übrigens verachtet, arm, und, wie alle unterdrückte Klassen, nur mit den unedelsten Verrichtungen der Gesellschaft beschäftigt. Die Hauptmasse der Bevölkerung wurde von den Arabern gebildet und ihre gesellschaftliche Stellung war sehr mannichfaltig. Einige unter ihnen, die ihren Ursprung von Mahomed selbst herleiteten und mit ihrem Adel kirchliche und obrigkeitliche Ämter verbanden, waren, unter der Benennung von Scheiks, die Großen Ägyptens, und sie waren es hauptsächlich durch den Umfang ihres Besitzes. Auf sie folgten die kleineren Eigenthümer, als die zweite und zahlreichste Klasse der Araber und auf diese die Proletarier,

kaum verschieden von den Heloten. Unter der Benennung von Fellahs bestellten sie den Acker für Lohn und lebten dabei in Elend und Verworfenheit. Es gab aber noch eine vierte Klasse von Arabern, nämlich die Beduinen oder Umherziehenden: Söhne der Wüste, welche auf Pferden oder Kameelen große Heerden führten, in Oasen die nöthigen Weiden fanden, und jährlich an den Grenzen Ägyptens das tragbare Land bestellten, übrigens entschlossene Räuber, so oft es ihnen an Gelegenheit fehlte, ihre Pferde und Kameele vortheilhaft zu vermiethen. Die dritte Menschen-Rasse war die der Türken, etwa eben so zahlreich, wie die der Kophten, übrigens getheilt in Türken und Mameluken. Jene waren seit den Zeiten Selims I., welcher im Jahre 1517 Kairo eroberte, die Herren des Landes; doch waren sie es nur dem Scheine nach. Selim selbst hatte, damit seine Herrschaft über Ägypten dauerhaft sein möchte, die Mameluken-Miliz als ein Gegengewicht bestehen lassen, wodurch der Pascha von Ägypten verhindert werden sollte, sich zum Souverän des Landes zu machen. Diese Maßregel nun hatte die umgekehrte Wirkung von derjenigen hervorgebracht, die in den Absichten des Sultans lag. Da es nämlich unmöglich ist, die physischen Bedingungen, welche ein Land von dem andern abhängig oder unabhängig machen, zu überwinden: so hatten sich die Mameluken an der Stelle des Pascha's zu Herren von Ägypten gemacht. In Cirkassien aufgekauft, nach Ägypten versetzt, im Waffenhandwerk erzogen, setzten die Mameluken von jeher ihren größten Stolz darin, ungewisser Abkunft, theuer bezahlt und schön und tapfer zu sein. In dieser ihrer Eigenthümlichkeit ordneten sie sich vier und zwanzig Beys unter, die zugleich ihre Eigenthümer und ihre Häupter waren. Jeder von diesen Beys hatte 5 bis 600 Mameluken: eine Art von Heerde, die von ihnen ernährt und zuletzt dem ältesten Sohne oder auch einem Lieblings-Mameluken vermacht wurde, welcher eben dadurch

Bey wurde. Jeder Mamelukk hatte zwei Fellahs, die seine Ausstattung ausmachten. Als Gebieter des Landes lebten sie von dem Ertrag der ihnen zuständigen Ländereien und von dem Einkommen der von ihnen ausgeschriebenen Steuern, zu deren Erhebung sie die Kophten benutzten. Die ganze Mameluken-Miliz bestand aus etwa 12000 Reitern. Die 24 Beys, dem Rechte nach gleich, waren dies nicht der That nach. Sie bekriegten sich unter einander, und wer, als der Stärkere, die übrigen unterwarf, war Souverän auf Lebenszeit und als solcher durchaus unabhängig von dem Repräsentanten des türkischen Sultans, dem er nicht selten den Miri, d. h. die Grundsteuer, vorenthielt, welche der Pforte als Eroberungsrecht gebührte. Und so war denn Ägypten eben so sehr eine Feudalität, wie Europa in den früheren Abschnitten des sogenannten Mittelalters; denn es stellte dar 1) ein unterjochtes Volk; 2) eine erobernde Miliz, die sich gegen ihren Souverän empörte; 3) eine alte und verwahrloſete Klasse, im Dienst und im Solde des Stärkern. Zwei Ober-Beys herrschten im Jahre 1798 in Ägypten: Ibrahim-Bey, reich, verschlagen und mächtig, und Murad-Bey, unerschrocken, tapfer und feurig. Beide hatten sich gewissermaßen in die Herrschaft getheilt, und zwar so, daß Ibrahim an der Spitze der Civil-, Murad an der der Militär-Verwaltung stand. Der letztere besaß die Zuneigung der Mameluken, die ihm willig folgten.

Für Bonaparte'n war die Hauptaufgabe, den Mameluken die Herrschaft zu entreißen; und da dies nur unter der Bedingung möglich war, daß er die übrigen Klassen der Gesellschaft für sein Unternehmen gewann: so richtete er vor allen Dingen arabische Proklamationen an diese, um sie mit seinem Verfahren zu versöhnen. Dem zu Kairo residirenden Repräsentanten des Sultans meldete er, „daß er nicht gekommen sei, etwas zum Nachtheil des Sultans oder auch des Alkorans zu thun, wohl aber, die verruchte Klasse der Beys zu zerstören.“ Das ägyptische Volk forderte

er auf, „nicht zu glauben, wenn man ihm sagen würde, daß die Franzosen seinen Glauben vernichten wollten, wohl aber zu glauben, daß sie ihm seine Rechte zurückgeben und die Usurpatoren bestrafen würden.“ Von der Tyrannei der Mameluken redend, drückte er sich auf folgende Weise aus: „Giebt es ein schönes Landgut? Es gehört den Mameluken. Giebt es eine schöne Sklavin, ein schönes Pferd, ein schönes Haus? Es gehört den Mameluken. Ist Ägypten ihr Pachtgut, so mögen sie den Contrakt vorzeigen, den Gott ihnen bewilligt hat. Allein Gott ist gerecht und barmherzig gegen das Volk, und er hat geboten, daß die Herrschaft der Mameluken zu Ende gehe.“ In derselben Proklamation schilderte er die Franzosen als ächte Moslims. „Haben wir,“ sagte er, „nicht den Pabst beseitigt, welcher sagte, daß man die Muselmänner bekriegen müsse? Haben wir nicht den Orden der Malteser Ritter aufgehoben, weil diese Unsinnigen glaubten, es sei Gottes Wille, daß die Muselmänner bekriegt würden? Dreimal glücklich die, welche uns beistehen werden! Sie werden zunehmen an Reichthum und Rang. Glücklich auch die, welche neutral bleiben! Sie werden uns kennen lernen und sich uns anschließen. Doch Unglück, dreifaches Unglück harrt derer, die sich für die Mameluken bewaffnen und uns bekämpfen werden. Ihnen bleibt keine Hoffnung; sie werden zu Grunde gehen.“ Den eigenen Soldaten stellte Bonaparte die Landung in Ägypten als ein Werk dar, dessen Wirkungen für Civilisation und Handel nicht zu berechnen wären. Dabei empfahl er ihnen ein Betragen, wie sie es den Juden und den Italienern bewiesen hätten.

Sobald er nun die nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte, war er auf die Fortsetzung seines Unternehmens um so eifriger bedacht, als die Zeit der Überschwemmungen nahe war, wo er das Delta verlassen wollte. In Alexandrien sollte Kleber, der bei dem ersten Sturm auf diese Stadt eine Kopfwunde erhalten hatte, mit einer Besatzung von

3000 Mann zurückbleiben. Der Oberst Cretin erhielt den Befehl, Alexandrien in Vertheidigungsstand zu setzen. Auch die Flotte wurde berücksichtigt, und Bonaparte's Anordnung war, daß Brueys, wenn die Flotte nicht in dem Hafen von Alexandrien weilen könnte, die Rhede von Abukir so bald wie möglich verlassen und sich nach Corfu begeben sollte, was unglücklicher Weise unterblieb.

Das Heer war jetzt noch etwa 30000 Mann stark. Um es nach Mittel-Ägypten zu versetzen, konnten zwei Wege eingeschlagen werden. Der eine führte, längs dem Meere und dem Nil, durch bewohntes Land, nach Ramanieh, d. h. nach dem Punkt, wohin sich eine mit Lebensmitteln, Geschütz, Schießbedarf und Gepäck befrachtete Flottille begeben sollte; dieser Weg war der längere. Der andere, weit kürzer, führte durch die Wüste Damanhour. Um schneller vor Kairo anzulangen, wählte Bonaparte den letztern. So wurde denn dieser am 6. Juli betreten. Das Heer stutzte, als es sich in die Wüste zu verlieren begann, wo ein endloser Sand die Kräfte erschöpfte und dem Auge sich nichts weiter darbot, als einzelne Palmengesträuche und von einer Zeit zur andern ein Trupp arabischer Reiter, die immer sehr schnell verschwanden. Darüber entwickelte sich in den ersten Tagen des Marsches ein Trübsinn, der zum Umkehren verführt haben würde, wenn der Soldat seinem Oberfeldherrn weniger ergeben gewesen wäre. Entbehrungen vermehrten den Unmuth; denn es fehlte überall an trinkbarem Wasser und Linsen vertraten die Stelle der übrigen Nahrungsmittel. Unter diesen Umständen sah Bonaparte seine tapfersten Offiziere, selbst einen Lannes und Murat, ihre Hüte auf den Sand werfen und mit Füßen treten. Nur seine Gegenwart vermochte die gute Laune auf Augenblicke zurück zu rufen. Endlich nach vier Tagen waren Entbehrungen und Leiden beendigt. Am 10. Juli am Nilufer angelangt, warf sich der Soldat in die Wellen dieses Flusses und vergaß in diesem Bade

die ausgestandenen Beschwerden. Die Division Desair, welche Nachtrab geworden war, sah einige hundert Mameluken vor sich her galloppiren, die sie durch einige Kartätschen-Schüsse leicht aus einander sprengte. Dies waren die ersten, deren man ansichtig geworden war. Sie verkündigten ein nahes Zusammentreffen mit dem feindlichen Heere. Wirklich vereinigte Murad-Bey seine sämmtlichen Truppen um Kairo her . . .

Nach einer dreitägigen Rast zu Ramanieh, während welcher die Flottille daselbst anlangte, brach das französische Heer nach Chebreiß auf, wo Murad-Bey sie mit seinen Mameluken erwartete. Die Flottille hatte einen harten Kampf mit den ägyptischen Djermen bestanden — so werden die leichten ägyptischen Fahrzeuge genannt — als Bonaparte mit seinem Heere anlangte, und sogleich Anstalten zum Angriff traf. Einem Feinde zu begegnen, dessen Hauptstärke in einem raschen Kavallerie-Angriffe bestand und dessen vorzüglichste Waffe der Säbel war, bildete Bonaparte seine fünf Divisionen zu fünf Vierecken um, in deren Mitte er das Gepäck und den Generalstab stellte. Das Geschütz befand sich auf den Winkeln; die fünf Divisionen aber deckten sich unter einander. Auf diese lebenden Festungen schleuderte Murad-Bey 1000 bis 1200 seiner unerschrockenen Reiter; sie sprengten in Gallopp an, drückten ihre Pistolen ab und warfen sich sodann mit ihren furchtbaren Säbeln auf die Front der Vierecke. Dies führte zu nichts; denn sie wurden mit dem Bajonet empfangen und hatten ein starkes Feuer auszuhalten. Zwei bis dreihundert von ihnen blieben auf dem Platze und als Murad-Bey dies sah, brach er den Kampf ab und zog sich auf den Gipfel des Delta zurück, um die Franzosen auf der Höhe von Kairo an der Spitze seiner sämmtlichen Truppen zu erwarten.

Bonaparte folgte ihm dahin mit seinen fünf Divisionen; und obgleich die Beschwerden und Entbehrungen noch immer sehr bedeutend waren, so wurden sie doch erträg-

licher, theils durch die Nähe eines Flusses, in welchem man baden konnte, theils durch die Wassermelonen und Tauben, deren man sich bemächtigte.

Murad-Bey hatte den größten Theil seiner Truppen vereinigt; es waren ihrer etwa 10000, unterstützt von 20000 Fellahs, denen man Waffen zugetheilt hatte. Außerdem hatte der Pascha einige tausend Janitscharen oder Spahis hergeben müssen. Die Vertheidigungsanstalten selbst hatte Murad-Bey auf den Ufern des Nil getroffen. Da Kairo auf dem rechten Nilufer gelegen ist, so hatte er sein Lager auf dem linken Ufer in einer Gegend aufgeschlagen, welche sich zwischen dem Fluß und den Pyramiden von Giseli, den höchsten Ägyptens, dehnt. Dies Lager war befestigt. Vier und zwanzig tausend Fellahs und Janitscharen sollten sich in demselben mit der vollen Hartnäckigkeit schlagen, welche den Türken eigen ist, wenn sie hinter Mauern kämpfen. Murads Mameluken, 10000 der Zahl nach, breiteten sich in der Ebene aus, zwischen dem Fluß und den Pyramiden. Einige tausend Araber, welche keine andere Bestimmung hatten, als, nach entschiedenem Siege, plündern und morden zu helfen, füllten den Raum zwischen den Mameluken und den Pyramiden. Auf der entgegenstehenden Seite des Flusses hielt Ibrahim-Bey mit etwa 1000 Mameluken, seinen Weibern, seinen Sklaven und seinen Schätzen, bereit, Kairo zu verlassen und sich nach Syrien zu flüchten, wenn die Franzosen siegreich wären. Eine bedeutende Anzahl von Djermen bedeckte den Nil und führte die Reichthümer der Mameluken. So war die Stellung beschaffen, worin die beiden Beys Bonaparte'n erwarteten.

Den 21. Juli setzte sich das französische Heer vor Tagesanbruch nach Kairo in Bewegung. Mit Sonnenaufgang erblickte es die hohen Minarets dieser großen Hauptstadt jenseits des Flusses und zur Rechten die von den Sonnenstrahlen vergoldeten riesenhaften Pyramiden. Bei diesem Anblick machte es unwillkührlich Halt, ergriffen von

Bewunderung und Neugierde. Bonaparte, dessen Angesicht von Begeisterung glänzte, sprengte in diesem Augenblick längs den Soldatenreihen und zeigte ihnen die Pyramiden mit den Worten: „Soldaten, bedenkt, daß von der Höhe dieser Denkmäler vierzig Jahrhunderte auf Euch hinblicken.“ Indem man vorrückte, entfaltete sich alles vollständiger; auch Murad-Beys Lager. Bonaparte traf sogleich Anstalten zum Angriff. Die Abtheilung des Heeres war, wie bei Chebreiß: die Divisionen Desaix und Regnier bildeten den rechten Flügel, nach der Wüste; die Division Dugua den Mittelpunkt; die Divisionen Menou und Bon den linken Flügel, längs dem Nil. Es wurden, wie bei Chebreiß, Vierecke formirt, hinter welchen die Grenadier-Kompagnien standen, um den Angriff zu verstärken; alles Übrige, wie bei Chebreiß. Das Einzige, was Bonaparte fürchtete, war, daß seine ungestümen Soldaten Italiens, gewohnt, im Sturmschritt vorzugehen, es unerträglich finden könnten, sich wie Mauern zu bewegen oder vielmehr bewegen zu lassen. So viel, wie möglich, hatte er sie darauf vorbereitet. Sie hatten, vor allen Dingen, den Befehl erhalten, nicht eher Feuer zu geben, als in der größten Nähe des Feindes.

Da Bonaparte, der sich im Viereck des Mittelpunktes befand, durch sein Fernrohr bemerkt hatte, daß die Kanonen des feindlichen Lagers, weil sie nicht auf Feld-Lafetten lagen, keine Wirkung hervorbringen würden: so beschloß er, die Mameluken von dem Lager abzuschneiden, zu umwickeln und in den Nil zu stürzen, das Lager aber nicht eher anzugreifen, als bis er mit jenen fertig sein würde. Er hatte für diesen Endzweck die nöthigen Befehle ertheilt, und Desaix, welcher mit seinem Viereck den äußersten rechten Flügel bildete, hatte sich, gedeckt durch Regnier und durch Dugua, bereits in Bewegung gesetzt, als Murad-Bey, dem es weder an Scharfblick, noch an Entschlossenheit fehlte, den Entschluß faßte, den Angriff während dieser

entscheidenden Bewegung der Franzosen zu machen. Nur 2000 Mameluken ließ er zur Bedeckung des Lagers zurück, und stürzte sich mit dem ganzen Überrest seiner Reiterei auf die beiden Vierecke des rechten Flügels. Der stärkste Anfall traf Desair, als er unter Palmbäumen mit der Aufstellung seines Vierecks beschäftigt war. Wie erschütternd nun auch die Ankunft von 8000 Reitern war, welche im Gallopp die Ebene durchflogen: so wurden diese Mameluken doch mit einer Kaltblütigkeit empfangen, welche Murad-Beys Absichten vereitelte. Gehemmt durch Gewehr- und Kanonenfeuer, schwärmten diese zahllosen Reiter um die feuerspeiende Citadelle her, ohne noch mehr als ihr eigenes Verderben zu bewirken, warfen sich sodann auf Regniers Viereck, wo sie nicht schlechter empfangen wurden, und stellten diese Wechselbewegung nicht eher ein, als bis die Division Dugua ihnen in den Rücken gekommen war. Jetzt ergriffen sie die Flucht, und während der eine Theil nach den Pyramiden hin entkam, stürzte sich der andere in das Lager von Embabeh, wo er die größte Verwirrung verbreitete. Sobald Bonaparte dies wahrgenommen hatte, befahl er seinen beiden Divisionen zur Linken, sich des Lagers zu bemächtigen. Bon und Menou rückten unter dem Feuer der Verschanzungen vor. Um kurz zu sein: trotz den neuen Angriffen der Mameluken, die sich in das Lager geflüchtet hatten, wurde dieses von den Franzosen genommen und die ganze Schaar der Fellahs und Janitscharen in den Nil getrieben, wo viele ertranken, noch mehrere aber, als gute Schwimmer, ihr Leben retteten. Der Kampf war jetzt beendigt. Während die Araber, welche bei den Pyramiden auf einen Sieg gewartet hatten, sich in die Wüste verloren, zog Murad-Bey sich nach Ober-Ägypten zurück. Ibrahim-Bey ging nach Balbeys, um nach Syrien zu entkommen. Die Mameluken steckten die Djermen in Brand, welche ihre Habe führten und entzogen dadurch den Siegern eine reiche Beute. Bonaparte schlug sein Hauptquartier an den

Ufern des Nil zu Giseh auf, wo Murad-Bey einen Palast besaß. Der französische Soldat entschädigte sich für erlittene Entbehrungen in den Vorräthen, die er theils zu Giseh, theils im Lager fand. Fünf bis sechs hundert Mameluken waren getödtet worden; tausend hatten ihr Ende im Nil gefunden. Diese wurden aufgefischt, um sie zu plündern; denn man wußte, daß an ihnen etwas zu finden war. Das französische Heer kam auf diese Weise in den Besitz von schönen Waffen, Schawls und Geld; zugleich aber hatte es eine bedeutende Zahl von Pferden und Kameelen erbeutet. Sein eigener Verlust betrug nicht mehr als etwa hundert Mann an Todten und Verwundeten; denn werden Vierecke nicht gesprengt, so leiden sie nur wenig.

Der Besitz von Kairo war nun nicht länger streitig. Die Besetzung dieser volkreichen Stadt, welche nicht weniger als 300,000 Einwohner zählt, wurde durch französische Kaufleute vermittelt, welche von den Scheiks an Bonaparte'n abgesendet waren, um der Plünderung zuvor zu kommen, womit der Pöbel von Kairo die reichen Paläste der Beys bedrohete. Da die französische Flottille noch nicht bei der Hand war, so geschah die erste Überfahrt über den Nil auf Djermen. Bonaparte folgte den Truppen, die er zur Erhaltung der Ordnung nach Kairo gesendet hatte, in den nächsten Tagen, und nahm Besitz von dem Palaste, den Murad-Bey bis dahin bewohnt hatte.

Seine Hauptsorge war, die Scheiks der Moskee Jemil-Azar zu einer Erklärung zum Vortheil der Franzosen zu bewegen; denn eine solche Erklärung hatte die volle Kraft eines päbstlichen Breve, ja noch mehr, weil der Orient außer der theologischen Philosophie keine andere kennt. Zu diesem Endzweck begab Bonaparte sich in Person zu den Scheiks, schmeichelte ihnen mit Erwartungen von Wiederherstellung der arabischen Herrschaft und mit dem Versprechen, daß ihre Gottesverehrung und ihre Sitten gleich sehr geachtet werden sollten. Die Scheiks, unfähig, dem Sieger

zu widerstehen, stellten die verlangte Erklärung aus, wodurch sie die Ägypter einluden, sich dem Gottgesandten zu unterwerfen, der den Propheten ehrte und seine Söhne von der Tyrannei der Mameluken befreit habe. Wie zu Alexandrien, so führte Bonaparte auch zu Kairo einen aus den vornehmsten Scheiks und aus den angesehensten Einwohnern der Stadt zusammengesetzten Divan ein, welcher, als Municipal-Corps, die Bestimmung hatte, ihm die Gemüther der Ägypter zu gewinnen. Die Gerechtigkeitspflege ließ er durch die Kadis ausüben; und da er die Rechte der Mameluken für sich erwerben wollte und zu diesem Endzweck der Kophten bedurfte, so that er, was in seinen Kräften stand, diese an sich zu ziehen, was ihm am meisten dadurch gelang, daß er ihr Schicksal zu verbessern versprach. Die Besetzung des Delta, so wie die des mittlern Ägyptens wurde vollendet; an den Eingang Ober-Ägyptens aber wurde Desaix gestellt: denn Bonaparte's Absicht war, auch dies Land zu erobern, sobald im Herbst das Wasser gefallen sein würde. Den französischen Soldaten wurden die Quartiere der Mameluken zum Aufenthalt angewiesen; außerdem sorgte der Oberfeldherr für alles, was ihnen den Aufenthalt in Ägypten versüßen konnte. Den einträglichen Handel dieses Landes nicht zu verlieren, ernannte er den Emir-Haggi: einen Beamten, welcher jährlich zu Kairo gewählt wird, die große Karavane zu beschützen, welche von Mekka kommt. Zugleich schrieb er an sämmtliche französische Konsuln der Berberei, um den Deys anzuzeigen, daß der Emir-Haggi ernannt wäre, und daß die Karavanen abgehen könnten. Der Pascha von Kairo war dem Ibrahim-Bey nach Balbeys gefolgt. Ihm nun, so wie den Pascha's von St. Jean d'Acre und von Damas, meldete Bonaparte, daß die Gesinnungen der Franzosen für die hohe Pforte die vortheilhaftesten von der Welt wären. Leider fanden diese Versicherungen keinen Eingang, weil die vornehmsten Beamten der Pforte sich

nicht davon überzeugen konnten, daß man als Freund damit anfängt, eine reiche Provinz in Beschlag zu nehmen.

Während Bonaparte auf diese Weise allen Vorurtheilen schmeichelte, um eine Verschmelzung der Ideen und Sitten zu Stande zu bringen, war er zugleich darauf bedacht, europäische Wissenschaft und Kunst über Ägypten zu verbreiten. Dies geschah durch die Gründung des berühmten ägyptischen Instituts, das eine Vereinigung der von ihm mitgebrachten Gelehrten und Künstler war, denen er einige von seinen gebildetsten Offizieren zugesellte. Dies Institut erhielt einen von den geräumigsten Palästen Kairo's zum Aufenthaltsort, und reichliche Einkünfte. Gewisse Mitglieder desselben sollten sich theils mit einer genauen Beschreibung des Landes und mit der Anfertigung einer umständlichen Karte, theils mit dem Studium der Ruinen beschäftigen, um ein neues Licht für die Geschichte anzuzünden. Andere waren mit astronomischen Beobachtungen, mit Erforschung der Landeserzeugnisse und mit Auffindung aller der Verbesserungen beauftragt, welche das Leben der Ägypter veredeln oder verschönern konnten. Den Vorsitz erhielt Monge. Bonaparte stellte die Fragen; und diese lauteten auf lauter nützliche Erfindungen. Dahin gehörte: die beste Zusammensetzung der Wasser- und Windmühlen; die Entdeckung eines Surrogats des Hopfens (der Ägypten fehlt) in der Bierbrauerei; die Ausmittelung der besten Plätze für den Weinbau; das sicherste Mittel, die Citadelle von Kairo mit Wasser zu versorgen; die Abklärung des Nilwassers; die Auffindung der für die Pulverfabrikation nöthigen Materialien u. s. w. Von Stund' an verbreiteten sich Gelehrte, Ingenieure und Zeichner in alle Provinzen, um die Beschreibung und die Entwerfung einer Karte des Landes zu beginnen.

Nieder- und Mittel-Ägypten waren nach unbedeutenden Scharmützeln mit den Arabern erobert worden, Ibrahim-Bey war nach Syrien entwichen und Desaix erwartete nur

den Eintritt des Herbstes, um auch Ober-Ägypten den geschwächten Schaaren Murad-Beys zu entreißen, als, mitten unter Bonaparte's Entwürfen zu einer bleibenden Kolonisation Ägyptens, ein Schicksal eintrat, auf welches Niemand gerechnet hatte.

Anstatt, Bonaparte's Anordnungen gemäß, nach Korfu zu gehen, wenn der Hafen von Alexandrien die Linienschiffe der französischen Landungsflotte nicht aufnehmen könnte, war Admiral Brueys auf der Rhede von Abukir geblieben, hauptsächlich, um vor seiner Abfahrt zu erfahren, ob die Eroberung Kairo's gelungen sei; denn Brueys hatte eine große Vorliebe für Bonaparten. Da die Rhede von Abukir einen regelmäßigen Halbkreis bildet, so waren die dreizehn französischen Linienschiffe so gestellt, daß auch sie, parallel mit dem Ufer, einen Halbkreis bildeten. Die Einbuchtungs-Linie zu sichern, hatte der französische Admiral sie auf der einen Seite an eine kleine Insel gelehnt, die man die Abukir-Insel nennt. Seiner Voraussetzung nach, konnte zwischen dieser Insel und seiner Linie kein Schiff durch, um sie von hinten zu fassen; und in diesem Wahne hatte er sich damit begnügt, eine Batterie von zwölf Kanonen daselbst anzulegen, um eine Landung des Feindes zu verhindern. Noch mehr: er hielt sich für so unangreifbar von dieser Seite, daß er hier seine schlechtesten Schiffe angebracht hatte, indem er bei weitem mehr für die andere Seite seines Halbkreises besorgt war. In dieser Stellung erwartete er mit Ruhe die Nachricht, welche seine Abfahrt entscheiden sollte.

Inzwischen war Nelson aus dem Archipelagus nach dem adriatischen Meere und von da nach Neapel zurückgegangen, wo er die erste sichere Nachricht von der Landung der Franzosen bei Alexandrien erhalten hatte. Fest entschlossen, ihr Geschwader zu bekämpfen, kehrte er nach dem mittelländischen Meere zurück und schickte eine Fregatte voraus, welche die Stellung der französischen Flotte zu erfor-

schen hatte. Diese Fregatte erfüllte ihre Bestimmung um so vollständiger, weil zu den Unterlassungs-Sünden des Admirals Brueys auch die gehörte, daß er, dem in dem Hafen von Alexandrien so viele Fregatten zu freier Verfügung standen, keine derselben ausgesendet hatte, theils um die Engländer am Recognosziren zu verhindern, theils um von ihrer Ankunft bei Zeiten unterrichtet zu sein. Nelson nun, über die Stellung der französischen Flotte aufs Genaueste unterrichtet, segelte unverweilt nach Abukir, wo er gegen sechs Uhr Abends zu einer Zeit anlangte, wo Admiral Brueys zu Tische saß und wo auch nicht die mindesten Vorkehrungen zum Empfange des Engländers getroffen waren.

Nelson, der dies mit großer Sicherheit voraussetzen konnte, beschloß, auf der Stelle anzugreifen und ein verwegenes Manövre auszuführen, von welchem er den Sieg erwartete; er wollte nämlich die französische Linie von der linken Seite angreifen und zu diesem Endzweck zwischen der Abukir-Insel und der feindlichen Eskadre, allen Untiefen, auf welche er gerathen konnte, zum Trotz, durchdringen und sich zwischen das Ufer und die französische Einbuchtungslinie stellen. Die Zahl der Schiffe war auf beiden Seiten gleich, nämlich 13 Kriegsschiffe. Gegen 8 Uhr Abends nahm der Kampf seinen Anfang. Der Culloden gerieth auf eine Untiefe, als er zwischen der Abukir-Insel und der französischen Linie durchgehen wollte. Glücklicher war zwar der Goliath, welcher ihm folgte; doch von einem heftigen Winde getrieben, ging er an dem ersten französischen Schiffe vorüber und faßte erst auf der Höhe des dritten Posto. Vier anderen brittischen Schiffen — dem Eiferer, dem Verwegenen, dem Theseus und dem Orion — welche dieser Bewegung folgten, gelang es, sich zwischen der französischen Linie und dem Ufer aufzustellen. Sie drangen vor bis zum Tonnant, welcher das achte war, und faßten auf diese Weise den französischen linken Flügel und

den Mittelpunkt. Die übrigen brittischen Schiffe brachten die französische Linie zwischen zwei Feuer, was um so leichter war, da die französischen Strandbatterien noch nicht aufgedeckt waren und die beiden ersten Schiffe nur von einer Seite Feuer geben konnten; auch wurden beide entakelt und entmastet. Nur im Mittelpunkt, wo der Orient sich befand, war das Feuer fürchterlich. Der Bellerophon, eins von Nelsons Hauptschiffen, wurde so zugerichtet, daß er beilegen mußte. Andere brittische Schiffe, sehr stark beschädigt, sahen sich genöthigt, das Schlachtfeld zu räumen. Brueys verzweifelte unter diesen Umständen keineswegs an dem Siege; und wenn die Signale, die er dem rechten Flügel gab, wären vernommen worden, so würde der Sieg unfehlbar gewesen sein: denn, indem die Engländer nur auf dem linken Flügel und im Mittelpunkt des französischen Geschwaders stritten, so brauchte der rechte französische Flügel, der aus den 5 besten Schiffen bestand, nur vorzugehen, um die Engländer zwischen zwei Feuer zu bringen, wo sie nicht lange würden ausgehalten haben. Gegen-Admiral Villeneuve, der diese Bewegung aus freien Stücken hätte machen sollen, machte sie aus Unentschlossenheit nicht. Im Fortgange des Kampfes wurde Brueys verwundet; er blieb aber auf dem Verdeck, indem er sagte: „Ein Admiral muß sterben, indem er Befehle ertheilt.“ Nicht lange darauf tödtete ihn eine Kugel auf seinem Sitz. Gegen 11 Uhr gerieth der Orient in Brand. Sein Auffliegen brachte eine Pause in den fürchterlichen Kampf. Die fünf noch übrigen Schiffe des linken Flügels und des Mittelpunkts setzten ihn muthig fort und Nelson zitterte bei dem Gedanken, daß Villeneuve die Anker lichten könnte, um Entscheidung zu bringen. Nun ging Villeneuve zwar unter Segel, doch nur um sich zurück zu ziehen und um seinen Flügel zu retten. Drei von seinen Schiffen gingen ans Land; mit den beiden anderen und zwei Fregatten rettete er sich nach Malta. So gelang es denn Nelson,

die ganze übrige Flotte der Franzosen zu zerstören, wiewohl er selbst so mitgenommen war, daß er die Flüchtlinge nicht verfolgen konnte.

So verhielt es sich mit der berühmten Seeschlacht bei Abukir. Sie war die nachtheiligste, welche Frankreichs Marine bis dahin erlebt hatte; zugleich aber diejenige, deren militärische Folgen wohl nicht anders als verderblich sein konnten. Vernichtet war die Flotte, welche die Franzosen nach Ägypten versetzt hatte, die ihnen Beistand leisten und sie verstärken konnte, die nicht bloß ihre Bewegungen auf den Küsten Syriens, wenn dergleichen zu machen waren, unterstützen, sondern auch der Pforte Unterwerfung gebieten sollte, die endlich auch bestimmt war, die Franzosen im schlimmsten Falle nach Frankreich zurück zu führen. Das einzige Tröstliche in der Sache war, daß die französischen Schiffe, nach langem Widerstande, verbrannt worden waren.

Die Nachricht von diesem Unfalle verbreitete sich schnell über Ägypten . . . Welchen Eindruck sie auf die Mehrheit der Franzosen machte, läßt sich leicht errathen. Bonaparte vernahm sie mit der Leidenschaftlosigkeit, die ihm bei großen Ereignissen eigen war. „Nun wohl," sagte er, „wir müssen hier entweder sterben, oder, gleich den Alten, mit vermehrtem Ruhm das Land verlassen." Klebern schrieb er: „Dies wird uns nöthigen, weit Größeres zu thun, als wir uns vorgenommen hatten; wir müssen uns darauf gefaßt machen." Klebers große Seele war dieser Sprache würdig. „Ja wohl," schrieb er zurück, „müssen wir Großes thun, und ich bereite mich darauf vor." Der Muth dieser beiden Männer hielt das Heer aufrecht. Durch kleine Unternehmungen zerstreute Bonaparte seine Soldaten so, daß sie nicht länger an ihr Verhängniß dachten, und durch den Schwung seiner eigenen Phantasie belebte er ihren Ehrgeiz. Am Feste der Republik (1. Vendemiäre) wurden die Namen der ersten vierzig Soldaten, die in Ägypten geblieben waren, auf die Säule des Pompejus eingegraben.

und in einer Proklamation an das Heer sagte Bonaparte: „Soldaten, Eure Bestimmung ist schön; denn Ihr seid würdig der Thaten, die Ihr vollbracht habt, so wie der Meinung, die man von Euch hat. Sterben werdet Ihr mit Ehren, wie die Tapferen, deren Namen auf diese Pyramide geschrieben sind, oder Ihr werdet bedeckt mit Lorbern und mit der Bewunderung aller Völker in Euer Vaterland zurückkehren. An diesem Tage feiern 40 Millionen Bürger die Aera der Repräsentativ-Regierungen; 40 Millionen Bürger gedenken Eurer; alle sagen: ihren Arbeiten, ihrem Blute verdanken wir den allgemeinen Frieden, die Ruhe, das Gedeihen des Handels und die Wohlthaten der bürgerlichen Freiheit.“

So sprach Bonaparte, um sich und sein Heer aufrecht zu erhalten.

Welchen Eindruck die Nachricht von dem Ausgange der Seeschlacht bei Abukir auf Europa machte, wird sich im nächsten Kapitel offenbaren.

Viertes Kapitel.

Rückwirkungen der Seeschlacht bei Abukir auf Frankreichs Verhältnisse; Bemühungen Englands, eine neue Coalition zu Stande zu bringen; Selzer Besprechungen; Fortgang der Rastadter Unterhandlungen; Bewegungen in den Filial-Republiken; allgemeine Hinneigung zum Kriege.

So lange Bonaparte's Unternehmen noch ein Geheimniß war, beschäftigte es bloß die Neugier. Als die schnelle Eroberung der Felsen-Insel Malta bekannt wurde, gerieth man in Verwunderung; denn man hatte dem Kerne des europäischen Adels mehr Widerstandskraft und Geist zugetraut. Die Eroberung von Alexandrien und die Schlacht bei den Pyramiden führten das Erstaunen zurück, das man seit den letzten Jahren empfand, so oft Bonaparte's Name genannt wurde. Die Entfernung trug dazu nicht wenig bei. Bonaparte und Ägypten bildeten den Gegenstand der Unterhaltung auf allen Punkten der europäischen Welt. Man glaubte fast, daß diesem Außerordentlichen nichts unmöglich sei; und indem man weit hinausging über das, was er geleistet hatte, fand man das Größte nur groß genug für ihn. Hiernach nahm man an, daß er Syrien und Arabien durchziehen und sich entweder auf Konstantinopel, oder auf Indien werfen werde.

Die Seeschlacht bei Abukir hemmte diesen Flug der Einbildungskraft. Vernichtet war der Zauber, der sich bis

dahin an Bonaparte's Unternehmen geknüpft hatte. Man sah also in dem Helden des Tages einen gefangenen Löwen, und betrachtete Ägypten als das Netz, worin er gefangen worden. Der schnelle Übergang von Erhabenen zum Gemeinen und Lächerlichen hatte nichts Beschwerliches für Beobachter, die, beim Auffassen der Erscheinungen, nur das, was diese der Unterhaltung gewähren, in Anschlag zu bringen gewohnt sind.

Großbritannien, für seine Handelsmacht nicht wenig besorgt, that seinerseits, was in seinen Kräften stand, der französischen Staatsumwälzung neue Feinde zu erwecken; und für diesen Zweck fand es den freiesten Spielraum in Konstantinopel, wohin der Herr von Talleyrand nicht abgegangen war. Leicht ließ sich die hohe Pforte überreden, daß Frankreichs Ehrgeiz unersättlich sei; und obgleich Ägypten seit langer Zeit für sie so gut als verloren war, so erklärte doch Selim III., fortgerissen von seinem bestochenen Divan, den Franzosen aufs Feierlichste den Krieg, indem er die Vereinigung eines Heeres anordnete, dessen Bestimmung die Wiedereroberung Ägyptens war. Die Lage der Franzosen in diesem Lande war hierdurch nicht wenig verschlimmert; denn gesondert von Frankreich und durch die siegreichen Flotten Englands jedes Beistandes beraubt, sollten sie sich, dreißig tausend an der Zahl, gegen die Horden des Orients vertheidigen, denen durch die Übereinstimmung der Sprache und der Sitten, vorzüglich aber der Religion, alles erleichtert war.

Gleich leichten Eingang fanden die Engländer zu Petersburg. General Dumourier hatte ihnen hier die Wege gebahnt durch das Ansehn, worin er bei dem Kaiser Paul I. stand. Eine Zeitlang ungewiß darüber, ob er die Politik seiner berühmten Mutter fortsetzen sollte, oder nicht, fühlte sich dieser Kaiser durch keinen Umstand so sehr zum Kriege wider Frankreich bestimmt, als daß der Malteser-Orden, kurz vor seinem Ausscheiden aus der Reihe der europäischen

Mächte, ihn zu seinem Beschützer erwählt hatte. Als solcher glaubte Paul, der Vertheidiger und Rächer des europäischen Adels gegen die Anmaßungen und Eingriffe der Demagogie geworden zu sein, und fortgezogen von seiner nur allzu beweglichen Einbildungskraft und den großmüthigen Aufwallungen, welche damit in Verbindung standen, bot er dem deutschen Reiche seinen Schutz an, indem er sich zum Bürgen der Unverletzlichkeit desselben aufwarf.

Während Österreich noch zögerte, trat Neapel nur um so kecker hervor. Tief verwundet durch das Dasein einer römischen Republik, welche fortdauern sollte, schmachtete die Regierung dieses Landes nach einem Kriege, durch welchen sie ihre bisherige Eigenthümlichkeit in Form und Wesen retten möchte. Uneingedenk des mit Frankreich abgeschlossenen Vertrages, nach welchem Neapel den Feinden der französischen Republik keinen Beistand gewähren sollte, gingen König und Königin dem Sieger bei Abukir entgegen, als er in dem Hafen von Neapel anlangte, um seine stark beschädigte Flotte wieder auszubessern. Nelson wurde der heldenmüthige Befreier des mittelländischen Meeres genannt; und indem man ihm außerordentliche Ehren bewies, verkündigte man laut, daß der Sieg bei Abukir das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstande wider Frankreich werden müsse; zu einem Aufstande, in welchem obzusiegen man gewiß sein dürfe, da Frankreichs furchtbarstes Heer und sein noch furchtbarerer Führer in Ägypten eingesperrt wären und schwerlich wieder zum Vorschein kommen würden. In diesem Sinne schrieb man nach Toskana und Piemont, nach Österreich und Deutschland; denn die Aufgabe war, Bundesgenossen zu finden.

Der Eindruck, den diese Schreiben machten, war verschieden, je nachdem die Höfe mehr in unmittelbarer oder mehr in mittelbarer Berührung mit Frankreich standen. Unstreitig war der allgemeine Wunsch, die Revolution zurückzudrängen in den Schooß, aus welchem sie hervorgegangen war;

doch indem man die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens erkannte, waren diejenigen Mächte, welche dem republikanischen Koloß am nächsten standen, aus einem leicht zu begreifenden Grunde die vorsichtigsten und zaghaftesten. Toskana und Piemont, zitternd unter der eisernen Hand des Direktoriums, harreten des Zeichens, das Österreich geben sollte; Österreich aber, geschwächt von langen Anstrengungen, trug um so mehr Bedenken, den Traktat von Campo-Formio zu brechen, da Frankreich seitdem zwei neue Republiken geschaffen hatte, wodurch es noch gefährlicher wurde; nämlich die helvetische und die römische, von denen die erste für Österreich selbst verderblich werden konnte, während die andere es für Toskana auf eine unverkennbare Weise war.

Die Selzer Besprechungen sollten über Österreichs Entschluß entscheiden; und wirklich entschieden sie darüber.

Selz liegt nicht weit von Rastadt auf dem linken Rheinufer. Hier trafen der Graf von Cobenzl und Francois de Neufchateau zusammen; der letztere war, wie wir wissen, aus dem Direktorium getreten, und daß man Selz zum Besprechungsort gewählt hatte, war aus keinem andern Grunde geschehen, als weil die französische Constitution den ausgeschiedenen Direktoren nicht erlaubte, sich über eine bestimmte Frist hinaus von Frankreich zu entfernen. Österreichs Gesinnung trat sehr bald ins Licht: es wollte durch Gebietsausdehnung entschädigt sein für die Eroberungen, welche das republikanische System in der Schweiz und Italien gemacht hatte. Wenn Frankreich auf Genugthuung für das, was Bernadotte'n in Wien wiederfahren war, zu dringen versuchte: so wies der Graf von Cobenzl jede Forderung dieser Art durch die Bemerkung zurück, daß sein Hof das Geschehene gemißbilligt habe. Dagegen wurde er nicht müde, zu behaupten, daß Frankreich seine letzten Usurpationen durch Abtretungen in Italien erkaufen müsse, wenn das europäische Gleichgewicht nicht allzu gröblich

gestört werden sollte. Er forderte demnach für Österreich neue Provinzen in Italien, namentlich die Ausdehnung seiner Besitzungen auf dieser Halbinsel bis zum Adda und zum Po, wodurch der Kaiser die Hälfte der cisalpinischen Republik zurück erhalten haben würde. Diese sollte durch einen Theil von Piemont entschädigt werden, während der Überrest dieses Königreichs zu Toskana geschlagen und der König von Sardinien durch den Kirchenstaat entschädigt werden sollte. Wahrscheinlich ist, daß Österreich durch diese Vorschläge nur Zeit zur Vollendung seiner Rüstungen gewinnen wollte; denn Frankreich konnte auf keine Weise darauf eingehen: einmal, weil es in seiner Nachgiebigkeit die kaum zusammengebrachte cisalpinische Republik zerstückelt haben würde; zweitens, weil es mit dem Könige von Sardinien erst im abgewichenen Jahre einen Vertrag geschlossen hatte, nach welchem Frankreich ihm seine Staaten gewährleistete und folglich Piemont nicht aufopfern konnte. Da der Graf von Cobenzl und Francois de Neufchateau sich über nichts einigen konnten, so trennten sie sich sehr bald, ohne irgend etwas zu Stande gebracht zu haben; und nicht genug, daß Österreich wegen des Vorganges in Wien keine Genugthuung gab, enthielt es sich auch, den Herrn von Degelmann, seinem Versprechen gemäß, als Abgesandten nach Paris zu senden. Der Verkehr zwischen den beiden Kabineten geschah durch die beiderseitigen Minister auf dem Kongreß zu Rastadt; und diese Sonderung galt allgemein für das Zeichen eines nahen Bruchs.

Ehe es jedoch dazu käme, wollte Österreich des Beistandes gewiß sein, auf welchen es in dem bevorstehenden Kriege rechnen könnte. Sehr viel lag ihm an der Mitwirkung Preußens, weil diese über die Bereitwilligkeit der übrigen Fürsten Deutschlands entschied. Graf von Cobenzl ging also von Selz nach Berlin, um daselbst, in Verbindung mit dem englischen Gesandten und mit dem Fürsten Repnin, den der russische Kaiser eben dahin gesendet hatte,

eine Coalition zu Stande zu bringen, die an Furchtbarkeit jede frühere überträfe. An der Spitze des preußischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten stand in dieser Zeit der Graf von Haugwitz; und zuverlässig war es nicht *seine* Schuld, daß die Coalition nicht zu Stande kam. Die unverwerflichsten Beweggründe bestimmten Friedrich Wilhelm III., darauf nicht einzugehen. Zuvörderst wünschte dieser König seinen Unterthanen eine Erholung von den Anstrengungen, die sie bis zum Jahre 1796 in dem Kriege gegen Frankreich und gegen die Republik Polen ertragen hatten. Sodann hielt er den Besitz der durch die letzte Theilung Polens neu erworbenen Provinzen nur unter der Bedingung gesichert, daß er nicht den Kriegsschauplatz im Westen beträte. Endlich gab es unter den europäischen Monarchen, außer ihm, schwerlich einen Zweiten, der, ohne die französische Revolution zu billigen, die einzelnen Erscheinungen derselben mit größerer Nachsicht beurtheilte, und weniger geneigt war, Frankreichs Unfälle zu seinem Vortheil zu benutzen.

Indem Friedrich Wilhelm III. aus diesen Beweggründen seinen Beitritt zu der sich bildenden neuen Coalition versagte, handelte er so unabhängig, daß selbst der angesehene Mann, welcher um diese Zeit als französischer Botschafter in Berlin residirte, auch nicht den entferntesten Einfluß auf die Entschließung des Königs hatte. Dieser angesehene Mann war der Abbé Sieyes. Ihn hatte das Direktorium nach der Hauptstadt Preußens gesendet, um ihm daselbst einen Wirkungskreis zu geben, worin er minder lästig wäre; denn in Frankreich hörte Sieyes nicht auf, eine Verfassung zu tadeln, die nicht von ihm ausgegangen war, und das Ansehn, worin er noch immer als Denker stand, war groß genug, um ihn an Ort und Stelle beschwerlich zu machen. Unstreitig war die Voraussetzung, daß Sieyes mit den Eigenthümlichkeiten seines Geistes besser zu den Deutschen passen würde. Hieran

fehlte jedoch so viel, daß dieser Gesandte in Berlin so gut als ganz vereinzelt war. Da er sich mit Mäßigung und Würde betrug, so legte man ihm zwar nichts in den Weg; doch entzog man sich dabei seinem Einflusse mit gleicher Gewissenhaftigkeit, und eigene Anschauungen und Überzeugungen waren der Schild, hinter welchem sich Friedrich Wilhelm III. gegen die dringenden Aufforderungen Österreichs, Rußlands und Englands vertheidigte.

Sein Beschluß konnte nicht verfehlen, die Politik einer großen Anzahl deutscher Reichsfürsten zu bestimmen. Im Allgemeinen seufzte Deutschland nach Frieden. Nur die Kirchenfürsten machten hiervon eine Ausnahme, weil der Grundsatz der Säkularisation allzu deutlich ausgesprochen war, als daß es noch eine glänzende Zukunft für sie hätte geben können. Aus demselben Grunde waren sie für Österreich gestimmt; sie betrachteten diese Macht als den letzten Ankergrund ihrer Hoffnungen und Wünsche.

Zu Rastadt waren die Friedensunterhandlungen so weit gediehen, daß ein Abschluß nahe schien. Treilhard und Bonaparte waren, nach dem Eintritte des erstern in das Direktorium und nach der Abfahrt des letztern nach Ägypten, durch Jean Debry und Roberjot ersetzt worden. Diese machten Anfangs übertriebene Forderungen: dahin gehörte die Abtretung der sämmtlichen Rheininseln, ferner die Beibehaltung von Kehl mit seinem Territorium, Strasburg gegenüber, wie auch Cassels, weil es Mainz gegenüber lag; außerdem die Wiederherstellung der Handelsbrücke zwischen den beiden Breisach, die Schleifung der Festung Ehrenbreitenstein, die freie Schifffahrt sowohl auf dem Rhein, als auf allen den Strömen, die sich in denselben ergießen, mit gänzlicher Abschaffung aller Zollgefälle; endlich die Übertragung der Schulden in den an Frankreich abgetretenen Ländern auf diejenigen Territorien, welche zur Entschädigung gegeben werden sollten. Solchen ungemessenen Forderungen widersetzten sich die Abgeordneten Deutschlands

mit dem vollen Nachdruck, den ihre Bestimmung heischte. Der größte Theil des Sommers verstrich unter einem lebhaften Notenwechsel, bis endlich im September der Thalweg von den französischen Abgeordneten bewilligt wurde. Hiernach war der Hauptarm des schiffbaren Rheins als Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bezeichnet. Die Rheininseln sollten nach diesem Princip getheilt werden. Frankreich willigte in die Abtragung von Cassel und Kehl; allein es forderte die Insel Petersau, welche auf der Höhe von Mainz gelegen und für diese Festung von der höchsten Wichtigkeit ist. Das deutsche Reich willigte dagegen in die Abtragung von Ehrenbreitenstein. Zugleich vereinigte man sich über die freie Rheinschifffahrt und die Abschaffung der Zölle. Die einzigen Punkte, welche jetzt noch übrig blieben, betrafen die Handelsbrücken, den Immediat-Adel, die Anwendung der Auswanderungsgesetze auf die abgetretenen Länder, und die Schulden derselben; und da die Mehrheit der weltlichen Reichsfürsten sich dahin erklärt hatte, daß man, um zu einem Frieden zu gelangen, alles bewilligen müsse, was sich mit der Ehre des Reichs vertrüge, und Preußen diesen Grundsatz unterstützte: so war eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Definitiv-Friede zwischen Frankreich und Deutschland noch vor dem Schlusse des Jahres 1798 zu Stande kommen werde. Doch diese Wahrscheinlichkeit verschwand in demselben Maaße, worin Österreich, unterstützt von England und Rußland, das Übergewicht erhielt und die Abgeordneten Deutschlands erst vorsichtig und zurückhaltend, und zuletzt störrig und zaghaft machte.

Zu den übrigen Beweggründen, welche die Coalisirten zur Erneuerung des Krieges bestimmten, gehörte auch die besondere Lage, worin sich Frankreich dadurch befand, daß dessen Regierung nicht bloß für den Frieden im Innern der französischen Republik, sondern auch für den der Filial-Republiken zu sorgen hatte, von welchen jene beschützt

werden sollte. Solcher Filial-Republiken gab es, wie wir wissen, nicht weniger als fünf, und unter diesen war keine einzige, worin die gesellschaftliche Ordnung auch nur von einem Tage zum andern gesichert gewesen wäre. Die Ursache dieser Erscheinung war keine andere, als daß es allenthalben an der sittlichen Autorität fehlte, die allein den Frieden bewahrt. Dies anzuerkennen, war jedoch wider den Geist der Antimonarchie; und indem man nur der Kraft der Bajonette vertrauen konnte, blieben alle gesellschaftlichen Verhältnisse zweifelhaft und unsicher.

In der batavischen Republik hatte seit dem 22. Januar eine Umwälzung Statt gefunden, wodurch die Föderalisten von jeder thätigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten waren entfernt worden. Wesentlich war diese Umwälzung, die eine Nachahmung des 18. Fruktidor sein sollte, zum Vortheil der Demokraten ausgefallen. Doch indem diese alle ihnen verdächtigen Mitglieder von der National-Versammlung ausgeschlossen und sich selbst zu einem Direktorium mit zwei Räthen konstituirt hatten, ohne neue Wahlen zu gestatten, waren sie nur allzu sehr aus der Bahn gewichen, worin das französische Direktorium die seiner Fürsorge anvertrauten Republiken zu erhalten wünschte. Den begangenen Fehlgriff zu verbessern, wurde General Daendels nach Holland gesendet, und General Joubert, welcher den Auftrag erhielt, jenen zu unterstützen, endigte damit, daß er, im Verein mit den batavischen Ministern, durch französische und batavische Truppen das Direktorium und die beiden Räthe aus einander sprengte, eine provisorische Regierung bildete und neue Wahlen verordnete, was denn die natürliche Folge hatte, daß man zu dem nicht ungegründeten Vorwurf zurück kam: „die republikanischen Constitutionen hätten kein Leben, das nicht von dem Hebel der Bajonette herrühre und die neuen Staaten befänden sich in der vollständigsten Abhängigkeit von Frankreich.“

Nicht besser war die Gestalt der Dinge in der helvetischen Republik, die den Charakter der Einheit und Untheilbarkeit nicht ohne Kampf hatte gewinnen können. Angeregt durch schweizerische Priester und Aristokraten, hatten die kleinen Kantone Schwitz, Zug und Glaris darauf geschworen, daß sie sich der neuen Ordnung widersetzen wollten; und ehe der General Schawenberg sich zum Gebrauch der Gewalt entschlossen hatte, waren sie sogar in Lucern eingefallen, um daselbst zu plündern und zu verheeren. Zwar wurden sie von jetzt an zum Beitritt genöthigt; doch traten sogleich Schwierigkeiten anderer Art ein. Die, nach Vorschrift der neuen Constitution gebildete Regierung, zusammengesetzt aus einem Direktorium und zwei Räthen, hatte ihren Sitz zu Arau und stand unter der Leitung eines französischen Kommissarius, Namens Rapinat, der ein Schwager Rewbels war. Anstatt sich mit diesem zu verstehen, handelte sie ihm in allen Stücken entgegen, so daß es, nach und nach, zu einem förmlichen Bruch zwischen beiden kam: zu einem Bruch, der dem französischen Kommissarius keine andere Wahl ließ, als auf die Absetzung der Direktoren Bay und Pfiffer zu dringen. Der Gegenstand des Streites waren die Kassen der ehemaligen Kantone, auf welche Rapinat hatte Siegel legen lassen, um die Verpflegung der französischen Truppen sicher zu stellen; der Ausgang des Streites aber konnte nicht anders als nachtheilig für Rapinat ausfallen, da er, um zu seinem Zweck zu gelangen, Formen, die ihm hätten heilig sein sollen, verletzt hatte. Er wurde abberufen. An die Stelle der entlassenen Direktoren traten zwei neue: Ochs, der Urheber der Constitution, und Laharpe, ein Bruder des in Italien verstorbenen Generals, einer von den Urhebern der Revolution des Cantons Waadt. Nach diesen Vorgängen, die sich, bei der Vorliebe der Schweizer für das Geld, nur allzu leicht erneuern konnten, wurde den 19. August zwischen der helvetischen und der französischen Re-

publik ein Bündniß geschlossen, nach welchem diejenige von den beiden Mächten, welche sich im Kriegszustande befinden würde, das Recht haben sollte, die Dazwischenkunft der andern zu verlangen und von ihr einen Beistand zu fordern, dessen Stärke je nach den Umständen bestimmt werden sollte. Nichts desto weniger dauerte die Unzufriedenheit der Schweizer mit dem neuen Verhältniß, worein sie zu Frankreich getreten waren, ungeschwächt fort; denn sie fühlten nur allzu sehr, daß sie das Opfer dieses Verhältnisses waren. Genf und Mühlhausen wurden in dieser Zeit mit Frankreich vereinigt. Die italienischen Ortschaften, welche lange zwischen der helvetischen und cisalpinischen Republik hin und her geschwankt hatten, erklärten sich für die erstere. Das Schicksal von Graubündten blieb für den Augenblick noch unentschieden; und im Kanton Unterwalden führten fanatische Mönche und Agenten der Fremden zwischen den Landleuten und den französischen Truppen einen Kampf herbei, der sich damit endigte, daß der Flecken Stanz, wo sich die Fanatiker festgesetzt hatten, in Flammen aufging.

Ähnliche Schwierigkeiten stellten sich auf der entgegengesetzten Seite der Alpen ein. Die ligurische Republik, voll Erbitterung gegen Piemont, wünschte sich auf Kosten des Königs von Sardinien zu vergrößern und that daher alles, was in ihren Kräften stand, Unruhe und Anarchie in seinen Staaten zu verbreiten. Ihre Werkzeuge waren Piemonteser, die sich nach Genua geflüchtet hatten und jetzt mit den Waffen in der Hand Streifereien nach Piemont machten, während eine andere Bande von Cisalpinien aus über Domo-d'Ossola zu demselben Zwecke vordrang. Solche Versuche waren leichter zu vereiteln, als zu unterdrücken. Das französische Direktorium mißbilligte sie, ohne das Vertrauen des Königs von Sardinien zu finden, der, seiner Lage zwischen drei Republiken von Tag zu Tag überdrüssiger, schon jetzt mit dem Gedanken umging, Savoyen und Piemont zu verlassen.

Die cisalpinische Republik befand sich in einem Zustande, der kaum noch abscheulicher gedacht werden kann. Als Stifter derselben hatte Bonaparte kein Meisterstück zu Stande gebracht, vorausgesetzt, daß es überall in seinen Absichten lag, Oberitalien auf eine bleibende Weise zu ordnen. Weder in der Abtheilung des Gebiets, noch in der Anstellung der Beamten, war das nöthige Verhältniß beachtet worden, und die Finanzen lagen in der höchsten Verwirrung. Dieser kleine Staat zählte nicht weniger als zweihundert und vierzig Repräsentanten; und indem auch die Zahl der Departements allzu groß war, wurde er von seiner Beamtenwelt so sehr erdrückt, daß er, bei allem Reichthum, unfähig war, die zur Unterhaltung der französischen Truppen nöthigen Hülfsgelder zu zahlen. Seit der von Berthier ausgesprochenen Ausschließung einiger Glieder des Raths, hatten die Revolutions-Männer die Oberhand gewonnen, und der Jakobinismus herrschte in den Rathsversammlungen, wie in den Klubbs. Das französische Heer unterstützte diese Bewegung; und General Brune, welcher, nach Berthiers Abgange, den Oberbefehl in der Republik erhalten hatte, stand auf eine so unverantwortliche Weise an der Spitze der sogenannten Patrioten, daß mit ihm alle Ordnung verschwand und militärische Willkühr die Bewohner zur Verzweiflung brachte. Die Republik als erobertes Land betrachtend, mißhandelten die französischen Offiziere die Hausväter, indem sie Quartiere verlangten, zu denen sie nicht berechtigt waren, und Bedrückungen aller Art übten. Besonders zeichneten sich die Platzkommandanten in dieser Beziehung aus; denn sie gingen zum Theil so weit, daß sie sich bedeutende Zweige des öffentlichen Einkommens, als besonders für sie vorhanden, aneigneten. Die Generale bestimmten ihre Forderungen nach ihrem Grade, und unabhängig von dem, was sie auf diesem Wege erpreßten, schlossen sie mit Armeelieferanten Kontrakte, wobei sie nicht weniger als 40 Procent gewannen.

Der gemeine Soldat war deßhalb nicht besser daran. Schaarenweise verließ er die Fahne, doch nicht zum Verdruß der Generale und Obersten, welche fortfuhren, sich nach den alten Etats bezahlen zu lassen.

Am ordentlichsten ging es in der römischen Republik her, wo eine aus Daunou, Florent und Faypoult zusammengesetzte Kommission ein befreites Land mit Umsicht und Rechtschaffenheit regierte. Die von ihnen entworfene Constitution entsprach der französischen; nur daß die Benennungen nicht dieselben waren; denn die Direktoren wurden Konsuln genannt und die beiden Räthe waren durch Senat und Tribunat bezeichnet. Die Bewohner des Kirchenstaats ließen sich diese Constitution nicht ungern gefallen; doch um sie in Thätigkeit zu setzen, war ihre Sorglosigkeit und Unfähigkeit zur Arbeit viel zu überwiegend. Es kostete nicht geringe Mühe, sie zur Annahme der Ehrenstellen zu bewegen; und selbst nachdem man ihnen bewilligt hatte, daß sie nur einen Tag um den andern thätig sein sollten, drangen sie noch immer auf Ferien während des Sommers. Mit dieser Trägheit verband sich eine grenzenlose Unwissenheit in Dingen der Verwaltung: eine Unwissenheit, welche es wahrscheinlich machte, daß, unmittelbar nach dem Ausscheiden der französischen Kommission, die ganze römische Regierung ein schnelles Ende gewinnen werde. Da dieser Zeitpunkt noch nicht gekommen war, so arbeiteten die drei Kommissarien vor allen Dingen dahin, den Unterschleifen, welche bei der ersten Besetzung des Kirchenstaates Statt gefunden hatten, eine Grenze zu setzen; und dies gelang ihnen so gut, daß sie sich die ganze Militär-Autorität unterwarfen. Faypoult, der ein eben so fähiger als rechtschaffener Verwalter war, führte in dem Kirchenstaat ein wohlverstandenes Abgaben-System ein und bewirkte dadurch, daß nicht nur das Armee-Bedürfniß bestritten, sondern auch die Rückstände bezahlt werden konnten, welche der Soldat zu fordern hatte. General St. Cyr, welcher an Massena's

Stelle gekommen war, zeichnete sich zwar durch eine strenge Rechtlichkeit aus; doch fehlte es ihm dabei nicht an Geneigtheit, den Oberherrn spielen zu wollen: er hatte diesen Geschmack mit allen seinen Kameraden gemein, und hierin gerade zeigte sich auf eine auffallende Weise, wie wenig eine Regierung auf Fortdauer rechnen kann, welche genöthigt ist, wirksame Kräfte zu gestatten, über welche sie keine Autorität ausübt.

Das Direktorium war wesentlich unschuldig an der Unordnung, welche in den Filial-Republiken herrschte; zum wenigsten hatte es keinen Antheil an derselben, und nimmt man Barras aus, welcher mit den Lieferanten durchstach, so waren die übrigen Direktoren empört von den Vorgängen in Italien. Mehr als die übrigen war es Reveillere-Lepeaux. Er war es denn auch, der in Vorschlag brachte, daß man nach Mailand einen Gesandten schicken sollte, um daselbst, im Namen der französischen Regierung, mit der Constitution alle die Veränderungen vorzunehmen, welche nöthig sein würden, sowohl um die Zahl der Lokal-Abtheilungen zu vermindern, als um die der Beamten und die der Repräsentanten zu verringern. Wirklich wurde Trouvé, der früher Minister in Neapel gewesen war, zu diesem Endzweck ernannt; und indem man ihm Faypoult zur Hülfe gab, gewann man die Aussicht, die Dinge in der cisalpinischen Republik in einen bessern Gang zu bringen. Doch wie hätten beide in Mailand wirksam sein können, ohne auf tausend Hindernisse zu stoßen, welche von den Patrioten und den Generalstäben herrührten? Nichts desto weniger setzte Trouvé die Hauptsache durch; und selbst das Geschrei der Patrioten würde sich gelegt haben, hätte Barras nicht Mittel gefunden, seine Kollegen zu einer Abberufung Trouvé's zu bewegen und an dessen Stelle Fouché zu bringen, der, nach seiner Ankunft in Mailand, durch seine Nachgiebigkeit gegen den General Brune alles in einem so hohen Grade verdarb, daß auch er abberufen

werden mußte. An Brune's Stelle trat General Joubert, mit dem Auftrage, die Dinge auf den Punkt zurück zu führen, worauf Trouvé sie gestellt hatte. So wurde in der cisalpinischen Republik am Schlusse des Jahres 1798 freilich eine Art von Ordnung gestiftet; doch konnte diese nicht von Dauer sein, weil in Frankreich selbst alles hin und her schwankte.

Das Direktorium war nichts weniger, als ein Gegenstand unbedingter Hochachtung; seine Zusammensetzung schloß allzu auffallende Gebrechen in sich, als daß man sich dagegen hätte verblenden können. Sehr schnell entwickelte sich also in den beiden Räthen eine doppelte Opposition, von welchen die eine die patriotische, die andere die constitutionelle genannt wurde. Beide gingen so weit, daß sie den Direktoren selbst die Hindernisse, die ihnen entgegen standen, zum Verbrechen machten. Zu der letztern gehörte Lucian Bonaparte, der, um das Werk seines Bruders zu vertheidigen, gleich den Patrioten über Willkühr und Verletzung der Verträge schrie. Andere Gegenstände des Tadels fanden sich in dem Verfahren des Direktoriums gegen gewisse Klubbs und Tageblätter, deren Richtungen gefährlich schienen. Als die Direktoren dergleichen unterdrückten, erhoben sich die Patrioten der beiden Räthe gegen so viel Willkühr und drangen auf die Zurücknahme mehrerer Artikel des Gesetzes vom 19. Fruktidor. Der Lärm war stark; doch wurde er zum Niederschlag gebracht, sobald die Mehrheit beider Räthe entschieden hatte, daß die Artikel bis zur Schöpfung eines Preßgesetzes in Kraft bleiben sollten. Den stärksten Widerspruch erfuhr das Direktorium in Finanz-Sachen. Es kam darauf an, das Budget des Jahres VI. (1797—1798) zu schließen und das des Jahres VII. (1798—1799) in Antrag zu bringen. Jenes war, wie wir erzählt haben, auf 616 Millionen gestellt worden; doch auf diese Summe gab es ein Defizit von 62 Millionen und außer demselben einen bedeutenden Rückstand in

dem Einkommen. Trotz dem feierlichen Versprechen, daß das consolidirte Drittel berichtigt werden sollte, waren die Gläubiger unbefriedigt geblieben. Man entschied, daß sie, in Zahlung des Rückstandes, Bons erhalten sollten, die bei Entrichtung der Steuer für voll gelten würden. Das neue Budget wurde auf 600 Millionen gesetzt; und da die Grund- und Kopfsteuer vermindert werden mußte, so erhöhete man Stempel, Eintragungs-Gebühren und Zölle. Auch die Zusatz-Centimen kamen jetzt in Gang, hauptsächlich zur Unterhaltung der Hospitäler und ähnlicher Einrichtungen. Trotz diesen Erhöhungen, behauptete der Finanz-Minister, daß die Steuern höchstens zu drei Vierteln eingehen würden. Er verlangte also eine Steuer auf Thüren und Fenster, so wie eine Salzsteuer. Jene wurde ihm auf der Stelle bewilligt; über diese sollte noch berichtet werden.

Bei der Anlage des neuen Budgets war keine Rücksicht genommen auf den bevorstehenden Krieg. Gleichwohl vertrug sich der nahe Ausbruch desselben mit keinem Zweifel; denn der russische Kaiser hatte mit Österreich einen Allianz-Traktat geschlossen, und während Österreich rüstete, brachte Neapel seine ganze Bevölkerung unter die Waffen. Eine Bewegung, die sich von den Ufern der Weichsel bis zu denen des Volturno erstreckte, forderte zur Vertheidigung auf; und da das französische Heer nur allzu sehr durch Desertion vermindert war, so beschloß das Direktorium, der Ergänzung desselben durch eine Institution zu Hülfe zu kommen, an welcher es bisher noch gefehlt hatte. Dies war die berüchtigte Conskription. Berichterstatter in dieser wichtigen Angelegenheit war der General Jourdan. Jeder Franzose wurde durch ein Gesetz für verbindlich erklärt, seinem Vaterlande vom 20sten bis zum 25sten Lebensjahre als Soldat zu dienen. Die jungen Männer dieses Alters theilte man, je nach den Jahren, in 5 Klassen. Nach Maßgabe des Bedürfnisses rief die Regierung diese Klassen ein, anfangend mit den Zwanzigjährigen und so, daß sie nach und nach

alle fünf Klassen einrufen konnte. In Friedenszeiten waren die Conskribirten verpflichtet, bis zum 25sten Jahre zu dienen. Die Dauer des Dienstes schwankte also zwischen einem und zwischen fünf Jahren, je nachdem der Conskribirte im Alter stand. In Kriegszeiten war diese Dauer unbegrenzt; denn Abschiede zu ertheilen war die Sache der Regierung. Ausnahmen wurden nur für diejenigen gestattet, welche sich vor der Bekanntmachung des Gesetzes verheirathet oder in früheren Kriegen ihre Schuld bezahlt hatten. Das Gesetz galt übrigens nur für gewöhnliche Fälle; in außerordentlichen Fällen hatte die Regierung das Recht, das Vaterland für in Gefahr befindlich zu erklären und wie im Jahre 1793 die ganze Bevölkerung aufzufordern.

Dies Gesetz wurde als eine der heilsamsten Schöpfungen der Umwälzung ohne Widerrede angenommen; und als das Direktorium, zur Ergänzung der Heere, eine Aushebung von 200,000 Mann verlangte, wurde diese Forderung am 23. September 1798 mit allgemeiner Zustimmung bewilligt; denn, wie sehr die beiden Oppositionen auch dem Direktorium entgegen sein mochten, so sollte, ihrem Wunsche nach, doch die Republik ihr Übergewicht in Europa bewahren. Da jede Aushebung mit Kosten verknüpft ist, so forderte das Direktorium noch 125 Millionen Franken über das Budget hinaus, theils zur Ausrüstung der 200,000 Conskribirten, theils zur Wiederherstellung des Seewesens, das so stark gelitten hatte. Die Aufgabe war, diese Summe zu finden. Ramel, der Finanz-Minister, bewies, daß noch 400 Millionen National-Güter frei von jeder Belastung wären. Hiernach wurden für 125 Millionen zum Verkauf gestellt, mit der Anordnung, daß nur ein Zwölftel baar bezahlt, der Überrest in Obligationen der Erwerber entrichtet werden sollte. Da diese Obligationen 5 Procent trugen, so setzte man mit Recht voraus, daß sie ohne Mühe in den Verkehr eintreten und den Werth des baaren Geldes gewinnen würden. Auch dies Gesetz

fand keinen Widerspruch von Seiten der beiden Oppositionen.

Auf diese Weise setzte sich das Direktorium in den Stand, dem neuen Sturm, womit Frankreich bedroht war, mit Erfolg zu begegnen. In dem Kriege mit England hatte es, nach der Seeschlacht bei Abukir, nur zwei Auftritte von einiger Wichtigkeit gegeben, von welchen der eine in Irland, der andere bei Ostende erfolgt war. Von dem Direktorium den aufrührerischen Irländern zu Hülfe gesendet, hatte General Humbert, an der Spitze von 1500 Mann, denen 6000 unter dem General Sarrasin folgen sollten, die Landung vollbracht und mehrere glückliche Gefechte geliefert, als er sich, weil die Unterstützung ausblieb, zur Niederlegung der Waffen genöthigt sah. Allerdings war dies ein Verlust; allein er wurde aufgewogen durch das, was den Engländern bei Ostende begegnete. Hier wollten sie eine Landung versuchen, um die Schleusen zu zerstören. Wirklich gelang ihnen die Landung; doch ehe sie ihre Bestimmung erfüllen konnten, sahen sie sich von ihren Schiffen abgeschnitten und bei 2000 gefangen genommen.

So bereitete sich das Jahr 1799 vor, dessen Begebenheiten für alle Zeiten denkwürdig zu bleiben verdienen.

Fünftes Kapitel.

Wiederausbruch der Feindseligkeiten: die Neapolitaner überziehen den Kirchenstaat mit Krieg und werden von dem General Championet geschlagen; — Abdankung des Königs von Piemont; — Österreichs Kriegserklärung; — Feldzug von 1799; — Ermordung der französischen Bevollmächtigten zu Rastadt.

Das Jahr 1798 war noch nicht beendigt, als der neapolitanische Hof, gefoltert von seiner Ungeduld, das Zeichen zur Erneuerung der Feindseligkeiten gab.

Das Heer dieses Königreichs war, durch Anstrengung aller Kräfte, auf 60000 Mann gebracht worden, und an der Spitze derselben stand der österreichische General Mack, in dessen feldherrliche Geschicklichkeit der Hof ein unbedingtes Vertrauen setzte.

Dem Feldzugsplane zufolge, sollten die Piemonteser dem französischen Heere, das Cisalpinien deckte, in den Rücken dringen und die Toskaner hinsichtlich des im Kirchenstaate befindlichen Heeres dasselbe thun; und während die Neapolitaner das letztere von vorn angreifen würden, sollten die Österreicher, vereinigt mit den Russen, in Ober-Italien eindringen.

Auf diese Weise glaubte man Italien zu befreien und alles Verlorene wieder zu erobern.

Eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit sprach für den glücklichen Erfolg dieses Unternehmens; nur daß man, wie es zu geschehen pflegt, die Gegenkraft nicht gehörig gewürdigt hatte.

Wohl unterrichtet von allem, was im Werke war, begann das Direktorium damit, daß es sich zum Schiedsrichter für die Zänkereien aufwarf, welche zwischen der ligurischen Republik und dem König von Piemont im Gange waren. Es machte sich nämlich anheischig, die Ruhe in den Staaten des letztern zu erhalten; doch stellte es dafür die Bedingung, daß ihm die Citadelle von Turin eingeräumt werden müsse. Ungern willigte der König in diese Forderung; da er aber nicht ausweichen konnte, so besetzten Franzosen die Citadelle, nicht ohne ihn dadurch zu lähmen und zugleich den Großherzog von Toskana in Zaum zu halten. Hinsichtlich des Angriffs, den die Neapolitaner machen konnten, verließ sich das Direktorium auf den Widerstand der französischen Truppen im Kirchenstaate, und auf die Geschicklichkeit ihres Obergenerals.

Dieser war Championet, der sich am Rhein ausgezeichnet hatte. Das Heer, an dessen Spitze er stand, war jedoch über den ganzen Kirchenstaat zerstreut. In der ankonitanischen Mark standen 4 bis 5000 Mann unter dem General Casa-Bianca; der General Lemoine befand sich mit 2 bis 3000 Mann auf dem entgegengesetzten Abhange des Apennin, nach Terni zu; Macdonald befehligte etwa 5000 Mann an den Ufern des Tiberstroms und zu Rom selbst stand eine schwache Nachhut. Das im römischen Gebiet versammelte Heer belief sich also höchstens auf 15 bis 16000 Mann, und diese waren so zerstreut, daß, wenn Championet in dem General Mack einen thätigen und einsichtsvollen Gegner gehabt hätte, seine Niederlage unvermeidlich geworden sein würde; denn dazu war nichts weiter erforderlich, als daß man gegen den Mittelpunkt der Franzosen anrückte und die Hauptmasse der Neapolitaner

zwischen Rom und Terni so aufstellte, daß der linke Flügel der Franzosen von dem rechten abgeschnitten wurde. Doch, anstatt einem so einfachen Gedanken Raum zu geben, blieb General Mack seinem alten Umwickelungs-Systeme getreu. Er, der über 60000 Mann zu gebieten hatte, von welchen 20000 als Besatzung zurückgeblieben waren, theilte sein Heer in sechs Kolonnen. Die erste, welche längs dem adriatischen Meere vorging, sollte sich, auf der Straße von Askolo, nach den Marken begeben; die zweite und die dritte sollten, in Verbindung mit der ersten, die eine auf Terni, die andere auf Magliano vorrücken; die vierte und vornehmste erhielt den Befehl, nach Frascati und Rom zu marschiren; eine fünfte sollte durch die pontinischen Sümpfe hin sich auf dem appischen Wege dem Schlacht-Corps anschließen und die sechste wurde nach Livorno bestimmt, wohin Nelsons Geschwader sie versetzen sollte, theils um die Toskaner aufzuwiegeln, theils um den Franzosen den Rückzug abzuschneiden. Alles war demnach darauf berechnet, die Franzosen gefangen zu nehmen, doch ohne sie vorher geschlagen zu haben.

In dieser Marsch-Ordnung setzte sich Mack mit seinen 40000 Neapolitanern in Bewegung. Championet, zu rechter Zeit von der ihn bedrohenden Gefahr unterrichtet, entsendete auf der Stelle zwei Corps, um die Bewegungen seines Gegners zu beobachten und die vereinzelten Corps zu decken, sobald sich diese zurückziehen würden. Überzeugt, daß er Rom nicht werde behaupten können, beschloß er, eine Stellung zwischen Civita-Castellana und Civita-Ducale an den Ufern des Tiberstroms zu nehmen, und in dieser seine Kräfte zu einem Angriff zu sammeln. In der Engelsburg ließ er eine Besatzung von acht hundert Mann zurück.

Mack stieß demnach im Vorgehen nach Rom auf kein Hinderniß; und als er am 29. November 1798 vor den Thoren dieser alten Weltstadt anlangte, wurden ihm diese sogleich geöffnet. Der König von Neapel, der sich in

seinem Gefolge befand, sah sich, zu seinem größten Erstaunen, als Eroberer und Befreier empfangen: eine Ehre, an welche er nie gedacht hatte. Während sich die neapolitanischen Truppen, in Verbindung mit dem römischen Pöbel, jeder Ausschweifung hingaben und die Häuser derjenigen plünderten, die sie Revolutionäre und Franzosen-Freunde nannten, lud König Ferdinand den Pabst ein, in seine Staaten zurückzukehren; doch Pius VI. beurtheilte die Umstände allzu richtig, um diesem Rufe zu folgen, und kaum waren einige Tage verstrichen, so war nichts noch mehr entschieden, als — der Rückzug der Neapolitaner.

Championet hatte die nöthigen Vertheidigungsmaßregeln genommen, als Neapolitaner und Franzosen auf allen Wegen, welche die ersteren betraten, auf einander stießen. In den Marken wurde die Kolonne, welche über Ascoli anrückte, von dem General Casa-Bianca zurückgetrieben. Auf der Straße von Terni sah ein neapolitanischer Oberst sich mit seinem ganzen Corps von dem General Lemoine aufgehoben. Mack, welcher inzwischen Anstalten getroffen hatte, die Hauptstellung der Franzosen, d. h. die von Civita-Castellana, anzugreifen, fühlte sich, nach den ersten Unfällen, die er bei Borghetto, Nepi und Rignano litt, so abgeschreckt, daß er nur darauf bedacht war, seine Truppen nach Terni zu versetzen. Dies durchzuführen, waren mehrere Tage erforderlich; Mack aber verschlimmerte seine Lage dadurch, daß er mit Langsamkeit zu Werke ging. Lemoine war zu Terni bereits verstärkt, als die Neapolitaner sich diesem Orte näherten. General Metsch, der von Ortricoli nach Calvi zurückgesprengt war, wurde am 9. December genöthigt, die Waffen mit 4000 Mann zu strecken. Von diesem Augenblick an gab Mack jede Hoffnung eines glücklichen Erfolges auf, nur darauf sinnend, wie er nach Rom und von da bis an den Fuß der Berge von Frascati und von Albano zurückkommen wollte; denn hier gedachte er sich zu verstärken. Inzwischen reisete der

König von Neapel heimlich von Rom ab; und nachdem auch die Neapolitaner diese Stadt geräumt hatten, kam Championet dahin zurück. Sein fester Entschluß war, sich nun nicht länger auf die Vertheidigung der römischen Staaten zu beschränken. Er verfolgte also seinen Gegner, welcher erst vor Capua Halt machte, wo er die Linie des Volturno vertheidigen zu können glaubte.

Von jetzt an war die Entwickelung rasch. Indem sich nämlich nach der Zurückkunft des Königs Ferdinand Schrecken und Verwirrung in der Hauptstadt verbreitete, der Pöbel über Verrath schrie und der Hof schwach genug war, den Lazzaroni's Waffen zu geben, kam es nur allzu bald dahin, daß König und Königin sich zu Neapel eben so wenig für gesichert hielten, wie Acton, der Liebling der Königin. Die Kostbarkeiten der Krone, sämmtliche Kunstschätze von Caserta und Neapel und ein Schatz von 20 Millionen wurden an Bord der brittischen Schiffe gebracht, welche den 31. December nach Sicilien unter Segel gingen. So rettete sich der Hof, und an der Stelle des Königs blieb Prinz Pignatelli zurück.

Inzwischen näherte sich Championet der Hauptstadt. Die Hindernisse, welche der Übergang über den Volturno mit sich brachte, verschwanden, sobald der französische Obergeneral sich hinreichend verstärkt hatte. Mack hatte schon früher Eröffnungen gemacht, welche auf Frieden lauteten; Championet aber hatte sie zurückgewiesen, weil er Herr der Bedingungen bleiben wollte. Diese schrieb er jetzt dahin vor, daß Mack die Linie des Volturno verlassen, die Stadt Capua an die Franzosen abtreten, sich hinter die Linie der Regi-Lagni auf Seiten des mittelländischen Meeres, und hinter die des Ofanto auf Seiten des adriatischen Meeres zurückziehen und folglich einen großen Theil des Königreichs Neapel räumen sollte. Außerdem wurden 8 Millionen Contribution stipulirt. Mack nahm zwar alle diese Bedingungen an, und der Waffenstillstand wurde den

11. Januar 1799 unterzeichnet; die Vollziehung desselben verhinderte jedoch der Pöbel von Neapel, welcher in Wuth gerieth, als er die erste Nachricht von Macks Nachgiebigkeit erhalten hatte.

Der Prinz Pignatelli verließ unter diesen Umständen die Hauptstadt. An seine Stelle trat der Prinz von Moliterne, in welchen die Lazzaroni's größeres Vertrauen setzten. Die Wuth dieser Elenden theilte sich dem Lager mit, und Mack sah sich bedroht, weil sich der Soldat wegen der erlittenen Unfälle lieber an den General, als an seine eigene Feigheit halten wollte. Sein Leben zu retten, flüchtete sich der österreichische General, welcher vor wenigen Monaten als Italiens Befreier in Neapel empfangen war, in das französische Lager, wo er Rettung fand. Jetzt blieb noch die Eroberung der Hauptstadt übrig. Diese war um so schwieriger, weil die höchste Autorität sehr bald von dem Prinzen von Moliterne auf zwei Lazzaroni's übergegangen war, von welchen der eine Poggio, der andere Michel der Narr genannt wurde. Es kam zu einem Angriff, den die Lazzaroni's zurück schlugen. Zuletzt siegten die Franzosen mit Hülfe der Bürger, die sich des Forts St. Elme bemächtigt hatten. Championet, der von jetzt an Herr des ganzen Königreichs war, zögerte nicht, durch Entwaffnung der Lazzaroni's die Ruhe wieder herzustellen; und da das Direktorium sich nicht wohl mit Königreichen vertrug, so wurde Neapel in eine parthenopäische Republik umgewandelt. Das römische Heer nahm die Benennung des neapolitanischen an, und Championet, der, von jetzt an, zu den geschicktesten Generalen der Republik gezählt wurde, ward unabhängig von Joubert.

Während dies mit und in Neapel vorging, erfolgte eine Umwälzung anderer Art in Piemont.

In der Natur der Sache lag, daß das, was von Seiten des Direktoriums zur Sicherstellung des Königs Karl Emanuel IV. durch die Besetzung der Citadelle von Turin

geschehen war, in dem gegenwärtigen Zustande der Dinge nicht ausreichte; es war dadurch sogar den Revolutionären nur Vorschub geleistet worden. Diese hatten bei einem Versuch auf die Festung Alessandria mehrere hundert Mann verloren, als sie ihrem Ziele auf einem andern Wege näher zu kommen bemüht waren. Von der Citadelle Turins ging eine Maskerade aus, deren Zweck kein anderer war, als den Hof lächerlich zu machen; Piemonteser und französische Offiziere hatten sich zu dieser Posse vereinigt, welche so viel Erbitterung zurückließ, daß blutige Auftritte nur mit Mühe abgewendet werden konnten. Der piemontesische Hof konnte nicht der Freund des Direktoriums sein; und wie wenig er es war, bewies der Briefwechsel zwischen Acton und dem Herrn von Priocca, dirigirenden Minister von Piemont. Der lästigen Spannung, welche, in dem mit Österreich und Rußland bevorstehenden Kriege, zu großen Unfällen führen konnte, ein Ende zu machen, beschloß das Direktorium, den König von Piemont zur Abdankung zu zwingen. Nachdem man also die Republikaner bei der Einnahme von Novarra, Alessandria, Suza nnd Chiavasso unterstützt hatte, erklärte man dem Monarchen, daß er nicht länger in einem Lande bleiben könne, dessen Bewohner sich empörten und das sehr bald die Bühne des Krieges werden dürfte. Die Abdankung, welche man forderte, wurde den 9. December 1798 unterzeichnet. Karl Emanuel IV. begab sich nach Sardinien, das man ihm nicht nehmen konnte, und das er nicht lange darauf an seinen Bruder abtrat, um ungehindert in den geistlichen Stand treten zu können.

Die beiden mächtigsten Fürsten Italiens behielten also von ihren Staaten nur zwei Inseln. Um die Zahl der Republiken nicht ungebührlich zu vermehren, wurde beschlossen, daß Piemont vorläufig von Frankreich verwaltet werden sollte. Ganz Italien war bis auf Toskana in Frankreichs Händen. Zur Besetzung dieses Großherzogthums

bedurfte es nur einer Anzeige, daß sie erfolgen werde; und weil nichts weiter nöthig war, so verschob das Direktorium diese Anzeige bis auf den Zeitpunkt, wo Österreich sich würde erklärt haben.

Österreich übereilte sich nicht mit seiner Kriegserklärung, wie sehr es übrigens auch zum Kriege entschlossen war. Ohne irgend ein blindes Vertrauen auf glückliche Erfolge, hatte diese Macht den seit dem Waffenstillstand von Leoben verflossenen Zeitraum dazu angewendet, neue Truppen auszuheben, zu bekleiden und einzuüben; und nicht minder war sie darauf bedacht gewesen, tüchtige Generale zu finden. Nicht weniger als 250,000 Mann standen im Begriff, in Reih' und Glied zu treten; und diesen sollte sich ein russisches Contingent von 60000 Mann anschließen. Mehr als 300,000 Mann waren also bereit, die Monarchie über die Republik zu erheben und das zwieträchtige Europa zur Einheit zurück zu führen.

Dieser Erfolg schien um so unausbleiblicher, je größer die Auflösung in Frankreich und dessen Filial-Republiken war. Es mußte eine Linie vertheidigt werden, welche sich vom Terel bis zum adriatischen Meere erstreckte: eine Linie, welche Österreich und Rußland von vorn, England mit seiner Flotte, sei's in Holland oder in Neapel, von hinten anzugreifen entschlossen waren. Wie gering aber war die Summe der Vertheidigungsmittel, welche Frankreich anwenden konnte! Der Kern des Heeres befand sich in Ägypten; mit ihm der einsichtsvollste General. Die in Frankreich zurück gebliebenen Truppen hatten sich durch die im Frieden hergebrachte Entweichung um die Hälfte vermindert. Zwar hatte man durch das Conskriptions-Gesetz für eine leichte Ergänzung gesorgt; allein dies Gesetz war neu und die Abneigung vom Kriege nur allzu allgemein. Hierzu kamen zerrüttete Finanzen, denen dadurch nicht abzuhelfen war, daß man einen bedeutenden Theil der National-Güter zum Verkauf stellte. Der Übel größtes war das Verschwin-

den der Subordination im Heere selbst. Der anhaltende Kriegszustand hatte dem Soldaten zum Gefühl seiner Unentbehrlichkeit verholfen, und dies Gefühl machte ihn anmaßend, schwierig und habsüchtig. Es war bereits dahin gekommen, daß das Direktorium beinahe gar keine Gewalt mehr über die Obergenerale ausübte; denn diese trugen kein Bedenken, die von den Direktoren angestellten Beamten zu verjagen, wenn diese es ihnen nicht zu Dank machten. Einen letzten Streich dieser Art hatte Championet in Neapel ausgeübt; und ob er gleich dafür durch Entsetzung bestraft worden war, so ließ der tapfere Joubert sich deßhalb nicht minder bereden, daß die Beschlüsse des Direktoriums ein Schandfleck für die militärische Ehre wären. Um nicht unter den von dieser Behörde vorgeschriebenen Bedingungen zu leben, gab er seine Entlassung ein. Das Direktorium nahm sie an; als es aber den General Bernadotte unter denselben Bedingungen an Jouberts Stelle bringen wollte, erfuhr es eine abschlägige Antwort.

Eine noch größere Schwierigkeit entstand daraus, daß man nicht wußte, nach welchem Plan man, sei's in Angriff oder in Vertheidigung, zu Werke gehen sollte. Man hatte Holland, die Rheinlinie, die Schweiz und ganz Italien zu beschützen. Denn obgleich Holland auf der einen Seite durch Preußens Neutralität gedeckt war, so konnte doch eine englisch-russische Flotte eine Landung versuchen und das Land mußte vor dieser Gefahr gesichert werden. Nicht anders verhielt es sich mit der Rheinlinie: sie war allerdings durch Mainz und Strasburg gedeckt, doch für den Fall, daß Österreich sie zu durchbrechen versuchen konnte, war es der Klugheit gemäß, sie durch ein Beobachtungs-Corps zu beschützen. Wie man auch zu Werke gehen mochte, angriffsweise oder nicht: da man auf den Ufern der Oberdonau, in der Umgegend des Kostnitzer See's, oder in der Schweiz auf die Österreicher stoßen mußte, so bedurfte es einer Armee, welche, vom Elsaß oder von der

Schweiz aus, bis in die Ebenen Baierns vordringen konnte. Es bedurfte sodann eines Beobachtungs-Corps, um die Schweiz zu decken; es bedurfte endlich einer großen Armee zur Deckung Ober-Italiens gegen die Österreicher und eines andern Heeres zur Beschützung Unter-Italiens gegen die vereinte Macht der Engländer, Russen und Neapolitaner. Wer sieht nicht, daß dies Schlachtfeld unermeßlich war! Indem Frankreich sich der Schweiz bemächtigt hatte, war es freilich im Besitz der Ausgänge nach Österreich und Italien; allein, wenn die Vielheit der Ausgänge ein Vortheil für diejenige Macht ist, welche alle Mittel zu einem Angriff vereinigt, so ist sie ein Nachtheil für die auf Vertheidigung beschränkte Macht, indem diese wünschen muß, daß die Zahl der Angriffspunkte so beschränkt als möglich sei, damit sie ihre Kräfte mit Vortheil zusammenengen könne. Für Frankreich bestand jener unter den obwaltenden Umständen darin, daß es nicht, im Vertrauen auf die Neutralität der Schweiz, nach Baiern vorgehen konnte. Doch blieb das Direktorium sehr weit davon entfernt, darin einen Nachtheil zu erkennen. Je weniger es vom Kriege verstand, desto fester war es entschlossen, überall angriffsweise zu Werke zu gehen, und den großen Streit, wie man sich in diesen Zeiten auszudrücken pflegte, durch Donnerschläge zu entscheiden. Während in Holland und am Rhein Beobachtungsheere aufgestellt wurden, sollte eine thätige Armee durch den Schwarzwald nach Baiern vorgehen, eine andere die Berge der Schweiz vertheidigen, und eine dritte die Österreicher bis jenseits des Isonzo verjagen. Endlich sollte ein Beobachtungsheer Unteritalien decken und Neapel beschützen. Und dies alles sollte durch 160,000 Mann geleistet werden!

Zur Entschuldigung des Direktoriums muß bemerkt werden, daß man noch nie so große Schlachtfelder mit einer Idee umfaßt hatte, und daß der Einzige, welcher dazu fähig gewesen wäre, sich in Ägypten befand. Die

Folge davon war, daß jene 160,000 Mann, welche zur Verfügung standen, über die beschriebene Linie dergestalt zerstreut wurden, daß, während 10000 Mann in Holland zurück blieben und einige tausend den Rhein deckten, 40000 das Donau-Heer, 30000 das Heer in der Schweiz, 50000 die italienische und 30000 die neapolitanische Armee bildeten. Conskribirte sollten diese Massen verstärken.

Noch schwieriger, als eine zweckmäßige Aufstellung der Streitkräfte, war die Wahl der Generale. Nach Bonaparte, Kleber und Desair galt Moreau für den geschicktesten General; auch wurde er dem Direktorium zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee vorgeschlagen. Doch Barras verwarf ihn wegen seiner Theilnahme an der Pichegruschen Verschwörung. Da nun Joubert und Bernadotte den Oberbefehl über diese Armee bereits abgelehnt hatten, so kamen die Direktoren auf Scherer zurück, der gerade Kriegsminister war. Auch dieser weigerte sich zwar, so viel er konnte; doch gab er endlich nach, als er sah, daß man weder sein Alter, noch seinen Gesundheitszustand, noch selbst seine Unbeliebtheit berücksichtigen wollte. Championet, frei gesprochen von dem Gericht, vor das man ihn gestellt hatte, trat nicht zurück an die Spitze des Heeres in Neapel. Massena wurde zum Oberfeldherrn der Armee Helvetiens ernannt. Jourdan erhielt wegen der wichtigen Dienste, die er in den Jahren 1793 und 1794 geleistet hatte, den Oberbefehl über das Donau-Heer; Bernadotte den über die Rhein-Armee; Brune endlich den Oberbefehl über die Armee in Holland.

Nach diesen Vorbereitungen begann der Krieg auf folgende Weise.

Die Graubündter, in zwei Faktionen getheilt, hatten, nach langen Zögerungen, die Österreicher in ihre Thäler berufen, um sich der Herrschaft Helvetiens zu entziehen. Da nun das Direktorium die Graubündter als schweizerische Unterthanen betrachtete, so erhielt Massena den Befehl,

ihr Gebiet zu besetzen und auf den Fall, daß die Österreicher die Räumung versagen würden, unverzüglich anzugreifen. Zugleich benutzte das Direktorium das Vorrücken der Russen in Österreich zur Absendung zweier Noten, von welchen die eine an den Congreß zu Rastadt, die andere an den Kaiser selbst gerichtet war: Noten, worin dem deutschen Reiche und dem Kaiser erklärt wurde, daß Frankreich den Krieg für erklärt halten würde, wenn die Russen nicht innerhalb acht Tagen Gegenbefehle erhielten, d. h. nach Rußland zurückgingen.

Der erste Erfolg dieser Anordnungen war glänzend. Vom 6. März an machte sich Massena in zwei Tagen zum Gebieter über den Rhein-Strom, bis zu dessen Ausmündung in den Kostnitzer See, nicht ohne 5000 Mann gefangen zu nehmen und 15 Kanonen zu erobern; und mit gleichem Glücke schlug General Lecourbe, der sich am Oberrhein mit nur allzu großer Verwegenheit in das Inn-Thal geworfen hatte, den österreichischen General Laudon, der von Tyrol aus in seinen Rücken zu dringen suchte. Durch diese Siege in dem Wahn bestärkt, daß sich nur der Angriff für französische Truppen eigene und daß vorzüglich unter den gegenwärtigen Umständen die Minderzahl durch Kühnheit ersetzt werden müsse, sendete das Direktorium dem General Jourdan die von den beiden Räthen genehmigte Kriegserklärung mit dem Befehle zu, ohne Zeitverlust die Österreicher anzugreifen.

Jourdan, welcher durch die Engpässe des Schwarzwaldes in den zwischen der Donau und dem Kostnitzer See gelegenen Theil Deutschlands vorgedrungen war, wünschte, da der von jenem Fluß und diesem See gebildete Winkel sich in eben dem Maaße öffnet, worin man in Deutschland vorgeht, seinen linken Flügel an die Donau, seinen rechten an den Kostnitzer See zu stützen, um im Zusammenhang mit Massena zu bleiben. Durch den Befehl des

Direktoriums zum Vorgehen genöthigt, nahm er eine gute Stellung auf der Linie, welche die Ostrach und die Aach bilden; zwei Ströme, von welchen der eine sich in die Donau, der andere in den Kostnitzer See ergießt. Mit dem linken Flügel stand St. Cyr bei Mengen; mit dem Zentrum Souham bei Pfullendorf; mit dem rechten Flügel Ferrier bei Barendorf; Haupoult befehligte die Nachhut; Lefevre befand sich mit der Vorhut zu Ostrach. Dieser Punkt war der zugänglichste der ganzen Linie; denn ein langer Damm führte über die Moräste, welche die beiden Ströme bilden. Der Erzherzog Karl, der sich nicht zuvorkommen lassen wollte, beschloß daher, hier seinen Haupt-Angriff zu machen. Während er also zwei Kolonnen zur Linken und zur Rechten der Franzosen aufstellte, führte er seine Hauptmasse, die aus wenigstens 40000 Mann bestand, gegen Ostrach, wo höchstens 9000 Franzosen standen. Der Kampf nahm den 21. März Vormittags seinen Anfang und war einer der allerhartnäckigsten. Selbst der Erzherzog Karl konnte der Tapferkeit, welche die Franzosen bewiesen, seine Bewunderung nicht versagen. Jourdan that, was in seinen Kräften stand, den bedroheten Punkt zu verstärken; da jedoch die Ausdehnung seiner Linie und die Beschaffenheit des Bodens einer raschen Versetzung der Streitkräfte in den Mittelpunkt gleich hinderlich waren, so sah er sich zum Rückzug genöthigt, den er zwischen Singen und Tuttlingen bewerkstelligte.

Wie verdrießlich auch eine Niederlage und ein Rückzug bei Eröffnung eines Feldzuges sein mochte: so hatte Jourdan darüber doch nicht den Muth zum Angriff verloren. Da er wußte, daß Massena über den Rhein hin vorrückte: so hielt er sich für verpflichtet, seinen Kollegen dadurch zu unterstützen, daß er sich dem Kostnitzer See näherte. Er hatte dazu noch einen zweiten Beweggrund; nämlich die Besetzung von Stockach, als desjenigen Punktes, wo die Straßen der Schweiz und Schwabens sich kreuzen: ein Punkt,

den er durch den Rückzug auf Singen und Tuttlingen mit Unrecht aufgegeben hatte.

Jourdan bestimmte den 25. März zu dieser Bewegung, welche nicht wenig begünstigt war durch die Ungewißheit, worin sich der Erzherzog Karl befand, ob er sich, um Jourdan von Massena zu trenneu, nach der Schweiz hin wenden, oder ob er sich den Quellen der Donau nähern und Jourdan von seiner Rhein-Basis abschneiden sollte. Er neigte mehr zur Ergreifung der ersten Maßregel hin; da er jedoch Jourdans Entwürfe nicht kannte, so wollte er sich derselben durch eine Recognoszirung versichern. Diese erfolgte an demselben Tage, den der französische Obergeneral zu einem Angriff bestimmt hatte. Beide Heere begegneten sich bei Stockach. Die Schlacht, welche sogleich entbrannte, wendete sich zum Vortheil der Franzosen und würde von diesen unstreitig gewonnen worden sein, wenn Jourdan nicht den Fehler begangen hätte, die Österreicher zu einer Zeit umwickeln zu wollen, wo der Sieg noch gar nicht entschieden war. St. Cyr, welcher die Umwickelung bewerkstelligen sollte, hatte einen allzu starken Umweg zu machen. Diesen Umstand benutzte der Erzherzog Karl zu einer Versetzung der Grenadiere und Kürassiere des Mittelpunktes und des linken Flügels nach dem rechten Flügel, wo die Gefahr für ihn am größten war. Er selbst stellte sich an die Spitze einiger Bataillone, um die Franzosen in die Ebene von Liptingen, von welcher sie ausgegangen waren, zurückzutreiben; und nachdem ihm dies gelungen war, rief Jourdan vergeblich den General St. Cyr zurück. Auf seine Nachhut beschränkt, befahl der französische Obergeneral einen Kavallerie-Angriff, um die verlorenen Vortheile wieder zu gewinnen; doch es sei nun, daß dieser Angriff nicht gehörig vollzogen, oder daß er durch einen eben so starken Kavallerie-Angriff österreichischer Seits gehemmt wurde, genug, es erfolgte in der Ebene von Liptingen eine fürchterliche Verwirrung, die, als sie sich von

Seiten der Franzosen in Flucht auflöſete, den Obergeneral ſelbſt mit ſich fortriß. Der Kampf hatte die Kräfte ſo ſehr erſchöpft, daß die Öſterreicher nicht verfolgten. Ferino und Souham hatten ſich zwar behauptet; aber weder den Mittelpunkt noch den linken Flügel der Öſterreicher überwältigt. St. Cyr ſchwärmte in ihrem Rücken. Es ließ ſich ſonach nicht behaupten, daß die Schlacht verloren war. Doch wer nicht ſiegt, muß ſich für geſchlagen achten. Jourdan ertheilte demnach den Befehl, daß St. Cyr zurückkommen ſollte; und wiewohl die Lage dieſes Generals höchſt gefährlich geworden war, ſo vollbrachte er doch ſeinen Rückzug mit einer bewundernswürdigen Geſchicklichkeit.

Jetzt, wo die Franzoſen, nach einem Verluſt von 4 bis 5000 Mann, das Feld nicht länger halten konnten und ſich hinter eine ſtarke Linie zurückziehen mußten, entſtand für ſie die Frage, ob ſie ſich nach der Schweiz oder nach dem Rhein zurückziehen ſollten. Im erſten Falle verſtärkten ſie Maſſena'n, welcher der Verſtärkung nur allzu ſehr bedurfte. Jourdan hielt es indeß für angemeſſener, nach dem Rhein zurück zu gehen, wo Bernadotte nur 7 bis 8000 Mann vereinigt hatte. Was ihn dazu bewog, iſt ſein Geheimniß geblieben. Er nahm am Eingange des Schwarzwaldes eine Stellung, die er für ſtark hielt; und nachdem er dem Chef ſeines Generalſtabes, Ernouf, den Oberbefehl übertragen hatte, ging er nach Paris, um ſich über den Zuſtand zu beklagen, worin das Direktorium ſein Heer gelaſſen hatte. Da dieſer Zuſtand durch die davon unzertrennlichen Ergebniſſe für ſich ſelbſt ſprach, ſo würde der Obergeneral beſſer daran gethan haben, wenn er bei dem Heere geblieben wäre. Glücklicher Weiſe hatte ſeine Entfernung keine nachtheiligen Folgen, wenn gleich nur durch den merkwürdigen Zufall, daß der Hofkriegsrath zu Wien dem Erzherzog Karl die Verfolgung nach dem Rhein hin unterſagt hatte, ſo lange die Schweiz noch nicht geräumt ſein würde. Dies war nach demſelben Princip geſchehen,

nach welchem auch die Franzosen gehandelt hatten; nämlich nach dem Princip, daß der Schlüssel zum Kriegsschauplatze in den Bergen enthalten sei. Gleichwohl lag am Tage, daß, wenn der Erzherzog Karl sich nach der Zerstreuung oder Zerstörung der französischen Donau-Armee, nach der Schweiz gewendet hätte, er über Massena's 30000 Mann starkes Heer um so leichter triumphirt haben würde.

Während dies in Schwaben vorging, war in den hohen Alpen mit wechselndem Erfolge gekämpft worden. Massena hatte bei der Erstürmung von Feldkirch, einer jenseits des Rheins oberhalb des Punktes, wo dieser Strom sich in den Kostnitzer See ergießt, gelegenen Position, mehr als 2000 Mann eingebüßt. Dafür hatten Lecourbe und Dessoles, jener bei Taufers, dieser bei Nauders, glänzende Gefechte geliefert: Gefechte, welche jedem von ihnen 3 bis 4000 Gefangene gebracht hatten.

In Italien hatten die Feindseligkeiten am Tage der Schlacht bei Stockach ihren Anfang genommen.

Die sämmtlichen Truppen Frankreichs in Italien beliefen sich, nachdem eine Verstärkung von 30000 Konskribirten hinzugekommen war, auf etwa 116,000 Mann, welche auf folgende Weise zerstreut waren: Dreißigtausend Mann alter Truppen bewachten, unter Macdonald, Rom und Neapel. Die 30000 Konskribirten wurden in die festen Plätze verlegt. So blieben 56000 Mann übrig, welche Scherer befehligte. Von diesen wurden 5000 Mann gesondert, um Toskana zu besetzen, dessen Großherzog als naher Verwandter des Hauses Österreich vertrieben worden war. Andere 5000 Mann waren dem General Dessoles beigegeben, um im Veltlin zu wirken. Für Scherer blieben also nur 46000 Mann übrig, womit er an den Ufern der Etsch schlagen konnte: ein Punkt, wohin die ganze Masse der in Italien wirksamen Streitkräfte hätte versetzt werden sollen. Ein noch größerer Fehler war jedoch dadurch begangen worden, daß man dem General Scherer

den Oberbefehl aufgedrungen hatte; denn dieser General flößte kein Vertrauen ein: er war nicht bloß zu alt, sondern er hatte sich auch als Kriegsminister verhaßt gemacht. Lauter Umstände, welche, beim Beginn eines schwierigen Feldzuges, schwerlich noch nachtheiliger sein konnten.

Ehe Melas und Suworow, welchen der Oberbefehl in Italien übertragen war, anlangten, befehligte der Freiherr von Kray, einer von des Kaisers besten Generalen, die österreichischen Truppen in Oberitalien. Ihrer waren vor der Ankunft der Russen nicht weniger, als 85000 Mann, und von diesen befanden sich bereits 60000 an der Etsch. Beide Heere hatten den Befehl zum Angriff. Die Österreicher sollten von Verona aus längs dem Fuß der Berge vorgehen und alle Festungen maskiren: eine Bewegung, deren Zweck kein anderer war, als die Bewegung der Tyroler Armee in den Gebirgen zu unterstützen. Scherer hatte keinen andern Auftrag, als über die Etsch zu setzen, was gar nicht leicht war, da die Österreicher im Besitz aller Vortheile waren, welche diese Linie in sich schließt. Warf man eine Brücke über diesen Fluß, so war dies, wo es auch geschehen mochte, gefährlich; denn, da die Österreicher Verona und Legnano inne hatten, so konnten sie dem Heere, das mit dem Übergange beschäftigt war, leicht in die Seite fallen.

Unter diesen Umständen konnten die Franzosen nichts Besseres thun, als den Feind über Verona hinausgehen zu lassen und ihn auf einem gut gewählten Erdreich zu erwarten, um ihn zu schlagen und dann in der Verfolgung die Etsch zu überschreiten. Doch Scherer, welcher anzugreifen befehligt war und der Ungeduld des Heeres nicht länger zu widerstehen vermochte, wählte, nach langem Zögern, eine andere Auskunft. Da die Österreicher weit oberhalb Verona's, die Zugänge zu Rivoli, welche nach Tyrol führen, stark verschanzt und bei Pastrengo ein Lager aufgeschlagen hatten, so beschloß der französische Obergeneral,

dies Lager zu erobern und den Feind auf dieser Seite über die Etsch zu vertreiben. Dies sollte durch die Divisionen Serrurier, Delmas und Grenier geschehen, während Moreau, welcher unter Scherer als bloßer Divisionsgeneral befehligte, mit den Divisionen Hatry und Viktor Verona beunruhigen und General Montrichard mit einer Division einen verstellten Angriff auf Legnago machen sollte.

Um kurz zu sein: das Lager von Pastrengo wurde zwar erobert; doch eine Verfolgung der Österreicher unterblieb, weil diese Mittel fanden, die Brücke abzubrechen, welche sie bei Polo über die Etsch geworfen hatten. Vor Verona kämpfte Moreau nur in sofern mit Erfolg, als er seinen Gegner, den General Kaim, in die Mauern dieser Stadt zurücktrieb. Montrichard hatte Mühe, sich den starken Angriffen zu entziehen, welche von Legnago aus auf ihn gemacht wurden; und er bewerkstelligte seine Rettung nur durch einen Rückzug auf Moreau. Im Ganzen war also durch Scherers Angriff nichts geleistet worden; denn die Österreicher hatten keinen wesentlichen Vortheil ihrer Stellung eingebüßt . . .

Drei Tage später (29. März) veranstaltete Scherer einen Kriegsrath, in welchem der Beschluß gefaßt wurde, daß man den Übergang über die Etsch zwischen Verona und Legnago versuchen müsse. Doch auch dieser Versuch mißlang. Serrurier, der ihn durch den Übergang bei Polo erleichtern sollte, wurde durch Übermacht zurückgeschlagen; und sobald dies vollbracht war, warf sich der österreichische Obergeneral mit allen seinen Streitkräften von Verona aus auf Scherer, um ihn zwischen der Nieder-Etsch und dem Meere in die Enge zu treiben. Glücklicher Weise wurde dieser Plan dadurch vereitelt, daß Moreau, zu dessen Kunde er gelangt war, seinen Obergeneral zu rechter Zeit warnte. Indem nun Scherer zurückging, stießen die beiden feindlichen Heere bei Magnano den 5. April auf einander. Kray hatte den Vortheil, daß seine Streitkräfte besser ver-

einigt waren. Dies setzte ihn in den Stand, den ganzen rechten Flügel der Franzosen (die Divisionen Grenier und Victor) in die Flucht zu treiben. Er wendete sich hierauf gegen den Mittelpunkt. Hier widerstand jedoch Moreau mit so viel Hartnäckigkeit, daß er Kray an der Verfolgung seines Vortheils verhinderte. Nichts desto weniger war die Schlacht verloren. Da es inzwischen dunkel geworden war, so drang Moreau darauf, daß man, um die Nachtheile des nächtlichen Rückzugs zu vermeiden, den Anbruch des Tages auf dem Schlachtfelde abwarten sollte. Dennoch zog sich Scherer, noch an demselben Abend, hinter die Molinella, und Tages darauf auf den Mincio zurück. An Peschiera auf der einen und an Mantua auf der andern Seite gelehnt, konnte er, wenn er Macdonald aus dem Innern der Halbinsel herbei rief, sich nicht nur behaupten, sondern auch die erlittenen Verluste wieder einbringen; allein, erschüttert von den Vorwürfen der Soldaten, hatte er den Kopf so sehr verloren, daß er selbst an der Behauptung des Mincio verzweifelte und das Heer erst nach den Ufern des Oglio und unmittelbar darauf nach denen der Adda zurückführte, ohne zu wissen, wo er stehen bleiben würde.

Da nun auch Ernouf sich von dem Eingange in die Engpässe des Schwarzwaldes aus übertriebener Furcht vor den Angriffen des Erzherzogs Karl nach dem Rhein zurückgezogen hatte: so blieb Massena'n, der sich, wie wir wissen, auf jenem Aussprung befand, welchen die Schweiz zwischen Deutschland und Italien bildet, keine andere Wahl, als sich in das Innere der Schweiz zurück zu ziehen, wofern er nicht von zwei siegreichen Heeren erdrückt werden wollte. Dieser Rückzug wurde, in Verbindung mit Lecourbe, mit der schönsten Ordnung vollbracht. Auf Massena ruhete fortan die ganze Hoffnung des gedemüthigten Frankreichs, das in dieser Periode noch von einer andern Seite tief gekränkt werden sollte.

Da nur dem deutschen Kaiser (nicht zugleich dem deutschen Reiche) der Krieg erklärt war, so hatte der Congreß zu Rastadt keine Unterbrechung gelitten. Nach dem Rückzuge des französischen Donau-Heeres, berathschlagte man inmitten der österreichischen Truppen. Der einzige noch zu erledigende Streitpunkt betraf die Übertragung der Schulden. Theils um schneller ans Ziel zu kommen, theils um das deutsche Reich auf eine bleibende Weise mit dem Kaiser zu entzweien, verriethen die französischen Minister einen Theil der Unterhandlungen, welche zu Campo-Formio mit Bonaparte'n gepflogen waren. Dahin gehörte, daß das Wiener Kabinet, um in den Besitz der friaulischen Festung Palma-Nova zu kommen, Mainz Preis gegeben und auf diese Weise den Vortheil des deutschen Reichs aufgeopfert hatte. Hiervon unterrichtet, wollte dies Kabinet die französischen Minister für ihre Geschwätzigkeit bestrafen und sich zugleich ihrer Papiere bemächtigen, um zu erfahren, welche deutsche Fürsten sich am meisten mit der Republik eingelassen hätten. Es faßte also den Entschluß, die französischen Abgeordneten auf ihrer Rückreise anzuhalten und sich des Geheimnisses zu versichern, das auf den Unterhandlungen ruhete. Wesentlich war dieser Entschluß eine Wirkung des doppelten Staatsrechts, das durch die französische Umwälzung über Europa gebracht war. Ob die Befehle so gestellt waren, wie sie vollzogen wurden, ist bisher nicht ausgemittelt worden.

Mehr für ihren Briefwechsel mit Frankreich, als für ihre Personen besorgt, schöpften die französischen Minister den ersten Verdacht gegen die Absichten Österreichs, als am 20. April die Aufhebung der Fährleute erfolgte, durch deren Hände dieser Briefwechsel ging. Vereint mit ihnen, fragte jetzt die Reichs-Deputation an: ob der Congreß sich für gesichert halten könnte? und da der österreichische Offizier, an welchen man sich gewendet hatte, keine beruhigende Antwort ertheilte: so erklärten die französischen

Minister, daß sie nach drei Tagen nach Strasburg abgehen und daselbst so lange verweilen würden, bis die abgerissenen Unterhandlungen wieder angeknüpft werden könnten. Tages darauf wurde ihr Eilbote angehalten. Als jetzt von Seiten des Congresses die Anfrage geschah: ob es Sicherheit für die französischen Minister gebe? war die Antwort des Obersten, welcher die Szeckler Husaren in der Umgegend von Rastadt befehligte, daß die Minister nur binnen 24 Stunden abreisen könnten. Eine Bedeckung, um die man ihn bat, versagte der Oberst.

Den 28. April Abends um 9 Uhr reiseten die drei französischen Minister Jean Debry, Bonnier und Roberjot mit ihren Familien in drei Wagen ab; ihnen folgten die ligurische Gesandtschaft und ihre Gesandtschafts-Sekretäre. Noch waren die Reisenden nicht weit gekommen, als Szeckler Husaren, den Säbel in der Faust, die Wagen anhielten und gewaltsam den Schlag desjenigen öffneten, worin Jean Debry voranfuhr. Sie rissen hierauf diesen Minister aus dem Wagen und versetzten ihm so starke Säbelhiebe, daß er für todt zu Boden stürzte. Bonnier und Roberjot wurden in den Armen ihrer Familien von eben diesen fühllosen Werkzeugen der Grausamkeit ermordet. Darüber gewannen die ligurische Gesandtschaft und die Gesandtschafts-Sekretäre so viel Zeit, daß sie sich nach Rastadt zurückflüchten konnten. Inzwischen plünderten die Räuber die Wagen der Ermordeten, und bemächtigten sich ihrer Papiere.

So verhielt es sich mit dieser Unthat.

Jean Debry war indeß nicht getödtet worden; die strenge Frühlingsluft hatte ihm die Besinnung zurück gegeben, und nachdem er die Nacht in einem Graben zugebracht hatte, kam er, von Landleuten geführt, mit Tagesanbruch nach Rastadt zurück, wohin sich auch die Familien seiner ermordeten Kollegen begeben hatten. Alle fanden bei den noch zurückgebliebenen Mitgliedern des Congresses das Beileid, das sie verdienten. Die freche Verletzung des Völker-

rechts, welche in diesem Gesandtenmord verübt worden war, erregte durch ganz Deutschland einen so allgemeinen Unwillen, daß der deutsche Kaiser nicht umhin konnte, zu Regensburg im Angesicht des ganzen Europa seinen Abscheu an der Unthat und zugleich seinen Vorsatz erklären zu lassen, daß er die Urheber derselben der strengsten Untersuchung und Ahndung unterwerfen werde. Diese Erklärung verhallete in dem Waffengetümmel und in den wichtigen Begebenheiten, welche darauf folgten. Späterhin wurde die Unthat in das Licht eines durch mißverstandene Befehle verschuldeten Soldatenfrevels gestellt, welcher unterblieben sein würde, wenn die Szeckler Husaren nicht berauscht gewesen wären. Der Wahrheitssinn gebietet, einzugestehen, daß es mit dem Gegensatz, worin das Monarchische zu dem Republikanischen in dieser Zeit stand, dahin gekommen war, daß selbst Verbrechen nicht ausbleiben konnten; und nur in diesem Betracht dürfte die Unthat, von welcher so eben die Rede gewesen ist, einige Entschuldigung verdienen.

Sechstes Kapitel.

Stimmung der Hauptstadt und Beschuldigung der Direktoren; Sieyes Eintritt in das Direktorium an Rewbells Stelle; Fortgang des Krieges in der Schweiz und Italien; Revolution vom 30. Prairial und Ausscheiden dreier Direktoren.

Unfälle, wie die beschriebenen, würden das Vertrauen zu jeder andern Regierung vermindert haben; denn glücklicher Erfolg ist zuletzt das Einzige, wodurch das Ansehn der Regierungen aufrecht erhalten wird. Um wie viel mehr war das Direktorium, theils vermöge seiner Zusammensetzung, theils vermöge seines Verhältnisses zu den beiden Räthen, den bittersten Bemerkungen ausgesetzt! Da war zuletzt gar nichts, was man ihm nicht zur Last legte: die Schwäche des Heeres, die fehlerhafte Wahl der Anführer, die zwecklose Verwendung des öffentlichen Einkommens, sogar die Abwesenheit Bonaparte's, die man als eine unfreiwillige betrachtete, und der Gesandtenmord, in welchem man einen Versuch des Direktoriums zur Anregung eines stärkern Gemeingeistes zu sehen geneigt war. Kaum verdient bemerkt zu werden, daß die Direktoren von allen diesen Beschuldigungen keine, und überhaupt keine andere verdienten, als die, daß sie das Vertrauen der Patrioten und der Krieger zu der Allmacht der Republik getheilt hatten und folglich nur dem allgemeinen Irrthum gefolgt waren,

der die Grundlage ihrer ganzen Wirksamkeit ausmachte. Wenn sie als Civil-Obrigkeiten, welche, nicht etwa wegen erblicher Vorzüge oder wegen persönlichen Ruhms, sondern nur wegen der Meinung, die man von ihren Tugenden hatte, zur Ausübung der höchsten Gewalt berufen waren, unter so schwierigen Umständen, wie der erneuerte Kampf in sich schloß, ihrer Bestimmung nicht entsprachen: so rührte dies nur daher, daß sie nicht leisten konnten, was von ihnen gefordert wurde; denn, wie hätten sie es wohl anfangen sollen, um zugleich zahlreiche Heere und anspruchsvolle Generale in Unterwerfung zu erhalten und die Hälfte Europa's zu regieren? Diese Aufgabe war nicht zu lösen. Man nannte sie, wie wir bereits bemerkt haben, spottweise die Advokaten, und in dieser Benennung würde ihre vollständigste Entschuldigung enthalten gewesen sein, wenn der menschliche Geist weniger geneigt wäre, die Dinge nur in dem Spiegel der Personen, nicht, umgekehrt, die Personen in dem Spiegel der Dinge zu sehen.

Vermöge einer auffallenden Seltsamkeit, welche in diesem Zusammenhange nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf, verschonte das öffentliche Urtheil am meisten Denjenigen unter den Direktoren, der den stärksten Tadel verdiente. Dieser war Barras, der seinen Kollegen die ganze Last der Geschäfte überließ und sich um nichts bekümmerte, es sei denn in den entscheidenden Augenblicken, wo er Gelegenheit fand, seine starke Stimme geltend zu machen. Ihn beschäftigte nur das Persönliche der Regierung, weil dieses am meisten seinem ränkevollen Geiste entsprach. Als Theilhaber an den Gewinnen der Compagnien, rechtfertigte er allein den Vorwurf der Verschleuderungen, welcher dem Direktorium im Allgemeinen gemacht wurde. Dabei war er der standhafte Vertheidiger der Wirrköpfe und Staatsdiebe, so wie der Urheber der falschen Maßregeln, welche genommen wurden, als man Brune und Fouché nach Italien sendete und Scherer'n den

Oberbefehl über das Heer in Italien aufdrang. Nichts desto weniger ließ man ihn in den Urtheilen über das Direktorium immer aus dem Spiel. Nur er erhielt nicht die Benennung des Advokaten; denn seine Trägheit, seine Liederlichkeit, seine soldatischen Manieren, seine Verbindungen mit den Jakobinern und die Erinnerung an den 18. Fruktidor, den man ihm ausschließlich beimaß, gaben ihm das Ansehn eines Praktikers, der besser zu regieren verstehe, als seine Kollegen. Die Patrioten fanden, daß er ihnen ähnlich war und hielten ihn daher für den ihrigen. Die Royalisten erhielten von ihm geheime Aufmunterungen. Die Generalstäbe, die er gegen die gerechte Strenge seiner Kollegen vertheidigte, gewannen ihn lieb, und die Lieferanten priesen ihn aus vollen Backen. Und indem er auf diese Weise der öffentlichen Ungunst entging, war er selbst verschmitzt und treulos genug, die Vorwürfe, die er allein verdient hatte, auf seine Kollegen abzuwälzen, vor allen auf Rewbell, dessen persönlicher Feind er war, so wie auf la Reveilliere, dessen unbeugsame Strenge ihm Widerwillen einflößte. In den Gesellschaften, welche sich bei Barras versammelten, war kaum von etwas Anderm die Rede, als von Rewbells Geiz und von la Reveilliere's Frömmigkeit. Da dieser einem Verein angehörte, der sich die Benennung des theophilanthropischen gab, so machte man ihn als den Stifter einer neuen Sekte lächerlich. Merlin und Francois de Neufchateau kamen minder in Betracht, weil sie später in das Direktorium eingetreten waren; doch blieben auch sie nicht verschont.

Bei dieser Stimmung der Gemüther erfolgten die Wahlen des Jahres VII.; die letzten, die es gab. Die Patrioten, welche nicht länger von dem gesetzgebenden Körper ausgeschlossen sein wollten, erreichten ihren Zweck hauptsächlich dadurch, daß sie aussprengten, das Direktorium gehe damit um, die Vollmachten der gegenwärtigen Abgeordneten auf 5 Jahre auszudehnen und folglich die

Ausübung der Wahlrechte für diesen Zeitraum zu suspendiren. General Jourdan, der die Überzeugung hegte, das Direktorium habe ihn in der öffentlichen Meinung zu Grunde richten wollen, trat von neuem in das gesetzgebende Corps, und auch Augereau erhielt in demselben einen Platz, wie allgemein er auch von Seiten seines Mißvergnügens und seiner Turbulenz bekannt sein mochte. Als die Wahl eines neuen Direktors erfolgen mußte, traf das Loos des Ausscheidens nicht Barras, wie es wohl zu wünschen gewesen wäre, sondern Rewbell, den fähigsten unter den Direktoren. Die Freude darüber war außerordentlich; doch legte sie sich, als Rewbell in den Rath der Alten trat und die wider ihn verbreiteten Beschuldigungen aufs Siegreichste widerlegte. An des ausgeschiedenen Direktors Stelle wurde Sieyes gewählt; und mit dieser Wahl hatte es folgende Bewandniß.

Sieyes galt für einen tiefen Denker und stand, als solcher, nach Bonaparte in der größten Achtung. Wesentlich entschied dieser Umstand seine Wahl; denn je tiefer das Direktorium in der öffentlichen Würdigung gesunken war, desto mehr mußte man darauf bedacht sein, es wieder zu heben. Indeß kam noch ein anderer Umstand hinzu, Sieyes Verdienst zu steigern; und dieser war, daß man allgemein glaubte, Preußens Neutralität in dem unbeendigten Kriege sei das Werk — nicht der besondern Lage dieses Königreichs, sondern seines großen Verstandes. Außerdem fühlte man die Nothwendigkeit einer veränderten Verfassung; und indem man wähnte, Sieyes sei eben so fähig, eine Regierung zu leiten, als eine gute Verfassung zu ersinnen, wurde er mit der vollen Ungeduld zurückerwartet, die sich an alles knüpft, was Rettung zu bringen verspricht.

Inzwischen hatte das Direktorium nicht aufgehört, alles, was in seinen Kräften stand, zu thun, um die Unfälle, welche die Eröffnung des Feldzugs begleitet hatten, wieder gut zu machen. Massena war zum Oberbefehlshaber der sämmtlichen Truppen ernannt worden, welche,

nach dem Rückzug der Donau-Armee, von Düsseldorf bis zum St. Gotthard kantonnirten. Scherer hatte die Erlaubniß erhalten, sein Kommando an Moreau abzutreten, und Macdonald war berechtigt worden, Neapel und den Kirchenstaat zu verlassen, um sich an das Heer in Ober-Italien anzuschließen. Was von alten Bataillonen noch im Innern der französischen Republik zurückgeblieben war, näherte sich den Grenzen. Die Organisation und Ausrüstung der Konskribirten wurde beschleunigt. Es war also auf Verstärkungen zu rechnen; nur daß die Gefahr des Augenblicks unvermindert blieb.

Nachdem Massena den General Lecourbe und einen beträchtlichen Theil der Donau-Armee an sich gezogen hatte, vertheilte er sein Heer von der großen Alpenkette bis zum Einfluß der Aar in den Rhein, und wählte von den Fluß-Linien, welche die Schweiz in sich schließt, die der Limmat, wo er sich ernstlich feststellte. Sein rechter Flügel, welcher aus den Divisionen Lecourbe, Menard und Lorge bestand, reichte von den Alpen bis zum Züricher See, und wurde von Ferino befehligt. Seinen Mittelpunkt stellte er an der Limmat auf; er bestand aus den Divisionen Oudinot, Vandamme, Thureau und Soult. Sein linker Flügel bewachte den Rhein, nach Basel und Strasburg hin. Von dieser Stellung aus, beschloß Massena, die Vereinigung des Erzherzogs Karl mit dem Feldmarschall-Lieutenant Hotze zu verhindern, welche beide am Rhein standen, der eine am Einfluß dieses Stromes in den Bodensee, der andere am Ausfluß desselben aus diesem See. Doch versäumte Massena den zum Angriff schicklichen Zeitpunkt bis zu dem Augenblick, wo seine beiden Gegner sich Hülfe leisten konnten. Zwar bekämpfte er sie am 24. Mai auf mehreren Punkten, namentlich zu Aldenhofen und Frauenfeld; allein wie viel Mühe er sich auch gab, ihre Vereinigung zu verhindern, so unterlag er doch der Unmöglichkeit. Er sah sich also genöthigt zum Rücktritt in die Linie der Limmat

und Zürichs, wo er den Erzherzog Karl, wenn dieser ihn anzugreifen wagen sollte, mit allem Nachdruck zu empfangen entschlossen war.

Während die Entscheidung in der Schweiz verzögert wurde, erfolgte in Italien ein Unfall nach dem andern.

Mit einem Corps von 28 bis 30000 Mann war Suworow zu den Österreichern gestoßen. Die Verbündeten waren, von diesem Augenblick an, 90000 Mann stark. Melas befehligte die Österreicher; den Oberbefehl über beide Heere führte Suworow. Man nannte ihn den Unüberwindlichen wegen der Thaten, die er theils im letzten Türken-Kriege, theils in Polen vollbracht hatte. Was ihm an feldherrlicher Einsicht abging, das ersetzte er durch Charaktertrotz und durch eine bis zur Narrheit getriebene Seltsamkeit, wodurch er sich dem gemeinen Russen wichtig machte. Wäre er weniger Barbar gewesen — hätte er die Fähigkeit gehabt, die Anwendung seiner Kräfte zu berechnen: so würde der Ausgang seines Unternehmens unendlich nachtheiliger für Frankreich ausgefallen sein. Ihm nicht unähnlich war übrigens sein Heer, dem es nicht an Entschlossenheit, wohl aber an Überlegung und Unterricht fehlte. Nur vom Bajonet verstand es Gebrauch zu machen; Geschützkunde, geschickte Kavallerie-Angriffe und einsichtsvolle Belagerung waren ihm gänzlich fremd. Suworow, ohne alle Nachsicht mit den Eigenthümlichkeiten der Österreicher, kränkte diese von allen Seiten, besonders aber dadurch, daß er ihnen russische Offiziere gab, und von den Zierbengeln und Großmäuligen sprach, die lieber nach Hause gehen sollten. Als General Chasteller, Chef des österreichischen Generalstabes, bald nach Suworow's Ankunft eine Recognoszirung in Vorschlag brachte, war die Antwort des russischen Generals: „Was Recognoszirungen! Die sind gut für furchtsame Leute, und um dem Feinde zu melden, daß man gegen ihn unterwegs ist. Wer ihn finden will, findet ihn immer; Colonnen, Bajonet, blanker Säbel,

Angreifen, Einhauen — das sind meine Recognoszirungen!" So waren seine Reden, so sein Verfahren. So viel Rohheit konnte nur an ihrem Gegensatze scheitern; und es wird sich zeigen, wie sie wirklich scheiterte.

Scherer hatte sich an der Adda auf eine höchst unglückliche Weise aufgestellt, nämlich so, daß die Division Serrurier, beim Ausfluß der Adda aus dem Lecco-See, die Division Grenier zu Cassano, die Division Victor bei Lodi stand, während Montrichard mit einigen leichten Corps nach dem Modenesischen und den Gebirgen von Genua hin postirt war, um die Communikation mit Toskana (von wo Macdonald kommen sollte) offen zu erhalten; seine 28000 Mann, so auf einer Linie von 24 französischen Meilen zerstreut, konnten nirgends Widerstand leisten und waren folglich in Gefahr, von jedem nur einigermaßen starken Feinde gesprengt zu werden. Eine solche Sprengung erfolgte den 27. April Abends; und da Scherer nun nicht länger auszuhalten vermochte: so legte er den Kommando-Stab in die Hände Moreau's. Dieser General hatte hinreichende Ursache, sich der Annahme desselben zu weigern; denn er war zurückgesetzt worden und konnte jetzt, wo der ganze Feldzug verfehlt war, sich nur auf neue Niederlagen gefaßt halten. Doch so weit reichte Moreau's Vaterlandsliebe, daß er nicht verzweifelte weder an der Rettung des Heeres, noch an der der italienischen Halbinsel; und dies ist unstreitig der schönste, wenn gleich der am wenigsten gepriesene Theil seines Lebens.

In dem, was folgt, beabsichtigen wir nicht sowohl eine vollständige Darstellung der Begebenheiten, welche die Geschichte dieses Feldzugs ausmachen, als vielmehr einen solchen Abriß derselben, welcher dem Leser die Übersicht des Feldzugs in seinem Zusammenhange erleichtert.

Suworow hatte sich auf mehreren Punkten der Adda genähert. Zurückgeworfen am Lecco-See, war er bei Brivio und Trezzo, ober- und unterhalb der Division

Serrurier, welche den linken Flügel des französischen Heeres bildete, über diesen Fluß gegangen. Die eben genannte Division war dadurch von dem Heere abgeschnitten. Was nun auch Moreau bei Trezzo für Anstrengungen machen mochte, theils um die Russen über die Adda zurück zu sprengen, theils um sich mit Serrurier in Verbindung zu setzen: so reichten doch seine schwachen Kräfte — 8 bis 9000 Mann, mit welchen er ein Corps von mehr als 20000 zu bekämpfen hatte — dazu nicht aus. Serrurier mußte seinem Schicksal überlassen werden; und dieses fiel dahin aus, daß die ganze Division, welche diesen Namen führte, nachdem sie von allen Seiten umwickelt war, bis auf einen geringen Theil, der sich durch die Gebirge nach Piemont rettete, das Gewehr strecken mußte. Dies geschah den 28. April.

Glücklicher Weise hatte sich Victor mit seiner ganzen Division zurückgezogen. Zurückgebracht auf 20000 Mann, mußte Moreau darauf bedacht sein, wie er seinen Zusammenhang mit Frankreich auf der einen und mit Toskana (von wo Macdonald vorrücken sollte) auf der andern Seite, decken wollte. Nachdem er nun zwei Tage, in richtiger Beurtheilung des feldherrlichen Charakters seines Gegners, in Mailand zugebracht hatte, brach er in zwei Kolonnen auf, von welchen die eine die Parks und die Bagage des Heeres begleitete, während die andere nach Alessandria zog. Von Suworow, der sich inzwischen die Huldigungen der Priester, Mönche und Adeligen zu Mailand gefallen ließ, gar nicht beläftigt, langte der französische Oberfeldherr zu Turin an, wo er die Citadelle bewaffnete. Ohne Zeitverlust begab er sich hierauf nach Alessandria, um daselbst, am Zusammenfluß des Tanaro und des Po, eine Stellung zu nehmen. Gedeckt durch beide Flüsse, hatte er keinen überraschenden Angriff zu fürchten; und indem er die Straßen von Genua bewachte, durfte er die Ankunft Macdonalds erwarten. Seine Stellung, in jeder Hinsicht vor-

theilhaft, war es besonders dadurch, daß er seine 20000 Mann in dem kurzen Zeitraum von wenigen Stunden vereinigen und folglich massenweise wirken konnte.

Suworow, durch ein österreichisches Corps unter Bellegarde verstärkt, zugleich aber durch die Abtheilungen, die er zur Belagerung der Festungen Peschiera, Mantua und Pizzighitone abgeben mußte, geschwächt, langte mit 40000 Mann an den Ufern des Tanaro und des Po an, und schlug, Moreau gegenüber, sein Hauptquartier zu Tortona auf. Die nächsten Tage verstrichen unter Nichtsthun. In der Nacht vom 11. bis 12. Mai gingen endlich etwa 2000 Russen, Mugarone gegenüber, zu einer der mit Holz bewachsenen Inseln über, welche ein wenig oberhalb des Zusammenflusses des Tanaro und des Po gelegen sind, um von hier aus einen Angriff zu versuchen. Diese gelangten glücklich auf das rechte Ufer des Po; allein, indem die Franzosen keinen Augenblick verloren, wurden sie zurückgetrieben und fanden meistens ihren Tod in den Fluthen dieses Stromes.

Wie glücklich auch dieser erste Anfang für Moreau war, so fühlte er sich doch durch den Gedanken geängstigt, daß Suworow vor Alessandria ein bloßes Detaschement zurücklassen und den Po aufwärts nach Turin vorgehen könnte, um die Stellung der Franzosen von hinten anzugreifen. Um hierüber zur Gewißheit zu gelangen, beschloß er über Alessandria hinaus eine Recognoszirung, die er für den Fall, daß seine Vermuthung sich bestätigte, in einen Angriff zu verwandeln gedachte. Wirklich verhielt es sich so, wie er vorausgesetzt hatte. Um nun nicht allzu viel zu wagen und sich nicht allzu weit von seinen Communikationen mit Toskana zu entfernen, beschloß er, ohne seinen ersten Vorsatz durchgeführt, d. h. die Recognoszirung in einen Angriff verwandelt zu haben, einen Rückzug nach den Gebirgen Genua's. Die Division Victor mußte sich auf Wegen, welche nur von Fußgängern zu betreten waren,

aller Übergänge über den Apennin bemächtigen, um sich der von Neapel her aufgebrochenen Armee anzuschließen und diese auf den Fall, daß sie von Suworow angegriffen würde, zu verstärken. Moreau selbst, ohne noch mehr als 8000 Mann für sich zu behalten, ging mit seinem Geschütz, seiner Reiterei und allem, was durch Gebirgsstraßen folgen konnte, nach einem von den Fahrwegen, welche hinter Ceva in das Gebiet von Genua führen. Dieser Rückzug wurde ohne Unfall vollbracht; und obgleich Suworow sich alle nur ersinnliche Mühe gab, dies Werk eines überlegenen Talents zu stören, so konnte er doch nicht verhindern, daß, während sich Victor in Verbindung mit der Division Lapoype und mit dem leichten Corps Montrichards an der Ober-Trebbia aufstellte, um sich an Macdonald anzuschließen, Moreau die Gegend von Novi erreichte: eine Stellung, welche sehr viel Sicherheit in sich schloß, während diese noch dadurch vermehrt wurde, daß Bruix, der See-Minister, als Oberbefehlshaber der zur Wiederherstellung des Zusammenhanges mit dem Heere Bonaparte's ausgerüsteten Brester Flotte, sich gerade vor Genua befand.

Während dies in Italien vorging, wurden Massena und der Erzherzog Karl handgemein. Der Leser erinnert sich der Stellung, welche der französische Obergeneral, nicht an der Limmat selbst, sondern auf einer Kette von Hügeln genommen hatte, welche vor der Limmat gelegen sind und zugleich den Fluß und den Züricher See decken. Diese Hügel waren von ihm auf eine furchtbare Weise verschanzt worden. Ob nun gleich der Theil der französischen Linie, welcher sich zwischen Zürich und der Aar befand, bei weitem der stärkste war, so beschloß dennoch der Erzherzog, diesen anzugreifen, weil es gefährlich gewesen sein würde, einen größern Umweg zu machen, um einen Angriff, oberhalb des See's, längs der Lint zu machen. Der beabsichtigte Angriff erfolgte den 16. Juni, längs der ganzen Strecke der Limmat. Er wurde auf allen Punkten siegreich

zurückgeschlagen. Am nächsten Tage sollte er erneuert werden; denn sehr richtig urtheilte der Erzherzog, daß Versuche dieser Art fortgesetzt werden müßten, wenn der erlittene Verlust nicht vergeblich sein sollte. Doch Massena — welcher erwog, wie schwierig sein Rückzug sein würde, wenn der Erzherzog zum Ziele käme, außerdem aber auch in Anschlag brachte, daß die Albiskette, welche die Limmat und den Züricher See von hinten begrenzt, die stärkere Linie sei — zog sich freiwillig zurück, ohne noch etwas mehr einzubüßen, als die Stadt Zürich, die er für unwichtig hielt. Die Art und Weise, wie er sich aufstellte, nahm dem Erzherzog Karl die Lust, ihn noch einmal anzugreifen; und so blieb denn die Stellung der Franzosen in der Schweiz beinahe dieselbe: die Aar, die Limmat, der Züricher See, die Lint und die Reuß bis zum St. Gotthard bildeten ihre Vertheidigungs-Linie gegen die Österreicher.

Desto nachtheiliger für Frankreich entwickelten sich die Begebenheiten in Italien.

Macdonald, welcher auf Befehl des Direktoriums Besatzungen im Fort St. Elmo, in Capua und in Gaetta zurückgelassen hatte, war über Rom schnell genug nach Florenz vorgedrungen, um Moreau's Ungeduld zu besänftigen. Vereinigt mit der Division Gauthier, die er in Toskana antraf, vereinigt auch mit dem leichten Corps Montrichards, das im Modenesischen angelangt war, befehligte er ein Heer von 26000 Mann, mit welchem er den Verbündeten großen Nachtheil hätte zufügen können, wenn er weniger gezögert hätte. Er, der schon den 25. Mai in Florenz angelangt war, stieg erst um die Mitte des Juni von dem Apennin in die Thäler Placenza's herab. Hierdurch gewann Suworow Zeit, solche Gegenanstalten zu treffen, wodurch die Vereinigung der beiden französischen Obergenerale wirksam verhindert wurde. Er selbst verließ Turin, wo er sich nur allzu lange aufgehalten hatte, um sich mit 20000 Mann Verstärkung zwischen

Macdonald und Moreau aufzustellen — folglich die Stellung wieder einzunehmen, welche er gar nicht hätte verlassen sollen. Dem General Ott, welcher an der Trebbia ein Beobachtungs-Corps befehligte, gebot er, sich auf ihn zurück zu ziehen, wenn er angegriffen würde, und indem er alle die Truppen an sich zog, welche Kray bei der Belagerung Mantua's erübrigen konnte, überließ er dem General Bellegarde die Sorge, Novi zu beobachten, damit ihm Moreau nicht in die Seite dringen möchte. Nach diesen Vorbereitungen schickte er selbst sich an, nach Placenza vorzugehen, um Macdonald zu schlagen.

Diese Vorbereitungen waren bei weitem die besten, welche Suworow in diesem Kriege getroffen hatte; sie waren es dadurch, daß sie die Vereinigung Moreau's und Macdonald's verhinderten: eine Vereinigung, welche nur dadurch zu Stande kommen konnte, daß Macdonald sich in der Nähe des Gebirges hielt und nicht allzu tief in der Ebene eine Schlacht annahm. Unglücklicher Weise ließ Macdonald sich von seinem Muth fortreißen. Nachdem er das in der Umgegend von Modena aufgestellte Corps von Hohenzollern geschlagen und sich mit der Division Victor vereinigt hatte, wollte er den am Tidone aufgestellten General Ott erdrücken; allein er gab dadurch nur die Veranlassung zu Niederlagen, wodurch Suworow's Ruhm gehoben wurde.

Drei Bergströme, welche parallel vom Apennin sich in den Po ergießen — die Nura, die Trebbia und der Tidone — bildeten das Schlachtfeld. Die französische Hauptmacht stand noch an der Nura, als die Divisionen Victor, Dombrowsky und Rusca nach der Trebbia mit dem Befehl vorrückten, sich nach dem Tidone zu ziehen, um Ott zu überwältigen, von welchem Macdonald glaubte, daß er ohne Stütze sei. Schon war der Vortrab dieses Generals von den Ufern des Tidone verdrängt, schon hatte er nach Sermet zu eine Stellung genommen, als Suworow mit

seiner ganzen Stärke zu seiner Unterstützung herbei kam. Den General Bagration stellte er Victor'n entgegen; Ott mußte sich, im Mittelpunkt, gegen Dombrowsky zurückwenden; Melas erhielt den Auftrag, die Division Ruska zu bekämpfen. So nahm die Schlacht ihren Anfang, und sie endigte damit, daß, nachdem die russische Reiterei die Polen im Mittelpunkt durchbrochen hatte und der Division Victor in die Seite gedrungen war, ein Rückzug nach der Trebbia nothwendig wurde.

Nur ein Drittel des Macdonaldschen Heeres hatte an diesem Tage gefochten, und was es gelitten hatte, kam auf die Rechnung des Umstandes, daß Macdonald die Ankunft Suworows unbekannt geblieben war. Entschlossen nun, sich wegen des erlittenen Schlages zu rächen, gedachte Macdonald, sich an der Trebbia festzusetzen, die Divisionen Olivier, Montrichard und Watrin, die noch an der Nura standen, an sich zu ziehen und am dritten Tage (19. Juni) eine Schlacht zu liefern. Doch Suworow kam ihm zuvor. Mit Anbruch des Tages (18. Juni) griffen die russischen Vortrabe die französischen bei Casaliggio und Grignagno an und warfen diese. Macdonald, der nicht auf diesen Angriff gefaßt war, beschäftigte sich damit, seine Mittelpunkts-Divisionen in Linie rücken zu lassen. Victor, an der Spitze des linken Flügels, brachte zwar Suworow einen Augenblick dadurch in Gefahr, daß er die ganze französische Infanterie über die Trebbia setzen ließ; doch indem Rosenberg mit der Division Schweikowsky anlangte, wurde das Gleichgewicht wieder hergestellt und nach einem mörderischen Gefecht sahen sich die Franzosen zu einer rückgängigen Bewegung über die Trebbia genöthigt. Inzwischen waren die Divisionen Olivier und Montrichard im Mittelpunkt und Watrin auf dem rechten Flügel angelangt. Längs der ganzen Linie hob eine Kanonade an; doch war diese nicht von Dauer. Sie wurde auf beiden Seiten gleichzeitig eingestellt und die Trebbia trennte beide Heere.

Um den Leser nicht durch ein allzu ausführliches Schlachtgemälde zu ermüden: — Nach einem, von den Franzosen veranlaßten nächtlichen Kampf, in welchem weder Freund noch Feind verschont wurde, hob die Schlacht am 19. Vormittags um 10 Uhr wieder an. Macdonald, der alle seine Streitkräfte beisammen hatte, wünschte diesen Tag zu einem entscheidenden zu machen. Das Gefecht begann auf dem linken Flügel der Franzosen an der Ober-Trebbia, über welchen Fluß Dombrowsky trotz dem Widerstande der Russen gekommen war. Suworow entsendete den Prinzen Bagration dahin; und da, vermöge dieser Bewegung, Rosenbergs Seiten entblößt waren, so benutzten Victor und Rusca unverzüglich diesen Umstand, um sich auf ihn zu werfen. Mit Erfolg rückten sie, über die Trebbia hin, vor, und umwickelten von allen Seiten die Division Schweikowsky, bei welcher sich Suworow befand. Die Gefahr für diese Division war nicht gering; allein, indem sie sich aufs Tapferste vertheidigte, kam Bagration ihr zu Hülfe und zwang Victor und Rusca zum Abstehen vom Angriff. Hätte Dombrowsky diesen Augenblick benutzt, sich auf Bagration zu werfen, so würde der Vortheil auf Seiten der Franzosen geblieben sein, und zwar auf einem Punkte, welcher der wichtigste war, wegen seiner Nähe an dem Gebirge. Da er unglücklicher Weise unthätig blieb, so mußten Victor und Ruska über die Trebbia zurück. Im Mittelpunkt war Montrichard nach Grignano, Olivier nach St. Nicolo hin über diesen Fluß gekommen. Montrichard marschirte wider das Forstersche Corps, als die österreichische Nachhut unter Melas ganz unerwartet seiner Division in die Seiten drang. Diese ergriff die Flucht; und nachdem Montrichard über die Trebbia zurückgegangen war, konnte Olivier, wenn er nicht erdrückt werden wollte, nichts Besseres thun, als seinem Beispiele folgen. Auch die Division Watrin, welche den äußersten rechten Flügel der Franzosen bildete, konnte sich nun nicht länger jenseits der Trebbia

halten. Suworow, noch immer fürchtend, daß Moreau ihm in den Rücken kommen könnte, that, was in seinen Kräften stand, um über diesen Fluß zu kommen; doch die Franzosen setzten ihm auf allen Punkten den stärksten Widerstand entgegen und die Trebbia trennte zum dritten Male die beiden feindlichen Heere, nachdem jedes etwa 12000 Mann verloren hatte. Um nicht in einem allzu weit getriebenen Kampf nach Toskana zurückgeworfen zu werden, zog sich Macdonald nach der Nura, wobei seine Absicht war, hinter dem Apennin herum nach Genua zu kommen. Zwar sah er sich Anfangs von Suworow verfolgt; allein, als der russische Oberfeldherr Moreau's Kanonen in seinem Rücken donnern hörte, stand er von der Verfolgung ab, um Bellegarde beizustehen, der in die Flucht geschlagen war und bereits 3000 Mann an Gefangenen verloren hatte.

Auf diese Weise endigte die beabsichtigte Vereinigung Moreau's mit Macdonald, von welcher man sich so große Dinge versprochen hatte, mit einer blutigen Niederlage.

Der Feldzug hatte bisher drei Monate gedauert. Durch die Schlacht bei Stockach war Deutschland, durch die Schlachten bei Magnano und an der Trebbia Italien für Frankreich verloren. Massena behauptete zwar noch die Schweiz; doch stand nicht auch von dieser Seite ein Unfall bevor? Wie verschieden war diese Lage Frankreichs von der des Jahres 1797! Auch wurde dies sehr allgemein gefühlt; und die Besorgniß vor einer Verheerung nahm so überhand, vorzüglich in den südlichen Departements, daß die Städte Chambery, Grenoble und Orange Bittschriften einsendeten, welche den lebhaftesten Eindruck auf den gesetzgebenden Körper machten. Sämmtliche Feinde des Direktoriums hatten jetzt freieres Spiel; und wer hätte mit Vorwürfen zurückhalten mögen, da er sich dadurch in das Licht eines Vaterlandsfreundes stellte? Schon machten die Constitutionellen gemeinschaftliche Sache mit den Patrioten, und beide gingen bereits so weit, daß sie laut

sagten: „daß, weil das Direktorium am 18. Fruktidor die Gesetze nicht geachtet habe, es dieselben nicht mehr zu seinem Vortheil anrufen könne.“ Mit Einem Wort: alle Parteien waren zu einer Veränderung der Regierung entschlossen, sollte diese Veränderung vorläufig auch nur die Personen treffen.

Ohne hier zu wiederholen, was wir im Eingange dieses Kapitels zur Entschuldigung des Direktoriums gesagt haben, bemerken wir bloß, daß die allgemeine Lage dieses Kollegiums durch den Eintritt des Abbé Sieyes in dasselbe nicht wenig verschlimmert war. Niemand paßte zu den Verrichtungen eines Direktors weniger, als dieser metaphysische Kopf, von welchem nur allzu allgemein bekannt war, daß er die ganze Verfassung mißbilligte, ohne dazu noch einen andern Grund zu haben, als daß sie seinen politischen Chimären nicht entsprach. Da er deßhalb nicht weniger gewählt worden war: so muß man annehmen, daß die herrschende Partei in ihm nur das Werkzeug gewinnen wollte, die verhaßten Glieder des Direktoriums zu stürzen. Diese waren la Reveilliere, Merlin und Treilhard: alle drei höchst unschuldig an dem, was man ihnen vorwarf, aber deßhalb nicht weniger als die Urheber der über Frankreich gekommenen Unfälle verschrieen. Was diese Beklagenswerthen, indem sie die Mehrheit bildeten, auch thun mochten, um Sieyes für ihre Beschlüsse zu gewinnen: dieser blieb sich in seiner bösen Laune gleich und äußerte sich nicht selten auf eine Weise, wodurch er zu erkennen gab, daß er mit seinen Kollegen in nichts einverstanden sein wollte. Aufgebläht von dem, was er, der in der frühern Periode seines Lebens nie aus Frankreich gekommen war, während seines Aufenthalts in Berlin beobachtet hatte, pflegte er bei jeder Gelegenheit zu sagen: „in Preußen macht man das Ding anders.“ Fragten ihn nun seine Kollegen, „wie man es denn in Preußen mache?“ so war seine Antwort: „Ihr würdet mich gar nicht verstehen; ich würde also

vergeblich sprechen, und darum fahret nur fort, wie ihr es gewohnt seid."

Eine so weit getriebene Mißhelligkeit unter den Direktoren schloß starke Aufmunterungen für die Parteien in sich. Zwei Gegenstände beschäftigten in dieser Zeit den gesetzgebenden Körper; den einen bildeten die Finanzen, den andern die Presse und die Volksgesellschaften. Jeder von beiden war gleich sehr geeignet, dem Direktorium Wehe zu thun; und da es weder im Rathe der Fünfhundert noch in dem der Alten an Patrioten fehlte, so blieben kränkende Äußerungen keineswegs aus. In dem ersten dieser Räthe vereinigten sich bald darauf die Kommissionen der Ausgaben, des Staatsvermögens und des Krieges zur Anfertigung einer Botschaft an das Direktorium, wodurch man belehrt zu werden verlangte über die inneren und äußeren Gefahren der Republik, so wie über die Mittel, diese Gefahren abzuwenden. Fragen dieser Art dienen immer nur dazu, eine Regierung durch entrissene Geständnisse in noch größere Verlegenheit zu setzen; die Feinde des Direktoriums ließen es aber nicht einmal bei ihnen bewenden; denn sie fügten allerlei Anträge hinzu, in welchen sie denselben Zweck verfolgten: Anträge, die sich auf das Recht zur Bildung von Volksgesellschaften, auf die persönliche Freiheit, auf die Verantwortlichkeit der Minister, auf öffentliche Rechnungsablege u. s. w. bezogen.

Man sieht, daß das Reich unter sich uneins geworden war . . .

Sobald das Direktorium diese Botschaft erhalten hatte, beschloß es, eine umständliche Antwort zu ertheilen, die nicht bloß ein Gemälde dessen, was mit Frankreich vorgegangen war, sondern auch eine Auseinandersetzung der theils wirklich angewendeten, theils noch anzuwendenden Rettungsmittel enthalten sollte. Eine Arbeit dieser Art erforderte die Mitwirkung der Minister und eine Anstrengung der geistigen Kräfte für mehrere Tage; je besser sie aber

gelang, desto mehr war der Parteigeist gedemüthigt. Das Letztere wohl erwägend, ließen die Führer der beiden Räthe, denen an nichts weniger gelegen war, als an eine treue Darstellung des Zustandes der Republik, nachdem sie einige Tage gewartet hatten, durch den Abgeordneten Poulain-Grand-Pre' im Rathe der Fünfhundert einen neuen Vorschlag machen, welcher des Inhalts war, daß man die Sitzung für permanent erklären wolle, bis das Direktorium auf die Botschaft geantwortet haben würde. Obgleich nun hierdurch erklärt wurde, daß Gefahr im Verzug sei und ein nicht zu bestimmendes Ereigniß bevorstehe, so nahmen doch beide Räthe den Vorschlag an; und die drei Kommissionen der Ausgaben, des Staatsvermögens und des Krieges, wie zahlreich sie auch waren, wurden in eine einzige Kommission verwandelt, welche den Auftrag erhielt, „die von den Umständen nöthig gemachten Maßregeln vorzulegen."

Seinerseits antwortete das Direktorium, daß es sich zu einer permanenten Sitzung constituirt habe, um den von ihm geforderten Bericht zu beschleunigen; und leicht begreift man, welche Unruhe dieser Beschluß bewirken mußte. Sehr schnell verbreiteten sich die widersprechendsten Gerüchte. Die Feinde des Direktoriums sprengten aus: „es sei ein Staatsstreich im Werke und die Räthe sähen ihrer Auflösung entgegen." Dagegen verbreiteten seine Freunde, „es sei unter sämmtlichen Parteien eine Coalition zu Stande gebracht worden und die Constitution sollte gewaltsam verändert werden." Weder das Eine, noch das Andere wurde wirklich beabsichtigt. Die Coalition der beiden Oppositions-Parteien verlangte nur die Entlassung der drei Direktoren, die wir oben genannt haben.

Um diese Entlassung zu bewirken, nahm man anfänglich seine Zuflucht zu einer bloßen Chikane. Da nämlich die Constitution verordnete, daß der in Wirksamkeit tretende Direktor die Legislatur seit einem vollen Jahre verlassen

haben sollte, Treilhard aber sich in dem Falle befand, daß er vier Tage vor der festgestellten Zeit in das Direktorium eingetreten war: so benutzte man diesen Umstand, um seine Ernennung für unrechtmäßig zu erklären, obwohl er schon seit 13 Monaten Direktor war. Diese Erklärung wurde den 17. Juni dem Direktorium zugesendet.

Die Absicht derselben ließ sich nicht verkennen; und Treilhard, dem es, bei aller ihm eigenthümlichen Rohheit, an Festigkeit des Charakters fehlte, war zum Nachgeben bereit. Nicht so la Reveilliere. Dieser eben so rechtschaffene als uneigennützige Mann, für welchen das Direktor-Amt nur eine Last war, so daß er von Jahr zu Jahr nichts sehnlicher wünschte, als auszuscheiden, wollte seine Verrichtungen nicht aufgeben, als er sah, daß verschmolzene Faktionen dies von ihm forderten. Ihm leuchtete deutlich ein, daß man die bisherigen Direktoren nur vertreiben wollte, um die Constitution des Jahres III. abzuschaffen — daß Sieyes, Barras und die Bonapartische Familie zwar auf dasselbe Ziel hinwirkten, daß sie aber, bei der Verschiedenheit ihrer Absichten, nicht an dasselbe gelangen könnten, ohne die Republik zu Grunde zu richten. In dieser Überzeugung munterte er seinen Kollegen Treilhard zum Widerstand auf, indem er ihm zu Gemüthe führte, daß es sogar leicht sei, sich dem Beschluß des gesetzgebenden Körpers als ungesetzlich, zum Aufruhr führend und von einer Faktion entrissen, zu widersetzen. Doch Treilhard hatte nicht den Muth, diesem Rathe zu folgen. Sobald er nun seine Entlassung angenommen hatte, ernannte der Rath der Fünfhundert, ohne auf Sieyes Wünsche zu achten, den bisherigen Präsidenten des Cassations-Tribunals an Treilhards Stelle. Dies war Gohier, ein zwar rechtschaffener und der Republik zugethaner Mann, dem es jedoch an Menschen- und Geschäftskenntniß fehlte.

Gohiers Installation sollte am 30. Prairéal (19. Jun.) erfolgen; doch war die Faktion, welche die Veränderung

bewirkt hatte, dadurch nicht zufrieden gestellt, wofern nicht noch Merlin und la Reveilliere ausschieden. Am meisten waren die Patrioten gegen den letztern erbittert, weil er, obgleich einer von den Verurtheilern Ludwigs XVI., nie zur Bergpartei gehört hatte, und dieser immer entgegen gewesen war. Sie bedroheten ihn, so wie Merlin, also mit einer förmlichen Anklage, wofern beide nicht ihren Abschied nehmen würden; und Sieyes unterzog sich dem ihm ertheilten Auftrage, seine Kollegen zu einem freiwilligen Rückzug zu bewegen.

Zu diesem Endzweck veranstaltete er eine besondere Vereinigung der vier Direktoren bei Merlin. Diese erfolgte den 18. Juni Abends. Barras erschien mit dem Degen an der Seite, als ob Gefahr vorhanden wäre, sprach aber kein Wort. Nicht gering war Sieyes Verlegenheit. Als er endlich zu reden begann, sprach er Langes und Breites über die Fehler der Regierung, und stotterte lange, ehe er auf den eigentlichen Gegenstand des Zusammentritts kam. Aufgefordert, sich mit Bestimmtheit zu erklären, sprach er sich endlich dahin aus, „daß Merlin's und la Reveilliere's Freunde wünschten, beide möchten ihren Abschied nehmen." Auf la Reveilliere's Frage: „wer diese Freunde wären?" wußte der gelehrte Abbé nichts zu antworten. Jetzt erhob sich la Reveilliere mit dem vollen Unwillen eines Mannes, der sich von seinem Kollegen verrathen sieht. Er bewies, daß sein und seiner Kollegen Verfahren bis jetzt vorwurfsfrei gewesen sei, und daß alle gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen nur ein Lügengewebe wären. Dann griff er Sieyes persönlich an, deckte dessen geheime Entwürfe auf und setzte ihn dadurch in die größte Verlegenheit. Barras bewahrte, während dieses Auftritts, ein hartnäckiges Schweigen; denn er fühlte nur zu gut, daß alle die Vorwürfe, welche seinem Kollegen gemacht wurden, nur von ihm verdient waren.

Dieser Zusammentritt der vier Direktoren endigte damit,

daß Merlin erklärte, er werde dem Beispiele seines Kollegen folgen. In der Nacht vom 18. zum 19. Juni erschien, von Barras abgesendet, ein ehemaliger Girondist, Namens Bergoeng, bei la Reveilliere, und versuchte alles, was seine Freundschaft ihm eingab, um ihn nachgiebig gegen eine Forderung zu machen, die mit jedem Augenblicke drohender wurde. Doch la Reveilliere blieb unerschüttert. Aus seinen Erwiederungen ging hervor, daß er Sieyes für betrogen von Barras, diesen für betrogen von Sieyes, beide aber für betrogen von der Familie Bonaparte hielt. „Es handelt sich — so endigte er — um die Fortdauer der Republik, der ich bis zum letzten Athemzuge getreu zu bleiben entschlossen bin."

Am nächsten Vormittag wurde Gohier in das Direktorium eingeführt, und dies geschah in Gegenwart sämmtlicher Minister. Sobald nun die üblichen Feierlichkeiten beendigt waren, führte Barras seinen Kollegen la Reveilliere in einen benachbarten Saal, um ihn durch erneuerte Vorstellungen, und selbst durch Schmeicheleien, zu einer Abdankung zu vermögen. Da er nichts ausrichtete, so kehrte er wüthend in den Sitzungssaal zurück und ließ seinen Zorn an Merlin aus, den er verabscheuete und den er verbrecherischer Entwürfe beschuldigte. La Reveilliere kam seinem Kollegen zu Hülfe und trieb dessen Vertheidigung so weit, daß Barras den Saal mit den Worten verließ: „Nun wohl! man will nicht anders; die Säbel müssen gezogen werden!" . . . „Elender," erwiederte hierauf la Reveilliere, „was sprichst du von Säbeln? Hier giebt es nur Messer, und diese sind gegen Vorwurfsfreie gerichtet, die Ihr ermorden wollt, weil Ihr sie nicht fortreißen könnt zu einer Schwäche."

Man sieht, daß das Direktorium in dieser Zusammensetzung nicht fortdauern konnte. Gohier versuchte eine Versöhnung; doch vergeblich. Mehrere Mitglieder der beiden Räthe, welche in diesem Augenblick eintraten, bemüheten

sich, die beiden Direktoren dadurch zu einer Abdankung zu vermögen, daß sie das Versprechen gaben, es solle keine Anklage Statt finden. „Ich bedarf der Gnade nicht," erwiederte la Reveilliere; „klagt man mich an, so werde ich zu antworten wissen."

Unverrichteter Sache kehrten die Abgeordneten zu den beiden Räthen zurück. Die Verlegenheit stieg; denn man war allzu weit vorgegangen, als daß man hätte wieder einlenken können. Über la Reveilliere wurde bemerkt, daß er, bei aller Rechtlichkeit, durch seinen Eigensinn die Republik zu Grunde richte. Zuletzt vereinigte sich eine Zahl von Gemäßigten beider Räthe, la Reveilliere zur Vermeidung des nahen Ungewitters zu bewegen. Diese begaben sich in der nächsten Nacht zu ihm und stellten ihm vor, welche Gefahren er durch seinen Eigensinn über die Republik bringen würde. „Aber," erwiederte er, „seht Ihr denn nicht, welchen noch weit größeren Gefahren die Republik ausgesetzt ist? Seht Ihr nicht, daß man nicht uns, sondern nur der Constitution zu Leibe will, und daß, wenn man heute nachgiebt, man morgen noch gefälliger werden muß, und sofort, bis die Republik zu Grabe getragen ist? Mein Amt ist mir längst zur Last; und daß ich mich hartnäckig beweise, hat keinen andern Grund, als daß ich den Faktionen widerstehen möchte. Glaubt Ihr übrigens, daß mein Widerstand Euch in Gefahr bringen könne, so bin ich bereit, mich zu ergeben, wiewohl in der Überzeugung, daß die Republik verloren ist. Ein Einzelner kann sie nicht retten, und nur weil ich vereinzelt bin, geb' ich nach. Ihr sollt meine Entlassung empfangen."

Er schrieb sie auf der Stelle. Sie war einfach und würdig. Merlin kopirte sie. Beide Entlassungs-Schreiben gingen gleichzeitig an die Räthe ab. So war denn das Direktorium aufgelöset.

Sein größter Fehler war, daß es für die Faktionen, die es beherrschen wollte, nicht stark genug war.

Als la Reveilliere, sich nach Andilly zurückzog, folgte ihm das Bedauern aller Gutgesinnten um so mehr, weil er die 100,000 Franken, welche das Direktorium seinen ausscheidenden Gliedern bewilligt hatte, eben so wenig nahm, als die Gehaltsrückstände, die er zu fordern hatte. Zu Andilly lebte er zurückgezogen in einem kleinen Hause, das ihm gehörte. Hier wurde er von den angesehensten Personen besucht.

Siebentes Kapitel.

Bildung des neuen Direktoriums. — Veränderung in dem Ministerium. — Einberufung aller Klassen der Konskription. — Gezwungene Anleihe von 100 Millionen. — Geisel-Gesetz. — Schlacht bei Novi. — Landung der Engländer und Russen in Holland. — Unruhen im Innern; erkannte Gefahr.

Da die, durch la Reveilliere's und Merlin's Ausscheiden, in der Pentarchie des Direktoriums entstandenen Lücken ausgefüllt werden mußten, wenn die Verfassung des Jahres III. fortdauern sollte: so wählte man zu neuen Direktoren Roger Ducos und Moulins. Jener war ein ehemaliger Girondist, und bei sehr viel Rechtschaffenheit von sehr beschränkten Fähigkeiten; für ihn sprach im Grunde kein anderes Verdienst, als daß er ein Freund Sieyes war, dessen Einflusse auf den Rath der Alten er seine Ernennung verdankte. Dieser war ein General ohne Ruf, den man früher in der Vendee gebraucht hatte; und er, wie Gohier, verdankte seine Ernennung der patriotischen Partei, d. h. den alten Jakobinern. Durch den Eintritt dieser Mittelmäßigen in das Direktorium wurde die Federkraft desselben noch mehr gelähmt, als sie es schon früher war. Sieyes, der angesehenste unter den Fünfmännern, stand in Widerspruch mit sich selbst, sofern er Träger einer Verfassung war, die standhaft von ihm verabscheut wurde;

seine einzige Stütze fand er in Roger-Ducos, für welchen er ein Orakel war. Gohier und Moulins, warme Patrioten, doch als solche keines neuen Gedankens fähig, wollten das Bestehende; doch wollten sie die Verfassung in dem Sinne der Jakobiner auslegen und vollziehen. Unter diesen Umständen hätte Barras den Vermittler machen sollen; allein wenn die hinsterbende Republik ein Chaos von Lastern, Leidenschaften und widerspruchsvollen Bestrebungen und Ideen war, so bildete Barras den wirdigsten Repräsentanten dieser Republik. Auf ihn konnte Niemand rechnen, und indem seine Stimme den Ausschlag geben sollte, fehlte es gänzlich an dieser, so wie an aller Einheit. Sieyes machte seinen Kollegen kein Geheimniß daraus, daß sie die Leitung einer mit nahem Sturz bedroheten Regierung übernommen hätten; „allein" — so fügte er hinzu — „man muß die Republik retten, wenn man die Constitution nicht retten kann." Mit einer solchen Äußerung waren Gohier und Moulins sehr schlecht zufrieden. Im Grunde verstand kein einziger den andern, und von Sieyes möchte man sagen, er habe sich selbst nicht verstanden.

Dringender, als die Erörterung einer neuen Verfassung, war die Beantwortung der Frage, wie man verwalten sollte, um Frankreich und die Republik zu retten. Nichts forderte dazu noch mehr auf, als der Hergang der Dinge in Italien, von welchem sogleich die Rede sein wird. Da nun Moreau den warmen Patrioten, die in diesem Augenblicke triumphirten, in einem hohen Grade verdächtig war, so wurde Joubert zum Obergeneral der italienischen Armee ernannt: eine Ernennung, die, wie untadelhaft sie auch in jeder andern Beziehung sein mochte, eine Zurücksetzung Moreau's in sich schloß, dem Niemand das Verdienst streitig machen konnte, ein geschlagenes Heer gerettet zu haben. Um den zurückgesetzten General minder zu kränken, ertheilte man ihm den Oberbefehl über die Rhein-Armee, die man zu schaffen gedachte. Außer Joubert traten

Championet und Bernadotte aus der Ungunst hervor, worin sie seit Jahr und Tag gelebt hatten. So zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, daß es eine von den ersten Sorgen einer neuen Regierung ist, das Gegentheil von dem zu thun, was ihre Vorgängerin gethan hat, wäre es auch nur, um den Leidenschaften zu gehorchen, die ihr den Triumph verschafft haben. Eine Hauptsache war die Bildung eines neuen Ministeriums. Obwohl nun Ramel seit der Einführung des Direktoriums die größten Dienste geleistet hatte, vorzüglich in jener Periode, wo ein Übergang vom Papiergelde zum Baaren unabtreiblich geworden war: so griff man ihn doch so lange an, bis er seine Entlassung einreichte. An seine Stelle trat derselbe Robert Lindet, dessen wir in der Geschichte des Wohlfahrtsausschusses gedacht haben. Die Vorwürfe, welche der Diplomatik des Direktoriums gemacht wurden, als habe es Frankreich mit ganz Europa in Krieg verwickelt, ließen, wie ungerecht sie auch sein mochten, dem Minister Talleyrand keine andere Wahl, als sich zurück zu ziehen; und an seine Stelle trat ein Würtemberger, Namens Reinhard, der, von seinem Vorgänger empfohlen, hinter der Außenseite der Gutmüthigkeit viel Feinheit und Gewandtheit verbarg. Das Ministerium der Gerechtigkeitspflege wurde von Lambrechts auf Cambaceres übergetragen, und Bourguignon an die Spitze der Polizei-Verwaltung gestellt, während Fouché, dieser geschmeidige Ex-Jakobiner, welchen Barras in seine Durchstechereien mit den Lieferanten verflochten, die übrigen Direktoren aber abgesetzt hatten, zur Schadloshaltung für das ihm angeblich zugefügte Unrecht, als Minister nach dem Haag gesendet wurde.

So verhielt es sich mit den Hauptveränderungen im Personal der Regierung und der Armeen. Daß es dabei nicht sein Bewenden haben konnte, versteht sich wohl von selbst; denn es mußte für neue Mittel gesorgt werden, wenn die neuen Direktoren ihrer Bestimmung nicht eben

so erliegen sollten, wie ihre Vorgänger. Von Seiten der gesetzgebenden Behörde offenbarte sich nun die größte Bereitwilligkeit, alles einzuräumen, was sie früher versagt hatten. Indem die Patrioten von dem Grundsatze ausgingen, daß es für große Übel starker Heilmittel bedürfe, und folglich nur allzu geneigt waren, die Maßregeln des Jahres 1793 zu erneuern, trat die Kommission der Elf, welche während der Krisis des 30. Prairial den Auftrag gehabt hatte, die Mittel zur Rettung der Republik aufzufinden, mit den Gliedern des Direktoriums zusammen, um sich über die zu fassenden Beschlüsse zu vereinigen. Nicht genug nun, daß sie dem Direktorium eine neue Aushebung gestattete, gab sie sämmtliche fünf Klassen zu seiner Verfügung; und anstatt die, von dem frühern Direktorium in Vorschlag gebrachten Steuern noch länger streitig zu machen, bewilligte sie auch ein gezwungenes Anlehn von 100 Millionen, zu welchem jeder Einzelne nach Maßgabe seiner Vermögensumstände beitragen sollte, das folglich nicht ohne die Anwendung vieler Härten und Bedrückungen zu Stande gebracht werden konnte. Das sogenannte Geisel-Gesetz entstand auf folgende Veranlassung. Im Süden, wie in den westlichen Departements, hatten sich die Bewegungen erneuert, die man in diesen Zeiten durch Chouanerie bezeichnete: Bewegungen, welche nur allzu sehr die Schwäche der Regierung verriethen; denn niemand war in diesen Gegenden weniger sicher, als die Erwerber von National-Gütern, die öffentlichen Beamten und die nicht geringe Klasse derer, die man für Patrioten hielt. Am häufigsten wurden die Postwagen geplündert. Unter denjenigen nun, welche diese Unthaten verübten, gab es unstreitig viele ehemalige Vendeer oder Chouans, auch wohl viele Mitglieder der sogenannten Sonnengesellschaften; die Mehrzahl aber bestand aus widerspänstigen Konskribenten. Mochte nun immerhin der Raub den Hauptzweck dieser Straßenräuber ausmachen: so ging doch aus der Wahl

ihrer Schlachtopfer hervor, daß ihre Unthaten einen politischen Ursprung hatten. Um dieses Umstandes willen schrieb man den Verwandten der Ausgewanderten oder Ex-Adeligen ein Übel zu, das nicht länger geduldet werden konnte; und demgemäß wollte man sie verpflichten, Geiseln zu stellen. So oft also in irgend einer Gemeinde bedeutende Unordnungen vorgingen, sollten die Verwandten oder Verbündeten der Ausgewanderten, die ehemals Adeligen und die Ascendenten derer, die dafür bekannt wären, daß sie an Rottirungen Theil nähmen, als Geiseln betrachtet und als bürgerlich und persönlich verantwortlich behandelt werden. Dabei erhielten die Central-Verwaltungen die Berechtigung, die als Geiseln von ihnen bezeichneten Personen in eigends dazu bestimmte Häuser einzuschließen, wo sie auf ihre Kosten leben und so lange verweilen sollten, bis die Unordnungen aufgehört haben würden; und wenn diese mit Ermordungen verbunden wären, sollten auf jede Ermordung vier von ihnen deportirt werden. Für und wider dies seltsame Gesetz wurde viel gesprochen. Einige nannten es sanft und menschlich, weil es das einzige Mittel in sich schließe, die wahren Urheber der Unordnungen zu fassen. Ihre Gegner hinwieder bezeichneten dasselbe Gesetz als eine revolutionäre Maaßregel, welche bei der Unmöglichkeit, die wahrhaft Schuldigen zu erreichen, blind darein schlage, und folglich alle mit solchen Gesetzen unauflöslich verbundenen Ungerechtigkeiten gut heiße. Weder die einen noch die anderen bedachten, daß das Geisel-Gesetz eine von den nothwendigen Ausgeburten einer schwachen Regierung war, die, weil sie kein Vertrauen einflößt, nur durch Gewaltstreiche fortzudauern vermag.

Alles, was wir hier angeführt haben, zweckte augenscheinlich darauf ab, der Regierung ein höheres Maaß von Stärke zu verleihen. Wiederum fürchteten die Gesetzgebungsbehörden, wie es in den Antimonarchien hergebracht ist, nichts so sehr, wie die überwiegende Macht der ersten

Vollziehungsbehörde. Um künftigen Spaltungen zuvorzukommen, beschränkte man also die Autorität des Direktoriums durch Verordnungen aller Art. Dahin gehörte: daß jeder Wunsch oder Ausspruch eines Bruchtheils der Wahlsammlungen null und nichtig sein, und daß jeder Regierungs-Agent, der sich unterstehen werde, auf die Wahlen einzufließen, als Verletzer der Volks-Souveränetät bestraft werden sollte. Dahin gehörte ferner: daß das Direktorium nicht ohne ausdrückliche Berechtigung Truppen in den konstitutionellen Umkreis einrücken lassen sollte. Dahin gehörte endlich: daß kein Militär ohne den Ausspruch eines Kriegsgerichts seines Grades beraubt und kein Klub ohne eine Entscheidung der Municipal- und Central-Verwaltungen geschlossen werden sollte. Außerdem wurde den Regierungsbeamten aufs Strengste untersagt, Theil zu nehmen an Lieferungs-Contrakten. Über ein Preßgesetz vermochte man sich nicht zu einigen; doch wurde der Artikel des Gesetzes vom 19. Fruktidor unterdrückt, wodurch das Direktorium eine unbeschränkte Gewalt über die Tageblätter ausübte; und so war denn die Presse frei bis zum Eintritt des neuen Gesetzes, das beabsichtigt wurde.

Mit allen diesen neuen Anordnungen und Gesetzen ging es nicht besser, als es mit denjenigen zu gehen pflegt, die in den Augenblicken einer Krisis getroffen oder gemacht werden: sie kommen zu spät, weil alles zu weit gediehen ist, als daß sie noch Anwendung hätten finden können. Was Bernadotte und Lindet auch thun mochten, jener, um die Konskribirten in Reih' und Glied zu stellen, dieser, um das Anlehn von 100 Millionen ins Werk zu richten: immer war dazu ein Zeitraum erforderlich, der beiden nicht gestattet war.

Noch thörichter war es unstreitig, daß man glaubte, durch einen neuen Feldzugsplan den Dingen eine andere Wendung geben zu können. Zur Entwerfung desselben ließ Bernadotte sich bereit finden. Beim Beginn des Feldzugs

war man davon ausgegangen, daß man zugleich an der Donau und in der Schweiz agiren müsse. Nach der Schlacht bei Stockach wollte man nur in der Schweiz agiren und unterdrückte zu diesem Endzweck das Donau-Heer. Gegenwärtig dachte Bernadotte anders: er behauptete nämlich, die Ursache aller Fortschritte der Verbündeten beruhe auf der Leichtigkeit, womit sie, durch die Alpen hin, von Deutschland nach Italien kommen könnten; und um ihnen diese Communikations-Mittel zu nehmen, drang er darauf, daß man ihnen den St. Gotthard und Graubündten auf dem rechten Flügel der Schweiz-Armee entreißen, und ein neues Donau-Heer aufstellen sollte, wodurch der Krieg nach Deutschland zurückgetragen werden könnte; dies Donau-Heer zu Stande zu bringen, brachte er in Vorschlag, daß man, so schnell wie möglich, die Rhein-Armee organisiren und durch 20000 Mann, welche Massena hergeben werde, verstärken sollte. In dem letztern Gedanken lag das Fehlerhafte dieses Entwurfs; denn da Massena dem Erzherzog Karl kaum gewachsen war, so mußte man, statt ihn zu schwächen, ihn sogar verstärken, und ihn hierdurch in den Stand setzen, sein Heer, vermöge eines nachdrucksvollen Angriffs, zum Donau-Heer zu machen. Nichts desto weniger billigte der Direktor Moulins diesen Entwurf mit dem vollen Unverstande, der sich für Unwissende an große Berechtigungen zu knüpfen pflegt; und es läßt sich schwerlich sagen, wie viel Unglück aus dieser Billigung hervorgegangen sein würde, hätte nicht Massena die Entschlossenheit gehabt, lieber seinen Abschied zu fordern, als sein Heer schwächen zu lassen. Indem man ihm den Abschied versagte, blieb der Bernadottische Entwurf unausgeführt. Massena behielt also den Oberbefehl über sämmtliche Truppen von Basel bis zum St. Gotthard. Doch beharrte man darauf, ein Heer zur Deckung der Rheinlinie zu bilden. Gleichzeitig wurde, unter Championets Befehlen, ein Armee-Kern von 15000 Mann gebildet, der, während Joubert

mit Verstärkungen aus dem Appennin hervorbräche, um den Kampf mit Suworow zu beendigen, die Grenze von Seiten Piemonts gegen Russen und Österreicher vertheidigen sollte.

Dies alles geschah zu einer Zeit, wo 30000 Russen, von dem General Korsakof geführt, durch Deutschland zogen, um den Erzherzog Karl zu verstärken; so wurde zum wenigsten ihre Zahl und Bestimmung angegeben. Um so mehr drang freilich das Direktorium in Massena, daß er seiner Unthätigkeit entsagen und den Erzherzog Karl angreifen möchte. Doch Massena ließ sich durch nichts irre machen, es sei nun, daß es ihm für den Augenblick an der gewohnten Entschlossenheit fehlte, oder daß er den Wiederausbruch der Feindseligkeiten in Mittel-Italien abwarten wollte. Das Einzige, wozu er sich bequemte, war, daß er dem General Lecourbe befahl, seinen linken Flügel bis zum St. Gotthard auszudehnen, und sich, von diesem Punkte aus, Graubündtens zu bemächtigen. Lecourbe vollzog dies mit der vollen Unerschrockenheit und Kühnheit, die ihn in Gebirgskriegen auszeichnete; und so war denn der Wunsch des Direktoriums zum Theil erfüllt: die hohen Alpen standen unter der Botmäßigkeit Frankreichs, und den feindlichen Heeren, welche in Deutschland operirten, war die Verbindung mit ihren Waffenbrüdern in Italien abgeschnitten.

In Italien konnten neue Auftritte nicht ausbleiben. Hätte Suworow den an der Trebbia erfochtenen Sieg zu benutzen verstanden: so würde es ihm nicht schwer geworden sein, die italienische Halbinsel gänzlich von den Franzosen zu befreien. Indem er, dem Wunsche des österreichischen Hofkriegsraths gemäß, sich auf die Eroberung der italienischen Festungen einließ, gewährte er seinem Gegner Zeit, neue Kräfte zu sammeln. Peschiera, Pizzighitone, die Citadelle von Mailand, so wie die von Turin, waren gefallen, und Mantua, von Latour-Foissac, so wie

Alessandria, von Gardanne vertheidigt, waren dem Falle nahe, als Moreau den Entschluß faßte, mit seinem neu organisirten und verstärkten Heere über die zerstreute Macht der Österreicher und Russen herzufallen; in der That, es durfte kein Augenblick verloren gehen, wenn die Franzosen die Aussicht auf einen entscheidenden Sieg retten wollten, der nur dadurch möglich war, daß sie zum Angriff schritten. Unglücklicher Weise wurden Moreau'n die Hände durch den Befehl des Direktoriums gebunden, daß er Jouberts Ankunft abwarten sollte. Diese verspätete sich von einer Zeit zur andern; und als sie zu Anfang des August erfolgte, war durch den Fall von Alessandria ein Hauptvortheil verloren, indem die Vereinigung der Russen und Österreicher, von diesem Augenblicke an, keinen wesentlichen Hindernissen mehr unterworfen war. Joubert, dem es nicht an Bescheidenheit fehlte, bat Moreau, bei ihm zu bleiben, um ihn mit seinem Rathe zu unterstützen, und Moreau, nicht minder großgesinnt, ließ sich bereit finden, zum wenigsten der ersten Schlacht beizuwohnen.

Zusammengesetzt aus den Überbleibseln der Heere Ober-Italiens und Neapels, so wie aus den Verstärkungen, die aus dem Innern Frankreichs angelangt waren, belief sich das französische Heer auf 40000 Mann. Über Aqui und Gavi hinaus hatte es sich bei Novi aufgestellt, wo es auf den Abhängen des Monte Rotondo einen Halbkreis bildete. Joubert stand im Begriff, zum Angriff zu schreiten, als die Nachricht anlangte, daß auch Mantua gefallen sei, und daß Kray, der die Belagerung dieser Festung betrieben hatte, mit 20000 Mann zu Suworow stoßen werde. Da die Österreicher und Russen eine Masse von mehr als 60000 Mann bildeten, so entstand die Frage, ob es nicht angemessener sei, den Angriff aufzugeben; und ein Kriegsrath, den Joubert zu diesem Endzweck versammelte, gab die Entscheidung, daß es besser sei, in das Gebirge zurück zu gehen und sich auf Vertheidigung zu beschränken. Diese

Entscheidung sollte ins Werk gerichtet werden, als Joubert sich am 15. August von Suworow auf eine Weise überrascht sah, die ihm keine andere Wahl ließ, als die ihm angebotene Schlacht anzunehmen.

Ohne uns auf eine ausführliche Beschreibung dieser Schlacht einzulassen, bemerken wir bloß: daß Kray um 5 Uhr Morgens den Angriff auf dem linken Flügel der Franzosen begann, wo Grouchy und Lemoine befehligten; daß diese beiden Divisionen, weil sie sich noch nicht gebildet hatten, beinahe überrascht und durchbrochen wurden; daß der hartnäckige Widerstand einer Halb-Brigade den General Bellegarde zwang, sich auf das 20. Regiment zu werfen, welches er durch Vereinigung seiner Hauptstärke erdrückte; daß die Österreicher und Russen bereits festen Fuß auf der Bergebene zu fassen angefangen hatten, als Joubert im Galopp herbeisprengte, um die Scharfschützen zum kräftigsten Widerstand zu ermuntern; daß dieser Obergeneral, indem er Vorwärts, meine Freunde! rief, von einer Kugel unter dem Herzen getroffen wurde, die ihn auf der Stelle tödtete; daß Moreau, der sich glücklicher Weise in seiner Nähe befand, den Oberbefehl übernahm, und es durch seine Anordnungen dahin brachte, daß die Österreicher zurückgingen und folglich der linke Flügel befreit wurde. Nach Suworow's Anordnungen sollten die Angriffe auf die beiden Flügel und den Mittelpunkt nicht gleichzeitig, sondern nach einander geschehen. Die Folge davon war, daß die Franzosen Zeit gewannen, sich in die nöthige Verfassung zu bringen. Der russische General Bagration, welcher den Angriff auf den Mittelpunkt leitete, sah sich also, auf die halbe Weite eines Flintenschusses, mit einem so fürchterlichen Gewehr- und Kanonenfeuer empfangen, daß auch er, nach einem nur allzu starken Verluste, in die Ebene zurückgeworfen wurde. Es war Mittag geworden, als endlich Suworow mit dem russischen Corps Derselben anlangte und einen allgemeinen Angriff

auf die ganze Linie befahl. Von jetzt an ward der Kampf so fürchterlich, als er es werden konnte. Vier Stunden hindurch widerstanden die Franzosen mit bewundernswerther Hartnäckigkeit, und die Ebene war mit den Leichen der Österreicher und Russen bedeckt. Schon rechneten sie auf vollständigen Sieg, als, von Rivalta her, der Überrest des österreichisch-russischen Heeres unter Melas anlangte, und seine Richtung gegen den rechten französischen Flügel nahm. St. Cyr, der die Absicht, welche General Melas mit dieser Bewegung verband, ohne Mühe errieth, führte die Division Watrin auf die Bergebene zurück; doch ehe sie daselbst ankommen konnte, sah sie sich auf allen Seiten von den zahlreichen Schaaren des Generals Melas umwickelt. Gleichzeitig raffte auch Suworow seine ganze Kraft zusammen, um die Franzosen des Mittelpunktes nach Novi zurück zu werfen und sich der Höhen zu bemächtigen, welche diese Stadt beherrschen. Moreau nun, welcher den Rückzug für unvermeidlich hielt, ordnete ihn an, ehe neue Fortschritte des Feindes die Communikation auf Gavi unterbrächen. Es war jedoch nicht möglich, diesen Rückzug ohne bedeutenden Verlust an Menschen und an Kanonen zu Stande zu bringen. Zwei Divisionsgenerale, Perignon und Grouchy, geriethen darüber in Gefangenschaft, und später hatte der General Colli, welcher aus piemontesischen Diensten in französische getreten war, dasselbe Schicksal. Vor Gavi sammelte sich das fliehende Heer; und da Österreicher und Russen die Verfolgung eingestellt hatten, weil es ihnen zur Fortsetzung derselben an frischer Kraft fehlte, so konnte es ungehindert seinen Marsch fortsetzen. Der erlittene Verlust war auf beiden Seiten gleich: er belief sich auf etwa 10000 Mann für jedes Heer, mit dem Unterschiede, daß in dem österreichisch-russischen Heere der Verwundeten und Getödteten, in dem französischen der Gefangenen mehr waren. Außer dem Obergeneral hatten die Franzosen vier Divisionsgenerale, 37 Feuerschlünde und

vier Fahnen eingebüßt. Ihr Troſt war, nie mehr kaltblütige Tapferkeit bewieſen zu haben. Unfähig, nach dem definitiven Verluſte Oberitaliens das Feld noch länger zu halten, mußten ſie ſich in das Apenniniſche Gebirge einſchließen, glücklich, dieſes behaupten zu können. Nicht der Leitung Moreau's konnte die verlorene Schlacht beigemeſſen werden, wohl aber der Vereinigung Kray's mit Suworow. Joubert's verſpätete Ankunft war demnach die einzige Urſache dieſes Unfalls.

Die Niederlage bei Novi blieb jedoch nicht der einzige Unfall in dieſer Periode . . .

Zwiſchen England und Rußland war ein Vertrag zu Stande gekommen, nach welchem Kaiſer Paul I. 17000 Ruſſen zu einem Unternehmen gegen Holland hergeben ſollte: zu einem Unternehmen, das, von 30000 Engländern unterſtützt, nichts Geringeres bezweckte, als die Eroberung dieſes Freiſtaates, um denſelben von Frankreich loszureißen. Dies war einer von Pitt's Lieblingsentwürfen; denn, wenn dabei auch nichts weiter erreicht wurde, als die Zerſtörung der holländiſchen Flotten und Arſenäle, ſo konnte dies noch immer für einen großen Gewinn gelten. Die Einſchiffung der Ruſſen erfolgte in den erſten Tagen des Auguſt. An ihrer Spitze ſtand der brittiſche General Abercombie, mit der Beſtimmung, den Oberbefehl an den Herzog von York abzutreten, ſobald ſämmtliche Truppen vereinigt ſein würden.

Ob nun gleich die Mündung der Maas der vortheilhafteſte Punkt für einen Angriff auf Holland war, theils weil man von hier aus die Rückzugslinie der Franzoſen bedrohete, theils weil man in der Nähe des Haag landete, wo der Statthalter die meiſten Anhänger zählte: ſo zog Abercombie es gleichwohl vor, in der Nähe des Helder bei Groot-Keeten zu landen. Dies geſchah den 27. Auguſt, zu einer Zeit, wo man darauf ſehr wenig vorbereitet war. General Brune, welcher in Holland den Oberbefehl führte,

vereinigte mit 7000 Franzosen nur 10000 Holländer, von Daendels befehligt. Die letzteren standen in der Umgegend des Helder, während die französische Division sich in der Nähe von Harlem befand. Abercombie schlug bei Groot-Keeten die Holländer, die sich seiner Landung widersetzen wollten, und bezog hierauf ein Lager im Zyp, d. h. in einem ausgetrockneten, von vielen Kanälen durchschnittenen Moraſt, wo er mit den Russen 17000 Engländer vereinigte. Verstärkt durch die 6000 Mann starke Division Dumonceau und durch die Holländer unter Daendels, griff Brune dies Lager am 7. September an; allein, wie hartnäckig er auch kämpfen mochte, die Schwierigkeiten des Erdreichs waren nicht zu überwinden, und das ganze Unternehmen endigte mit einem Rückzuge auf Amsterdam, weil dies der schicklichste Punkt zur Vereinigung größerer Streitkräfte schien. Die Folgen der brittisch-russischen Landung in Nordholland blieben nicht aus. Mit vollen Segeln lief der brittische Admiral Mitchell in den nicht geschlossenen Texel ein, wo die holländischen Matrosen, seit längerer Zeit von den Emissarien des Prinzen von Oranien bearbeitet, ihren Admiral Story zur Ergebung nöthigten. Die ganze holländische Seemacht befand sich, von diesem Augenblicke an, in der Gewalt der Engländer, die auf diese Enverbung einen hohen Werth legten.

Indem nun dieser Unfall zu der Niederlage der Franzosen bei Novi hinzukam, entstand in der Hauptstadt Frankreichs eine um so stärkere Gährung, weil durch die Revolution vom 30. Prairial der Jakobinismus ein unverkennbares Übergewicht erhalten hatte. Zwar versteckte sich dieser, so gut er konnte, hinter der Benennung des Patriotismus; allein, was von ihm ausging, war dadurch nicht verändert. In dem Rathe der Fünfhundert entschied die Partei der sogenannten Patrioten, und gestützt auf diesen Rückhalt, bildete sich in dem Saal der Reitbahn aufs Neue ein Verein von alten Jakobinern, der, allen Ver-

boten zum Trotz, die Gestalt einer berathschlagenden Versammlung annahm, und sich, wenn gleich unter abweichenden Benennungen, einen Vorstand, Sekretäre u. s. w., gab. Hier glänzten der Exminister Bouchotte, Drouet, Felix Lepelletier, Arena und andere Zöglinge Baboeufs; hier rief man die abgeschiedenen Geister Goujon's, Soubrani's und anderer Schlachtopfer an; hier sprach man, im Style des Jahres 1793, von der Bestrafung der Blutegel des Volks, von der Entwaffnung der Royalisten, von einem Aufstand in Masse und von einer Wiederherstellung der Waffen-Manufakturen auf öffentlichen Plätzen. Vor allen Dingen aber sollten die gewesenen Direktoren angeklagt und bestraft werden; denn ihrer schlechten Verwaltung wurden alle im Laufe des Sommers eingetretenen Unfälle zugeschrieben. Treues Organ dieser Volkspartei war das Tagebuch freier Männer, und als solches erwarb es sich das Verdienst, alles, was in dem Saale der Reitbahn gesprudelt wurde, unter das Volk zu bringen.

Freilich war hiervon nur wenig zu befürchten, da sich die Umstände im Laufe der Revolution so mächtig verändert hatten; doch schloß der neue Verein nicht geringen Schrecken für diejenigen in sich, die, als Gemäßigte oder als Politiker, nach dem Vorbilde Sieyes, mit dem Gedanken umgingen, Frankreich durch eine neue Verfassung zu retten. Der Furchtsamste von allen war Sieyes selbst; denn er zog in Betrachtung, daß im Rathe der Fünfhundert die Patrioten in Augereau und Jourdan Häupter hatten, daß zwei von seinen Kollegen (Gohier und Moulins) der herrschenden Partei angehörten, und daß selbst der Kriegsminister und der Platz-Commandant (Bernadotte und Marbot) für dieselbe gewonnen waren. Geleitet von diesen Besorgnissen, wußte es Sieyes bei dem Rathe der Alten dahin zu bringen, daß dieser sich entschloß, den zu seinem Gebiete gehörigen Saal der Reitbahn verschließen zu lassen; und siehe! um die neuen Jakobiner aus diesem ihren Ver-

sammlungsorte zu vertreiben, war nichts weiter erforderlich, als — die Aufstellung einer einzigen Schildwache vor dem Eingange in den Saal. Zwar ließen sie sich in der sogenannten Bac-Straße in einem noch geräumigern Lokale noch einmal nieder; doch sobald Barras und Sieyes darüber einig geworden waren, daß Fouché an Bourgignon's Stelle Polizei-Minister werden müßte, weil Niemand dem Kampfe mit den Patrioten noch mehr gewachsen wäre, als dieser geschmeidige Ex-Jakobiner, war diese Maßregel kaum ins Werk gerichtet, als dem Patrioten-Verein auch der Saal in der Bac-Straße verschlossen wurde, worauf er für immer getrennt blieb. Unmittelbar darauf erfolgte die Absetzung des Platz-Commandanten Marbot und die Unterdrückung von elf Tageblättern, welche der Majorität des Direktoriums zuwider waren.

Die letztere Maßregel war um so nothwendiger, weil bei dem Mangel einer großen Autorität, den die Constitution des Jahres III. in sich schloß, das Direktorium sich nur durch Unterdrückung der Preßfreiheit vor den Herabwürdigungen retten konnte, die von der Unbeschränktheit derselben ausgingen. Sieyes wurde in diesen Zeiten von den patriotischen Tageblättern einmal über das andere als „der meineidige Priester bezeichnet, der die Republik an Preußen verkauft habe, und mit nichts Geringerm umgehe, als mit der Wiederherstellung der Monarchie und mit der Vergebung der französischen Krone an einen Braunschweiger." Solchen Beschuldigungen lag freilich zuletzt nichts weiter zum Grunde, als die Erinnerung an Sieyes Aufenthalt in Berlin; allein er selbst hatte sie noch dadurch in Gang gebracht, daß er bei mehr als einer Gelegenheit geäußert hatte: „Diese Wirrköpfe und Zungendrescher (er bezeichnete die Zeitungsschreiber) machten jede Regierung unmöglich; die Autorität müsse konzentirt werden, und daß die Freiheit sehr wohl mit der Monarchie bestehen könne, beweise das Beispiel Englands." Außerdem sollte er gesagt

haben: „Der Norden Europa's enthalte eine Menge weiser und gemäßigter Prinzen, die, mit einer starken Verfassung, Frankreich glücklich machen könnten.“ Solche Äußerungen, sie mochten nun wahr oder erdichtet sein, waren hinreichend, um dem Direktor Complotte zur Last zu legen, die ihr Dasein nur in der Einbildungskraft seiner Feinde hatten. Nicht besser aber wurde Barras behandelt, seitdem er sich von den Patrioten losgesagt hatte. Man nannte ihn „einen Verräther, einen Verfaulten, der für jede Partei zu schlecht sei.“ Roger Ducos war in dem Urtheile dieser Verwegenen nur „ein Einfaltspinsel, welcher sich alles gefallen lasse, was Sieyes und Barras wollten.“ Gohier und Moulins entrannen den Beschimpfungen nur, weil nichts von ihnen ausging und weil die Volkspartei in ihnen Mitglieder zu erkennen glaubte.

Durch die Unterdrückung der Preßfreiheit war jedoch sehr wenig gewonnen; denn eine Regierung, die sich auf diesem Wege der Beschimpfung entziehen muß, ist deßhalb noch nicht in dem Besitz des Vertrauens, das die Erfüllung ihrer Bestimmung erheischt. Am Tage lag seit dem 30. Prairial, daß in dem Wechsel der Personen keine Rettung zu finden sei. Es bedurfte demnach einer veränderten Verfassung; und da alle Verwandlungen, welche die Regierung seit dem Jahre 1793, ihrer Gestalt nach, erfahren hatte, standhaft auf eine immer stärkere Zusammenengung der höchsten Autorität hingewirkt hatten: so konnte sich die Pentarchie nur in Monarchie auflösen. Nicht Wenige fühlten dies. Indem sie jedoch den Übergang fürchteten, wollten sie in ihrer Unkenntniß der gesellschaftlichen Erscheinungen einen Versuch machen, ob sich der Übergang der Antimonarchie nicht durch eine Versöhnung abwenden, oder wenigstens hinausschieben lasse. „Wir alle,“ sagten diese, „lieben die Freiheit, wir alle wünschen sie aus dem Schiffbruch zu retten, dem sie durch die Niederlage unserer Heere ausgesetzt ist; versuchen wir also, uns über die Wahl

der Mittel zu verständigen, da diese Wahl die einzige Ursache unserer Uneinigkeit ist." Bei Barras wurde eine Zusammenkunft gehalten. Doch es zeigte sich jetzt, was sich immer gezeigt hat, daß unter Parteien keine Aussöhnung möglich ist, weil jede ihrem Zwecke und ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zum Vortheil ihrer Gegnerin entsagen müßte, was zuletzt gar nicht in ihrer Gewalt steht. Die patriotischen Abgeordneten beklagten sich darüber, daß der Präsident des Direktoriums (Sieyes) bei einer feierlichen Gelegenheit von gefährlichen Menschen geredet habe, welche nur auf den Untergang der Republik bedacht wären; zugleich verlangten sie, daß diese Gefährlichen genauer bezeichnet werden möchten, damit man sie nicht mit den Patrioten verwechseln könnte. Sieyes, an welchen diese Aufforderung gerichtet war, beantwortete die darin enthaltene Frage durch Hinweisung auf die Volksgesellschaften und auf die Tageblätter. „Nun gut!" erwiederte man ihm, „nennt uns die Anarchisten, damit wir uns wider sie vereinigen können!" — „Wie wäre," entgegnete Sieyes, „hier eine Vereinigung möglich, da Tag für Tag in den beiden Räthen Glieder aufstehen, um jene zu unterstützen?" — „Uns also greift ihr an?" fragten die Abgeordneten; „wir wollen uns verständigen und ihr beleidigt uns?" — Die Empfindlichkeit trat ein und man trennte sich unter gegenseitigen Drohungen.

Bald nach diesem Fehlversuche brachte Jourdan einen wichtigen Vorschlag in die Bahn; nämlich den, das Vaterland für in Gefahr befindlich zu erklären. Der General folgte hierin seinem Gemüthe, ohne zu bedenken, daß sein Vorschlag, wenn er angenommen wurde, den Aufstand in Masse und mehrere große Revolutionsmaßregeln in sich schloß. Sechs Tage nach dem Rückzuge Brune's nach Amsterdam wurde dieser Vorschlag in dem Rathe der Fünfhundert gemacht, wo man gleich Anfangs darüber sehr verschiedener Meinung war, indem die Gemäßigten bemerkten,

daß eine solche Maßregel, durch Aufregung einer allzu weit getriebenen Besorgniß, das Vertrauen zu der Regierung nur vermindern könnte, während die Patrioten behaupteten, es bedürfe einer großen Bewegung, um den öffentlichen Geist anzuregen. Lucian Bonaparte, Boulay von der Meurthe und Chenier brachten es mit Mühe dahin, daß die Abstimmung auf den folgenden Tag verschoben wurde. Inzwischen hatten die Patrioten der Klubs den Palast der Fünfhundert umzingelt. Von diesen sahen sich die Gemäßigten verhöhnt. Zugleich verbreitete sich das Gerücht, daß Bernadotte zu Pferde steigen und daß es einen Strauß geben werde. Wirklich war der Kriegsminister dazu von mehreren Wirrköpfen aufgemuntert worden; und da das Direktorium befürchtete, er könne sich fortreißen lassen, so begaben sich Barras und Fouché zu ihm, um sich mit ihm zu verständigen. Bernadotte ließ Empfindlichkeit über gewisse Entwürfe blicken, welche, wie er sagte, mit Joubert wären verabredet worden; er besänftigte sich aber, als Barras und Fouché ihm betheuerten, daß daran nichts wäre. Wiewohl nun Bernadotte nicht zu Pferde gestiegen war, so blieb er den Direktoren doch verdächtig; und nachdem Barras und Fouché Rücksprache mit Sieyes genommen hatten, stand fest, daß der Kriegsminister seinen Abschied erhalten müsse. Ihm denselben mit Manier zu geben, entlockte Sieyes ihm in einer vertraulichen Unterredung das Geständniß, daß er das Commando irgend einer Armee als die angenehmste Belohnung für seine Ministerdienste betrachten würde. Indem man nun diese Äußerung für einen förmlichen Abschiedsgesuch nahm, erhielt Bernadotte gleich am folgenden Tage, in der Abwesenheit Gohier's und Moulin's, seine Entlassung, worüber er nicht wenig erstaunt war. Die Nachricht von dem Hergange der Sache langte in dem Rath der Fünfhundert in eben dem Augenblicke an, wo man über die Gefahr des Vaterlandes zur Abstimmung schreiten wollte.

Hier brachte sie große Unruhe hervor. „Staatsstreiche sind im Anzuge!“ riefen die Patrioten. „Laßt uns,“ sagte Jourdan, „auf unseren kuruliſchen Sitzen sterben!“ „Ehe der National-Repräsentation etwas zu Leide geschieht,“ rief Augereau, „wird mein Kopf fallen!“ Als man hierauf zur Abstimmung schritt, wurde Jourdan's Vorschlag mit Stimmenmehrheit verworfen. An Bernadotte's Stelle trat Dubois Crance' als Kriegsminister; Sieyes aber rechtfertigte das Geschehene gegen seine Kollegen Gohier und Moulins durch das Vorrecht der Majorität; und gerade hierin zeigte sich, daß die Fünfherrschaft des Direktoriums sich bereits in ein Triumvirat verwandelt hatte, ehe und bevor das Regiment der drei Consuln eintrat.

Die Auflösung war in jeder Beziehung vollständig. Geschlagen in Italien und in Holland, zerrüttet durch den Parteikampf im Innern, taumelte die Republik ihrer Vernichtung entgegen. Um die Faktionen zu dämpfen und den Ausländern zu widerstehen, mußte irgendwo eine Kraft auftauchen. Doch wo? Von einer siegenden Partei war sie nicht zu erwarten; denn alle waren gleich sehr verbraucht und entwerthet. Nur aus dem Schooße der Heere konnte sie hervorgehen; denn hier hat die Kraft, die sich für ein ermüdetes und von der Verschiedenheit der Willen hin und her gezerrtes Volk paßt, ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Unter den ausgezeichnetsten Militär-Häuptern suchten denn auch die Blicke ein Staatsoberhaupt. „Das Schwatzen muß ein Ende nehmen,“ sagte Sieyes; „es bedarf eines Kopfes und eines Degens.“ Er selbst war der Kopf, wenn gleich nur in seiner eigenen Meinung. Man suchte also den Degen; und war es wohl schwer, diesen zu finden?

Von allen Generalen der Republik war Bonaparte am meisten geeignet, den Übergang von der Vielherrschaft zur Einherrschaft zu erleichtern. Sein Ruhm, in dieser Zeit durchaus fleckenlos, erfüllte die ganze ziviliſirte Welt.

Zu Campo-Formio hatte er Frankreich auf den Gipfel der Größe erhoben, und mit ihm schien das Glück von diesem Lande gewichen zu sein. Zwar kannte man ihn von Seiten seines Ehrgeizes; allein war Suworow's Wildheit nicht weit furchtbarer? Mehr, als alles Übrige, wirkte seine Peregrinität zu seinem Vortheil; denn als geborener Korse verletzte er am wenigsten die Gleichheit, welche aufgehoben werden mußte, wenn Frankreich zur Monarchie zurückkehren sollte. Die Sehnsucht nach ihm wurde nicht wenig dadurch verstärkt, daß man ihn für das Opfer des Mißtrauens einer schwachen Regierung hielt; denn man betrachtete seinen Aufenthalt in Ägypten als eine Verbannung, der er sich habe unterwerfen müssen, um jeder andern Bestrafung seiner unermeßlichen Verdienste zu entgehen. „Wo ist er?" fragte man. „Hinschwindet sein Leben in einem verzehrenden Himmelsstrich. Befände er sich in unserer Mitte, so würde die Republik nicht mit nahem Umsturz bedroht sein; Europa und die Faktionen würden sie gleich sehr respektiren." So weit ging die Theilnahme an seinem Schicksale, daß man den Nachrichten, die von seinen Unfällen verbreitet wurden, keinen Glauben schenkte, und, um ihn für unüberwindlich zu halten, lieber annehmen wollte, er sei, weit über Syrien hinaus, auf einem Marsche nach dem Indus begriffen. Andere sagten von ihm aus, er rücke auf Konstantinopel vor, und werde, nach dem Umsturze des türkischen Reichs, Europa in den Rücken nehmen. Man verlor sich also in Chimären, um die Möglichkeit einer Wiedervereinigung mit ihm zu gewinnen.

Wie es um Bonaparte'n stand, wird in dem nächsten Kapitel erzählt werden. Ein von Treilhard, Barras und la Reveilliere unterzeichneter Befehl hatte ihn seit dem 7. Prairial (27. Mai) nach Europa zurückgerufen,*) und

*) La Reveilliere in seinen Denkwürdigkeiten erklärt, daß er sich seiner Unterzeichnung nicht erinnere, und hält den Beschluß des Direktoriums für untergeschoben.

die Bestimmung der während des Sommers ausgerüsteten Flotte unter Bruix Befehlen hatte keinen andern Zweck, als den General und das Heer zugleich zurück zu führen. Die in Paris wohnenden Brüder Bonaparte's hatten demselben in mehreren Schreiben von der in Frankreich herrschenden Verwirrung vollständige Nachricht ertheilt; aber keins derselben war bis zu ihm gelangt.

Achtes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Feldzugs in Ägypten bis auf Bonaparte's Abreise nach Europa. — Kriegsbegebenheiten in Europa: Marsch des Erzherzogs Karl nach dem Rhein, und Suworow's nach der Schweiz; Massena's Sieg bei Zürich; Suworow's Rückzug; — Niederlage der Engländer und Russen in Holland.

Während das, was den Inhalt der drei letzten Kapitel ausmacht, in Europa vorging, war Bonaparte nur darauf bedacht, wie er die Eroberung Ägyptens vollenden wollte. Desair, mit einer Division von etwa 3000 Mann am Eingange Ägyptens aufgestellt, lieferte am 7. Oktober 1798 den übrig gebliebenen Schaaren Murad-Bey's bei Sediman eine blutige Schlacht, die ihn zum Gebieter Ober-Ägyptens bis zu den Katarakten des Nil machte. Inzwischen marschirte Bonaparte bis Balbeys, um Ibrahim-Bey nach Syrien zu vertreiben, was ihm auf das vollständigste gelang. Nach seiner Zurückkunft in Kairo führte er eine durchaus französische Verwaltung ein. Ein Aufstand, von Murad-Bey's Agenten in dieser Stadt angezettelt, wurde auf eine so blutige Weise unterdrückt, daß den Feinden der Franzosen der Muth verging. Der Winter von 1798 bis 1799 verstrich in Erwartung der Folgen, welche von der Seeschlacht bei Abukir unzertrennlich waren.

Bonaparte war sehr früh von den Anstalten unterrichtet, welche die Pforte getroffen hatte, um ihn, mit Hülfe der Engländer, wieder aus Ägypten zu vertreiben. Zwei Heere, von welchen das eine auf Rhodos, das andere in Syrien gebildet wurde, sollten dies Werk vollbringen, und zwar dergestalt, daß, während das erste bei Abukir landete, das zweite durch die Wüste dringen sollte, welche Syrien von Ägypten trennt. Indem nun Bonaparte das Gefährliche seiner Lage fühlte und keine andere Rettung absah, als die, welche aus einem überraschenden Angriff hervorging, beschloß er, die Winterszeit zu benutzen, um die Schaaren zu vernichten, welche sich zu Akre, Damas und in den Hauptstädten sammelten. Zum Seraskier des in Syrien zusammen zu bringenden Heeres war Djezzar, der berühmte Pascha von Akre, ernannt, und Abdallah, Pascha von Damas, welcher den Vortrab führen sollte, war vorgedrungen bis zum Fort El-Arisch, welches Ägypten von Syriens Seite her öffnet. Von den Drusen, einer christlichen Völkerschaft, und von den Mumalis, schismatischen Mohamedanern, herbeigerufen, beschloß Bonaparte, ohne Zeitverlust zu Werke zu gehen; denn wenn es ihm gelang, Jaffa, Akre und einige andere schlecht befestigte Plätze zu erstürmen, so konnte ihm, wie er glaubte, die Eroberung Syriens nicht fehlschlagen, nach welcher er alsdann es in seiner Gewalt hatte, im Verein mit 60000 Bewohnern des Libanon nach Konstantinopel vorzudringen und das türkische Reich zu stürzen.

An der Spitze der Divisionen Kleber, Regnier, Lannes, Bon und Murat, welche zusammen etwa 30000 Mann bildeten, brach er in den ersten Tagen des Februars 1799 auf. Murat's Division bestand aus der Reiterei; Bonaparte aber hatte eine ganz neue Waffe erfunden. Dies war die der Dromedare. Zwei Mann, die sich mit ihren Rücken berührten, wurden von Einem Dromedar getragen, und konnten, vermöge der Stärke und Schnelligkeit dieser

Thiere, 25 bis 30 Meilen zurücklegen, ohne Halt zu machen. Geschaffen war dies Regiment, um die Araber zu vertreiben, welche die Umgegend Ägyptens beunruhigten. Außerdem hatte der Contre-Admiral Perre' den Befehl erhalten, den Hafen von Alexandrien mit drei Fregatten zu verlassen, um die Artillerie und den Schießbedarf nach der syrischen Küste zu versetzen. Schon am 15. Februar langte Bonaparte bei dem Fort El-Arisch an, das sich nach einem kurzen Widerstande mit 1300 Mann und beträchtlichen Vorräthen ergab. Ibrahim-Bey, der dem Fort zu Hülfe kommen wollte, wurde in die Flucht geschlagen und sein Lager kam in die Gewalt der Franzosen. Wie beschwerlich auch der Marsch durch die Wüste war, so wagte es doch Niemand, sich darüber zu beklagen, weil Bonaparte mit seiner schwächlichen Gesundheit alle Strapazen mit so viel Gleichmuth ertrug. Gazah, das man zunächst erreichte, wurde im Angesicht Djezzar-Pascha's genommen. Von hier wendete sich das Heer nach Jaffa, dem alten Joppe. Diese Stadt enthielt eine Besatzung von 4000 Mann. Bonaparte ließ Bresche schießen und forderte sodann den Commandanten zur Ergebung auf. Als nun dieser, statt aller Antwort, dem Überbringer der Aufforderung den Kopf abschlagen ließ, wurde der Sturm angeordnet. Er war von einer dreißigstündigen Plünderung und einem starken Gemetzel begleitet. Als beides beendigt war, machte man die Entdeckung, daß man sich mit 2000 Gefangenen belästigt hatte, die man nicht nach Ägypten senden konnte, weil es dazu an den Bedeckungsmitteln fehlte, und die man nicht laufen lassen konnte, ohne die Zahl der Feinde zu verstärken. Unter diesen Umständen entschloß Bonaparte sich zu einer fürchterlichen Maßregel, welche darin bestand, daß er die Gefangenen über die Klinge springen ließ: eine Handlung, welche nur durch die Lage gerechtfertigt werden kann, worin sich die Franzosen in Syrien befanden.

Der Zug ging hierauf nach St. Jean d'Akre, in früherer Zeit Ptolemais, in der Geschichte der Kreuzzüge Akkon genannt. In diese am Fuße des Berges Carmel gelegene Stadt hatte sich Djezzar mit allen seinen Reichthümern eingeschlossen, und nicht unbedeutend war die Besatzung, womit er sie zu vertheidigen hoffte. Dabei rechnete er auf den Beistand Sir Sidney Smiths, welcher in der Nachbarschaft kreuzte, nachdem er Djezzar mit Ingenieuren, Kanonieren und Munition versehen hatte. Auch war von Damas her ein türkisches Heer in Bewegung. Kam Bonaparte in den Besitz dieses Platzes, so konnte er Syrien als erobert betrachten. Es war Eile nöthig, wenn nicht Verstärkungen eintreffen und wenn die Engländer an der Vollendung der Vertheidigungswerke verhindert werden sollten. Auch waren die Laufgräben bald geöffnet. Unglücklicher Weise aber war das Belagerungsgeschütz, das vor Alexandrien anlangen sollte, von Sidney Smith genommen worden. Dabei fehlte es selbst für das Feldgeschütz so sehr an Kugeln, daß man genöthigt war, sich diese durch Aussendung von Reitern nach dem Meeresufer zu verschaffen; indem nämlich Sidney Smith auf diese ganze Lagen seiner zahlreichen Batterien zu geben verführt wurde, gewann man in den aufgerafften Kugeln neue Angriffsmittel.

Die Belagerung hatte den 20. März ihren Anfang genommen. Fünf Tage darauf wurde Bresche geschossen und Anstalt zum Sturm getroffen. Jetzt entdeckte man zuerst, daß es hinter der Mauer noch Wall und Graben gab. Hierdurch abgeschreckt vom Sturm, begann man zu untergraben. Dies geschah unter dem Feuer der französischen Artillerie, die in Sidney Smiths Hände gefallen war; wobei auch noch des Umstandes gedacht werden muß, daß ein französischer Ausgewanderter, Namens Phellipeaux, der im Genie-Wesen ausgezeichnet war, dem Geschütz die Richtung gab. Den 28. März sprang die Mine; allein sie riß nur einen geringen Theil der Contrescarpe aus

einander, und der Sturm, den die Franzosen mit zwei Bataillonen durchzusetzen hofften, wurde von den Türken zurückgeschlagen.

Man war mit Anlegung neuer Minen-Röhren beschäftigt, als am 1. April die Nachricht anlangte, daß ein großes türkisches Heer im Anzuge sei. Bonaparte's Verlegenheit stieg; doch ohne den Kopf zu verlieren, ließ er die Belagerungsarbeiten fortsetzen und entsendete Kleber nach dem Jordan, um dem von Damas anlangenden Heere den Übergang über diesen Fluß streitig zu machen. Abdallah's Heer bestand aus 25000 Mann, und die Hauptstärke desselben bildete eine Reiterei von mehr als 12000. Auf diese stieß Junot, welcher Klebers Vortrab führte, am 10. April auf dem Wege nach Nazareth. Junot war nur 500 Mann stark; doch anstatt vor dem überlegenen Feind zurück zu weichen, bildete er ein Viereck und bedeckte das Schlachtfeld mit Todten und Verwundeten. Erst als die Übermacht wuchs, zog er sich an Kleber zurück, der seinerseits ihm zu Hülfe eilte. Von der Stärke des Feindes unterrichtet, ging Bonaparte mit der Division Bon zur Unterstützung Klebers ab, fest entschlossen, eine entscheidende Schlacht zu liefern. Diese wurde den 16. April in jenen Ebenen geliefert, welche sich am Fuße des Berges Tabor, unfern des Dorfes Fuli, dehnen. Kleber hatte sich bereits mit einem Wall getödteter Feinde umgeben, als Bonaparte aus den Engpässen des Tabor hervorbrach und die Division Bon, welche er herbeiführte, zu zwei Vierecken bildete, die sich dergestalt näherten, daß sie ein gleichschenkliches Dreieck mit der Division Kleber formirten, und folglich den Feind in ihre Mitte brachten. Nach wenigen Augenblicken war die Schlacht beendigt, und das ganze türkische Lager mit drei Roßschweifen, vier hundert Kameelen und einer unermeßlichen Beute in den Händen der Franzosen. Murat, an den Ufern des Jordan aufgestellt, tödtete noch eine Menge Flüchtlinge; und so hatten denn 6000 Fran-

zosen ein Heer zerstört, von welchem die Einwohner des Landes versichert hatten, daß es zahllos sei, wie die Sterne am Himmel und wie der Sand am Meere.

Auf den Fortgang der Belagerung von St. Jean d'Akre hatte dieser Sieg keinen Einfluß. Von Seiten der Belagerten waren alle Stürme, von Seiten der Belagerer alle Ausfälle zurückgeschlagen worden, als am 7. Mai in dem Hafen von St. Jean d'Akre eine Verstärkung von 12000 Mann anlangte. Bonaparte, welcher berechnete, daß über ihre Ausschiffung wenigstens sechs Stunden verstreichen würden, ließ ohne Zeitverlust einen Vierundzwanzigpfünder gegen denjenigen Theil der Mauer richten, dessen Einsturz den Sturm allein erleichtern konnte. Sobald nun die Nacht eingetreten war, erstieg man die Bresche, warf den Feind zurück, vernagelte dessen Kanonen und machte sich zum Gebieter des Platzes. Doch in eben diesem Augenblicke rückten die ausgeschifften Truppen in Schlachtordnung an, und ihre Masse war stark genug, um Achtung zu gebieten. Rambaut, welcher die stürmenden Grenadiere befehligte, wurde getödtet; Lannes verwundet. Dies war jedoch nicht alles, was geschah; denn in demselben Augenblick machte der Feind einen Ausfall, in welchem er die Bresche von hinten nahm, und folglich jene Tapfern, welche eingedrungen waren, abschnitt. Einigen von diesen gelang es, zu den Ihrigen zurück zu kommen; andere flüchteten sich in eine Moskee, wo sie ihre letzten Patronen erschöpft hatten, als Sidney Smith, gerührt von so viel Heldenmuth, ihnen eine Kapitulation bewilligte. Inzwischen wurde zwar der Ausfall zurückgeschlagen; doch erschöpften sich die Kräfte der Belagerer darüber in einem so hohen Grade, daß Bonaparte ihnen eine zweitägige Rast gestatten mußte. Es wurde nun noch ein letzter Sturm versucht; da aber auch dieser nicht gelang, so mußte Bonaparte von der Eroberung St. Jean d'Akre's, d. h. von der Eroberung Syriens, abstehen.

Dies war um so nothwendiger, theils weil der Menschen-Abgang, den das Heer täglich litt, durch nichts zu ersetzen war, theils weil die Pest in St. Jean d'Akre wüthete und sich auch schon unter den Franzosen zeigte, theils endlich, weil die Zeit der Landungen gekommen war und man die Ankunft eines türkischen Heeres an den Ausflüssen des Nils verkündigte. Durch den Zug nach Syrien war wenigstens in so fern etwas geleistet, als man den Feind von jeder Unternehmung gegen Ägypten abgeschreckt hatte. Nichts desto weniger war Bonaparte mit diesem Erfolge höchst unzufrieden, und man hörte ihn, als von Sidney Smith die Rede war, mehr als einmal ausrufen: „Dieser Mensch hat mich um mein Glück gebracht!" So wenig ahnete er in dieser Zeit seine Bestimmung.

Ehe die Belagerung förmlich aufgehoben wurde, überschüttete Bonaparte die Stadt mit einem Feuerregen, der sie in einen Aschenhaufen verwandelte. Den 20. Mai (gerade zwei Monate nach dem ersten Anfange der Belagerung) wurde der Rückzug durch die Wüste angetreten. Ein Drittel des Heeres (etwa 4000 Mann) war das Opfer der Unternehmung geworden, und 1200 Verwundete begleiteten oder beschwerten vielmehr den Rückzug. Diesen zu sichern, waren Zerstörungen nothwendig geworden; Bonaparte ordnete sie an, und zu ihnen gehörte die Sprengung der Festungswerke von Jaffa. Mehr, als alles Übrige, belästigten die Verpesteten. Sie mitzuschleppen, war unmöglich; ließ man sie aber zurück, so setzte man sie einem unvermeidlichen Tode aus, dieser mochte erfolgen als Wirkung der Krankheit, oder des Hungers, oder der Grausamkeit der Feinde. Ihr Schicksal beherzigend, äußerte Bonaparte gegen den Arzt Desgenettes, daß es menschlicher sein würde, ihnen Opium zu geben, als sie am Leben zu lassen. Der Arzt erwiederte hierauf: „seine Kunst verpflichte ihn zum Heilen, nicht zum Tödten." Eine Antwort, welche man späterhin sehr erhoben hat. Die Ver-

pesteten erhielten kein Opium; allein man nahm den Willen für die That, und gründete darauf eine Verleumdung, welche nur allzu lange vorhielt.

Als Bonaparte, nach einer Abwesenheit von drei Monden, nach Ägypten zurückkam, hatte sich der Geist des Aufruhrs in Delta verbreitet; am meisten durch einen Betrüger, der sich den Engel El-Mohdhy nannte, sich für unverwundbar ausgab und die Franzosen zu verjagen versprach. Dieser Betrüger hatte sich, unter dem Beistande der Werkzeuge der Mameluken-Beys, Damanhours bemächtigt und die schwache Besatzung dieses Orts ermordet. Bonaparte machte diesem Unwesen dadurch ein Ende, daß er die Insurgenten zerstreuen ließ; und nachdem der unverwundliche Engel getödtet war, stellte sich die Ruhe ganz von selbst wieder her. In glänzenden Festen wurden die in Syrien errungenen Siege gefeiert, die erlittenen Unfälle aber sorgfältig verschwiegen. Vor allem wünschte Bonaparte sein Heer bei guter Laune zu erhalten. Dies war jedoch der schwierigste Theil der von ihm zu lösenden Aufgabe. Ein dumpfes Mißvergnügen herrschte unter seinen Kriegern, und selbst seine Generale theilten dasselbe. Nicht daß es dem Heere an irgend etwas gefehlt hätte; aber die Sehnsucht nach dem Vaterlande war erwacht und für diese gab es keine Täuschungen. Täglich hielten Offiziere und Generale um die Erlaubniß an, nach Europa zurückgehen zu dürfen; doch Bonaparte versagte sich diesen Bitten entweder unbedingt, oder mit Hinzufügung solcher Worte, die man wie Entehrung fürchtete. Selbst Berthier, gequält von einer alten Leidenschaft, verlangte Italien wieder zu sehen; schämte sich aber zum zweiten Male und — blieb. Eines Tages nahm das Heer sich vor, von Kairo nach Alexandrien aufzubrechen; allein es blieb bei dem Vorsatze, weil der Soldat nicht den Muth hatte, seinem General zu trotzen. Wie geneigt die Untergenerale auch sein mochten, das allgemeine Mißvergnügen zu billigen, so schwiegen sie

doch in Bonaparte's Gegenwart, eingedenk seiner geistigen Überlegenheit. Nur Kleber gehörte nicht zu diesen Fügsamen. Er überwarf sich nicht selten mit Bonaparte'n, weniger weil es ihm an Muth gebrach, als weil seine Laune ihn unbiegsam machte; doch beide versöhnten sich immer leicht mit einander, weil Bonaparte Klebers großes Gemüth eben so aufrichtig ehrte, wie Kleber Bonaparte's Genie.

Unter solchen Umständen fühlte Bonaparte wohl, daß in Ägypten nicht seines Bleibens sei. Ehe er sich jedoch zu einer Veränderung seines Schauplatzes entschlösse, wollte er von der Lage der Sachen in Europa vollständig unterrichtet sein, und vor allen Dingen das zweite türkische Heer zerstören, dessen nahe Landung von allen Seiten her verkündigt wurde.

Dies Heer nun erschien auf zahlreichen Transportschiffen, welche durch eine Abtheilung des Sidney Smithschen Geschwaders gedeckt waren, endlich den 11. Juli auf der Höhe Alexandriens und ging auf derselben Rhede von Abukir vor Anker, wo die französische Flotte war zerstört worden. Der von den Engländern gewählte Landungspunkt war die Halbinsel, welche diese Rhede schließt und denselben Namen führt. Da diese Halbinsel sich zwischen dem Meere und dem Madieh-See dehnt und in ein Fort ausläuft, so hatte Bonaparte dem General Marmont, welcher zu Alexandrien befehligte, aufgetragen, die Vertheidigung des Forts zu verstärken und das in dessen Nähe gelegene Dorf Abukir zu zerstören. Das Eine, wie das Andere, war indeß unterblieben; denn Marmont hatte sich damit begnügt, das Dorf durch eine Verschanzung zu sichern, die es gegen Angriffe von der Landseite her deckte: eine Maßregel, welche dem Fort selbst nur den Werth einer Feldverschanzung ließ. Die Folgen dieser Vernachlässigung blieben nicht aus. Mit dem Säbel in der Faust nahmen die Türken die Verschanzungen und bemächtigten sich des Dorfes Abukir, indem

sie die Besatzung niederhieben. Jetzt mußte sich auch das Fort ergeben. Marmont, welcher an der Spitze von 1200 Mann von Alexandrien ausgerückt war, um den Truppen von Abukir zu Hülfe zu kommen, sah sich genöthigt, dahin zurück zu kehren, weil die Überlegenheit der Türken nach dem ersten Erfolge allzu handgreiflich war; denn beinahe achtzehn tausend Mann stark waren sie gelandet, und obgleich es ihnen an Reiterei fehlte, so waren sie doch, als Janitscharen, mit Gewehr, Pistol und Säbel bewaffnet und im Gebrauche dieser Werkzeuge geübt; außerdem erwarteten sie, von Ober-Ägypten her, Murad-Bey mit 2 bis 3000 Mameluken, die längs der Wüste in jedem Augenblick eintreffen konnten.

Von dieser Landung unterrichtet, verließ Bonaparte Kairo ohne Zeitverlust; und an der Spitze der Divisionen Lannes, Bon und Murat legte er einen von den außergewöhnlichen Märschen zurück, die er so oft in Italien gemacht hatte. Desair erhielt den Befehl, Ober-Ägypten zu räumen, und Kleber und Regnier, die sich im Delta befanden, wurden beordert, sich Abukir zu nähern. Birket, das zwischen Abukir und Alexandrien gelegen ist, sollte zum Sammelpunkt aller Streitkräfte dienen; denn Bonaparte fürchtete, daß, außer dem türkischen Heere, ein englisches gelandet sein möchte.

Da Murad-Bey von dem Versuche, nach Nieder-Ägypten vorzudringen, durch Murat abgeschreckt worden war: so war der Kampf beschränkt auf das türkische Heer, das bei Abukir hinter Verschanzungen stand. Bonaparte brach den 24. Juli von Alexandrien auf und befand sich am 25. am Eingange der Halbinsel. Seine erste Absicht war, das türkische Heer durch Feldschanzen einzuschließen, und so die Ankunft seiner sämmtlichen Divisionen zu erwarten; denn er hatte nur die Divisionen Lannes, Bon und Murat bei der Hand, zusammen etwa 6000 Mann. Sein Vorsatz änderte sich jedoch, als er die Stellung der

Türken in Augenschein genommen hatte. Im Hintergrunde der sehr engen Halbinsel waren sie durch zwei Verschanzungen gedeckt. Eine halbe Stunde von Abukir, wo ihr Lager war, hatten sie zwei Sandhügel besetzt, von denen der eine sich an das Meer, der andere sich an den See Madieh lehnte, die folglich ihren rechten und ihren linken Flügel bildeten. Ein Dorf, im Mittelpunkt dieser Hügel gelegen, war gleichmäßig von ihnen besetzt worden. Auf dem Hügel zur Rechten standen 1000, auf dem zur Linken 2000, in dem Dorfe 3 bis 4000 Mann. Dies war ihre erste Linie. Die zweite war im Dorfe Abukir selbst. Sie bestand aus der von den Franzosen aufgeworfenen Verschanzung und schloß sich durch zwei mit Brustwehren versehene Gräben an das Meer an. Hier hatten sie ihr Hauptlager und die Masse ihrer Streitkräfte.

Bonaparte's Anordnungen waren bald getroffen. General Destaing erhielt den Befehl, mit einigen Bataillonen auf den Sandhügel zur Rechten loszugehen, wo die tausend Türken waren; Lannes mußte gegen den Hügel zur Linken vorrücken, und Murat, der sich im Mittelpunkt befand, bekam den Auftrag, sich mit seiner Reiterei in den Rücken der beiden Hügel zu begeben. Diese Anordnungen wurden mit großer Genauigkeit ausgeführt. Ohne den Kampf abzuwarten, verließen die Türken den Hügel zur Rechten, und stießen auf die Reiterei, die sie niederhieb oder ins Meer jagte, wo sie lieber umkommen, als sich ergeben wollten. Dasselbe geschah zur linken Seite. Destaing und Lannes wendeten sich nun gegen den Mittelpunkt, der durch ein Dorf gebildet wurde, und griffen denselben von vorn an. Rechnend auf den Beistand der zweiten Linie, vertheidigten sich die Türken aufs Tapferste. Wirklich setzte sich eine Colonne von Abukir aus in Bewegung; doch Murat, der bereits so weit vorgedrungen war, warf sie nach Abukir zurück. So drangen Destaing und Lannes in das Dorf ein, vertrieben die Türken aus demselben,

und ließen ihnen keine andere Wahl, als sich ins Meer zu stürzen.

Vier bis fünf tausend waren auf diese Weise umgekommen, und Bonaparte's Absicht aufs Vollständigste erfüllt. Es kam jetzt nur auf ihn an, ob er die Türken in Abukir einschließen und bombardiren, oder die Ankunft Kleber's und Regnier's erwarten wollte; allein er zog es vor, den Sieg auf der Stelle zu vollenden. Nachdem also die Truppen zu Athem gekommen waren, verstärkte er die obgenannten Divisionen durch die Division Lanusse, welche zurückgeblieben war, und befahl den Angriff auf die zweite Linie. In dem Kampfe, der sich hier entwickelte, entschieden das Bajonett und die Reiterei, denen die Türken nicht gewachsen waren. Gegen Ende desselben drang Murat in das Lager Mustapha-Pascha's, der, voll Verzweiflung, ein Pistol auf den französischen General abdrückte und diesen leicht verwundete. Murat hieb ihm dafür zwei Finger ab und machte ihn gefangen. Was von den Türken nicht in den Wellen oder hinter den Verschanzungen umgekommen war, flüchtete sich in das Fort, wo ihm keine andere Wahl blieb, als die Milde des Siegers anzuflehen. Auf diese Weise wurde, vielleicht zum ersten Male in der Kriegsgeschichte, ein feindliches Heer gänzlich aufgerieben; und als Kleber gegen Abend anlangte, umfaßte er Bonaparte'n mit den Worten: „General, Sie sind groß, wie die Welt."

Ägypten war demnach theils durch den Zug nach Syrien, theils durch die Schlacht bei Abukir von den Streitkräften der Pforte befreit; und was sich durchaus nicht leugnen läßt, ist, daß in dem kurzen Zeitraum eines Jahres Außerordentliches von Bonaparte'n für die Idee, die ihn nach Alexandrien geführt hatte, vollbracht worden war. Die Lage des französischen Heeres konnte, nach der letzten Schlacht, als sehr beruhigend betrachtet werden; denn nach allen Verlusten, die es gelitten hatte, war es noch

25000 Mann stark, und diese waren eben so abgehärtet, als geübt, folglich jedem neuen Schicksale gewachsen, das über sie kommen könne. Inzwischen war Bonaparte'n unstreitig klar geworden, daß eine Kolonisation auf der Ostküste Afrika's, am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts unternommen, nie die Wirkungen hervorbringen werde, die er sich vor Jahr und Tag davon versprochen hatte. Es kam dazu, daß auch ihn die Sehnsucht nach Frankreich und Europa zu quälen begann. Da von allen den Nachrichten, die theils das Direktorium, theils seine Brüder ihm gegeben hatten, keine bis zu ihm gelangt war, so bemächtigte sich seiner eine solche Unruhe, daß er leichte Fahrzeuge aussendete, welche Handelsschiffe anhalten mußten, um, wo möglich, von diesen zu erfahren, was in Europa vorging. Zu demselben Zweck schickte er einen Parlementär nach der türkischen Flotte, unter dem Vorwande, eine Auswechselung der Kriegsgefangenen in Antrag zu bringen. Diesen nahm Sidney Smith sehr gütig auf; und als der brittische Seemann, wie im Vorbeigehen, erfuhr, daß Bonaparte über Frankreichs Unfälle nicht im Mindesten belehrt sei, machte er sich das boshafte Vergnügen, ihm ein dickes Paket Zeitungen zu übersenden, aus welchem er die nöthige Belehrung schöpfen konnte. Bonaparte nun verwendete die nächste Nacht auf die Durchsicht dieser Blätter; und sobald er von dem Stande der Dinge unterrichtet war, stand auch sein Entschluß fest, sich heimlich einzuschiffen und die Überfahrt nach Europa auf die Gefahr zu wagen, daß er von den brittischen Flotten genommen werden konnte. Vice-Admiral Gantheaume erhielt nun sogleich den Befehl, die Fregatten la Muiron und la Carrere segelfertig zu halten. Ohne sein Vorhaben irgend Einem mitzutheilen, begab er sich nach Kairo, wo er eine weitläufige Instruktion für Kleber aufsetzte, dem er das Ober-Commando zu übertragen entschlossen war, und eilte darauf nach Alexandrien zurück.

Begleitet von Berthier, Lannes, Murat, Andreoſſi, Marmont, Bertholet und Monge, ſo wie von einer eben nicht zahlreichen Bedeckung, begab er ſich nach einem wenig beſuchten Geſtade, wo Boote in Bereitſchaft ſtanden, um ihn und ſeine Gefährten den Fregatten zuzuführen. Man ging an Bord derſelben. Die Anker wurden auf der Stelle gelichtet, um mit Tagesanbruch außer dem Geſichtskreiſe der brittiſchen Kreuzer zu ſein. Unglücklicher Weiſe trat eine Windſtille ein, welche Bonaparte's Gefährten ſo beunruhigte, daß ſie nach dem Hafen von Alexandrien zurück wollten. Doch Bonaparte gebot ihnen, ruhig zu ſein und dem Schickſale zu vertrauen. Wie Cäſar rechnete er auf ſein Glück; und nicht unwahrſcheinlich iſt, daß er ausgerufen habe: „Die Advokaten-Regierung Frankreichs hat von jetzt an ihr Ende erreicht.“ Nicht, wie man wohl hinterher behauptet hat, eine feige Entweichung war es, was Bonaparte'n nach Frankreich zurückführte; denn er ließ ein ſiegreiches Heer zurück, indem er ſich der Gefahr ausſetzte, in Ketten nach London gebracht zu werden. Wohl aber war es eine von jenen Vermeſſenheiten, wodurch Ehrgeizige ihr Verhängniß auf die Probe ſtellen, um ein Vertrauen zu ſich ſelbſt zu gewinnen, das eben ſo leicht erhebt, als es in den Abgrund ſtürzt. Bonaparte'n von dieſem Ehrgeiz frei zu ſprechen, müßte man ſeine Lage und die Art ſeines Geiſtes gleich ſehr verkennen . . .

Während er mit ſeinen Gefährten auf dem mittelländiſchen Meere nach Frankreich zurückſchwamm und unter preußiſcher Flagge — ſo lautet die Sage — den Nachſtellungen der Engländer entging, trat die franzöſiſche Republik aus dem Zuſtande der Kriſis hervor, worin ſie ſich, ſeit der Schlacht bei Novi und der Landung der Engländer und Ruſſen in Holland, befunden hatte; und was am meiſten dazu beitrug, daß die Dinge für Frankreich eine andere Geſtalt gewannen, war die Unbeſtändigkeit des öſterreichiſchen Hofkriegsraths. Eiferſüchtig auf die Autorität,

welche Suworow in Italien ausübte (diese ging so weit, daß der russische Obergeneral den König von Sardinien in seine Staaten zurückrief), war diese Behörde nur darauf bedacht, wie sie ihn aus Piemont entfernen wollte. Dazu kam, daß Russen und Österreicher sich schlecht mit einander vertrugen. Aus beiden Gründen schien eine veränderte Vertheilung der Truppen auf der ganzen Operations-Linie unumgänglich nöthig. Sofern nun Korsakof mit dem Erzherzog Karl in der Schweiz, und Suworow mit Melas in Italien operirte, gerieth der Hofkriegsrath auf den Gedanken, den Erzherzog nach dem Rhein und Suworow nach der Schweiz zu versetzen. Auf diese Weise kamen Russen zu Russen, während die Österreicher am Rhein und in Italien agiren sollten; gerechtfertigt aber wurde diese Maßregel durch den dreifachen Grund: daß es besser sei, wenn die Truppen jeder Nation allein kämpften; daß die Russen in der Schweiz ihr Klima wiederfinden würden; und daß der Erzherzog Karl am Rhein die Landung in Holland unterstützen könne. England billigte diesen Plan um so bereitwilliger, weil es sich von seiner Landung in Holland noch viel versprach und weil es die Russen von Genua zu entfernen wünschte, nachdem sie sich bereits der Insel Corfu bemächtigt hatten, von wo sie leicht nach Malta gelangen konnten. Vollzogen unter den Augen Massena's waren diese Veränderungen freilich nicht wenig gefährlich, nicht zu gedenken, daß die Russen auf ein Erdreich versetzt wurden, wo sie wenig leisten konnten, weil sie gewohnt waren, alles mit dem Bajonett abzumachen, während in Gebirgsgegenden das Feuergewehr entscheidet. Doch der Hofkriegsrath zu Wien hatte den politischen Gründen den Vorzug vor den militärischen gegeben, und gebieterisch zum Voraus jeden Einwand abgelehnt, welcher von Seiten der Generale gemacht werden konnte. Sein Entwurf sollte gegen das Ende des August zur Ausführung gebracht werden. Wie er es wurde, wird sich sogleich zeigen.

Der Leser erinnert sich, daß Massena sich genöthigt gesehen hatte, hinter die Linie der Limmat zurück zu gehen und sich auf den Albis zu stützen. Nichts desto weniger sonderte die Limmat die beiden feindlichen Heere. Zusammengesetzt war diese Linie aus der Lint, welche im Kanton Glaris entspringt, aus dem Züricher See und aus der Limmat selbst, welche aus diesem See bei Zürich hervorgeht und sich bei Bruck in die Aar ergießt. Hinter der Limmat stand der Erzherzog Karl von Bruck bis Zürich; Korsakof stand hinter dem Züricher See und erwartete die Stellung, die man ihm anweisen würde; Hotze bewachte die Lint. Als nun die von dem Hofkriegsrath beliebte Veränderung eintrat, kam Korsakof an die Stelle des Erzherzogs hinter die Limmat; Hotze aber blieb mit dem österreichischen Korps vom Vorarlberg an der Lint, um dem aus Italien zurückkommenden Suworow die Hand zu reichen. Die Frage war, welche Bahn Suworow wählen sollte, ob die über den Splügen, um sich über Coire nach dem Oberrhein zu begeben und sich von da an Hotze anzuschließen, oder die über den St. Gotthard, von wo er, durch die Schwitz hin, den an der Lint stehenden Franzosen in den Rücken bringen konnte. Diese letztere Bahn war in so fern mit Schwierigkeiten verbunden, als Lecourbe den St. Gotthard besetzt hielt, und als Hotze, um der vom St. Gotthard her kommenden Armee die Hand zu reichen, über die Lint vordringen mußte, was nicht wohl möglich war, ohne daß ein Angriff auf die ganze Linie der Franzosen erfolgte. Man wählte die letztere Bahn, ohne daß bisher ausgemittelt worden ist, ob die Schuld mehr auf die Österreicher, oder mehr auf die Russen zurückfällt; denn beide haben sich hinterher die Wahl zum Vorwurf gemacht. Verabredet wurde dabei, daß der allgemeine Angriff auf die Franzosen in demselben Augenblicke anheben sollte, wo Suworow vom St. Gotthard her in das Reuß-Thal hinabsteigen würde. Bis zur Vereinigung der beiden russischen

Heere belief sich das russisch-österreichische Heer unter Korsakof und Hotze nur auf 55000 Mann, die es mit dem ganzen Heere Massena's aufzunehmen hatten.

Für Massena war der Augenblick, wo der Erzherzog Karl die Limmat verließ, Suworow aber noch nicht über die Alpen gekommen war, allzu günstig, als daß er der Unthätigkeit, die ihm seit einigen Monaten zum Vorwurf gereichte, nicht hätte entsagen sollen. Unterrichtet von den Entwürfen seiner Gegner, beschloß er, diesen mit einem allgemeinen Angriff zuvorzukommen, den er auf den 25. September 1799 festsetzte. Es war nicht leicht, über die Limmat zu kommen, weil der Feind diesen Fluß beherrschte. Dennoch wurde durch kluge Anordnungen zu Wege gebracht, daß die Division Lorges, in Verbindung mit einem Theile der Division Mesnard, diesen Übergang bei Kloster-Fahr vollzog. Während nun diese Truppen die Limmat hinauf gingen, um den Russen bei Zürich in den Rücken zu kommen, sprengte Massena auf dem entgegenstehenden Ufer zu den Seinigen zurück, um sie auf Zürich zu führen, wo Korsakof seine Truppen zu einer starken Masse vereinigt hatte und bereits gegen Mortier stritt. Dieser General war im Weichen, als die Division Klein ihm zu Hülfe kam, und Humbert, an der Spitze seiner 4000 Grenadiere, den Kampf wieder herstellte. Nach einem hartnäckigen Gefechte sahen sich die Russen in Zürich eingeschlossen. Betroffen von dem Kanonendonner, den er in seinem Rücken vernahm, entsendete Korsakof einige Bataillone über die Limmat hin; doch diese schwache Hülfe war vergeblich; denn Oudinot hatte bereits das bei Hong stehende Lager erstürmt und die Höhen gewonnen, welche sich hinter Zürich befinden — mit diesen die große Straße von Winterthur, welche nach Deutschland führt, die einzige, auf welcher die Russen sich zurückziehen konnten.

Korsakof, der sich gegen seine Lage nicht länger verblenden konnte, zog am Abend des 25. seine Truppen in

denjenigen Theil von Zürich zurück, der hinter der Limmat gelegen ist. Der folgende Tag mußte blutig werden, weil die Russen sich Bahn brechen, die Franzosen unermeßliche Tropäen gewinnen wollten. Der Kampf nahm sehr frühe seinen Anfang. Das unglückliche Zürich, angefüllt mit Geschütz, Fuhrwerk und Verwundeten, war wie eingewickelt in Flammen. Diesseits der Limmat drängten Klein und Mortier, um einzudringen; jenseits versuchte Dudinot, dem russischen Obergeneral den Weg zu versperren. Die Straße von Winterthur war nur in so fern streitig, als dem russischen General Durasof es gelungen war, von der Unter-Limmat, wo die Brigade Bontemps ihn angegriffen und geworfen hatte, durch einen Umweg bis zu dieser Straße vorzudringen. Auf den Rückzug bedacht, hatte Korsakof sein Fußvolk an die Spitze, seine Reiterei in den Mittelpunkt, sein Geschütz und sein Fuhrwesen hinten gestellt. Auf diese Weise ging er in einer langen Kolonne vor. Sein tapferes Fußvolk, von Wuth getrieben, rennt vor sich her alles nieder und bricht sich Bahn; allein kaum ist es mit einem Theile der Reiterei in Sicherheit, als die Franzosen den Angriff erneuern und den Überrest der Reiterei und das Geschütz nach den Thoren Zürichs zurückdrängen. In demselben Augenblicke dringen auch Mortier und Klein in die Stadt. Man schlägt sich in den Straßen. Um kurz zu sein: was von dem russischen Heere in Zürich zurückgeblieben war, mußte sich ergeben; und so kamen in die Hände der Franzosen hundert Kanonen, das ganze Fuhrwesen, die verwaltenden Behörden, die Kriegskasse und 5000 Gefangene. Da Korsakof im Kampfe 8000 Mann eingebüßt hatte, so war sein Heer um die Hälfte vermindert. Mit 13000 Mann ging er nach dem Rhein zurück. Die großen Schlachten Italiens hatten kein außerordentlicheres Resultat gegeben.

Inzwischen hatte auch Soult den Auftrag, oberhalb des Züricher Sees über die Lint zu setzen, mit gleichem

Erfolge vollbracht. General Hotze, der ihn daran hatte verhindern wollen, war bei diesem Versuche getödtet worden; und General Petrasch, der Nächste im Kommando, zum Rückzug genöthigt, war mit einem Verlust von 3000 Gefangenen und vielem Geschütz nach St. Gallen und dem Rhein entkommen. Jellachich und Linken, welche den Auftrag hatten, über die Ober-Lint nach dem Kanton Glaris vorzugehen, um Suworow beim Herabsteigen vom St. Gotthard zu empfangen, zogen sich auf die Nachricht von diesen Unfällen zurück. Und so waren denn beinahe 60000 Mann von der Limmat über den Rhein zurückgeworfen, als Suworow, der auf nichts Geringeres rechnete, als die Niederlage der Franzosen in der Schweiz zu vollenden, bei seinem Eintritt in das Gebirgsland, zu seinem nicht geringen Erstaunen, seine Unterbefehlshaber zerstreut sah.

Den 21. September langte Suworow mit 18000 Mann am Fuße des St. Gotthard an. Das Geschütz fortzuschaffen, blieb kein anderes Mittel übrig, als es auf den Rücken der Kosackenpferde zu laden. General Rosenberg wurde befehligt, den St. Gotthard mit 6000 Mann über Disentis und den Crispalt zu umgehen. Angelangt zu Airolo, stieß Suworow auf Gudin, der eine Brigade der Division Lecourbe befehligte. Wie gering auch dieser Widerstand war, so konnte er doch nur dadurch überwunden werden, daß Suworow Seitenangriffe anordnete, wodurch Gudin verdrängt wurde. Unter unsäglichen Beschwerden langten die Russen in Altorf an. Über die Reuß zu kommen, war unmöglich, weil es an Fahrzeugen fehlte. Es blieb nichts anderes übrig, als sich ins Schächenthal zu werfen, um über schreckliche Gebirge in das Mutenthal zu gelangen. Diesen Weg zurückzulegen, gebrauchte das Heer nicht weniger als zwei Tage, weil es nur Mann für Mann vorrücken konnte. Obgleich die Entfernung nur einige Stunden ausmachte, so hatte doch der letzte Mann Altorf noch nicht verlassen, als der erste bereits in Mutten

angelangt war. Die Abgründe wurden gefüllt mit Fuhrwerk, Pferden und von Hunger und Beschwerde erschöpften Soldaten. Vom Mutenthal aus konnte Suworow entweder durch die Schwitz oder über den Bragel vorgehen. Dort stieß er auf Massena, hier auf Molitor, welcher den Engpaß Kloenthal besetzt hielt. Suworow wählte den letztern Ausgang. Den 30. September trat er seinen Zug an. Von hinten durch Massena, von vorn durch Molitor bekämpft, und nach blutigen Gefechten auf Glaris zurückgeworfen, fand der russische Obergeneral keinen andern Ausweg, als sich durch das Engi-Thal ins Rheinthal zu werfen. Auch diese Bahn war nicht ohne große Anstrengungen zurückzulegen; aber Suworow entschloß sich dazu und erreichte glücklich Coire und den Rhein, wenn gleich mit einem Gesammtverlust von 6000 Mann.

So endigte Suworow's Rolle. Auf Deutschland mit so starkem Verluste zurückgeworfen, fühlte er sich um so mehr gedemüthigt und beschämt, weil er sich selbst für unüberwindlich hielt, und weil sein Kaiser, um ihn für seine ersten Thaten zu belohnen, ihn in den Fürstenstand erhoben hatte. In seiner Erbitterung gegen die Österreicher, die er als die Haupturheber seiner Unfälle betrachtete, verschmähete er den Beistand, den der Erzherzog Karl ihm anbot. „Meine Truppen bedürfen der Winterquartiere," war seine trotzige Antwort. Mit dieser zog er sich hinter dem Lech zurück. Die Coalition war von jetzt an als aufgelöset zu betrachten; sie war es aber um so mehr, weil auch das Unternehmen der Engländer und Russen gegen Holland zum Scheitern gebracht war.

Brune, von seinem Gegner (dem Herzog von York) sehr wenig gedrängt, gewann so viel Zeit, daß er seine Streitkräfte vereinigen konnte. Mit diesen lieferte er in den ersten Tagen des Octobers den Engländern und Russen mörderische Gefechte, die sich damit endigten, daß er sie im Zyp einschloß und zu einer Kapitulation zwang. Den

man fürchtete die Jakobiner, die Ausgewanderten, die Chouans, so wie alle Parteien. Doch wie das Ziel so gerechter Wünsche erreichen? und wo das Ende der Befürchtungen finden? . . .

Die Nachrichten, welche aus Ägypten anlangten, halfen dem Instinkte nach, der zur Monarchie, als dem einzigen Rettungsmittel, hinführte. Bonaparte's Name ertönte von allen Lippen. In dem Sieger am Thabor und bei Abukir fand man den Helden von Castilione und von Rivoli wieder. „Was hält ihn zurück?" fragte man. „O möchte er recht bald eintreffen!" fügte man hinzu. So entwickelte sich eine Stimmung, die für ein verwegenes Unternehmen nicht günstiger sein konnte.

Inzwischen schwamm Bonaparte auf dem mittelländischen Meere. Seine Überfahrt wurde durch ungünstige Winde verlängert. Mehr als einmal liefen die beiden Fregatten la Muiron und la Carrere Gefahr, unter englische Kriegsschiffe zu gerathen; und nicht gering war die Besorgniß der Gefährten. Nur Bonaparte theilte diese nicht. Seinem Stern vertrauend, wandelte er ruhig und heiter auf dem Verdeck umher; und so oft er sich in die Kajüte zurückzog, beschäftigte er sich mit Lesung der Bibel und des Korans, als mit Geisteserzeugnissen der Völker, die er so eben verlassen hatte. In der Besorgniß, daß der Süden Frankreichs von feindlichen Truppen verheert sein könne, ließ er nicht nach den Küsten der Provence, sondern nach denen des Languedoc steuern; seine Absicht war, bei Collioure oder bei Port-Vandre zu landen. Ein Windstoß führte ihn nach Korsika, wo man sich glücklich schätzte, den berühmten Landsmann wieder zu sehen. Von hier aus segelte er nach Toulon. Er stand im Begriff, daselbst vor Anker zu gehen, als man plötzlich, bei Sonnenuntergang, dreißig brittische Segel gewahrte, die sich auf der linken Flanke der Fregatte befanden. Schon brachten seine Gefährten in Vorschlag, daß man die Boote aussetzen und

sich so ans Land schleichen wollte; doch Bonaparte'n schienen die Umstände nicht dringend genug. Wirklich verschwanden die brittischen Segel und den 15. Vendemiäre des Jahres VIII. der Republik (9. Oct. 1799.) gingen die beiden Fregatten la Muiron und la Carrere, so wie die Schebecken la Revanche und la Fortune in dem Meerbusen von Fregus vor Anker.

Kaum war ausgemittelt, daß Bonaparte zurückgekommen sei, so bemächtigte sich der Einwohner von Fregus eine so allgemeine Begeisterung, daß die Obrigkeit darüber ihr Ansehn verlor. Verletzt wurden die Quarantaine-Gesetze, indem sich das Volk in zahlreichen Booten zu demjenigen hindrängte, den es in den nahe bevorstehenden Gefahren als seinen Retter betrachtete, und den das Morgenland auf eine wunderähnliche Weise zurückgab; und wollte das Gesundheitsamt nicht einen wesentlichen Theil der Bevölkerung einpferchen, so mußte es auch dem General Bonaparte gestatten, unverhindert ans Land zu gehen. Dies geschah; und ohne sich durch Jubel und Glückwünsche auch nur einen Augenblick zurückhalten zu lassen, bestieg Bonaparte, von Berthier begleitet, noch an demselben Tage den Wagen, der ihn zunächst nach Lyon und von da nach Paris führen sollte. Der Telegraph, schnell wie der Wind, verkündigte inzwischen die Nachricht von seiner Landung, und die Freude, die man darüber empfand, reichte allenthalben an Wahnsinn. Auf den Theatern verdrängten patriotische Lieder die Schauspiele, welche aufgeführt werden sollten; die merkwürdigste Erscheinung dieser Tage aber war, daß der Deputirte Baudin, einer von den Urhebern der Direktorial-Verfassung und ein leidenschaftlicher Republikaner, vor Freude starb, als er Bonaparte's Ankunft erfuhr; denn in diesem sah er den starken Arm, der sein Werk retten könnte: ein Werk, an dessen Rettung er bisher verzweifelt hatte.

Glockengeläute begleitete Bonaparte'n auf dem Wege,

der über Aix, Avignon und Valence nach Lyon führte. Hier war die Freude über seine Rückkehr nicht geringer, als anderwärts. Um auf dem Wege von Lyon nach Paris unerkannt zu bleiben, nahm er eine andere Richtung, als welche seinen Eilboten vorgeschrieben war. So geschah es, daß seine Gemahlin und seine Brüder, die ihm entgegen gereist waren, ihn verfehlten. Mit Berthier, Murat und Lannes langte er den 16. October in der Chantereine-Straße, wo er ein kleines Haus hatte, überraschend an. Zwei Stunden darauf begab er sich ins Direktorium, wo die Schildwache, die ihn erkannt hatte, freudig: es lebe Bonaparte! rief. Mit Gohier, dem derzeitigen Präsidenten des Direktoriums, wurde nichts weiter verabredet, als daß die Vorstellung des Generals am folgenden Tage erfolgen sollte. Bei dieser Vorstellung gestand Bonaparte, daß er zurückgekommen sei, die Republik zu retten, die er für verloren gehalten. Er fügte hinzu, „daß er sich freue, sie durch die Großthaten seiner Waffenbrüder gerettet zu sehen;" und dann die Hand an seinen Degen legend, gab er die Versicherung, „daß er diesen immer nur zur Vertheidigung der Freiheit ziehen werde." Der Präsident wünschte ihm Glück zu seinen Triumphen und zu seiner Rückkehr, worauf eine brüderliche Umhalsung folgte. Dem Anscheine nach war dieser Empfang von Seiten des Direktoriums aufrichtig; doch die innere und die äußere Lage Frankreichs waren allzu bedenklich, als daß die fünf Direktoren hätten ohne Besorgniß bleiben können wegen der überraschenden Rückkehr eines Generals, der die öffentliche Stimme in einem so hohen Grade für sich hatte.

Jetzt hatte alle Gleichgültigkeit ein Ende gefunden. An ihre Stelle trat die Leidenschaft, indem sich Aller Blicke nach dem Manne hinwendeten, der, seit dem Unternehmen nach Ägypten, die ganze Welt mit seinem Namen erfüllt hatte. Nichts war natürlicher, als daß, vor allen, die zurückgesetzten Generale zu ihm hinströmten; sie sahen in

ihm einen Rächer. Eben so verhielt es sich mit den in Ungnade gefallenen Ministern und Beamten. Ihre Besuche schienen nur dem berühmt gewordenen Krieger zu gelten; doch war die unverkennbare Absicht derselben, den Mächtigen zu beobachten, dem die Zukunft vorbehalten schien. Jourdan, Augereau, Macdonald, Beurnonville, Leclerc, Lefebre, Marbot, wie verschieden auch ihre Meinungen sein mochten, begrüßten nach einander Bonaparte'n; und bald blieb auch Moreau nicht aus. Bei Gohier hatte Bonaparte Moreau's erste Bekanntschaft gemacht, und diesen durch seine Achtungsbezeugungen so sehr für sich gewonnen, daß nur ein reicher türkischer Säbel als Geschenk hinzu zu kommen brauchte, um den Unzufriedenen an sich zu fesseln. An diese Krieger schlossen sich andere ausgezeichnete Männer an, wie Bruix, der gewesene See-Minister, Herr von Talleyrand, der seit Kurzem die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten hatte aufgeben müssen, Röderer, dieser ehemalige Gemeinde-Prokurator, und Regnault de Saint-Jean d'Angely, den Bonaparte zu Malta zurückgelassen hatte. Es waren aber nicht die Mißvergnügten allein, die dem zurückgekommenen General ihren Hof machten; selbst den Direktoren blieb nichts Anderes übrig, als dem Strome zu folgen, der nur zu Bonaparte'n führte, wenn gleich auf die Gefahr, ihren Sturz auf diese Weise zu beschleunigen. Nicht genug, daß sie ihm, wie nach seiner Zurückkunft aus Italien, glänzende Feste gaben, weil der Anstand dies zu fordern schien, huldigten sie ihm einmal über das andere dadurch, daß sie ihn zu Rathe zogen. Dubois-Crancé, der Kriegsminister, verlegte sein Portefeuille gewissermaßen nach Bonaparte's Wohnung; und nicht anders verfuhren Cambaceres, der Justiz-Minister, Fouché, der Polizei-Minister, und Real, Kommissarius des Departements der Seine. Noch war Bonaparte nicht acht Tage in Paris, als er bereits der Mittelpunkt aller Regierungsgeschäfte war. Er mochte sich dazu aufgelegt

fühlen, oder nicht: seinen Rath mußte er ertheilen. Mit der ihm eigenthümlichen Zurückhaltung entzog er sich den Bewerbungen, deren Gegenstand er war: er wies ab, so viel er konnte, zeigte sich gar nicht öffentlich und ging nur gleichsam verstohlen aus. Die Begierde, ihn wieder zu sehen, wurde dadurch nicht vermindert. Seit seiner Zurückkunft trug er einen grauen Überrock und einen türkischen Säbel an einem seidenen Bande. Sein Gesicht war dürrer geworden; seine Farbe gelblicher. Wer das Glück hatte, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, fühlte sich ins Morgenland versetzt und an die Pyramiden, an den Thabor und an Abukir zurückerinnert. Die Offiziere der Garnison, die 40 Adjudanten der Nationalgarde und der General-Stab des Platzes verlangten, ihm vorgestellt zu werden. Er verschob von einem Tage zum andern, als fühlte er sich belästigt von so vielen Huldigungen. Er lauschte, öffnete sich Keinem und beobachtete Alles. Diesem Verfahren lag eine tiefe Politik zum Grunde. Denn hat man sich einmal nothwendig gemacht, so verliert man nicht dadurch, daß man auf sich warten läßt; man reizt vielmehr die Ungeduld der Menschen, die alsdann gelaufen kommen und eine Auswahl gestatten.

Wirklich waren alle drei Parteien, die es um diese Zeit im Staate gab, — die Patrioten, die Gemäßigten und die Verfaulten*) — bereit, mit Bonaparten abzuschließen, vorausgesetzt, daß er in ihre Ansichten eingehen und ihre Zwecke befördern wollte. Dabei aber verkannten alle gleich sehr, daß Bonaparte nichts in sich trug, was ihn zu einem brauchbaren Werkzeuge für Andere gemacht hätte. Von den bestehenden Parteien war die der Gemäßigten die einzige, welche seinen Neigungen und Absichten entsprach;

*) Unter diesen begriff man alle Anhänger des Direktors Barras, d. h. alle Staatsdiebe. Die Benennung rührte von Bonaparte her.

denn die Wuth der Patrioten, d. h. der Jakobiner, fürchtend und von einer verletzten und abgenutzten Verfassung nichts Gutes erwartend, schmachtete sie nach einer Veränderung, die nur unter der Leitung eines überlegenen Geistes zu Stande gebracht werden konnte. Wie sie sich auch aussprechen mochte: ihr Wunsch war, daß Bonaparte sich der Gewalt bemächtigen und eine gemäßigte Verfassung — so drückte sie sich aus — einführen möchte: eine Verfassung, welche Sicherheit gewährte. Dies war zugleich der Wunsch der überwiegenden Mehrheit der Franzosen. Wenn die Gemäßigten, sowohl im Rathe der Alten, als in dem der Fünfhundert, sich bisher vorzugsweise an Sieyes angeschlossen hatten, so war dies aus keinem andern Grunde geschehen, als weil sie in ihm einen Stützpunkt für ihre Ideen und Wünsche zu erhalten bemüht gewesen waren. Durch Bonaparte's Rücktritt in die oberste Region der Regierung hatte jener Stützpunkt seinen Werth verloren. Denn was suchte man? Man suchte die Kraft; diese aber war, auf eine begreifliche Weise, stärker in einem siegreichen General, als in jedem noch so berühmten Publizisten. Die Gemäßigten waren also eben so sehr für Bonaparten vorhanden, als Bonaparte für die Gemäßigten.

Auf eine auffallende Weise aber fanden die drei oben genannten Parteien ihre Repräsentanten im Direktorium: die Patrioten in Moulins und Gohier; die Gemäßigten in Sieyes und Roger-Ducos; die Verfaulten endlich in Barras. Moulins und Gohier bewunderten zwar Bonaparte'n; doch wollten sie, nachdem sie zur Ausübung der Gewalt gelangt waren, sich nur seines Degens zur Verherrlichung der Constitution des Jahres III. bedienen. Sieyes und Ducos hatten keine Vorliebe für die Constitution; dennoch aber lag beiden viel daran, bei der Veränderung, welche bevorstand, in Ansehn und Ehren zu bleiben. Barras, der das Ende seiner politischen Laufbahn ahnete und in Bonaparte'n einen unvermeidlichen Nach-

folger erblickte, verabscheute diesen mit allen Kräften seines verderbten Gemüths.

Unter diesen Direktoren war Sieyes der Einzige, durch welchen oder mit welchem Bonaparte zu seinem Ziel gelangen konnte. Gleichwohl fehlte sehr viel daran, daß der sonst scharfblickende Mann dies auf der Stelle erkannt hätte. Er wünschte sogar Sieyes aus dem Direktorium zu verdrängen, indem er fragte: wie man diesen Priester habe zum Direktor bestellen können? Erst als er sah, wie abgeneigt Gohier und Ducos dem Vorschlage waren, den er Beiden that, auf seinen Eintritt in das Direktorium hinzuwirken — denn weiter erstreckte sich Anfangs sein Ehrgeiz nicht — söhnte er sich mit Sieyes als mit demjenigen aus, durch welchen er allein aus Ziel gelangen konnte. Die Sache machte sich von jetzt an auf folgende Weise.

Indem die Direktoren sich von ihm bedroht fühlten, waren sie nur auf seine Entfernung bedacht; und da diese nur in sofern erfolgen konnte, als er sich zur Übernahme eines Armeebefehls bereit finden ließ, so ladeten jene ihn zu sich ein und stellten es in seine Willkühr, welches Heer er befehligen wollte. Bonaparte nun, ohne sich lange zu besinnen, erklärte: „er habe sich von seinen Beschwerden noch nicht hinlänglich erholt; der Übergang aus einem trockenen Klima in ein feuchtes sei für seine Gesundheit allzu angreifend gewesen; er müsse sich noch eine Zeitlang ausruhen.“ Die Art und Weise, wie er sich, nach dieser Erklärung, zurückzog, bestärkte die Direktoren in dem Verdacht, den sie gegen ihn gefaßt hatten; und wollte er selbst den möglichen Folgen dieses Verdachts entgehen, so mußte er Hand ans Werk legen. In seinem Hause fanden also Berathungen Statt, deren Gegenstand kein anderer war, als welcher Partei man sich anschließen müsse. Das Endergebniß derselben war, daß nur der reformatorischen Partei, an deren Spitze Sieyes stehe, diese Ehre wider-

fahren könne; denn Sieyes habe nicht bloß eine Constitution fertig liegen, sondern gebiete auch über die Mehrheit im Rathe der Alten. Sofern nun Bonaparte und Sieyes versöhnt werden mußten, übernahm Herr von Talleyrand dies eben nicht schwierige Geschäft. Die Unterhandlung war sehr bald beendigt, indem man darin überein kam, daß Frankreich unter der Oberleitung Bonaparte's und Sieyes eine stärkere Constitution erhalten sollte. Ohne ängstlich zu fragen, welcher Art diese Constitution sein solle, war man nur darin einverstanden, daß sie eine republikanische sein, als solche aber Frankreich von allen Zungendreschern befreien und den beiden mächtigen Geistern, die sich verbünden würden, größern Einfluß geben sollte. Ein Systematiker, der seinen Ideen Wirklichkeit zu geben Verlangen trug, und ein Ehrgeiziger, der die Welt zu beherrschen trachtete, paßten, zum Wenigsten für den Augenblick, sehr gut zusammen; wäre dies aber auch nicht der Fall gewesen, so würde die Geschicklichkeit der Zwischenträger hingereicht haben, beide für die Dauer des zu vollendenden Werkes zusammen zu halten. Weiter unten werden wir sehen, wie nothwendig Bonaparte und Sieyes sich trennten, sobald das Direktorium wirklich geworfen war.

Bonaparte befand sich seit 14 Tagen in Paris, als alles zu einer neuen Umwälzung vorbereitet war. Tag für Tag warben Berthier, Lannes und Murat Offiziere und Generale. Unter den letzteren waren Bernadotte aus Eifersucht, Jourdan aus Liebe für die Republik, Augereau aus Jakobinismus zurückgetreten, nicht ohne den Patrioten im Rathe der Fünfhundert ihre Befürchtungen mitzutheilen; allein die Masse der Männer ihres Standes war gewonnen. Moreau, ein aufrichtiger Republikaner, aber den Patrioten noch immer verdächtig und mit dem Direktorium, das seine Talente so schlecht belohnt hatte, sehr wenig zufrieden, hatte keine andere Zuflucht, als Bonaparte'n, der ihn liebkosete und ihn um so leichter für sich einnahm, weil Mo-

reau's Bescheidenheit sich unter allen Umständen den Obern gefallen ließ. Bei seinem Abscheu vor politischen Umtrieben wollte dieser General zwar nicht eingeweiht sein in das Geheimniß; allein er verlangte, daß man ihn im Augenblick der Ausführung nicht übersehen sollte. Das 8. und das 9. Dragoner-Regiment, die ehemals unter Bonaparte in Italien gedient hatten, befanden sich in Paris, und waren, gleich dem 21. Jägerregiment, das ehemals von ihm gebildet worden war, zu allem bereit, was man von ihnen fordern würde. Seine beiden Brüder, Lucian und Joseph, so wie die Abgeordneten seiner Partei, machten täglich Eroberungen in den beiden Räthen ....

An demselben Tage, wo diese Räthe dem General Bonaparte ein Banket gaben, um nicht hinter dem zurückzubleiben, was sie ihm zu Ehren nach seiner Zurückkunft aus Italien gethan hatten — es war der 15. Brümäre — hatte Bonaparte mit Sieyes eine Zusammenkunft, um sich mit ihm über Zweck und Mittel in Beziehung auf die bevorstehende Umwälzung zu verständigen. Hinsichtlich der Regierung, die man an die Stelle der vorhandenen zu bringen gedachte, wurde beschlossen, daß man die beiden Räthe auf drei Monate außer Thätigkeit setzen und die fünf Direktoren durch drei provisorische Konsuln ablösen wollte, die, während dieser drei Monate, eine Art von Diktatur ausüben und sich mit der Entwerfung der neuen Constitution beschäftigen sollten. Es handelte sich von jetzt an nur um die Vollziehungsmittel. Da nun Sieyes im Rathe der Alten die Mehrheit auf seiner Seite hatte: so sollte er durch einen Ausschuß derselben den Antrag zu einer Verlegung des gesetzgebenden Körpers nach St. Cloud machen lassen, als ob von einem Gewaltstreich gegen die National-Repräsentation die Rede wäre, dem man ausweichen wolle. Die Constitution des Jahres III. berechtigte den Rath der Alten zu einer solchen Maßregel. Dagegen berechtigte sie nicht zu dem, was damit in Verbindung gebracht wurde.

Dies war der Vorschlag, ihm (dem Rath der Alten) die Wahl des Generals zu überlassen, der die Versetzung beschützen sollte. Der beschützende General aber sollte Bonaparte sein. Hätte dieser nun als Commandant der 17. Militär-Division — denn dazu sollte er ernannt werden — den gesetzgebenden Körper nach St. Cloud geführt, so hoffte man dem Rathe der Fünfhundert das Dekret eines vorläufigen Konsulats zu entreißen. Zu diesem Endzweck sollten Sieyes und Roger-Ducos ihre Entlassung noch an demselben Tage einreichen, damit es desto leichter würde, Barras, Gohier und Moulins zur Entsagung ihrer Stellen zu bewegen; und sobald dies bewirkt wäre, wollte man die Fünfhundert zur Ernennung der drei Konsuln Bonaparte, Sieyes und Ducos zwingen.

So verhielt es sich mit dem verabredeten Plan, der, wie man sieht, sehr gründlich gedacht war; denn will man eine Umwälzung zu Stande bringen, so muß man das Ungesetzliche, das sie mit sich führt, möglichst verhüllen und sich sogar der Constitution bedienen, um die Constitution zu stürzen. Am auffallendsten in der ganzen Sache war, daß man eine Gefahr vorspiegelte, um eine wirkliche herbeizuführen ....

Den 18. Brümäre bestimmte man zur Erpressung des Versetzungs-Dekrets, den 19. zur entscheidenden Sitzung in St. Cloud. Im Übrigen theilte man sich in das ganze Unternehmen so, daß Sieyes und seine Freunde die Erzwingung jenes Dekrets übernahmen, während Bonaparte sich anheischig machte, die bewaffnete Macht zur Hand zu haben und die Truppen nach den Tuilerien zu führen. Von allen Seiten her verbreitete sich nunmehr das Gerücht von einem nahen großen Ereigniß; denn soll eine Umwälzung gelingen, so müssen die Menschen wenigstens im Allgemeinen darauf vorbereitet sein. Fouché nahm sich wohl in Acht, die drei Direktoren, welche keinen Theil an

der Verschwörung hatten, zu warnen. Dubois-Crance', ein warmer Patriot, der Bonaparte'n nur um seiner militärischen Talente willen liebte, hatte kaum das Nöthige erhorcht, als er zwar zu Gohier und zu Moulins lief, um beiden kund zu thun, was wider sie im Werke war; allein er fand keinen Glauben, weil diese Direktoren, bei aller Furcht vor Bonaparte's Ehrgeiz, sich nicht vorstellen konnten, daß die Verschwörung ihrem Ausbruche so nahe sei, am wenigsten Gohier, bei welchem sich Bonaparte zur Mittagstafel des nächsten Tages hatte anmelden lassen. Barras sah die Bewegung mit der Gleichgültigkeit eines Menschen an, der sich den Ereignissen überläßt, weil er sich unter allen Bedingungen für verloren hält.

In der Nacht vom 17. auf den 18. Brümäre wurde von der Kommission des Raths der Alten alles vorbereitet, was nöthig war, um das Versetzungs-Dekret zu erzwingen. Eine Hauptsache dabei war, daß der Rath der Alten sich früher versammelte, als der Rath der Fünfhundert; und damit noch nicht zufrieden, richtete man die Versendung der Einberufungsschreiben so ein, daß diejenigen, in welche man das meiste Mißtrauen setzte, sie erst zu einer Zeit erhielten, welche ihr Mitabstimmen unmöglich machte. Bonaparte seinerseits blieb auch nicht müßig. Der Oberst des 9. Regiments, das aus 400 Fußgängern und 600 Reitern bestand (der Name dieses Obersten war Sebastiani), erhielt von ihm den Befehl, den Revolutions-Platz, den Garten der Tuilerien und die Straßen Montblanc und Chantereine zu besetzen. Den Obersten der übrigen Kavallerie-Regimenter ließ er anzeigen, daß er am 18. Musterung halten würde. Jene Offiziere, welche sich um die Ehre, ihm vorgestellt zu werden, beworben hatten, erfuhren, daß er sie am nächsten Vormittage annehmen wolle. Moreau und die übrigen Generale, bis auf Bernadotte und Augereau, erhielten die Aufforderung, sich um dieselbe Zeit bei ihm einzufinden; Lefebre aber, der dem Direktorium gänzlich

ergeben war, wurde noch um Mitternacht ersucht, sich schon um 6 Uhr Morgens einzustellen.

Am folgenden Morgen erfolgte alles, wie es angeordnet war. Während die bezeichneten Plätze sich mit Truppen anfüllten und die Generale in ihren Staatsuniformen nach der Chantereine-Straße eilten, begaben sich die Deputirten des Raths der Alten, erstaunt von einer so eiligen Zusammenberufung, auf ihren Posten, indeß die Mehrzahl der Fünfhundert durchaus nicht wußte, was im Werke war. In derselben Unwissenheit befanden sich Barras, Gohier und Moulins. Nur Sieyes, der seit einiger Zeit reiten gelernt hatte, und Roger-Ducos begaben sich zu Pferde nach den Tuilerien. Als Lefebre bei Bonaparte'n anlangte, war er verdrießlich darüber, daß Truppen, über welche er den Oberbefehl führte, ohne sein Geheiß aus den Kasernen gerückt waren; Bonaparte aber besänftigte ihn auf der Stelle durch die Frage: „ob er, eine von den Hauptstützen der Republik, diese unter den Händen der Advokaten zu Grunde gehen lassen wollte?" Er fügte dieser Frage, als Zeichen seiner Achtung und seines Vertrauens, den Säbel, den er in Ägypten getragen hatte, zum Geschenk hinzu, und knüpfte daran die Forderung, daß Lefebre sich mit ihm zur Rettung der Republik vereinigen möchte. Tief gerührt von diesem Verfahren, rief dieser General: „Nun wohl! schmeißen wir die Advokaten ins Wasser!" Joseph Bonaparte hatte Bernadotte'n herangeschleppt; doch dieser zog sich zurück, sobald er erfahren hatte, was im Werke war. Einige versichern, er habe Bonaparte'n durch die Worte gewarnt: „Du wirst Dich unter die Guillotine bringen;" Bonaparte aber habe kaltblütig darauf geantwortet: „Das wird sich zeigen."*)

Im Rathe der Alten wurde alles ungemein schnell vollbracht; denn schon um 8 Uhr Morgens war das Dekret

*) S. Mémoires du Duc de Rovigo, pag. 142.

ausgefertigt, wodurch die Versetzung des gesetzgebenden Körpers nach St. Cloud und die Ernennung des Generals Bonaparte zum General en Chef sämmtlicher Truppen der 17. Militär-Division angeordnet war. Der Deputirte Cornet war der Überbringer dieses Dekrets, das für Bonaparte'n zugleich die Aufforderung enthielt, sich vor den Schranken des Raths der Alten einzufinden, um den nöthigen Eid zu leisten. Dieser schwang sich sogleich zu Pferde. Begleitet von Moreau, Macdonald, Berthier, Lannes, Murat und Leclerc, langte er in den Tuilerien an, wo seine Erscheinung jenen lebhaften Eindruck machte, der von dem Anblick eines Mächtigen unzertrennlich ist. Vor die Schranken tretend, redete er die Versammlung also an: „Bürger-Repräsentanten, die Republik schwebte am Rande des Abgrundes; Euer Dekret hat sie gerettet. Wehe denen, die sich der Vollziehung desselben widersetzen wollen! Unterstützt von den Waffengefährten, die mich umgeben, würde ich alle ihre Bemühungen vereiteln. Vergeblich erforscht man die Beispiele der Vergangenheit, um Eure Gemüther zu beunruhigen. In der Geschichte gleicht nichts dem achtzehnten Jahrhundert, und nichts in diesem Jahrhundert gleicht seinem Schlusse . . . Wir wollen die Republik . . . Wir wollen, daß sie gegründet sei auf die wahre Freiheit, auf das Repräsentativ-Regiment . . . Wir werden sie erhalten; ich schwöre es in meinem und in meiner Waffengefährten Namen" . . . „Wir schwören es alle!" wiederholten die Generale und Offiziere, die sich vor den Schranken befanden.

Man sieht, daß Bonaparte in seinem Eide der Constitution mit keiner Sylbe gedacht hatte. Ein Deputirter, der hierauf aufmerksam zu machen wünschte, kam nicht zu Worte, weil das Versetzungs-Dekret jede Berathung untersagte. Bonaparte begab sich in den Garten der Tuilerien, wo er die Regimenter der Besatzung vorüberziehen ließ und den Soldaten die Versicherung ertheilte, daß er eine

Umwälzung bewirken werde, die ihrer Noth abhelfen und ihnen Ruhm gewähren sollte. Man rief: Es lebe Bonaparte! und nach beendigter Musterung begab sich dieser nach den Tuilerien zurück, um der Sitzung des Ausschusses der Alten beizuwohnen, worin über die beste Art der Versetzung nach St. Cloud berathschlagt wurde. Inzwischen waren die Deputirten der Fünfhundert in ihrem Sitzungssaale angelangt und hatten die Botschaft des Raths der Alten, die das Versetzungs-Dekret enthielt, empfangen. Durch ihren Präsidenten Lucian Bonaparte an jeder Berathschlagung darüber verhindert, trennten sie sich sogleich, um heimliche Zusammenkünfte zu halten und Widerstandsmittel aufzufinden. Dies war jedoch um so schwieriger, weil ihre Kommission einverstanden war mit allem, was zu Stande gebracht werden sollte.

An Bonaparte'n hatten sich bereits der Justiz- und der Polizei-Minister angeschlossen. Das stärkste Bedürfniß war, außer den Entlassungen der Direktoren Sieyes und Roger-Ducos, noch eine dritte zu erhalten, weil alsdann die Majorität des Direktoriums aufgelöset war. Diesem Geschäfte nun unterzogen sich der Herr von Talleyrand und der Admiral Bruix; und da sich von Gohier und Moulins keine Nachgiebigkeit erwarten ließ, so richteten beide ihr Augenmerk auf Barras. Bonaparte vertheilte hierauf den Befehl über die Truppen: Murat mußte St. Cloud mit einer zahlreichen Reiterei und einem Grenadier-Corps besetzen; bei Point-du-jour wurde Serrurier mit der Nachhut aufgestellt, während Lannes die Tuilerien bewachen mußte. Die am mindesten ehrenvolle Rolle in diesem Drama wurde Moreau'n zugetheilt; denn er erhielt den Auftrag, den Palast der Direktoren, d. h. den Luxemburg, zu umstellen, dem Vorwande nach, um über ihre Sicherheit zu wachen, der wahren Absicht nach, um sie von allen Mittheilungen abzuschneiden. Den Kommandanten der Direktorial-Garde befahl Bonaparte, nach den Tuilerien zu ihm

zu kommen. Die letzte Maßregel, durch Fouché wie im Namen des Direktoriums ausgeführt, bestand darin, daß die zwölf Municipalitäten der Hauptstadt suspendirt wurden; außerdem forderte dieser Polizei-Minister durch Anschlagszettel die sämmtlichen Bürger zur Ordnung und Ruhe auf.

Nicht länger ungewiß über die Verschwörung, welche wider sie im Gange war, begaben sich Gohier und Moulins zu Barras, um ihn zu fragen, ob er mit ihnen Stand halten und die Majorität bilden wollte. Dieser Wollüstling befand sich im Bade, und hörte kaum auf das, was ihm vorgetragen wurde. — „Der Kerl" — so äußerte er sich zuletzt in seiner groben Mundart, indem er Bonaparte'n bezeichnete — „hat uns alle hinters Licht geführt." — Indeß versprach er, Stand zu halten. Kaum hatten sich jedoch Gohier und Moulins entfernt, als Talleyrand und Bruix eintraten. Es war nicht schwer, ihm begreiflich zu machen, daß sein Widerstand nichts fruchten werde; und da man sich zugleich erbot, ihm Ruhe und Genuß zu geben, so ließ er sich um so bereitwilliger finden, ein fertiges Schreiben zu unterzeichnen, wodurch er seine Entlassung eingab. Gohier und Moulins, von diesem Augenblick an vereinzelt, wollten mindestens ihre Pflichten gegen die Constitution des Jahres III. erfüllen. Sie beschlossen zu diesem Ende, sich nach der Kommission zu begeben, um ihre Kollegen Sieyes und Ducos zu fragen, ob sie sich nicht mit ihnen vereinigen wollten, um eine Majorität zu bilden, wodurch das Versetzungs-Dekret gehörig bekannt gemacht würde. Diese Auskunft war nicht die beste, weil es thöricht war, sich einem General zu widersetzen, der bereits alle Machtmittel vereinigte. Bonaparte empfing sie um so ruhiger, weil die Entlassung ihres Kollegen Barras sich bereits in seinen Händen befand. Er redete sie also als solche an, auf deren Ausscheiden er rechne, weil sie als gute Bürger sich einer unvermeidlichen und heilsamen

Revolution nicht würden widersetzen wollen. Als nun Gohier antwortete, er sei mit seinem Kollegen in keiner andern Absicht gekommen, als zur Rettung der Republik mitzuwirken, nahm Bonaparte sogleich das Wort, indem er sagte: „Retten? und womit denn? . . . etwa mit den Mitteln einer Constitution, die auf allen Seiten in Trümmer zerfällt?“ . . . Wer hat Ihnen das gesagt? fragte Gohier . . . „Treulose, die weder den Muth noch den guten Willen haben, es mit ihr zu halten.“ . . . Hierüber entspann sich ein lebhafter Zank zwischen Gohier und Bonaparte, der durch ein dem General überreichtes Billet unterbrochen wurde. Dieses enthielt die Nachricht, daß die Vorstadt St. Antoine in starker Bewegung sei. „General Moulins,“ sagte Bonaparte, „sind Sie nicht ein Verwandter Santerre's?“ — Nein, erwiederte Moulins, aber ich bin sein Freund. — „Nun gut,“ fügte Bonaparte hinzu, „ich höre, daß er in den Vorstädten Lärm verursacht; sagen Sie ihm also, daß ich ihn auf die erste Bewegung werde erschießen lassen.“ Moulins antwortete stark; Bonaparte aber blieb dabei, daß er Santerre werde erschießen lassen. Der Streit mit Gohier endigte sich damit, daß Bonaparte sagte: „die Republik ist in Gefahr; man muß sie retten; ich will es. Sieyes und Ducos haben ihre Entlassung eingereicht; Barras ist ihrem Beispiele gefolgt. Ihr beide seid vereinzelt, und da ihr nichts vermögt, so fordere ich euch auf, nicht länger zu widerstehen.“ Beide antworteten, daß sie ihren Posten nicht verlassen würden, und kehrten nach dem Luxemburg zurück, wo sie von diesem Augenblick an bewacht, getrennt und jeder Mittheilung beraubt wurden. Gleichzeitig reisete Barras, von Dragonern begleitet, nach seinem Landgute Grosbois ab.

So endigte der 18. Brümäre (9. November). Alle Macht war in Bonaparte's Händen. Der Rath der Alten erschrak über die Folgen seiner Nachgiebigkeit, als er sah, daß es sich nicht um eine Einführung des Generals in das

Direktorium, sondern um eine Diktatur handelte; er kam auf seinen ersten Gedanken zurück. Allein Bonaparte sagte in einem entscheidenden Tone, „daß die Constitution verbraucht sei, daß es einer zusammengeengten Autorität bedürfe, vor allem aber eines Stillstandes der politischen Erörterungen, welche die Republik nicht zur Ruhe kommen ließen.“ In Vorschlag gebracht wurde also die Ernennung der drei Konsuln und die Suspension der beiden Räthe bis zum 1. Ventose (20. Februar). Nach langer Erörterung wurden diese Maßregeln angenommen. Man wählte Bonaparte, Sieyes und Ducos zu Konsuln. Der Entwurf wurde abgefaßt, und sollte am folgenden Tage zu St. Cloud vorgelegt werden. Der von Sieyes in Vorschlag gebrachten Verhaftung von 40 Gliedern des Raths der Fünfhundert widersetzte sich Bonaparte; und daraus gingen die Hauptauftritte des nächsten Tages hervor.

Während der Nacht blieb Alles ruhig. Am folgenden Morgen sah man den Weg nach St. Cloud mit Truppen, Wagen und Neugierigen bedeckt. Im Schlosse von St. Cloud waren drei Säle in Stand gesetzt worden: der eine für den Rath der Alten; der andere für die Fünfhundert; der dritte für die Kommission der Inspektoren und für Bonaparte. Die dazu erforderliche Arbeit war jedoch noch nicht vollendet; und indem dadurch der Zusammentritt der beiden Räthe verzögert wurde, kam es, beim Lustwandeln in dem Garten von St. Cloud, zu Erklärungen zwischen den Abgeordneten der beiden Räthe. Da nun die des Raths der Alten nicht leugnen konnten, daß es auf einen Umsturz der Constitution abgesehen sei, die des Raths der Fünfhundert aber darein nicht willigen wollten: so war vorherzusehen, daß bedenkliche Auftritte nicht ausbleiben würden. Bonaparte hielt zu Pferde an der Spitze der Truppen. Sieyes und Ducos hatten am vergitterten Eingange von St. Cloud einen mit Sechsen bespannten Wagen, der ihrer wartete. Mehrere andere bedeutende Personen, bereit, im

Fall eines Umschlags, die Flucht zu ergreifen, waren auf dieselbe Weise gesichert. Übrigens bewies Sieyes sehr viel Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart; und indem man befürchtete, daß Jourdan, Augereau und Bernadotte die Truppen anreden könnten, war der Befehl ertheilt, Jeden, der dies wagen würde, niederzusäbeln, er möchte General oder Deputirter sein.

Die Sitzung der beiden Räthe nahm ihren Anfang um zwei Uhr. In dem der Alten wurde der Einspruch derjenigen Glieder, welche am abgewichenen Tage nicht einberufen waren, um der Erörterung des Versetzungs-Dekrets beizuwohnen, ohne Mühe beseitigt. Im Rathe der Fünfhundert nahm die Berathung gleich Anfangs eine andere Wendung. Kaum hatte der Abgeordnete Gaudin, im Auftrage Bonaparte's und Sieyes, auf die Bildung einer Kommission angetragen, welche über die Gefahren der Republik und über die wirksamsten Mittel zu Abwendung derselben berichten sollte, so brach ein fürchterlicher Sturm los. Von allen Seiten erscholl es: „Nieder mit den Diktatoren! Keine Diktatur! Es lebe die Constitution!“ — Der Abgeordnete Delbrel rief: „Die Constitution oder Tod! Die Bajonette erschrecken uns nicht; wir sind freie Menschen.“ — Diese Worte wurden dem Präsidenten Lucian Bonaparte ins Ohr geschrieen, der darüber in eine nicht geringe Verlegenheit gerieth und vergeblich zur Ordnung aufforderte. Mitten unter diesem Lärm brachte der Abgeordnete Grand-Maison in Vorschlag, daß man der Constitution des Jahres III. schwören sollte; und indem dieser Vorschlag angenommen wurde, sah selbst der Präsident sich genöthigt, den Lehnstuhl zu verlassen, um einen Eid zu leisten, der die Entwürfe seines Bruders zu Schanden machte.

Die Gefahr, welche sich hieraus entwickelte, war um so dringender, weil einflußreiche Patrioten, wie Jourdan und Augereau, in der Nähe waren, um die Truppen in

einem günstigen Augenblick auf ihre Seite zu ziehen. Bonaparte und Sieyes kamen also darin überein, daß man durch Handeln eingreifen müsse, und jener entschloß sich, an der Spitze seines Generalstabes vor den beiden Räthen aufzutreten. Auf dem Wege dahin stieß er auf Augereau, der ihm spottend zurief: „Ihr seid in einer schönen Lage!" — „Sie ist bei weitem nicht so schlimm, als die bei Arkole," erwiederte ihm Bonaparte. So trat er in den Saal der Alten.

Noch hatte er nie vor einer großen Versammlung geredet; und was für jeden Andern bedenklich war, mußte es zehnfach für ihn sein beim Eintritt in eine neue Laufbahn, die sich nicht übersehen ließ. Tief erschüttert und mit stotternder, jedoch starker Stimme, redete er den Rath der Alten also an: „Bürger-Repräsentanten, ihr befindet euch nicht in gewöhnlichen Umständen, wohl aber auf einem Vulkan. Erlaubt mir einige Erläuterungen. Ihr habt, die Gefahren der Republik erkennend, das gesetzgebende Corps nach St. Cloud verlegt und mich berufen, die Vollziehung eurer Dekrete zu sichern. Eurem Rufe folgend, habe ich meine Wohnung verlassen, und schon sprudelt man Verleumdungen gegen mich und meine Waffengefährten; man spricht von einem neuen Cromwell, von einem neuen Cäsar. Bürger, wäre eine solche Rolle meinem Wesen angemessen, so würde nichts leichter gewesen sein, als sie, bei meiner Rückkehr aus Italien, im Augenblick des schönsten Triumphes zu übernehmen, als das Heer und alle Parteien mich dazu einladeten. Ich verschmähete sie damals und verschmähe sie noch heute. Nur die Gefahren des Vaterlandes haben meinen und euren Eifer geweckt." Er ließ sich hierauf in eine Schilderung des Zustandes der Republik ein, die, von Parteien zerrissen, im Westen mit einem Bürgerkrieg, im Süden mit einer Verheerung bedroht sei. „Wenden wir," fuhr er fort, „so große Übel ab; retten wir die beiden Dinge, die so viele

Opfer gekoſtet haben: die Freiheit und die Gleichheit." — „So redet doch auch von der Conſtitution," unterbrach ihn der Deputirte Linglet. — „Conſtitution," fuhr Bonaparte fort; „wo wäre ſie denn? Ihr ſelbſt habt ſie zerſtört durch Verletzung der National-Repräſentation am 18. Fruktidor, durch Vernichtung der Volkswahlen am 22. Floreal, durch den Angriff auf die Unabhängigkeit der Direktoren am 30. Prairial. Alle Parteien wollen ſie vernichten, dieſe Conſtitution; alle haben mir dazu ihren Beiſtand angetragen. Ich habe es nicht gewollt; allein ich kann, wenn es ſein muß, Namen nennen" . . . So nennt ſie denn, erwiederte man ihm; verlangt einen geheimen Ausſchuß . . . Eine ſtarke Bewegung folgte auf dieſe Unterbrechung; und als Bonaparte wieder zu Worten kam, endigte er auf folgende Weiſe: „Umgeben von meinen Waffenbrüdern, werde ich im Stande ſein, euch zu unterſtützen. Ich berufe mich auf die tapferen Grenadiere, deren Bajonette ich ſehe und die ich ſo oft gegen den Feind geführt habe. Sollte irgend ein Redner, fügte er drohend hinzu, ein vom Auslande bezahlter Redner, darauf antragen, daß ich für vogelfrei erklärt würde, alsdann würde ich mich an meine Waffengefährten wenden. Bedenkt, daß die Göttin des Glücks und der Gott des Krieges mir zur Seite ſtehen."

Eingeſchüchtert durch dieſe verwegene Sprache, bot der Rath der Alten dem räthſelhaften General die Ehren der Sitzung an. Doch dieſer eilte in den Saal der Fünfhundert, um, wo möglich, auch dieſen zur Beſinnung zu bringen. Ihm folgten Grenadiere, die er am Eingange zurückließ. Um zu den Schranken zu gelangen, hatte er die mittlere Länge des Saales zurückzulegen. Kaum angelangt bei den Schranken, ſah er ſich von den heftigſten Reden beſtürmt, ſo daß er gar nicht zu Worte kommen konnte. „Was!" ſchrie man von allen Seiten, „hier Soldaten? hier Waffen? Was bezweckt man? . . .

Nieder mit dem Diktator! nieder mit dem Tyrannen!" — Eine nicht geringe Zahl der Abgeordneten verließ ihre Sitze, umringte den General und drang mit heftigen Reden auf ihn ein. „Wie," sagte man, „habt ihr nur gesiegt, um die Freiheit zu morden? Alle eure Lorbern sind verdorrt! In Schande hat sich euer Ruhm verwandelt! Ehrt den Tempel der Gesetze! Fort, fort aus dem Saal!" . . . Indem die Menge so auf ihn eindringt, geräth Bonaparte in Verlegenheit. Die Grenadiere, die er am Eingange zurückgelassen hat, eilen herbei, drängen die Abgeordneten zurück und tragen den General aus dem Saal. Hinterher wurde ausgesagt, Grenadiere hätten Dolchstöße erhalten, die gegen den General gerichtet gewesen wären; gewisser ist, daß einem dieser Grenadiere die Kleider zerrissen wurden, was leicht geschehen konnte, ohne daß Dolchstöße dabei wirksam waren. Wie es sich auch damit verhalten mochte: aus dem Saal verdrängt und in seinen Absichten und Erwartungen gleich sehr betrogen, schwang Bonaparte sich zu Pferde, erzählte den Truppen, daß man ihn hätte morden wollen, und wurde überall mit einem: Es lebe Bonaparte! empfangen.

Im Innern des Saales richtete sich der Sturm gegen Lucian Bonaparte, der seinen Bruder dadurch zu rechtfertigen suchte, daß er sagte, man hätte ihn zu Worte kommen lassen sollen. Die leidenschaftlichen Republikaner wiederholten ihr Nieder mit dem Tyrannen! und fügten nur allzu bald hinzu: „die Acht! die Acht! sie muß auf der Stelle erklärt werden." Dies fürchterliche Wort hatte Robespierre'n in den Abgrund gestürzt. Ausgesprochen gegen Bonaparte'n, konnte es ihm sehr leicht die Truppen abwendig machen. Lucian widerstand aus allen Kräften; als er aber nichts ausrichten konnte, warf er die Abzeichen der Präsidenten-Würde von sich und rief: „Elende, ihr wollt, daß ich meinen Bruder für vogelfrei erklären soll. Lieber entsage ich dem Lehnstuhl und begebe mich vor die

Schranken, um den Angeklagten zu vertheidigen." Mit diesen Worten verließ er den Saal.

Bonaparte befand sich in der Nähe des Saales, als dies vorging. Besorgt für das Leben seines Bruders und zugleich überzeugt, daß Rednerkünste die Versammlung nicht zur Besinnung zurückführen würden, beschloß er, Gewalt zu gebrauchen. Der entscheidende Zeitpunkt war gekommen und ein Rücktritt unmöglich. Darüber langte Lucian bei ihm an und erklärte den Truppen, daß der Rath der Fünfhundert aufgelöset sei. Murat und Leclerc führten nunmehr ein Grenadier-Bataillon nach dem Saal der Fünfhundert. Beim Anblick der Bajonette erhob sich im Innern desselben ein Geschrei, wie beim Anblick Bonaparte's. Es zu unterdrücken, wurde die Trommel gerührt. „Grenadiere vorwärts!" riefen die Offiziere. Die Grenadiere stürzten mit gefälltem Bajonet in den Saal, und zerstreuten die Abgeordneten, die, um ihr Leben zu retten, theils durch Seitenthüren, theils durch die Fenster entwischten. In einem Augenblick war der Saal geräumt und Bonaparte blieb im Besitz des Schlachtfeldes.

Diese Umwälzung zu Ende zu führen, wurde folgendes Mittel angewendet. Da der Rath der Alten für sich allein weder die Vertagung des gesetzgebenden Körpers, noch die Einführung des Konsulats dekretiren konnte, so brachte man von dem Rathe der Fünfhundert etwa 50 zusammen, durch welche man dies Dekret abfassen ließ. Der Inhalt desselben war: „Bonaparte, Roger-Ducos und Sieyes sind zu vorläufigen Konsuln ernannt und mit der vollziehenden Macht bekleidet; die Räthe sind vertagt bis zum 1. Ventose; sie werden ersetzt durch zwei Kommissionen, deren jede aus 25 Gliedern besteht und die beauftragt sind, die gesetzgebenden Maßregeln, welche die drei Konsuln für nöthig erachten können, zu billigen; die Konsuln und die Kommissionen haben die Bestimmung, eine neue Constitution zu entwerfen." — Dies Dekret wurde

dem Rath der Alten übergeben, der es gegen Mitternacht annahm. Mit der letzten Stunde des 10. Novembers war also die Umwälzung beendigt, welche Bonaparte'n zum Erben alles dessen machte, was seit der Hinrichtung Ludwigs XVI. in Frankreich vorbereitet war. Seit wenigen Monaten hatte er sein 30. Jahr zurückgelegt.

Zehntes Kapitel.

Bonaparte, erster Konsul. — Cambaceres und Lebrun werden seine Kollegen an Sieyes und Ducos Stelle. — Bemühungen des ersten Konsuls um einen allgemeinen Frieden. — Erneuerter Krieg in Italien und in Deutschland. — Schlachten. — Friede mit Österreich.

Ehe die ernannten drei Konsuln Bonaparte, Sieyes und Roger-Ducos St. Cloud verließen, schwuren sie dem Rathe der Alten den hergebrachten Eid, welcher auf Souveränetät des Volks, auf Einheit und Untheilbarkeit der Republik, auf Freiheit und Gleichheit, so wie auf Repräsentativ-System lautete. Den 11. November um 5 Uhr reiseten sie von St. Cloud ab, um sich nach dem Direktorial-Palast zu begeben, aus welchem Moreau inzwischen die beiden Direktoren Gohier und Moulins hatte entkommen lassen.

Bei dem nächsten Zusammentritt der drei Konsuln, welcher am Vormittage desselben Tages erfolgte, warf Sieyes die Frage auf: wer von ihnen den Vorsitz haben sollte? Diese Frage beantwortete Ducos in den Worten: „Ihr begreift ja, daß der General den Vorsitz hat.“ Wie sehr nun auch Sieyes darauf gerechnet haben mochte, daß Bonaparte die Gewalt mit ihm theilen und sich mit dem Oberbefehl über das Heer begnügen würde, so machte er doch gleich in der ersten Sitzung die Entdeckung, daß

Bonaparte's Einsichten in Dinge der Politik und der Verwaltung viel weiter reichten, als er bis dahin geglaubt hatte, und überrascht von dieser Entdeckung, sagte er nach beendigter Sitzung zu den Herren von Talleyrand, Cabanis, Röderer, Chazal und Boulay de la Meurthe, die ihm gerade in den Wurf kamen: „Jetzt, meine Herren, haben wir unsern Meister gefunden: er versteht alles, er macht alles, er kann alles."

Was am 9. und 10. November geschehen war, konnte schwerlich für mehr gelten, als für die Vollendung dessen, was das natürliche Entwickelungsgesetz hinsichtlich der Regierungsform für eine Gesellschaft von mehr als 25 Millionen gebieterisch fordert. Eingeleitet war, wie wir gesehen haben, die Zurückführung der Monarchie durch die Stiftung jenes Wohlfahrtsausschusses, mit welchem die Convents-Regierung allein zu irgend einer Autorität gelangen konnte. Die Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses hatte die Constitution des Jahres III. herbeigeführt; und in der Aufstellung eines aus fünf Mitgliedern zusammengesetzten Direktoriums lag, auf eine unverkennbare Weise, eine Annäherung an die Monarchie. Jetzt nun, wo auch die Direktorial-Form verbraucht war, blieb nichts weiter übrig, als die Monarchie zurück zu führen. Vorurtheile aller Art konnten entgegen wirken und besondere Abstufungen nothwendig machen, damit der Übergang weniger verletzte; allein die Sache selbst war deßhalb nicht minder nothwendig, wenn Frankreich zu einer bleibenden Ordnung gelangen sollte. Allerdings war die naturgesetzlich zurückkehrende Monarchie nicht die erbliche, und die angeborne Milde derselben konnte von vielen Seiten vermißt werden; doch wenn man das verbannte Herrschergeschlecht schon in dieser Zeit hätte zurückrufen wollen, so würde der Verwirrung dadurch nicht Einhalt geschehen und die Revolution nur in die Länge gezogen sein. Die Anfangs verschleierte, später aber ganz unverhüllte Monarchie Bonaparte's

hatte also für Frankreich wenigstens die glückliche Folge, daß, als auch sie verbraucht und abgenutzt war, die erbliche Monarchie mit Erfolg zurückkehren und nach und nach, unterstützt von einer zum Gehorsam zurückgebrachten Nation, ihre Segnungen verbreiten konnte.

Für den Augenblick war die Hauptsache, diejenigen Formen festzustellen, in welchen man regieren wollte. Hierbei war die Voraussetzung, daß für die Lösung dieser Aufgabe das Wesentlichste von Sieyes geleistet werden müsse; denn er galt für den Solon Frankreichs, und die allgemeine Meinung war, daß er die bessere Verfassung seit langer Zeit in Bereitschaft halte. Wirklich hatte sich in seinem metaphysischen Kopfe seit Jahren die Idee eines Regierungs-Organismus ausgebildet, der, wie viel Ähnlichkeit er auch mit dem monarchischen haben mochte, zuletzt doch nur ein Schattenbild desselben war. Da er in den Erörterungen, welche die neue Constitution veranlaßte, seinen Schatz nicht länger für sich behalten konnte, so rückte er endlich damit hervor. Was aber brachte er in Vorschlag? Einen Großwähler auf Lebenszeit, gewählt von einem erhaltenden Senat, ausgestattet mit einem Einkommen von 6 Millionen, umgeben von einer 3000 Mann starken Leibwache, wohnend in dem Palast von Versailles. Bei ihm sollten die fremden Gesandten akkreditirt sein, und eben so sollte er die Gesandten und Minister bei fremden Höfen akkreditiren. Alle Regierungshandlungen, die Gesetze und die Gerechtigkeitspflege sollten in seinem Namen vollzogen werden; und überhaupt sollte er der Repräsentant des Ruhms, der Macht und der Würde der ganzen Nation sein. Dabei sollte er zwei Konsuln ernennen: den einen für den Frieden, den andern für den Krieg. Zwar wurde ihm nicht das Recht versagt, die Konsuln abzusetzen und zu verändern; allein der erhaltende Senat sollte, wenn er eine solche Handlung für willkührlich und dem Volksvortheil entgegen hielte, den Großwähler verschlürfen dürfen.

Die Wirkung einer solchen Verschlürfung sollte einer Absetzung gleich kommen, die Stelle für einen andern Großwähler geöffnet sein und der Verschlürfte für den Überrest seines Lebens seinen Platz im Senat behalten . . .

So verhielt es sich mit dem Geheimniß, das Sieyes so lange bewahrt hatte. Sein Verschlürfungs-System konnte Keinem weniger gefallen, als dem Manne, der durch seine Persönlichkeit so hoch hervorragte, d. h. Bonaparte'n. Auch erklärte dieser sich auf der Stelle gegen dasselbe. „Hält sich," sagte er, „der Großwähler streng an den Verrichtungen, die ihr ihm vorschreibt, so wird er zwar ein Schatten sein, doch immer nur der abgemagerte Schatten eines taugenichtigen Königs. Kennt ihr einen Menschen so verwerflichen Charakters, daß er sich in solcher Äfferei gefallen könnte? Mißbraucht er sein Vorrecht, so ertheilt ihr ihm eine unumschränkte Gewalt. Wäre ich z. B. Großwähler, so würde ich bei Ernennung des Konsuls für den Krieg und des Konsuls für den Frieden zu beiden sagen: „Wählt ihr einen Minister, unterzeichnet ihr eine Urkunde ohne meine Einwilligung, so setze ich euch ab" . . . Ihr sagt zwar: der Senat seinerseits kann den Großwähler verschlürfen; allein das Mittel ist schlimmer, als das Übel und bei diesem Entwurfe hat niemand irgend eine Sicherheit. Auf der andern Seite, was kann die Lage dieser beiden ersten Minister sein? Der eine wird über die Minister der Justiz, des Innern, der Polizei, der Finanzen und des Schatzes gebieten; der andere über die des Seewesens, des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten. Der erste wird umgeben sein von Richtern, Verwaltern, Finanzmännern, kurz, von Leuten, welche die Feder führen; der zweite von den Epauletten-Trägern und den Leuten vom Degen. Der letztere wird Geld und Rekruten für seine Heere haben wollen; der andere wird Bedenken tragen, dergleichen zu bewilligen. Wer wird Schiedsrichter zwischen beiden sein? . . . Eine solche Regierung

ist eine monströse Schöpfung, aus Widersprüchen zusammengesetzt, die nichts Vernünftiges in sich schließen. Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, der Schatten einer Sache könne Ersatz geben für die Wirklichkeit."

Diese Bemerkungen schlugen ein System zu Boden, das selbst von seinem Urheber nicht vertheidigt werden konnte, sobald es einmal angegriffen war. Sieyes fühlte, von jetzt an, je mehr und mehr, daß er nicht zu Bonaparte'n paßte; und die Folge davon war, daß dieser die Meinungen immer ausschließender beherrschte. Während die Erörterung der angemessensten Regierungsform noch dauerte, brachte man auch, nach dem Muster der Vereinigten Staaten Nordamerika's, die Schöpfung eines Präsidenten in Vorschlag, der die Minister, die Staatsräthe und die sämmtlichen Vollziehungsbeamten wählen und dessen Verrichtungen zehn Jahre dauern sollten. Allein die Umstände waren so angethan, daß man glaubte, die Wahl eines Präsidenten müsse noch verschleiert werden. Zuletzt vereinigten sich die Meinungen für eine aus drei Konsuln zusammengesetzte Regierung, und zwar dergestalt, daß Einer, als Haupt der Regierung gedacht, die ganze Autorität vereinigte, weil er zu allen Stellen ernannte, indeß die beiden anderen nur seine vornehmsten Räthe wären. Mit Einem ersten Konsul hatte man den Vortheil der Einheit in der Leitung; mit den beiden anderen Konsuln, welche nothwendig befragt werden mußten und welche das Recht erhielten, ihre Namen unter das Protokol zu setzen, hoffte man die Einheit zu sichern und des republikanischen Geistes zu schonen. Dabei wurde festgesetzt, daß die drei Konsuln auf zehn Jahre gewählt werden sollten und auf eine unbestimmte Art wieder gewählt werden könnten. Ein erhaltender Senat, von welchem die Wahlen ausgehen sollten, ein Tribunat, welchem die Erörterung der Gesetzesvorschläge vorbehalten wurde, und ein gesetzgebender Körper, welcher die Dekrete abzufassen bestimmt war, bildeten

zusammen die Socialität der Regierung, diese als bloße Antriebskraft gedacht. Von ursprünglicher Freiheit, von Menschenrechten, von Urversammlungen, von Unabhängigkeit des Rednerstuhls, so wie von Unabhängigkeit der Presse, war in der Konsular-Charta des Jahres VIII. durchaus nicht die Rede; denn es kam auf nichts Geringeres an, als der Regierung den verlorenen Charakter der Einheit zurückzugeben, was, unter den vorwaltenden Umständen, nur durch Unterdrückung des Charakters der Gesellschaftlichkeit möglich war. Desto gewissenhafter war für den innigen Zusammenhang der Vollziehungsbehörden gesorgt. Sieyes und Roger-Ducos schieden als Konsuln aus, sobald die neue Constitution fertig war. An ihre Stellen traten Cambaceres und Lebrun, jener von Seiten seiner Rechtskenntnisse, dieser von Seiten seiner verwaltenden Einsichten geachtet. Jene gingen in den erhaltenden Senat über, worin sie sich zu einer bleibenden Verdunkelung verurtheilten.

Bekleidet mit dem Vorschlag der Gesetze und ihrer Vollziehung, mit der Leitung der ganzen innern Verwaltung, mit dem Vorrecht des Krieges und des Friedens, kurz mit allen Attributen der höchsten Gewalt, beerbte der Erste Konsul an Einem Tage die Monarchie und ihren Gegensatz. Auch verfügte er mit gleicher Freiheit über Menschen und Dinge. Der Palast der Direktoren wurde dem Senat, der bekannte Palais-Royal dem Tribunat, der Palast Bourbon dem gesetzgebenden Körper eingeräumt. Dagegen wurden die Tuilerien zum Aufenthalt der Konsuln erkoren. Die Versetzung vom Luxemburg dahin bildete eine glänzende Ceremonie, worin sich der ganze Luxus des soldatischen Königthums entwickelte. Nach wenig Tagen ging man von dem vertraulichen Ton, der unter dem Direktorium geherrscht hatte, zu den höfischen Sitten des Königthums über. Man ging bei dem Ersten Konsul zu Hof, wie ungelenk man sich dabei Anfangs auch nahm. Dies war

die Zeit der Widersprüche für Frankreich. Über dem Eingang des konsularischen Palastes las man: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — Einheit und Untheilbarkeit der französischen Republik; so wie an dem Wachhause der ehemaligen Schweizer-Garde die Worte: den 10. August 1792 wurde das Königthum abgeschafft; es wird nie wieder entstehen. Hieraus hätte man folgern mögen, die Macht wolle der Gleichheit, der Gehorsam der Freiheit sich gleich stellen, was doch keineswegs der Fall war.

Erfüllt von dem hohen Berufe, den er sich selbst gegeben hatte, suchte und fand Bonaparte die Gehülfen, deren er so dringend bedurfte. Berthier wurde, an Dubois-Crancé's Stelle, zum Kriegsminister, Abrial zum Justizminister ernannt; Gaudin erhielt die Finanzen; Forfait, berühmt als Ingenieur, wurde an die Spitze des Seewesens, Laplace, der Mathematiker, an die des Innern, Talleyrand an die der auswärtigen Verhältnisse, und Fouché, der geschmeidige, in alle Sättel gerechte Fouché, an die des Polizei-Wesens gestellt. Auf diese Weise unterstützt, begann der neue Herrscher die Wiedergeburt der Regierung.

Alles befand sich in dem stärksten Verfall. Man kannte nicht einmal den Bestand des Heeres, und sah sich daher genöthigt, Offiziere auszusenden, welche die Stärke der einzelnen Bestandtheile dieses Heeres an Ort und Stelle erkunden mußten. Die Artillerie war in dem kläglichsten Zustande; die Auflösung des Seewesens konnte kaum noch weiter gehen. Um die Kosten des 18. und 19. Brümäre bestreiten zu können, hatte man sich genöthigt gesehen, den Beistand des Bankiers Collot anzusprechen; so leer waren die Staatskassen gewesen. Von dem Verhältniß Frankreichs zu den Mächten des festen Landes macht man sich den vollständigsten Begriff, wenn man sich erinnert, daß unmittelbar nach dem Tage, welcher die Alleinherrschaft in Bonaparte's Hände legte, in Paris nur zwei

Diplomaten vorhanden waren: ein Gesandter des Königs von Spanien, wegen der spanischen Flotte, welche in Brest zurückgehalten wurde, und ein Geschäftsträger des Herzogs von Zweibrück, der vor Kurzem Kurfürst von Baiern geworden war. Der Krieg mit England, Rußland, Österreich und Neapel dauerte fort. In Italien waren die Franzosen bis nach Genua zurückgedrängt worden, und Massena, der an ihre Spitze getreten war, sah sich, in der Hauptstadt dieses Freistaates, von Melas belagert, von aller Aussicht auf Beistand abgeschnitten.

Jeder Andere würde in dieser Lage der Dinge sich selbst aufgegeben haben. Nicht so Bonaparte. Gestählt durch seinen Ruhm, getrieben von seinem Ehrgeiz, vertraute er dem Charakter der Franzosen und fand sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Wie verschieden auch die Ansichten der Einzelnen von ihm waren, indem einige den Stifter einer neuen Dynastie, andere einen großmüthigen Monk in ihm sahen, der das vertriebene Fürstengeschlecht zurückzuführen bestimmt sei: alle unterwarfen sich den Opfern, welche dargebracht werden mußten, wenn die Ordnung wiederkehren sollte. Selbst die Häupter der Vendeer stellten sich, auf die leiseste Aufforderung, in Paris ein, um, wo möglich, Verträge mit dem Ersten Konsul abzuschließen, welche auf die Zurückführung der Monarchie abzweckten. Die Herren von Daudigne und Hyde de Neuville wurden Bonaparte'n Nachts vorgestellt. Ihr Antrag ist leicht zu errathen. Bonaparte's Antwort war: „Ich vergesse, was geschehen ist und eröffne der Zukunft ein weites Feld. Wer auf geradem Wege daher schreitet, wird beschützt und belohnt werden; wer sich dagegen zur Rechten oder zur Linken verirrt, den wird der Blitzstrahl treffen. Laßt alle Vendeer, welche sich der National-Regierung anschließen und unter meinem Schutz leben wollen, der Heerstraße folgen, die ihnen geöffnet ist; denn eine von den Ausländern beschützte Regierung wird nie von dem französischen Volke

angenommen werden und nur über fünfmalhundert tausend Leichen würden die Bourbons nach Frankreich zurückkommen können.“ George Cadoudal schlug die Augen nieder, als der Erste Konsul ihm sagte: „unstreitig werde er, von jetzt an, mit den Gesinnungen, die ihn empor gebracht hätten, die eines Vaterlandsfreundes vereinigen, um das Elend seines Geburtslandes abzukürzen;“ und als er hierauf seine Pässe verlangte, wurde diesen der Befehl hinzugefügt, daß er Paris auf der Stelle verlassen möchte.

Nach der Bekanntmachung der neuen Constitution, welche schon den 15. December 1799 erfolgte, lag Bonaparte'n alles daran, daß man nicht bloß in Frankreich von ihm glauben möchte, er wolle den Frieden. Die ganze Lage der Dinge brachte nichts so sicher mit sich, als den Fortgang des Krieges, und ihm selbst, dessen vorzüglichste Tugend im Heerführer-Talent abgeschlossen war, hätte nichts Schlimmeres begegnen können, als wenn eine allgemeine Geneigtheit zum Frieden ihm die Gelegenheit, ein neues großes Verdienst um Frankreich zu erwerben, geraubt hätte. Nichts desto weniger fand er es seiner Lage angemessen, den Verbündeten Friedensanträge zu machen, wäre es auch nur, damit man nicht von ihm sagen möchte, er habe für die Abwendung großer Gefahren nicht Alles gethan. Er wendete sich demnach zunächst an den König von England mit einem Schreiben, dessen Inhalt eine Wiederholung der Phrasen war, welche er im Jahre 1797 an den Erzherzog Karl gerichtet hatte. „Soll“ — so fragte er, seine Gelangung zur höchsten Magistratur anzeigend — „soll der Krieg, welcher, seit acht Jahren, vier Welttheile verheert, ewig sein? Giebt es kein Mittel, sich zu verständigen? Wie! können die beiden aufgeklärtesten Völker Europa's, sie, welche mächtiger und stärker sind, als ihre Sicherheit und Unabhängigkeit es fordern, dem Irrwahn eitler Größe, die Wohlthat des Handels, das innere Glück und die Wohlfahrt der Familien aufopfern? Wie!

fühlen sie nicht, daß der Friede, so wie er das erste Bedürfniß ist, so auch den höchsten Ruhm gewährt? Können Gesinnungen dieser Art dem Herzen Ew. Majestät fremd sein? . . . Ew. Majestät werden in dieser meiner Eröffnung nichts weiter sehen, als mein aufrichtiges Verlangen, zum zweiten Male zur Wiederherstellung des allgemeinen Friedens beizutragen. Frankreich und England können durch den Mißbrauch ihrer Kräfte noch sehr lange, zum Unglück aller Völker, ihre Erschöpfung verspäten; allein ich wage, zu behaupten, daß das Loos aller ziviliſirten Völker sich an das Ende eines Krieges knüpft, der die ganze Welt umfaßt."

England hätte nicht sein müssen, was es in diesen Zeiten war — England hätte, vor allen Dingen, nicht von Pitt, dem Sohne Chathams, regiert werden müssen, wenn die Antwort auf diesen Friedensantrag auch nur einen Augenblick hätte zweifelhaft bleiben sollen. Sie fiel im Allgemeinen dahin aus, „daß England den Frieden nicht eher unterzeichnen könne, als bis Frankreich in seine alten Grenzen zurückgetreten sein würde." Diese Antwort war der Idee des Gleichgewichts eben so gemäß, als dem von Pitt verfolgten Gedanken, London zum Stapelort der ganzen Welt zu machen, d. h. jede fremde Handelsthätigkeit der brittischen unterzuordnen. Es wurde ihr aber eine persönliche Beleidigung hinzugefügt, indem Pitt, man weiß nicht in welcher Anschauung, bei jeder Gelegenheit wiederholte: „in jedem Falle nur keinen Frieden mit diesem Menschen!" So bezeichnete er Bonaparte'n.

Gleich unfruchtbar war der Versuch des Ersten Konsuls, Österreich für den Frieden zu gewinnen; denn nicht genug, daß diese Macht dem mit England geschlossenen Vertrage nicht untreu werden konnte, ohne sich aufs Empfindlichste zu schaden, wollte sie auch die in Italien errungenen Vortheile retten; und vermöge dieses Umstandes fand der brittische Premierminister seine stärkste Stütze in dem Minister

Thugut. Baiern, wenn gleich mißvergnügt, folgte dem Antriebe Österreichs, dem es sich für den Augenblick nicht entziehen konnte. Im nördlichen Deutschland dagegen blieb Preußen seinem Neutralitäts-Systeme getreu; und um es noch mehr darin zu befestigen, trug der Erste Konsul kein Bedenken, seinen Bruder Ludwig nach Berlin zu senden, wo er beinahe ein ganzes Jahr verweilte. Preußens Beispiel bestimmte Dänemark und Schweden. In Rußland wirkten besondere Umstände zum Vortheil Frankreichs. Ungehalten über den Ausgang des letzten Feldzugs und aufgebracht von der Politik der Engländer, welche, um im mittelländischen Meere zu herrschen, Malta nicht an den Orden, dessen Beschützer der russische Kaiser war, zurückgeben, sondern es für sich behalten wollten, war Paul der Erste nur allzu geneigt, die Coalition ihrem Schicksale zu überlassen. In dieser Stimmung erfuhr er, daß Bonaparte jene russischen Kriegsgefangenen, welche in Holland und in der Schweiz in Frankreichs Hände gefallen waren, neu bekleidet und ohne alles Lösegeld in ihre Heimath zurückgesendet habe. Hierdurch mehr, als jemals, für Bonaparte'n eingenommen, rief er seine Truppen aus Deutschland nach Rußland zurück. Als Suworow, der im Laufe seiner Siege den Fürstentitel mit Ehrenbezeigungen, wie sie sonst nur dem Kaiser erwiesen werden, erhalten hatte, in Petersburg angelangt war, fand er statt des Triumphs, der ihm unter anderen Umständen würde zu Theil geworden sein, eine kalte Aufnahme und einen — frühzeitigen Tod; denn er starb sechzehn Tage nach seiner Ankunft vor Gram.

Sofern nun der Krieg fortgesetzt werden mußte, hatte Bonaparte es nur mit Österreich und mit England zu thun, und darin lag für ihn nichts Abschreckendes; in der That um so weniger, weil England in diesen Zeiten noch keine Landmacht hatte, die im Mindesten furchtbar gewesen wäre. Die tiefe Verstellung, welche ihm von jeher eigen war, brachte jedoch mit sich, daß er alles hervorsuchte, was die

Meinung verbreiten konnte, Frankreich sei so abgeschwächt, daß es den erneuerten Angriffen keinen wesentlichen Widerstand leisten könnte; alles, was durch die öffentlichen Blätter zur allgemeinen Kunde gelangte, verkündigte kaum etwas Anderes. Indeß traf er nur solche Anstalten, wodurch große Erfolge vorbereitet werden. Um den bedeutenden Theil des französischen Heeres, welcher bisher zur Bändigung der Vendee hatte verwendet werden müssen, zu seiner Verfügung zu erhalten, beruhigte er vor allen Dingen die Royalisten dieser rebellischen Provinz: ein Geschäft, das durch Fouché zu Stande gebracht wurde. Er kam sodann den Ausgewanderten halben Weges entgegen: von 80000, welche auf der Liste standen, blieben nur etwa 1000 auf derselben; alle übrigen wurden nach und nach gestrichen und erhielten freien Zutritt, zum Theil sogar Anstellung. Die katholische Religion wurde zwar noch nicht für die Staats-Religion erklärt; allein es wurden Pius VI., der den 29. August zu Valenza gestorben war, feierliche Obsequien gehalten, und während der alte Erzbischof von Paris, Juigné, in seine Diözes zurücktrat, begünstigte der Erste Konsul die Wahl des Bischofs von Imola, dessen Bekanntschaft er auf seinen italienischen Feldzügen gemacht hatte, und der den 10. März 1800 wirklich den St. Petersstuhl bestieg. Eine Hauptsorge des Ersten Konsuls war die Verbesserung der Gerechtigkeitspflege: jedes Arrondissement erhielt ein Tribunal; jedes Departement einen peinlichen Gerichtshof; das ganze französische Gebiet 29 Appellations-Höfe. An die Stelle der Direktorien in den Departements, Arrondissements und Distrikten traten Präfekturen und Unter-Präfekturen. Kurz: es gewann das Ansehn, als ob der berühmteste General seiner Zeit nur Friedenskünste üben wolle und auf nichts weniger bedacht sei, als auf eine nachdrückliche Fortsetzung des Krieges.

Mitten unter diesen Anstrengungen war Bonaparte nur darauf bedacht, wie er seine Gegner irre leiten wolle

hinsichtlich des Plans, den er für den nächsten Feldzug für den einzig angemessenen hielt. Sein Hauptgedanke war, dem österreichischen Heere, das in Ober-Italien operirte, in den Rücken zu dringen und es zu einer entscheidenden Schlacht zu nöthigen. Um nun dies mit der erforderlichen Sicherheit zu vollbringen, sollte Moreau, den er zum alleinigen Vertrauten seines Geheimnisses machte, von dem Rhein-Thal in das Donau-Thal eindringen und den österreichischen General Kray, welcher an der Stelle des Erzherzogs Karl befehligte, so beschäftigen, daß er nicht auf den Einfall gerathen könnte, den in Italien unter Melas kämpfenden Österreichern zu Hülfe zu kommen. Dijon wurde als der Sammelplatz der Nachhut bezeichnet. Die Lage dieses Orts in gleicher Entfernung von Basel, von Martigny und von Chambery, wendete die Aufmerksamkeit ab von dem Var-Fluß, auf welchen sie bisher gerichtet gewesen war; da man jedoch Bonaparte's Hauptgedanken, der im Grunde nur eine Wiederholung desjenigen war, wodurch Hannibal die Römer in Verlegenheit gesetzt hatte, nicht faßte, so blieb die Vorstellung von der Schwäche der Franzosen um so vorherrschender, weil die Nachhut zu Dijon nur sehr langsam anwuchs und immer gleich unbedeutend blieb.

Den 1. Mai ging Moreau, an der Spitze eines mehr als 150,000 Mann starken Heeres, an sechs Orten zugleich über den Rhein; und indem er diesen Übergang von Constanz bis Kehl vollzog, verhinderte er die Österreicher, bei Stein und Schafhausen über den Rhein zu setzen. Moreau's Untergenerale waren Richepanse, St. Susanne, St. Cyr und Lecourbe. In Folge der Thätigkeit dieser Generale sah Kray sich schon den 3. Mai angegriffen, und nach sechzehn Stunden durch die Ankunft der Division Richepanse bei Engen geschlagen. St. Susanne besetzte am 4. Mai das Breisgau; und indem die 12 Divisionen des französischen Heeres rastlos vorrückten, erfuhr Kray bei Möskirch am 5. eine zweite Niederlage, die ihm, nachdem er von

Biberach zurückgedrängt war, keine andere Wahl ließ, als sein Hauptquartier zuerst nach Memmingen und von da nach Ulm zu verlegen.

Inzwischen hatte auch Bonaparte seinen Palast verlassen, um den großen Gedanken, durch welchen er seine Herrschaft zu befestigen hoffte, ins Werk zu richten. Den 6. Mai hielt er Heerschau bei Dijon. Die daselbst versammelten Truppen überstiegen nicht die Zahl von 8000 Mann: meistens junge Einberufene, deren Anblick zu Entwerfung eines Zerrbildes verführte, das in England erschien und einen zwölfjährigen Knaben neben einem Invaliden mit hölzernen Beinen darstellte mit der Unterschrift: Bonaparte's Reserve-Armee.

Was man weder in England noch auf irgend einem andern Punkte Europa's wußte, war, daß das für Italien bestimmte Heer sich auf verschiedenen Wegen nach Lausanne begab, von wo aus der Übergang über den großen St. Bernardsberg versucht werden sollte. Bonaparte hatte diese Straße dem gewöhnlichen Wege über den Mont Cenis aus keinem andern Grunde vorgezogen, als weil sie, wenngleich beschwerlicher, ihn in ein mehr gedecktes Land brachte, wo er Turin zur Rechten behielt und seine Bewegungen länger verborgen halten konnte, als auf der Heerstraße nach Savoyen, auf welche die Aufmerksamkeit seiner Gegner ausschließend gerichtet war. Während seines Aufenthaltes zu Genf machte der ehemalige Finanz-Minister Necker ihm seine Aufwartung, doch ohne irgend einen Eindruck auf das Gemüth des Ersten Konsuls zu machen, der längst mit sich selbst darüber einig war, daß Necker seinen Ruf nur in einer Zeit habe gewinnen können, wo richtige Einsichten in die Finanz-Verwaltung wenig verbreitet gewesen.

Der Übergang über den großen St. Bernardsberg für ein Heer in voller Ausrüstung war unstreitig mit großen Schwierigkeiten verbunden, die nur sehr allmälig und unter heftigen Anstrengungen besiegt werden konnten; wir ver-

weilen aber nicht bei denselben, weil die Umstände, welche diesen Übergang nöthig gemacht hatten, schwerlich noch einmal eintreten werden. Auf der Rückseite des Berges im Thale von Ivrea stieß das Heer auf ein neues Hinderniß in der Bergfestung Bard, die von einem entschlossenen österreichischen Offizier vertheidigt wurde. Man machte einen Versuch, dies Nest zu erstürmen; als dieser aber fehlgeschlagen war, zog das Heer, mit unsäglicher Anstrengung seitwärts über den Berg Albardo, während man Mittel fand, das Geschütz in der Nacht über ausgebreitete Matratzen und Mistlagen bis zu dem Punkte fortzuschaffen, wo es, unerreichbar von den Kanonen der Bergfestung, wieder von Pferden gezogen werden konnte. Ivrea, unbesetzt von den Österreichern, eröffnete seine Thore, sobald die französische Vorhut vor denselben erschienen war.

Verstand sich je ein Feldherr auf eine kluge Benutzung aller sich ihm darbietenden Vortheile, so war es Bonaparte. Den Eindruck, den seine unerwartete Ankunft in Ober-Italien verursachte, gewissenhaft benutzend, wendete er sich ohne Zeitverlust nach Mailand, um die Wiederherstellung der risalpinischen Republik zu verkündigen, deren erster Urheber er war. In Mailand fehlte es ihm nicht an alten Anhängern, unter deren Mitwirkung er sich nicht bloß in den Besitz der von den Österreichern gesammelten Vorräthe, sondern auch in den ihrer Geheimnisse, sofern sie das Heer betrafen, setzte. Die Operations-Linie der Österreicher war durchschnitten, und es kam, von jetzt an, nichts weiter in Betracht, als wie es anzufangen sei, das feindliche Heer zu vernichten, um wieder zurückzutreten in den Besitz Ober-Italiens.

Bonaparte verlegte sein Hauptquartier nach Pavia, indem er Entsendungen nach Brescia und nach der Citadelle von Turin veranstaltete. Zu Pavia bemächtigte er sich eines Vorraths von Pontons, welcher, in Verbindung gesetzt mit Handelskähnen, die Mittel zum Übergang über

den Po hergaben. Er schickte Truppen nach Parma und nach Placenza und stellte sich an die Spitze derer, welche bei Pavia über den Fluß setzen sollten. Durch den General Lannes wurde der Übergang bewerkstelligt; und sobald das Heer sich auf dem rechten Po-Ufer befand, begab sich der Erste Konsul mit demselben von Stradella nach Montebello.

Inzwischen hatte General Massena am 4. Juni in Genua kapitulirt, ohne Kriegsgefangener geworden zu sein. Melas, von Bonaparte's Ankunft in Mailand unterrichtet, verhehlte sich zwar nicht, daß er von seiner Operations-Linie abgeschnitten war; doch beruhigte er sich jetzt noch durch den Gedanken, daß Bonaparte nicht stark genug sei, ihm nachhaltigen Widerstand zu leisten. In diesem Vertrauen gab er den Kampf am Var auf, und befehligte dem General Ott, welcher Genua belagert hatte, mit seiner ganzen 40000 Mann starken Macht zu ihm zu stoßen. Ehe Ott die Vereinigung bewerkstelligen konnte, hatte er einen schweren Kampf mit dem General Lannes zu bestehen: einen Kampf, welcher den Österreichern 3000 Todte und 5000 Gefangene kostete. Als nun Melas alle seine Kräfte zwischen dem Po und dem Tanaro vereinigte, glaubte Bonaparte, in den Ebenen von St. Giuliano auf sie stoßen zu können. Den 13. Juni vertrieb er die 5000 Mann, welche General Ott in dem Dorfe Marengo zurückgelassen hatte; und von jetzt an entwickelte sich in ihm der Gedanke, daß Melas einer Schlacht ausweichen wolle. Dies zu verhindern, stellte er sich zwischen der Bormida und Marengo bei der Pedrabona auf. Nichts lag jedoch weniger in Melas Absicht, als nicht zu schlagen. Er drang am 14. Juni über eine Brücke der Bormida, welche die Franzosen nicht in ihre Gewalt gebracht hatten, in die rechte Flanke des französischen Heers, und dieser Angriff war so heftig, daß in wenigen Augenblicken alles, was Widerstand leisten wollte, über den Haufen geworfen war. Im Fortgange der Schlacht wurde selbst der Mittelpunkt durchbrochen,

ohne daß Bonaparte's Kunst dies verhindern konnte. Es erfolgte ein allgemeiner Rückzug; und die Schlacht war bis um 5 Uhr Nachmittags für die Franzosen unbedingt verloren. Jetzt kam Desaix mit zwei Divisionen von Novi zurück, wohin ihn Bonaparte in der Voraussetzung gesendet hatte, daß Melas ihm von dieser Seite entkommen könnte. So verstärkt, ließ Bonaparte auf dem linken Flügel seines Centrums das ganze Heer eine Front-Veränderung vollziehen. Der Kampf hob jetzt von neuem an. Auf Desair's Entschlossenheit und Standhaftigkeit beruhete der Erfolg. Eine Flintenkugel streckte ihn zu Boden. Der Verlust war groß; allein er wurde dadurch übertragen, daß seine Division wüthend in die feindlichen Reihen eindrang und diese in Unordnung brachte. Die Nähe des Generals Kellerman an der Spitze von 600 Pferden (dem traurigen Überreste der Reiterei, die sich den ganzen Tag geschlagen hatte) vollendete den Sieg unter Mitwirkung eines besondern Umstandes. Melas, bejahrt und ermüdet, war nämlich nach den ersten glücklichen Erfolgen, nach Alessandria zurückgekehrt und hatte die Verfolgung dem General Zach übertragen. Indem nun dieser durch eine rasche Bewegung Kellermans mit seinem ganzen Stabe gefangen genommen wurde, und indem zu gleicher Zeit die Brücke, über welche die Österreicher vorgedrungen waren, durch die von Bonaparte'n angeordnete Front-Veränderung in die Gewalt der Franzosen zu kommen drohete, entstand im österreichischen Heere eine solche Verwirrung, daß nicht weniger als 8000 Mann Reiterei zuerst die Flucht ergriffen und daß alles ihnen nachstürzte, um der Kriegsgefangenschaft zu entgehen. Die Franzosen verfolgten bis um 10 Uhr Abends, wo sie am Ufer der Bormida Halt machten. Die Tropäen der Schlacht bei Marengo (denn diese Benennung erhielt dieser verhängnißvolle Kampf) waren 5000 Todte, 8000 Verwundete, 7000 Gefangene, 30 Kanonen und 12 Fahnen.

Am folgenden Morgen stand Bonaparte im Begriff, den Kampf zu erneuern, als in seinem Hauptquartier zu Gorofollo ein Parlementär anlangte, der im Namen des österreichischen Obergenerals auf einen Waffenstillstand antrug. Diesen zu verweigern, war um so weniger irgend ein Grund vorhanden, da auch das französische Heer sehr mitgenommen war. Bonaparte sendete also den General Zach, der sich in seiner Nähe befand, an Melas; und nachdem durch Zach das Nöthige vorbereitet war, begab sich General Berthier nach Alessandria, wo er mit Melas eine Übereinkunft schloß, wodurch dieser sich verbindlich machte, sich hinter die Etsch zurückzuziehen, dergestalt, daß er die festen Plätze Piemonts, so wie die Festungen Oberitaliens bis an den Mincio an Frankreich zurückgäbe. Festgesetzt wurde zugleich, daß Mantua, Peschiera, Borgoforte nebst dem linken Po-Ufer in der Gewalt der Österreicher blieben, das Land zwischen der Chiesa und dem Mincio neutral sein und der Waffenstillstand, welche Billigung er auch in Wien finden möchte, erst nach zehntägiger Aufkündigung aufgehoben werden sollte.

Die Nachricht von dem, was in Italien vorgegangen war, langte zu Wien in einem Augenblick an, wo das österreichische Kabinet einen neuen Vertrag mit England abschloß, durch welchen es sich gegen einen während des Krieges unverzinslichen Vorschuß von 2 Millionen Pf. Sterling anheischig machte, keinen einseitigen Frieden, ja nicht einmal eine einseitige Unterhandlung mit dem gemeinsamen Gegner einzugehen. Tief erschüttert durch den Ausgang der so eben beschriebenen Schlacht, wurde dieser Vertrag noch mehr erschüttert durch den Fortgang der französischen Waffen in Deutschland, wo Moreau einen Vortheil nach dem andern davon trug, und, nachdem sein rechter Flügel am 23. Juli den Übergang über die Donau bei Blendheim und Dillingen erzwungen hatte, vier Tage später Augsburg und München besetzte. Unfähig, dem

Andrange eines übermächtigen Feindes zu widerstehen und nach Überwältigung des in Graubündten stehenden Armee-Corps selbst für die Erbstaaten besorgt, that Kray Anträge zu einem Waffenstillstand, welche Moreau nicht zurückwies. Zu Parsdorf wurde den 15. Juli eine Übereinkunft getroffen, wodurch die beiden rheinischen Kreise, der schwäbische und ein großer Theil des fränkischen und baierschen in die Gewalt der Franzosen gestellt, oder (wie man sich in diesen Zeiten ausdrückte) dem Schutze der französischen Redlichkeit anvertraut wurden. Da mehrere unglückliche Gefechte diesem Waffenstillstande vorangegangen waren, so rechnete man in Deutschland auf einen nahen Frieden, um so mehr, weil der österreichische General St. Julien sich bereits nach Paris begeben hatte, wohin Bonaparte, nachdem er zu Mailand einem feierlichen Te Deum beigewohnt und eine Staats-Konsulta angeordnet hatte, zurückgekehrt war. Wirklich wurde schon am 28. Juli zwischen dem General St. Julien und dem Herrn von Talleyrand ein Präliminär-Vertrag geschlossen, der den Frieden von Campo-Formio mit der wesentlichen Abänderung erneuerte, daß Österreich seine Entschädigungen in Italien, nicht in Deutschland finden sollte. Nichts würde der Vollziehung dieses Präliminär-Vertrages im Wege gestanden haben, wenn Österreich sich nicht des letzten, mit England abgeschlossenen Vertrages erinnert hätte. Der Kaiser verwarf also, was St. Julien in Paris zu Stande gebracht hatte und brachte dagegen eine neue Verhandlung in Vorschlag, zu welcher auch England hinzu gelassen werden sollte. Dem ersten Konsul war dieser Vorschlag genehm, weil er die Aussicht auf große Vortheile darbot; da aber England in den Unterhandlungen, welche er wegen Auswechselung der Kriegsgefangenen mit dieser Macht angeknüpft hatte, sich einer Ausdehnung des Waffenstillstandes auf die Meere aufs Eigensinnigste versagte: so scheiterte zuletzt alles an der eigensüchtigen Politik des brittischen Premier-Ministers.

überzeugt also, daß Österreich durch den von ihm gemachten Vorschlag nur Zeit zur Sammlung neuer Streitkräfte gewinnen wollte, kündigte Bonaparte zu Anfang des Septembers die Stillstände von Alessandria und Parsdorf auf.

Diese Aufkündigung setzte das Wiener Kabinet in eine nicht geringe Verlegenheit; indeß erkaufte es eine längere Frist durch die Übergabe der drei Festungen Ingolstadt, Ulm und Philippsburg, so wie durch die Entlassung des Ministers Thugut, dessen Nachfolger der Graf Ludwig von Cobenzl wurde. Der neue Minister begab sich nach Paris, wo eine Friedensunterhandlung verabredet wurde, die zu Lüneville gehalten werden sollte. Joseph Bonaparte und der Graf von Cobenzl gingen dahin ab; und nun zweifelte Niemand mehr an der Rückkehr des Friedens. Da jedoch das kaiserliche Kabinet standhaft darauf beharrete, daß es nur in Gemeinschaft mit England Frieden schließen werde: so wurde der Krieg den 28. November erneuert. Der Kaiser hatte inzwischen seinen Bruder, den Erzherzog Johann, an Kray's Stelle zum Oberfeldherrn in Deutschland ernannt. Auf den beiden Flügeln der gegenseitigen Heere erfolgte nichts Entscheidendes; als aber am 3. December die beiden Mittelpunkte bei Hohenlinden auf einander stießen, trug Moreau einen Sieg davon, der kaum noch glänzender sein konnte; denn nicht genug, daß er 10000 Gefangene machte, erbeutete er 80 Kanonen und 200 Munitions-Wagen. Österreichs Kraft war jetzt so sehr gebrochen, daß selbst die Erscheinung des Erzherzogs Karl, der aus Böhmen herbei geholt war, nichts beleben konnte. Erzählt wird, daß dieser Prinz beim Anblick des geschlagenen Heeres sich nicht habe der Thränen enthalten können. Verfolgt von den Franzosen zogen sich die kläglichen Überreste über den Inn, die Salza, den Trann und die Ens zurück. Nur zwanzig Stunden von Wien stand der Feind, als man am 25. December über einen dreißigtägigen Waffenstillstand einig wurde, der die härtesten Bedingungen

mit sich führte; denn außer Würzburg, Braunau, Kufstein und der Scharnitz mußten dem Feinde Stellungen zugestanden werden, welche ihm ein furchtbares Übergewicht für die Fortsetzung des Krieges gegen die Erbstaaten gaben. Den 28. December wurde dieser Waffenstillstand bekannt gemacht und den 31. desselben Monats erklärte der Graf von Cobenzl, daß er berechtigt sei, auch ohne englischen Beitritt zu unterhandeln. So sank das achtzehnte Jahrhundert für Deutschland ins Grab.

Eilftes Kapitel.

Bonaparte's Rückkehr nach Paris. — Neue Schöpfungen des Ersten Konsuls. — Antwort desselben auf zwei Zuschriften des Prätendenten. — Mordversuche. — Friede von Lüneville.

Kaum war der Waffenstillstand, welcher den Krieg in Italien beendigte, zu Alessandria unterzeichnet, so trat Bonaparte den Oberbefehl über die italienische Armee an Massena, den über das Heer von Genua an Suchet ab, und begab sich nach Mailand, um einem Te Deum wegen des glücklichen Ausgangs der Schlacht bei Marengo beizuwohnen. Sobald er nun die nöthigen Anstalten zur Wiederherstellung des alten Verhältnisses der cisalpinischen Republik getroffen hatte, ging er über Turin und Lyon nach Paris zurück, von wo aus er den Feldzug bis zum nahen Frieden zu leiten gedachte. Überall mit dem Ausdruck des Erstaunens und der Bewunderung empfangen, bewegte er sich gleich einem Zauberer nach der Hauptstadt Frankreichs. Hier, wo man, auf die erste sichere Nachricht von dem Ausgange der Hauptschlacht, erleuchtet hatte, war die Freude über seine glückliche Zurückkunft nicht geringer, als zu Lyon, dessen Wiederaufbau er angeordnet, und zu Dijon, wo er, auch ohne eine solche Wohlthat, Mühe gehabt hatte, sich der Begeisterung zu entziehen, womit man sich von allen Seiten zu ihm drängte.

Die ersten Tage seines Aufenthalts in der Hauptstadt verstrichen unter Festen. Nach dem 14. Juli, dem Jahrestag der Conföderation von 1789, welcher auf dem Märzfelde gefeiert wurde, wendete er sich den ernsten Arbeiten zu, die vollbracht werden mußten, wenn Frankreich jemals zu einem innern Frieden gelangen sollte. Unterstützt von den Einsichten Gudins, den er zum Finanzminister ernannt hatte, schuf er die Bank, die Tilgungskasse und das sogenannte Enregistrement, das letzte als eine beträchtliche Quelle von Einkünften. Dabei nahm er umständliche Kenntniß von allen den Betrügereien und Verschleuderungen, welche während der Direktorial-Regierung statt gefunden hatten; die Ansprüche der Staatsgläubiger wurden untersucht, und wenn eine Mäßigung derselben die Folge dieser Untersuchung war, so lag dies darin, daß der Erste Konsul die Meinung hegte, ein Straßenräuber, der sein Leben wage, habe den Vorzug vor den Blutigeln, die, ohne sich irgend einer Gefahr auszusetzen, die Verlegenheit der Gesellschaft benutzen, um sich zu bereichern: eine Meinung, die ihm unter den Rentiers viele zu Feinden machte.

Doch waren es nicht diese allein, die den Ersten Konsul zu hassen begannen. Die stärkste Zahl seiner Feinde hatte er in den Freunden der alten Monarchie und in denen der Republik; denn beide Parteien, gleich unfähig, in der Erscheinung des Ersten Konsuls nur den Übergang zu einer bessern Ordnung der Dinge wahrzunehmen, verwechselten den Augenblick mit der Zeit, indem sie ihren Vortheil höher stellten, als den gemeinsamen der Gesellschaft. Die ersten Nachrichten von der bis um fünf Uhr Abends verlorenen Schlacht von Marengo hatten besonders die Republikaner mit neuen Hoffnungen erfüllt; sie hatten sich zurückgewendet zu Sieyes, Chenier und Courtois, in welchen sie ihre Hauptstützen sahen, und in vertrauten Zusammenkünften war von nichts Geringerm die Rede gewesen, als wie man Bonaparte'n durch Carnot ersetzen wollte.

Solche vorläufige Entwürfe waren freilich durch spätere Nachrichten zum Niederschlag gebracht worden; allein die Gesinnung dauerte fort. Minder zahlreich und dabei ohne allen Einfluß war die Partei der Royalisten, die an der Meinungs-Bewegung nur in sofern Theil nahm, als sie den Untergang Desjenigen wünschte, der ihre Hoffnungen getäuscht hatte; denn dies war ihre Behauptung, seitdem sie, auf Fouche"s Vorspiegelungen in der Vendee, bei sich selbst angenommen hatte, daß Bonaparte die Rolle eines Monk wiederholen werde.

Umgeben von einer starken Leibwache, beschützt durch eine argwöhnische Polizei, hatte der Erste Konsul von diesen Feinden nur wenig zu befürchten; die einzige Art und Weise, ihm beizukommen, war eine tief versteckte List. Der Erfolg bewies, daß es nicht an Köpfen fehlte, die sich dieser schwierigen Aufgabe gewachsen fühlten. Doch ehe von den nächsten Mordversuchen die Rede sein kann, müssen wir erzählen, was zwischen dem Ersten Konsul und dem Grafen von Lille — denn diesen Titel führte noch immer der Prätendent — im Laufe des Jahres 1800 vorging.

Am Tage lag, daß Bonaparte nicht den Beruf fühlte, den bourbonischen Prinzen den Rückweg nach Frankreich zu bahnen; sein ganzer Charakter stand dafür ein. Auf der andern Seite waren diese Prinzen es nicht bloß sich selbst, sondern auch der ganzen europäischen Welt schuldig, nicht den Anschein zu gewinnen, als könnten sie ihren Ansprüchen auf den französischen Thron entsagen. Der Graf von Lille, der um die Zeit, wo Bonaparte sich zum Ersten Konsul machte, zu Königsberg in Preußen lebte, hielt es demnach für seine Pflicht, den glücklichen General an die Rechte des Hauses Bourbon zu erinnern; und dies geschah in nachfolgendem Schreiben, das an den General selbst gerichtet war: „Mein Herr! welchen Schein Ihr Betragen auch verbreiten möge: Männer Ihrer Art flößen niemals Unruhe ein. Sie haben einen hervorragenden Platz einge-

nommen, und ich bin damit einverstanden. Besser, als irgend Jemand, haben Sie die Stärke und die Macht, deren es bedarf, um eine große Nation glücklich zu machen. Retten Sie Frankreich von seinen Wuthanfällen, und Sie werden den Wunsch meines Herzens erfüllt haben. Geben Sie diesem Lande seinen König zurück, und künftige Geschlechter werden Ihr Andenken segnen. Sie werden dem Staate allzu nothwendig sein, als daß ich nicht darauf bedacht sein sollte, die Schuld meines Agenten und die meinige durch wichtige Stellen zu bezahlen." Dies Schreiben, durch den dritten Konsul Lebrun übergeben, blieb unbeantwortet. Ihm folgte ein zweites, folgenden Inhalts: „Seit längerer Zeit, General, müssen Sie wissen, daß Sie meine Achtung erworben haben. Sollten Sie an meiner Erkenntlichkeit zweifeln? Bezeichnen Sie Ihren Platz, so wie den Ihrer Freunde. Was meine Grundsätze betrifft: so bin ich Franzos; milde von Natur, werde ich es noch mehr aus Grundsatz sein. Nein, der Sieger von Lodi, von Castiglione und von Arcole, der Eroberer Italiens kann eine eitle Berühmtheit nicht dem bleibenden Ruhme vorziehen. Inzwischen verlieren Sie eine kostbare Zeit. Wir können den Ruhm Frankreichs sichern. Ich sage Wir, weil ich dazu Bonaparte's bedürfen würde und weil er es ohne mich nicht könnte. General, Europa beobachtet Sie, der Ruhm harret Ihrer, ich aber möchte meinem Lande den Frieden geben." Auf dieses Schreiben antwortete Bonaparte den 7. September in folgenden Ausdrücken: „Ich habe, mein Herr, Ihr Schreiben erhalten. Für das Verbindliche, was Sie mir darin sagen, dank' ich Ihnen. Ihre Rückkehr nach Frankreich sollten Sie lieber nicht wünschen; Sie würden sie über hundert tausend Leichname zu Stande bringen müssen. Opfern Sie Ihren Vortheil der Ruhe und dem Glücke Frankreichs auf; die Geschichte wird dies nicht unbemerkt lassen. Ich bin nicht gefühllos gegen das Unglück Ihres Hauses. Mit Vergnügen werde ich

das Meinige thun, um die Ruhe Ihres Rückzugs zu versüßen."

Durch diese, vielleicht unvermeidliche, aber deshalb nicht minder verletzende Antwort des Ersten Konsuls wurde der Grund zu einer gegenseitigen Erbitterung gelegt, die, von einer Stufe zur andern, zu den riesenhaftesten Entwürfen führte, bis sie in dem Tode Bonaparte's ihr Ende fand. Wir ersuchen den Leser, den Gang der Begebenheiten, welche von jetzt an eintreten werden, genau zu beobachten, um die Überzeugung zu gewinnen, daß der Kampf, welcher Europa so viele Jahre hindurch folterte, nur in dem Gegensatz der Nicht-Erblichkeit zur Erblichkeit gegründet war.

Die ersten Entwürfe gegen das Leben des Ersten Konsuls rührten jedoch nicht von Royalisten, sondern von Solchen her, die nicht aufgehört hatten, den 9. Thermidor, d. h. den Sturz Robespierre's, für ein National-Verbrechen zu halten. Von diesen alten Jakobinern wollte sich einer als Gensd'armes auskleiden, um Bonaparte'n in der französischen Komödie zu ermorden. Ein zweiter, Namens Jouvenot, der ehemals Henriots Adjutant gewesen war, faßte, mit etwa zwanzig Spießgesellen seines Gelichters, den Vorsatz, Bonaparte'n zu Malmaisons zu überfallen und zu tödten. Ungefähr denselben Plan verfolgte ein Gerber, Namens Medge, der sich zum amtlichen Vertheidiger der Patrioten aufgeworfen hatte. Eine vierte Verschwörung wurde durch zwei Römer gebildet, von welchen der eine Ceracchi, der andere Diana hieß; ihre Helfershelfer waren der Maler Topino Lebrun, ein gewisser Demerville, welcher als Barrere's Verwandter Schreibedienste im Wohlfahrtsausschuß geleistet hatte, und Arena, ein Bruder desjenigen, der sich Bonaparte'n so tapfer zu St. Cloud widersetzt hatte; diese wollten den ersten Konsul am 19. October in der Oper während der Aufführung der Horazier umbringen. Alle diese Entwürfe scheiterten an

der Wachsamkeit der Polizei-Spione. Bei weitem gefährlicher war, was ein heftiger Demokrat, Namens Chevalier, der in den Werkstätten von Meudon arbeitete, ersann, um seinem Tyrannenhaß genug zu thun. Er erfand nämlich die Höllenmaschine: ein mit Pulver und Kugeln gefülltes Gefäß, das er ohne Zweifel in den Konsular-Palast bringen wollte. Der erste Versuch, den er hinter der Salpeter-Fabrik mit dieser Maschine machte, gelang so gut, daß er selbst vor der Wirkung derselben erschrak. Die Polizei, die ihn seitdem verfolgte, traf ihn, als er eben mit der Anfertigung einer kleinen Bombe beschäftigt war, die er wahrscheinlich in den Wagen des ersten Konsuls zu werfen gedachte.

Chevalier fand seinen Tod unter der Guillotine; die Idee einer Höllenmaschine aber überlebte ihn und fand ihre Anwendung unter den Händen von Personen, welche einer entgegengesetzten Faktion angehörten.

Der Krieg, welchen Moreau in Deutschland führte, dauerte fort. Ihm zur Seite ging ein Raubkrieg, der im Westen Frankreichs, vorzüglich in der Bretagne, geführt wurde. In diesen Gegenden waren die alten Ideen nicht ausgestorben: Bonaparte gab keinen Ersatz für das, was man an den Bourbons verloren hatte; denn man wollte einen Herrscher, der Vorrechte ehrte. Hier hatte der Erste Konsul also eben so entschiedene Feinde, wie der Wohlfahrtsausschuß und das Direktorium jemals gehabt hatten. Hier war es demnach, wo man die Idee der Höllenmaschine wieder auffaßte und ins Werk zu richten bemüht war. Die stärkste Aufforderung dazu lag in Bonaparte's Bemühungen, das verstoßene alte Fürstengeschlecht je mehr und mehr in Vergessenheit zu bringen. Mit jedem Tage bildete sich sein Aufenthalt in den Tuilerien stärker zu einer förmlichen Hofhaltung aus. Besuche, die ihm gemacht wurden, verwandelten sich in Audienzen, Gesellschaften, die er um sich versammelte, in Hofzirkel. Seine

Gemahlin zog den Umgang, den sie in früherer Zeit mit den vornehmsten Personen des bourbonischen Hofes gehabt hatte, jedem andern vor; und er selbst fand einen Genuß darin, Männer höhern Ranges und Standes, die, vor zehn Jahren, ihn keines Blicks gewürdigt haben würden, unter dem Schwarm seiner Minister und Beamten zu sehen; dies erschien ihm als eine Entsagung, wodurch man die eigene Persönlichkeit der seinigen aufopferte.

Die nun, welche ihn aus dem Wege räumen wollten, um die Bourbons an seine Stelle zurückzuführen, hatten das Gelingen ihres Entwurfs an Ort und Stelle, d. h. zu Paris selbst, aufs Genaueste berechnet. Es waren im Laufe des Sommers auf dem Carrusel-Platze mehrere Häuser niedergerissen worden, um Platz für neue Baue zu gewinnen. Nichts desto weniger war die Ecke der St. Nicaise-Straße, dem großen Eingange des Hotels Longueville gegenüber, geblieben, dergestalt, daß, wenn man von den Tuilerien ins Schauspiel fahren wollte, man zuerst links, dann rechts einbiegen mußte, um durch die St. Nicaise-Straße in die Malta-Straße zu kommen: ein Umstand, der die Kutscher nöthigte, die Pferde im Trabe anzuhalten, um ihnen die nöthige Richtung zu geben. Die Verzögerungen nun, welche hieraus entstanden, gewährten den Verschwörern die Hoffnung, durch ein am rechten Orte angebrachtes und in dem rechten Augenblick angezündetes Pulverfaß Bonaparte'n zu zerschmettern. Dies aber sollte am 24. December Abends geschehen, wenn der Erste Konsul zur Oper fahren würde, um der Aufführung eines Oratoriums, die Schöpfung Haydens genannt, beizuwohnen.

Alles war in Bereitschaft gesetzt, als Bonaparte zur gewöhnlichen Stunde, von den Tuilerien aus, ins Schauspiel fuhr. Ihn begleiteten der General Lannes und sein Adjutant Lebrun; zu seiner Bedeckung diente ein Piket berittener Grenadiere. In wenig Augenblicken hatte er die

Straßenecke erreicht, wo der Karren mit der Höllenmaschine stand. Sein Untergang schien unfehlbar. Doch sein Kutscher, ein gewandter und kecker Mensch, der mit ihm in Ägypten gewesen war, hatte den glücklichen Gedanken, in die Malta-Straße einzulenken, anstatt in gerader Linie der Straße St. Nicaise zu folgen. Auf diese Weise war der Wagen des ersten Konsuls außer dem Bereich, als die Höllenmaschine aufflog. Sie tödtete oder verstümmelte etwa 40 Personen; aber sie verfehlte den, auf welchen sie berechnet war. Nur die Fensterscheiben seines Wagens wurden von dem Luftdruck zerschmettert und das Pferd des letzten Grenadiers seiner Bedeckung verwundet. Bonaparte und seine Begleiter kamen unversehrt in der Oper an.

Ein Vorfall dieser Art war nur allzu sehr geeignet, die Parteien an einander zu bringen; denn die Frage war, ob das Attentat von den Jakobinern, oder von den Adeligen ausgegangen sei. Die letzteren behaupteten, nur die Jakobiner seien eines solchen Bubenstücks fähig; diese wären die Einzigen, die dem Ersten Konsul zu Leibe wollten, und wenn der Polizei-Minister die Sache nicht ins Reine brächte, so würde die Ursache davon keine andere sein, als daß er (Fouché) seinen alten Spießgesellen nicht Leides zufügen wollte. „Wie es auch nur möglich sei, zu glauben, daß die Unthat von ihnen herrühren könnte, da sie dem Ersten Konsul so viel Dank schuldig wären dafür, daß er ihr Exil beendigt und ihnen ihre Güter zurückgegeben hätte! Weit entfernt, seinem Leben nachzustellen, wären sie bereit, ihr Blut für ihn zu vergießen.“ Sie fanden Glauben, indem sie so sprachen; sie fanden um so leichter Glauben, weil die neuen Vornehmen in ihrem Haß gegen die alten Jakobiner, ihre Brüder, so weit gingen, daß sie die Anklage verstärkten. Durch seine Gemahlin wurde selbst Bonaparte für diese Ansicht gewonnen. Die Untersuchung richtete sich also gegen die Demokraten; und obgleich diesen nichts bewiesen werden konnte, so wur-

den doch nicht weniger als acht von ihnen aufs Schaffot gebracht, und etwa 130, als Verdächtige oder als ehemalige Terroristen, nach Guiana transportirt.

Und doch waren diese unschuldig an dem ihnen zur Last gelegten Verbrechen. Der Polizei-Präfekt, von dem Ersten Konsul gestachelt, benutzte den Umstand, daß das vor dem Karren gespannte Pferd zwar getödtet, aber nicht entstellt war, zu einer Einberufung der Pferdehändler der Hauptstadt. Unter diesen gestand einer, daß er das getödtete Thier verkauft und in ein Haus abgeliefert habe, dessen Straße und Nummer er angab. Man folgte dieser Spur und entdeckte das ganze Geheimniß. Die Eigenthümerin nannte ihre Miethsleute; und so kam heraus, daß eins von den ehemaligen Vendee-Häuptern, Namens St. Regent, sechs Wochen hindurch mit mehreren Gehülfen an der Höllenmaschine gearbeitet und diese darauf in die Tonne eines Wasserträgers gestellt hatte, von wo die Explosion ausgegangen war.

Das Leben des Ersten Konsuls war nur dadurch gerettet worden, daß der Führer des Karrens das Feuerzeug, wodurch die Maschine entzündet werden sollte, zu spät, d. h. in dem Augenblicke abgedrückt hatte, wo der Wagen bereits um die Ecke der Malta-Straße war. Obgleich diese Entdeckung zu einer Zeit gemacht wurde, wo man sich der Schuldigen nicht mehr bemächtigen konnte: so diente sie doch dazu, daß die Partei, der sie angehörten, bezeichnet war.*) Ohne hierauf irgend ein Gewicht zu legen, benutzte Bonaparte den Vorfall zur Vermehrung seiner persönlichen Sicherheit. Von jetzt an bewachte eine Consular-Garde von 8000 Mann, besser bekleidet, bewaffnet und genährt, als die übrige Armee, nicht bloß die Tuilerien, den gewöhnlichen Aufenthalt des Ersten Konsuls, sondern auch die ehemals königlichen Schlösser in der Nähe der

*) S. Mémoires du Duc de Rovigo, pag. 208.

Hauptstadt, die ihm anheim gefallen wären. Eine zahlreiche Gensd'armerie verbreitete sich über die ganze Oberfläche Frankreichs, und an die Stelle der Nationalgarde, die früher eine so bedeutende Rolle gespielt hatte, trat eine aus gedienten Offizieren und Soldaten zusammengesetzte Municipal-Garde. Fouché, um seinen Eifer als Polizei-Minister an den Tag zu legen, ging noch weiter; denn er führte die sogenannten lettres de cachet zurück: einen Mißbrauch, der zur Herbeiführung der Umwälzung so mächtig beigetragen hatte. Das Anstößigste, das in Folge des mißlungenen Mordversuches geschah, war jedoch die Einführung von speziellen Kriminal-Gerichten. Der Antrag dazu wurde durch ein Senatus-Konsultum gemacht. Im Tribunat erörtert, stieß er zwar auf heftigen Widerstand, indem Redner wie Daunou, Chenier und Benjamin Constant die öffentlichen Freiheiten vertheidigten; doch, nach einem siebentägigen Kampfe, entschied eine Mehrheit von acht Stimmen für die Annahme des Gesetzes, und vollendet war, von diesem Augenblicke an, das Gebäude der Militär-Herrschaft, wodurch man das Leben eines Einzigen zu beschützen glaubte. . . .

Inzwischen war der Fortgang der französischen Waffen in Italien nicht minder entscheidend gewesen, als in Deutschland. General Brune, welcher dort gegen Bellegarde kämpfte, hatte von Bonaparte'n den Befehl erhalten, keinen Waffenstillstand zu schließen, wofern ihm nicht Mantua, Peschiera, Ferrara, Ancona und derjenige Theil von Legnago abgetreten wäre, der sich auf dem rechten Etsch-Ufer befindet. Es war dahin gekommen, daß alle von dem Ersten Konsul bezeichneten Plätze sich bis auf Mantua in den Händen der Franzosen befanden; der in Treviso von dem General Brune am 16. Januar unterzeichnete Waffenstillstand bestimmte, daß diese Festung in einer Entfernung von achthundert Klaftern (Toisen) blokirt bleiben sollte. Anstatt auf diese Bedingung einzugehen, erklärte Bona-

parte, daß er den Waffenstillstand von Steyer kündigen würde, wenn Mantua vorenthalten werde. Diese Erklärung beschleunigte den Abschluß des Lüneviller Traktats, mit dessen Gang und Inhalt wir jetzt den Leser umständlicher bekannt machen müssen, damit das Nothwendige in den Begebenheiten der nächsten Jahre desto vollständiger einleuchte.

Am Abend der Schlacht bei Hohenlinden hatte Moreau zu seinen Generalen gesagt: „Jetzt haben wir den Frieden erobert." Dem war nicht ganz so, weil das, was durch Brune in Italien geleistet wurde, noch hinzukommen mußte, um dem Frieden die Gestalt zu geben, die er zuletzt erhielt. Inzwischen war Österreich durch den Ausgang der Schlacht bei Hohenlinden zu dem Entschlusse vermocht worden, einen Separat-Frieden mit Frankreich zu schließen. Wenige Tage nach dem zu Steyer geschlossenen Waffenstillstande, erklärte der in Lüneville zurückgebliebene Graf von Cobenzl in einer Note vom 31. December: „daß sein Souverän ihn berechtigt habe, seinen Vollmachten dieselbe Auslegung zu geben, welche der französische Bevollmächtigte ihnen gegeben hätte, und ohne den Beistand der Engländer zu unterhandeln." Dieser Erklärung gemäß, trat Joseph Bonaparte, damals französischer Staatsrath, mit dem österreichischen Bevollmächtigten aufs Neue zusammen, und aus diesen Verhandlungen ging, unter dem Einflusse dessen, was in Italien durch Brune geleistet wurde, so der europäischen Begebenheiten, von welchen im nächsten Abschnitte die Rede sein wird, der Lüneviller Friedensvertrag hervor, welcher den 9. Februar 1801 vollendet wurde.

Von Joseph Bonaparte und dem Grafen von Cobenzl unterzeichnet und auf der Grundlage des Traktats von Campo-Formio abgeschlossen, enthielt er, von Seiten Österreichs, die Abtretung Belgiens an Frankreich, des Frickthals zu Gunsten der helvetischen Republik und des Breis-

gau's an den Herzog von Modena zur Entschädigung für seinen Verlust in Italien. Die cisalpinische Republik, meistens aus den vormals österreichischen Besitzungen in Italien erwachsen, wurde neuerdings für einen unabhängigen Staat erkannt. Eben so die unter dem französischen Schutz stehenden Republiken, welche die Benennung der ligurischen und batavischen angenommen hatten. Von der römischen und von der parthenopäischen Republik war gar nicht die Rede. Für seine Abtretungen sollte Österreich entschädigt werden durch die ehemalige Republik Venedig auf beiden Ufern der Etsch. Es sollte aber zugleich das Großherzogthum Toskana, seine Secundo-Genitur, an den Infanten von Parma, Schwiegersohn des Königs von Spanien, abtreten, und dafür eine Entschädigung in Deutschland zum Vortheil des Großherzogs von Toskana, Bruders des Kaisers, erhalten. Hinsichtlich Deutschlands sollte es bei der Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich verbleiben, das Reich in seiner Gesammtheit diesen Verlust tragen und eine Reichs-Deputation, unter Frankreichs und Rußlands Vermittelung, den Erbfürsten, nach der bereits in Rastadt angenommenen Grundlage, für ihre auf dem linken Rheinufer verlorenen Länder im Reichsgebiet eine angemessene Entschädigung ausmitteln.

So verhielt es sich mit den Hauptartikeln des Lüneviller Vertrages, in welchem weder des Pabstes, noch des Königs von Neapel, noch Englands im Mindesten gedacht wurde. Der ganze Inhalt kündigte neben den Veränderungen, welche bereits mit der europäischen Welt vorgegangen waren, auch diejenigen an, welche dieser Welt noch bevorstanden. Denn was konnte verhängnißvoller sein, als daß ein Staatschef, dessen Verrichtungen auf die nächsten zehn Jahre beschränkt waren, ein Großherzogthum in ein Königreich verwandelte, und auf diese Weise eine Krone verschenkte! Und wie mußte Deutschland seine Zukunft auffassen, wenn eben dieser Staatschef durch

wenige Federstriche über eine Verfassung verfügte, die ihren Grundcharakter in der Theokratie gehabt hatte und diesen nicht einbüßen konnte, ohne von einem Strudel in den andern zu gerathen? In Frankreich selbst konnte der Lüneviller Friede nicht bekannt werden, ohne alle Hellsehenden mit der Befürchtung zu erfüllen, daß der Militär-Despotismus früherer Zeiten sich in einer neuen Gestalt darstellen, und daß Bonaparte, wenn er von der Liebe und Erkenntlichkeit der französischen Nation nichts mehr zu erwarten habe, gleich den Tyrannen des Alterthums, alles seiner Willkühr unterordnen, alles unter die Füße treten werde. Die Männer des Jahres 1789, welche den 18. Brümäre durch ihre Wünsche, durch ihre Erwartungen unterstützt hatten, traten schweigend in das Heiligthum ihrer Gedanken zurück; was sie nicht vorhergesehen hatten, war die Macht des Ruhms: eine Macht, der sie jetzt unterlagen. Die nächsten Auftritte in der Hauptstadt verkündigten ihnen am meisten, was die Zukunft in ihrem nächtlichen Schooße trug. Man war am 12. Februar mit Carnavals-Belustigungen beschäftigt, als sich die Nachricht von dem Lüneviller Frieden verbreitete. Plötzlich verwandelte sich das Volksfest. Die Begeisterung trieb nach den Tuilerien. Hier rief man tausendstimmig: es lebe Bonaparte!! Tänze, zu welchen die Konsular-Garde die Musik hergab, wurden unter den Fenstern des Ersten Konsuls aufgeführt; und Kanonendonner, der bis in die Nacht dauerte, schlug den Takt dazu. Inzwischen erschallten die Schauspielhäuser von Sieges-Hymnen; und wer hätte zurückbleiben mögen, als es Erleuchtung galt! In den nächsten Tagen folgten Feste. Das glänzendste von allen war, was Herr von Talleyrand als Minister der auswärtigen Angelegenheiten dem Ersten Konsul gab: ein Fest, an welchem dieser die Huldigungen aller ausgezeichneten Personen der Hauptstadt empfing, diese mochten Ausländer oder Eingeborene, Altadelige oder Republikaner, Gelehrte oder Krieger, Gesetzgeber

oder Dichter, Beamte oder Künstler sein. Alle beugten sich vor dem Genius, der den Lüneviller Frieden ertrotzt hatte; und Alle gaben ihm stillschweigend die Berechtigung zu jeder Willkühr.

Der wichtigste Theil des Lüneviller Traktats war in dem Augenblick vollzogen, wo die einzelnen Artikel desselben niedergeschrieben wurden; denn Frankreich war im Besitz Belgiens, des linken Rheinufers und Italiens, so wie Österreich im Besitz der Continental-Staaten der ehemaligen Republik Venedig. Anders verhielt es sich mit demjenigen Theile dieses Traktats, dessen Vollziehung auf zu Stande gebrachten Ausgleichungen beruhete, deren Gegenstände in Deutschland ausgemittelt werden sollten. Österreich konnte dazu nur ungern die Hand bieten; denn aus der beabsichtigten Confiskation der sogenannten geistlichen Güter, d. h. der Ausstattung der Kirchenfürsten, konnte nur eine solche Umwälzung hervorgehen, wodurch die Kaiserkrone selbst bedroht wurde. Dies ahnend, brachte das Wiener Kabinet alle nur ersinnlichen Zögerungen in das Ausgleichungsgeschäft, während alle die Fürsten, welche auf Entschädigung rechnen konnten, sich schon jetzt nach dem Palast der Tuilerien wendeten und zum Theil die Gunst des Herrn von Talleyrand mit schwerem Gelde erkauften. Die Jahre 1801 und 1802 verstrichen, ehe etwas zu Stande gebracht wurde. Zu Regensburg hatte sich zwar eine Reichs-Deputation versammelt, welche aus den Gesandten von Kurmainz, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Baiern, dem Hoch- und Deutschmeister, Würtemberg und Hessenkassel bestand; was sie aber zu Tage gefördert haben würde, wenn sie sich selbst überlassen geblieben wäre, läßt sich nicht sagen. In Frankreich hatte man jedoch begriffen, daß das sicherste Unterjochungsmittel darin besteht, daß man Denen, die sich in Verlegenheit befinden, mit rettenden Ideen zu Hülfe kommt. Demgemäß übergab der beim Reichstage beglaubigte Resident Frankreichs, im Verein mit dem russischen, am 18.

August 1802 einen von dem Herrn von Talleyrand entworfenen Entschädigungsplan, nicht ohne für die Beendigung des ganzen Geschäfts einen Termin von zwei Monaten vorzuschreiben . . .

Doch ehe wir das Ergebniß dieses Theils des Lüneviller Traktats ins Licht stellen, wird es nöthig sein, der Thron-Umwälzung zu gedenken, welche in der Nacht des 24. Märzes 1801 in Rußland erfolgte.

Zwölftes Kapitel.

Charakter, veränderte Politik und Tod Pauls I. — Fügsamkeit seines Nachfolgers. — Hauptschluß der außerordentlichen Reichs-Deputation. — Friede von Amiens.

Paul I., Kaiser von Rußland, war 42 Jahr alt, als er der Nachfolger seiner Mutter wurde, die, ohne von irgend einem rechtmäßigen Anspruch unterstützt zu sein, das unermeßliche Rußland als Autokratin vier und dreißig Jahre regiert hatte. Bis zum Antritt seiner Regierung von seiner Mutter zurückgesetzt und von den Lieblingen derselben verspottet, brachte Paul auf den von ihm zu verwaltenden Thron alle die Launen und Liebhabereien, die ihm als Großfürsten eigen geworden waren in einer Lage, die jede höhere Geistesbildung ausschloß und in der es fast unmöglich war, den Unterschied zwischen Kleinheit und Größe in Gesinnung und Gedanken aufzufassen und festzuhalten. Nicht daß es dem neuen Monarchen an dem Vorsatz gefehlt hätte, Ruhm zu erwerben; allein schlecht unterrichtet, wie er war, verband er mit diesem Vorsatz jene Schwäche, womit man sich dem ersten Eindruck hingiebt, und, ohne es zu ahnen, von dem einen Äußersten zum andern übergeht. Wie sein Wohlwollen gleich leicht erworben und verscherzt war, eben so waren auch seine politischen Verbindungen dem schnellsten Wechsel unterworfen. Was ihn zur Theilnahme an der zweiten Coalition trieb und ihn zum Verbündeten Englands, Österreichs und der

hohen Pforte machte, ist oben erzählt worden. Die Niederlagen seiner Heere in Holland und in der Schweiz am Schlusse des Jahres 1799 brachten in ihm die erste Verstimmung hervor. Jene Abneigung nun, die sich Anfangs nur auf Österreich bezog, wurde von ihm auf England übergetragen, sobald er den Verdacht geschöpft hatte, daß Malta nicht werde an den Orden zurückgegeben werden, dessen Großmeister zu sein ihm so ehrenvoll schien. Die Art und Weise, wie er selbst in einem Reiche dastand, dessen Successions-Gesetz zuerst durch ihn geregelt war, brachte nichts so sicher mit sich, als daß sein Urtheil über Bonaparte aufs Stärkste von dem Urtheil anderer Souveräne abwich; ihm erschien der Erste Konsul in dem Lichte des größten Wohlthäters. Unter diesen Umständen konnte es Bonaparte'n wenig Mühe machen, den russischen Kaiser durch kleine Gefälligkeiten zu sich herüber zu ziehen; und was zur innigsten Freundschaft beider noch fehlte, fügte England durch ein Verfahren hinzu, worin freilich nichts berechnet war, wodurch jedoch die verborgenen Kräfte, aus welchen die Weltbegebenheiten hervorzugehen pflegen, nur desto stärker angeregt wurden. Hiermit verhielt es sich, wie folgt.

Schon in früheren Kriegen war die Frage erörtert worden: ob es den Neutralen erlaubt sei, den kriegführenden Mächten, mit Ausnahme von Waffen und Kriegsvorräthen, Waaren und anderweitige Bedürfnisse zuzuführen. Diese Frage stand in der innigsten Verbindung mit dem Zivilisations-Grade des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts, in Folge dessen das Wesen des Handels durch eine überwiegende Hinneigung zum Kriege bestimmt wurde. Mit dem geringsten Aufwande in Worten ausgedrückt, lautete die Frage: ob freies Schiff freie Ladung mache? Was nun alle übrigen Mächte bejaheten, das verneinte England vermöge seines Merkantil-Systems, worin es die stärkste Stütze seiner Seemacht sah. Inzwischen hatte auch diese Macht sich im Jahre 1780 die von der Kaiserin

Katharina II. in Gang gebrachte bewaffnete Neutralität gefallen lassen, nachdem alle übrigen europäischen Mächte dieser Idee ihren Beifall gegeben hatten. Bei diesem Stande der Dinge geriethen England und Dänemark im Sommer des Jahres 1800 an einander. Indem nämlich die Engländer den Begriff der Kriegs-Contrebande, unter welcher man ursprünglich nur dem Feinde zugeführte Waffen und Kriegsvorräthe verstanden hatte, auf unverarbeitetes Eisen, Kupfer, Schiffbauholz und sogar auf Mundvorrath und Kleidungsstücke ausdehnten, bemächtigten sie sich einer nicht geringen Anzahl dänischer Handelsschiffe, welche, unter dem Schutz der Fregatte Freya, dem Erbfeinde Englands Bedürfnisse aller Art zuführten. Was hierdurch geschehen war, ließ sich schwerlich vertheidigen. Nichts desto weniger gab Dänemark nach, um seinen Verkehr nicht durch einen Seekrieg unterbrochen zu sehen; es verzichtete in einer am 29. August 1800 geschlossenen freundschaftlichen Übereinkunft sogar auf das Recht bewaffneter Begleitung, bis bessere Grundsätze festgestellt sein würden. Anders nahm Paul I. in seiner Erbitterung gegen England den Hergang der Sache. Er drang vor allen Dingen bei Schweden und Preußen auf eine Erneuerung der von seiner Mutter bewirkten Convention zu einer bewaffneten Beschützung der Neutralität; und nachdem er beide Mächte für sich gewonnen hatte, erzwang er durch eine drohende Fortweisung des dänischen Gesandten aus Petersburg, so wie durch eine Abberufung des russischen aus Kopenhagen, den unbedingten Beitritt Dänemarks, wie abgeneigt dieses auch sein mochte, seitdem es sich mit England geeinigt hatte.

Es läßt sich schwer bestimmen, wie weit Paul I. zu gehen gedachte; daß es jedoch in seinen Wünschen lag, eine Coalition gegen England zu Stande zu bringen, geht aus den unverwerflichsten Dokumenten hervor, die hierüber bekannt geworden sind. An Bonaparte schrieb er in dieser Zeit folgenden Brief: „Bürger Erster Konsul, ich schreibe

Ihnen nicht, um über Menschen- und Bürgerrechte in Erörterungen zu treten; jeder Staat regiert sich nach seinen Einsichten, und überall, wo ich an der Spitze des Staats einen Mann sehe, der zu regieren und sich zu schlagen versteht, wendet mein Herz sich ihm zu. Ich schreibe Ihnen, um sie von meiner Unzufriedenheit mit England zu benachrichtigen, das alle Völkerrechte verletzt und nur von Selbstsucht und Eitelkeit geleitet wird. Ich will mich mit Ihnen verbünden, um den Ungerechtigkeiten dieser Regierung ein Ziel zu setzen." Es blieb nicht bei diesem Schreiben. Im December 1800 erschien der russische General Sprengporten in Paris, und von diesem Augenblick an bestand ein vertraulicher Briefwechsel zwischen Bonaparte'n und dem russischen Kaiser. Der Verwendung des letztern verdankte der neapolitanische Hof den milden Frieden, den er nicht lange darauf (18. März 1801) von Frankreich erhielt; die Königin Caroline hatte sich an Paul I. gewendet, um den neuen Stürmen zu entgehen, die ihr bevorstanden, wenn sie, was nur allzu wahrscheinlich war, von den zu Lüneville begonnenen Unterhandlungen ausgeschlossen blieb. Um die nachfolgende Erzählung, welche der Verwickelungen nur allzu viele in sich schließt, nicht noch verwickelter zu machen, wollen wir hier sogleich anführen, daß Bonaparte dem Hofe zu Neapel mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß es auf die Verwendung des russischen Kaisers geschehe, einen Frieden bewilligte, wodurch jener Hof mit der Abtretung der Insel Elba, des Staats degli Presidii an der toskanischen Küste und des Fürstenthums Piombino davon kam; wohlverstanden, daß 16000 Franzosen die Provinzen des Königreichs besetzen sollten, um dasselbe gegen die etwaige Rache der Engländer zu beschützen.*)

*) Bonaparte hatte sehr viel Mühe, in den Besitz dieser von den Engländern vertheidigten Bestandtheile des Königreichs

In dem vertraulichen Verhältniß Bonaparte's mit Paul I. gewannen alle politischen Erscheinungen plötzlich eine andere Gestalt. Ausgeschlossen von allen europäischen Häfen, fühlte sich England mit seiner Herrschaft zur See vereinzelt. Es wünschte die Bande der nordischen Conföderation zu zerreißen, welche, auf Frankreichs Anstiften, zwischen Rußland, Preußen, Schweden und Dänemark bestand; allein, nachdem die Unterhandlungen, die es zu diesem Endzweck zu Berlin angeknüpft hatte, gescheitert waren, dauerte der Embargo-Krieg, so weit er von den Regierungen abhing, mit vermehrter Strenge fort. Geschlossen wurden die Mündungen der Elbe, der Weser und der Ems; und während Preußen Hannover in Beschlag nahm, besetzte Dänemark die Stadt Hamburg. Rußlands, Schwedens, Dänemarks und Hollands Werften hallten wieder von unermeßlichen Rüstungen. In Lithauen versammelten sich drei russische Heere. Batterien bedeckten die Küsten des Norden auf allen Punkten, wo ein Angriff zu befürchten war. Für England gab es keine Rettung — so schien es wenigstens — wenn die Gefahr, von welcher es bedroht war, nicht in der Geburt erstickt wurde. Was es im Geheim that, den Erfolg zu sichern, ist bis jetzt unbekannt geblieben. Geführt von den Admiralen Parker und Nelson, ging eine englische Flotte, 54 Segel stark, am 30. März 1801 durch den Sund, ohne von dem Feuer der Festung Kronenburg zu leiden; denn sie hielt sich dicht an der schwedischen Küste, da sie bald gewahr ward, daß

Neapel zu gelangen. Am längsten widerstand die Insel Elba. Porto-Ferrajo, von einigen hundert Mann vertheidigt, hielt sogar ein Bombardement aus, und ging nicht eher an Frankreich über, als bis die Friedens-Präliminarien des Traktats von Amiens unterzeichnet waren. So scheiterte Bonaparte's Ungeduld an einer Hafenstadt, die ihn nach vierzehn Jahren aufzunehmen bestimmt war. Wie wenig mochte er im Jahre 1801 sein Schicksal ahnen!

die Kanonen von Helsingborg schwiegen. Drei Tage darauf entbrannte die Schlacht im Angesicht von Kopenhagen. Diese Seestadt mußte sich ohne den Beistand Schwedens und Rußlands gegen einen überlegenen Angriff vertheidigen. Die Strand-Batterien und Kriegsschiffe, wodurch sie diese Vertheidigung bewerkstelligen wollte, reichten nicht aus; und als das Admiralschiff Danebrog aufgeflogen und die Vertheidigungs-Linie von Nelson, wie bei Abukir, durchbrochen war, hielt es der Hof, um nicht die ganze Flotte der Vernichtung Preis zu geben und die Hauptstadt nicht einer Beschießung auszusetzen, für gerathen, einen von Nelson angebotenen Waffenstillstand anzunehmen. Er wurde auf hundert Tage abgeschlossen. Die Engländer segelten hierauf weiter in die Ostsee. Schweden, über seine Gesinnungen und Absichten befragt, gab solche Antworten, daß die Feindseligkeiten unterblieben; und diese wurden gänzlich eingestellt, als aus Petersburg die sichere Nachricht anlangte, daß Paul, die Seele der Coalition, die sich gegen England zu bilden angefangen hatte, nicht mehr sei.

Wirklich hatte Paul in der Nacht vom 23. auf den 24. März geendigt. Wiefern sein Tod in einem ursachlichen Zusammenhange mit seinen Entwürfen stand und als eine Folge derselben betrachtet werden muß, ist bis jetzt noch nicht so sehr ins Reine gebracht, daß von einer Thatsache die Rede sein könnte. Inzwischen spricht eine hohe Wahrscheinlichkeit für einen solchen Zusammenhang. Schon im September 1800 hatten sich mehrere Große, die theils dem Militär-, theils dem Civil-Stande angehörten, zu einer Verschwörung vereinigt, deren Zweck die Absetzung des Monarchen und die Erhebung seines ältesten Sohnes Alexander war. Nur der Widerwille des letztern verhinderte die Ausführung. Was jedoch nicht fehlen konnte, war auf der einen Seite die steigende Leidenschaft des Kaisers, auf der andern der Groll der Verschworenen. Zu der Furcht, Petersburg durch englische Bomben eingeäschert zu sehen,

gesellte sich bald eine zweite: die, daß es mit der Zeit unter ihnen einen Verräther geben könnte. Ohne Zweifel unterrichtet von dem, was England im Schilde führte, schritten sie in der Nacht zum 24. März zu Werke. Am Morgen des abgewichenen Tages glaubte man bei der Parade bemerkt zu haben, daß Paul einen neuen Brief an Bonaparte'n geschrieben habe; und dies galt für einen unverkennbaren Beweis der Verrücktheit. Großen Unfällen zuvorzukommen — dies war der phantastische Entschuldigungsgrund — drangen die Verschworenen, mittelst eines verborgenen Zuganges in den Palast St. Michael, den der Kaiser um diese Zeit bewohnte, und kamen unaufgehalten in das Vorzimmer, wo der treueste Wächter des Kaisers, ein ursprünglicher Türke, Namens Iwan Paulowitsch, schlief. Als dieser niedergestoßen war, überfielen sie, der Örtlichkeiten kundig, den Kaiser in seinem Schlafzimmer. Hier legten sie ihm (um kurz zu sein) eine Abdankungsurkunde vor, die er unterzeichnen sollte; und da Paul I. sich dessen weigerte, so wurde er durch eine Schärpe erwürgt, an welcher die sämmtlichen Verschworenen zogen, damit jeder von ihnen Theil an der verruchten That haben möchte.

So endigte Paul I., wie sein Vater. Am folgenden Tage wurde in Petersburg bekannt gemacht, ein Schlagfluß habe sein Leben abgekürzt. Das Wahre der Sache wurde bald durch ganz Europa verbreitet; man nannte sogar die Namen der Mörder. Um so auffallender war, daß keine Verfolgung, keine Bestrafung Statt fand. Als Alexander am folgenden Tage in einem Alter von etwa 23 Jahren die Regierung übernahm, geschah dies mit der Erklärung: „daß er den Thron mit dem Vorsatz und mit der Verbindlichkeit besteige, nach den Gesetzen und in dem Geiste der großen Kaiserin Katharina zu regieren, und, ihren Absichten entsprechend, Rußland auf den höchsten Gipfel des Glücks und des Ruhms zu führen."

Da durch Pauls I. Tod das Verhältniß zerrissen war, worein Rußland durch den eigenthümlichen Geist seines Beherrschers zu Frankreich treten sollte: so mußte eine rückgängige Bewegung anheben, die sich damit endigte, daß, nachdem Rußland in einer Convention vom 17. Juni das Recht kriegführender Mächte, die unter Convoy gehenden Handelsschiffe der Neutralen zu visitiren, anerkannt hatte, alle gegen Englands See-Despotismus genommenen Maßregeln in sich selbst zusammenfielen. Indem also Schweden und Dänemark den Grundsätzen der bewaffneten Neutralität entsagten, wurden Embargo und Flußsperre wieder aufgehoben und die besetzten Städte geräumt. Hannover blieb zwar noch von Preußen besetzt; doch, wie es schien, in keiner andern Absicht, als um das Land vor einem französischen Einfalle zu sichern, folglich sogar mit Genehmigung der englischen Regierung.

Ehe eine neue Coalition sich bilden konnte, mußten die Wirkungen des Lüneviller Traktats zu Ende geführt werden. Zu glauben ist, daß es von Seiten Derer, die am meisten dabei betheiligt waren, dazu nicht an Aufforderungen fehlte; vorzüglich für den Kaiser von Rußland, der die Rolle eines Vermittlers in keinem Betracht von sich ablehnen konnte. So geschah es denn, daß Frankreich und Rußland in dem zweiten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts zu Regensburg wiederholten, was gegen die Mitte des siebzehnten von Frankreich und Schweden an Deutschlands unbehülflicher Vielherrschaft geübt war.

Der Grundsatz, welchen Bonaparte für das Entschädigungswerk angenommen hatte, scheint kein anderer gewesen zu sein, als die größeren Gesellschaftsmassen zu verstärken. Welchem Beweggrunde er hierbei auch folgen mochte: gegen den Grundsatz selbst läßt sich so wenig etwas einwenden, daß man ihn nur loben kann. Preußen, das auf dem linken Rheinufer 48 Geviertmeilen mit 172,000 Einwohnern eingebüßt hatte, erhielt dafür die Bisthümer

Hildesheim und Paderborn, ein Drittel von Münster, Erfurt mit allen mainzischen Besitzungen in Thüringen, das Eichsfeld, die Abteien Herfort, Quedlinburg, Essen, Werden, die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar: zusammen 230 Geviertmeilen mit etwa 600,000 Einwohnern. Baiern, das jenseits des Rheins die Pfalz, Jülich und Zweibrücken, zusammen 255 Geviertmeilen, verloren hatte, wurde entschädigt durch die Bisthümer Bamberg, Freisingen, Augsburg, Würzburg und Passau, ferner durch die Reichsstädte oder Reichsdörfer Rothenburg, Weissenburg, Windsheim, Schweinfurt, Gochsheim, Kempten, Kaufbüren, Memmingen u. s. w.; im Gesammtbetrage 312 Geviertmeilen mit 795,000 Einwohnern. Würtemberg erhielt für das Fürstenthum Münpelgard und seine Immediat-Besitzungen in Elsas und Franche-Comte', zusammen 7 Geviertmeilen, die kurfürstliche Würde, die Probstei Ellwangen, sieben Abteien und neun Reichsstädte, zusammen 27 Geviertmeilen mit 110,792 Einwohnern; Baden für den Verlust seines Antheils an der Grafschaft Sponheim, so wie für den mehrerer Mediatherrschaften in Luxemburg und Elsas, zusammen 13½ Geviertmeile mit 38430 Einwohnern, die kurfürstliche Würde, das Bisthum Konstanz, die Rechte der Bisthümer Speyer, Basel und Strasburg, einen Theil der Rheinpfalz, der Herrschaft Lahr, elf Abteien, sieben Reichsstädte, zusammen 59 Geviertmeilen mit 236,000 Einwohnern . . . .

Es würde, fürchten wir, den Leser ermüden, wenn wir fortfahren wollten, ihn mit dem ganzen Inhalte des Reichs-Deputations-Rezesses bekannt zu machen. Wir bemerken also nur noch, daß Österreich, welches in Deutschland 540, in Italien 140 Geviertmeilen verloren hatte, dort 92, hier 500 zurück erhielt; daß der Großherzog von Toskana durch Salzburg, Berchtolsgaden und ein Stück des Bisthums Passau, so wie durch den Kurfürstentitel, entschädigt wurde; daß der Herzog von Modena das öster-

reichische Breisgau und die Landvoigtei Ortenau bekam; daß die Würden eines Kurfürsten-Reichserzkanzlers, Metropolitan-Erzbischofs und Primas von Deutschland (dem hergebrachten Ausdrucke gemäß), auf ewige Zeiten an den auf die Domkirche zu Regensburg übergetragenen Stuhl zu Mainz geknüpft, und daß dieser Stuhl mit 24 Geviertmeilen, namentlich mit Aschaffenburg, Regensburg und Wetzlar ausgestattet wurde; daß außer Mainz nur ein einziger geistlicher Fürst Mitglied des Reichs-Kollegiums blieb, namentlich der Hoch- und Deutschmeister. Unstreitig wurde durch diesen Entschädigungs-Prozeß die ganze alte Reichsverfassung erschüttert; allein diese Erschütterung konnte in ihren Folgen nur heilsam sein: einmal, sofern das theokratische Element, welches bisher den ganzen gesellschaftlichen Zustand Deutschlands gebildet hatte, geschwächt wurde; zweitens, sofern Bestandtheile, die, wie die kleineren Reichsstädte, nie zu irgend einer Kraft gelangen konnten, durch ihre Einverleibung in größere Staaten zu einem neuen Leben erwachten. Die politische Schwäche Deutschlands, durch den Kampf der hohenstaufischen Kaiser mit den Päbsten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts herbeigeführt, hatte ihren Wendepunkt erreicht; und mit der neuen Ordnung der Dinge war eine Epoche eingetreten, die sich nicht vollenden konnte, ohne die Vielherrschaft je mehr und mehr zu vertilgen. Wenn der deutsche Orden und die Reichsritterschaft jetzt noch verschont blieben, so rührte dies nur daher, daß man nicht zu viel auf Einmal wollen darf, wenn man einen großen Zweck erreichen will. Es fehlte freilich nicht an Solchen, die über Rechtsverletzung schrieen; allein hatten diese sich jemals klar gemacht, was in staatlichen Dingen das Rechte ist? . . .

Von den beim Reichstage beglaubigten Residenten Frankreichs und Rußlands am 18. August 1802 übergeben, und seitdem ununterbrochen bearbeitet, erhielt der Entschädigungs-Entwurf seine Zeitigung unter der Benennung

eines Hauptschlusses der außerordentlichen Reichs-Deputation am 25. Februar 1803; mehr als sechs Monate waren demnach erforderlich gewesen, um ein Werk zu Stande zu bringen, dessen Nothwendigkeit sich keinen Augenblick verkennen ließ, wenn man hervortreten wollte aus dem Zustande der Unsicherheit und Bedrückung, worin man seit den letzten elf Jahren gelebt hatte.

Inzwischen war auch der Friede zwischen Frankreich und England zu Stande gekommen, der die Benennung des Friedens von Amiens führt. Begebenheiten von nicht geringer Wichtigkeit hatten seinen Eintritt beschleunigt. Dahin gehörte, außer dem Frieden zwischen Frankreich und Neapel, dessen oben gedacht worden ist, die Räumung Malta's von Seiten der Franzosen: eine Räumung, welche durch den Hunger erzwungen wurde. Dahin gehörte ferner der Friede mit Portugal, das, mittelst einer Vereinbarung zwischen Frankreich und Spanien, dahin gebracht wurde, die Festung Olivenza an Spanien abzutreten, Frankreich Vergrößerungen in Guiana zu bewilligen und seine Häfen den brittischen Schiffen zu verschließen. Dahin gehörte, vor allem, die Räumung Ägyptens, bei welcher wir mit einiger Ausführlichkeit verweilen müssen.

Der Aussicht auf den Beistand Frankreichs entsagend, hatte General Kleber schon im Januar 1800 mit dem Großvezier und dem englischen Commodore Sir Sidney Smith zu El-Arisch einen Vertrag geschlossen, dessen Grundbedingung die Räumung Ägyptens gegen Gewährung freier Heimkehr für die Abziehenden war. Nun hatten die Franzosen schon die meisten festen Plätze verlassen, als der englische Admiral Keith den geschlossenen Vertrag nur unter der Bedingung genehmigen wollte, „daß die Heimkehr der Franzosen mit Zurücklassung der Waffen erfolge." Empört von so viel Schmach, schlug Kleber den Großvezier bei dem alten Heliopolis, eroberte Kairo von neuem und unterwarf sich noch einmal ganz Ägypten so, daß selbst

Murad-Bey mit ihm Frieden schloß. Nicht lange darauf wurde Kleber, als er an einem Vormittage mit einem Baumeister auf der Terrasse seines Gartens spazieren ging, von einem zerlumpten Fellah angeredet, der ihm ein gefaltetes Papier überreichte. Während nun der Baumeister seinen Blick abwärts richtete, der Obergeneral aber das Papier entfaltete, stieß der Bittsteller diesem einen Dolch ins Herz und ließ nicht eher nach, als bis Kleber niedergesunken war. Indeß jener entfloh, um sich zu retten, starb Kleber an den erhaltenen Wunden. Der Fellah wurde eingeholt und gespießt . . . Der Oberbefehl ging auf den General Menou über, und die Unfähigkeit dieses Generals war es, was den Verlust Ägyptens herbeiführte. Zu Anfange des Märzes 1801 landete ein brittisches Heer, an dessen Spitze der General Abercombie stand, bei Abukir. Anstatt ihm entgegen zu treten, erwartete Menou seinen Angriff bei Alexandrien. Hier siegten die Britten, obgleich mit Einbuße ihres Generals. Zwar hielt sich Menou noch bis im August; da aber von Frankreich her keine Hülfe kam, so leitete er eine Kapitulation ein, welche am 2. September dahin abgeschlossen wurde, „daß die Franzosen, ohne kriegsgefangen zu sein, mit Waffen und Gepäck auf brittischen Schiffen nach Frankreich zurückkehren sollten;" und vermöge dieser Kapitulation kehrten 24000 Franzosen schon im November nach Frankreich zurück.

So endigte die Expedition nach Ägypten; so wurde England von der Besorgniß befreit, welche Bonaparte's Ansiedelung auf der Ostküste Afrika's für die Fortdauer der brittischen Herrschaft in Ostindien eingeflößt hatte; so verschwand ein Haupthinderniß des Friedens. Die wachsende Nothwendigkeit desselben fühlend, dabei aber viel zu eigensinnig, um ihr seine Persönlichkeit aufzuopfern, war William Pitt, unter dem Vorwande, daß die von ihm verheißene, von Georg III. verweigerte Emancipation der irländischen Katholiken ihm nicht verstatte, länger auf seinem Posten

zu bleiben, seit dem 16. März 1801 aus seinem unermeßlichen Wirkungskreise herausgetreten, nachdem er, als Kanzler und erster Lord der Schatzkammer, das Staatssiegel siebzehn Jahre geführt hatte. Sein von ihm selbst empfohlener Nachfolger Addington, der eigentlich nur sein Werkzeug war, gab sich das Ansehn, als sei England durch nichts verhindert, einen Frieden mit der französischen Republik zu schließen, wofern diese nur billige Bedingungen gestatte. Unterhandlungen, deren ausschließender Gegenstand die Auswechselung der Kriegsgefangenen gewesen war, dehnten sich, unter diesen Umständen, zu Friedenseröffnungen aus, welche jedoch sehr langsam fortschritten. Ihnen nachzuhelfen, gerieth der Erste Konsul auf den Gedanken, die Küsten des Ozeans zu bewaffnen. In kurzer Zeit waren, von der Mündung der Garonne bis zur Mündung der Schelde, alle verwundlichen Punkte durch Batterien und Schanzen gesichert. Bald nahmen diese Vertheidigungsanstalten den Charakter von Angriffs- oder Landungsanstalten an. Vervielfältigt wurden die telegraphischen Linien von Paris nach Boulogne, und dieser, den brittischen Inseln gegenüberliegende Hafen, trat schnell als der natürliche Abgangspunkt einer unmittelbar gegen England gerichteten Unternehmung hervor; denn hier vereinigten sich alle an den Flüssen gebauten Kanonenböte und anderweitigen, zur Landung bestimmten Fahrzeuge, unter der Leitung des Vice-Admirals Latouche-Treville, dem der Erste Konsul diese Expedition anvertraut hatte. Zu Gegenanstalten genöthigt, ließ die brittische Regierung es zwar nicht an solchen fehlen; da sie jedoch mit neuen Opfern für das Volk verbunden waren, so entwickelte sich sehr schnell ein allgemeineres Mißvergnügen. Admiral Nelson, welcher den Auftrag erhielt, die Boulogner Flottille zu zerstören, verlor über diesen Versuch einen Theil der Lorbern, die er bei Abukir und Kopenhagen geerndtet hatte; denn sehr beschädigt, sah er sich genöthigt, nach Deal und

Margate zurück zu kehren, ohne das Mindeste ausgerichtet zu haben. Die Folge dieses zu Anfange des August verunglückten Versuches war, daß am 1. Oktober 1801 zu London ein Präliminar-Friede unterzeichnet wurde, durch welchen England sich verbindlich machte, nicht nur an Frankreich, Spanien und Holland sämmtliche auf Kosten dieser Staaten gemachte Eroberungen, bis auf die Insel Trinidad und die holländischen Besitzungen auf Ceylon, zurück zu geben, sondern auch Malta für den Johanniter-Orden, Ägypten für die Pforte, und eben so alle Häfen und Inseln im mittelländischen und adriatischen Meere zu räumen; wogegen Frankreich versprach, den Kirchenstaat und das Königreich Neapel von seinen Truppen zu befreien und Portugals Unversehrtheit zu erhalten.

Der Friede, von jetzt an nicht länger zweifelhaft, wurde durch einen Vertrag beschleunigt, den Rußland am 8. October 1801 mit Frankreich abschloß: die wesentlichsten Stipulationen dieses Vertrages bezogen sich auf das Entschädigungsgeschäft, das für Deutschlands Fürsten anheben sollte; außerdem sollte die Entschädigung des Königs von Sardinien zum Gegenstand einer freundschaftlichen Übereinkunft gemacht werden. Da nun auch um dieselbe Zeit ein besonderer Friede mit der Pforte geschlossen war und folglich England jede Aussicht auf den Beistand irgend einer europäischen Macht verloren hatte: so traten schon gegen das Ende des Novembers Lord Cornwallis und Joseph Bonaparte zum Abschluß eines Endfriedens in Amiens zusammen. Die Unterhandlungen dauerten bis zum 17. März 1802, und ihr Hauptgegenstand war die Insel Malta, welche England nicht fahren lassen wollte. Zuletzt einigte man sich dahin, daß dieses Felsennest binnen drei Monaten von den brittischen Truppen geräumt und dem Malteser-Orden zurückgegeben werden sollte, wobei das Auffallende war, daß dieser Orden gerade durch England, das bisher für die Erhaltung des alten Gesellschaftszustandes gekämpft

hatte, seiner Ausstattung beraubt werden sollte. Doch die nach und nach geschlossenen Verträge enthielten des Auffallenden noch weit mehr. Während das Haupt der französischen Republik das Großherzogthum Toskana zu einem Königreich erhob und den etruriſchen Thron mit einem von ihm allein gewählten Könige besetzte, vereinigten sich Rußland und die Pforte zur Stiftung — einer neuen Republik, welche die Benennung der Republik der jonischen Inseln erhielt. Eine russisch-türkische Flotte hatte im Laufe des Jahres 1799 diese im Frieden von Campo-Formio an Frankreich überlassenen Inseln (Corfu, Xante, Cefalonia, Santa Maura, Cerigo, Paxo und Ithaka) den Franzosen entrissen. Was mit denselben beginnen? Diese Verlegenheit zu heben, gerieth Paul I. auf den Gedanken, jene in einen Freistaat zu verwandeln, der, hinsichtlich seiner äußeren Verhältnisse, unter türkischem Schutze stehen und diesen mit einem jährlichen Tribut von 75000 Piastern bezahlen sollte, während er, seinem Innern nach, von den Notabeln der Inseln unter dem Vorsitz eines russischen Ministers regiert würde. Am merkwürdigsten in dem Friedensvertrage zwischen Frankreich und England war, daß die Freiheit der Meere, welche der Norden seit dem Tode Pauls I. eingebüßt hatte, an Frankreich und dessen Verbündete zurückgegeben wurde. England gab sogar, in Beziehung auf das Vorgebirge der guten Hoffnung, in einem Punkte nach, der für seine Ansprüche nur allzu wichtig war; denn, nachdem in dem Präliminar-Frieden festgestellt war, „daß dies Vorgebirge dem Handel und der Schifffahrt beider Nationen offen stehen sollte," ließ es sich in dem Endfrieden gefallen, „daß englische Schiffe daselbst nur einlaufen könnten, um Proviant zu kaufen." Zugleich unterließ Lord Cornwallis, auf die Bestätigung früherer Verträge zu dringen, die für Frankreich, Spanien und Holland fast nur unvortheilhafte Bestimmungen enthielten, und die in Folge der Unterlassung des brittischen

Bevollmächtigten von jetzt an als aufgehoben betrachtet wurden. Endlich dürfen wir des Umstandes nicht vergessen, daß England bei der Abrechnung, welche wegen der Kriegsgefangenen eintrat, jene 7000 Russen, durch deren Freilassung und Bewaffnung Bonaparte sich die Gunst Pauls I. erworben hatte, auf seine Rechnung nahm.

So verhielt es sich mit dem Frieden von Amiens. Die Ruhe Europa's war dadurch auf keine Weise gesichert. Je ehrenvoller er für Frankreich und dessen Ersten Konsul war, desto schneller mußten alle Leidenschaften wieder erwachen, um einen Kampf herbeizuführen, dessen Gegenstand, erkannt oder nicht erkannt, die Persönlichkeit Bonaparte's war.

Dreizehntes Kapitel.

Umgestaltung der Filial-Republiken Holland, Genua, Cisalpinien und der Schweiz. — Conkordat. — Stiftung der Ehrenlegion. — Lebenslängliches Konsulat.

Der Friede von Lüneville enthielt unter andern folgende Bestimmung:

„Die kontrahirenden Theile gewährleisten sich gegenseitig die Unabhängigkeit der batavischen, helvetischen, cisalpinischen und ligurischen Republiken, so wie die Berechtigung der sie bewohnenden Völker, die Regierungsformen anzunehmen, welche sie für die angemessensten halten werden."

Wie viel, oder wie wenig man dabei gedacht haben mochte, läßt sich schwer bestimmen. Wurden die genannten Völker sich selbst überlassen, so knüpfte sich daran die Wahrscheinlichkeit, daß sie noch viele Jahre im Zustande der Anarchie verweilen würden. Bonaparte, der keinen andern Gedanken verfolgte, als Frankreich bei dem Übergewicht zu erhalten, das es durch ihn gewonnen hatte, und der zugleich begriff, daß dies nur in sofern möglich sei, als Frankreich die Mutter-Republik bliebe — Bonaparte säumte nicht, im Haag, zu Mailand, zu Genua und zu Bern bekannt werden zu lassen, daß die Direktorial-Freiheit, welche für das konsularische Frankreich aufgehört habe, auch für dessen Verbündete aufhören müsse;

und indem man allenthalben die Nothwendigkeit dieser Veränderung fühlte, war man auch geneigt, ihr nachzugeben.

Was der Erste Konsul bezweckte, stieß in der batavischen Republik auf die wenigsten Schwierigkeiten. Ganz unerwartet langte der Gesandte Schimmelpenninck, in einen Bevollmächtigten des Ersten Konsuls verwandelt, mit den Elementen einer neuen Verfassung im Haag an. Den Erfolg sicherten Frankreichs daselbst befindliche Truppen. Das batavische Direktorium befaßte sich mit dem Werke seines Ostrazismus, sofern es dem gesetzgebenden Körper die neue Constitution mit der Bemerkung übersendete, daß diese kein Gegenstand der Berathung sei. In Erwiederung auf diese Botschaft nahmen die beiden Rathsversammlungen sich zwar die Freiheit, die Unterdrückung der außergesetzlichen Maßregeln zu dekretiren, welche das Direktorium zu nehmen gewagt hatte; doch von diesem Augenblick an trat der Staatsstreich ein. Der Palast des gesetzgebenden Körpers wurde verschlossen und schon im November 1801 war die neue Constitution angenommen, ohne daß eine Befragung der Nation vorangegangen war. Diese schätzte sich glücklich, in dem neuen Staatsgesetz die Aufhebung der Sequester, die Abschaffung der Confiskationen, die Gewährleistung des Eigenthums zu finden; der Verlust politischer Rechte schmerzte sie wenig.

Noch geräuschloser vollendete sich die Umgestaltung der Regierungsform für die ligurische Republik.

Nicht so für die cisalpinische. Da Bonaparte in Frankreich allzu beschäftigt war, als daß er die Aufforderung der Staats-Konsulta, nach Mailand zu kommen, hätte annehmen können, und da er außerdem seine guten Gründe hatte, das Gewicht seiner Person in dem Urtheile Europa's zu vermehren: so begaben sich nicht weniger als vierhundert und zwei und funfzig italienische Notablen von Mailand nach Lyon, wo sie von den französischen Ministern Talleyrand

und Chaptal empfangen und bewirthet wurden. Der Erste Konsul selbst hielt, elf Tage nach ihrer Ankunft (11. Jan. 1802), eine Art von Triumphal-Einzug in eben diese Stadt. Eine Kommission von dreißig Gliedern, in welcher der Graf Marescalchi den Vorsitz führte, schlug dem Ersten Konsul die Wahlen für die vornehmsten Staatsämter vor; und am 25. Januar, wo diese Kommission ihre Sitzungen beendigt hatte, schloß sie ihren Bericht mit dem Wunsche, „daß es dem General Bonaparte gefallen möge, die cisalpinische Republik mit seiner Regierung zu beehren."

Am nächstfolgenden Tage begab sich der Erste Konsul mit großem Pompe in den Berathschlagungs-Saal der Staats-Konsulta, wo er, in italienischer Sprache, eine Rede hielt, die sich mit folgenden Worten endigte: „Die Wahlen, die ich zur Besetzung Eurer vornehmsten Staatsämter getroffen habe, sind frei von jedem Partei- und Örtlichkeits-Geiste; und was die eines Präsidenten betrifft, so habe ich unter Euch noch Keinen gefunden, der Ansprüche genug auf die öffentliche Meinung, oder überhaupt Verdienst genug um sein Vaterland hätte, daß ich ihm diese Würde anvertrauen könnte. Ich trete also Eurem Wunsche bei: ich werde noch eine Zeitlang den großen Gedanken Eurer Angelegenheiten behalten." Alle Anwesenden erhoben sich auf dies stolze Wort; der Saal ertönte von Beifallsäußerungen, und erfüllt wurde die Bitte der Abgeordneten, daß ihre Republik künftig die italienische genannt werden möchte. Zum Vice-Präsidenten ernannte der Erste Konsul den Herrn von Melzi d'Erile, der in der Folge den Titel eines Herzogs von Lodi erhielt. So endigte sich diese politische Sitzung, wo die in Bonaparte's Kabinet geborene Verfassung bekannt gemacht wurde.

An der Schweiz wollte der Erste Konsul den Mächten Europa's zeigen, wie nothwendig seine Dazwischenkunft sei, um eine aufgeregte Republik zu beruhigen. Es belohnt

nicht die Mühe, alle die Umstände zurückzurufen, welche in den Jahren 1801 und 1802 dies Land zum Tummelplatz bürgerlicher Zwietracht machten, bis endlich, am 10. December des zuletzt genannten Jahres, sich sechs und funfzig Schweizer Deputirte auf ein Senatus-Consult zu Paris versammelten. Hier legte der Erste Konsul ihnen den Entwurf zu einer neuen Constitution in einer Erklärung vor. Die Senatoren Barthelemy, Fouche, Röderer wohnten den Sitzungen bei, worin diese Constitution und die Mediations-Akte erörtert wurden. Als die allgemeine Sitzung vom 24. Januar 1803 zu keinem festen Ergebniß geführt hatte, rief Bonaparte zehn Mitglieder der Deputation (fünf sogenannte Unitarier und fünf Föderalisten) zu sich, und nachdem die Mediations-Akte in seiner Gegenwart besprochen worden war, wurde sie am 19. Februar beschlossen und den Schweizern übergeben. Den 10. März erfolgte die Auflösung der Zentral-Regierung zu Bern. Die Mediations-Akte bezeichnete den General Ludwig d'Affry als Landammann der Schweiz für das Jahr 1803. Die erste Tagsatzung versammelte sich zu Freiburg den 4. Juli. Aloys Reding, das Haupt der Föderalisten, wohnte ihr als Abgeordneter von Schwitz bei; und obgleich seine Gegenwart nichts für eine gänzliche Aussöhnung der Parteien bewies, so zeugte sie doch für die Unmöglichkeit eines längern Widerstandes gegen Frankreich. Mehr aber wollte Bonaparte nicht; denn Zufriedenheit und Glück mußten sich mit der Ordnung einstellen, die sein Werk war.

Durch dies Alles geschah nichts, was nicht höchst zweckmäßig gewesen wäre; die Zweckmäßigkeit beruhete darauf, daß, wenn Frankreich, als Mutter-Republik mit seinem Einheits-Princip bestehen wollte, dasselbe Princip auch auf die Filial-Republiken übergehen mußte. Bonaparte ließ es hierbei jedoch nicht bewenden. Die Zukunft ins Auge fassend, trennte er das Walliserland, das bisher zu der helvetischen Republik gehört hatte, von derselben,

und erhob es zu einer unabhängigen Republik, welche keinen andern Zweck hatte, als ihm eine Militär-Straße nach Mailand zu sichern und seine Operations-Basis auf Deutschland und Italien zu gewährleisten. Überhaupt übte er die Kunst, dem Augenblick nicht mehr zu bewilligen, als ihm gerade gebührt, und die Zukunft durch eine Abänderung aller politischen Verhältnisse vorzubereiten. Der König von Sardinien trat nicht zurück in den Besitz von Savoyen, und um das Großherzogthum Toskana zu erwerben, mußte sich Spanien nicht bloß zur Abtretung des Herzogthums Parma, sondern auch der amerikanischen Landschaft Luisiana bequemen. Die letztere wurde an die Nordamerikaner verkauft, um die französische Staatskasse zu bereichern. Eigentlich erfolgte die Abtretung Parma's wider den Inhalt früherer Verträge, nach welchen das herzogliche Haus, eine Nebenlinie des spanischen, sein Land mit völliger Unabhängigkeit besaß; doch hierauf wurde keine Rücksicht genommen, weil, wer zu herrschen verlangt, vor allen Dingen das bestehende Recht erschüttern und verletzen muß. Nach demselben Grundsatze wurde Piemont noch im Laufe des Jahres 1802 der französischen Republik einverleibt; dies geschah den 11. September vermöge eines Senatus-Konsults in einem Augenblick, wo der König Karl Emanuel seinem Bruder Victor die Krone überlassen hatte, um ungestört der Andacht zu leben. Dies Fürstenhaus blieb demnach auf den Besitz der Insel Sardinien beschränkt.

Während Bonaparte durch diese Behandlung des Äußern Frankreichs und durch die Friedensschlüsse, welche sich an diese Behandlung knüpften, die große Rolle vorbereitete, die ihn, nach wenigen Jahren, zum Schiedsrichter in allen europäischen Angelegenheiten machte, war er nicht minder eifrig darauf bedacht, wie er, im Innern seines eigenthümlichen Machtgebiets, die Keime der Umwälzung austilgen und alles zu einem unbedingtern Gehorsam gegen

die Befehle seiner Regierung zurückführen wollte. Den Freiheitssinn, der sich seit 1788 entwickelt hatte, zu mäßigen, und zugleich zur Arbeitsamkeit zurückzuführen, wurde, vor allen Dingen, für nöthig erachtet, dem öffentlichen Unterricht eine bessere Gestalt zu geben. Der Staatsrath Fourcroy, der dies Geschäft übernahm, stiftete sogenannte Primär- und Secundär-Schulen, an welche sich in den größeren Städten Lycäen und Spezial-Schulen anschlossen. In dieser Beziehung war allzu viel Versäumtes nachzuholen, als daß der Erfolg hätte glänzend sein können; indeß verdiente auch der erste ernstliche Anfang Lob, und es darf nicht unbemerkt bleiben, daß am 16. October 1802 die ersten Lycäen zu Mainz, Brüssel und Lyon eröffnet wurden. Ein Senatus-Consult, das um dieselbe Zeit erschien, bewilligte jedem Fremden, der sich durch die Einführung einer Entdeckung oder auch durch die Stiftung einer großen Manufaktur um die Republik verdient gemacht haben würde, die Rechte eines französischen Bürgers nach einem jährlichen Aufenthalte; und am Schlusse des Jahres verordnete der Erste Konsul Handels-Kammern in den vornehmsten Städten der Republik, und die Einführung eines allgemeinen Handelsraths in der Hauptstadt.

Die bei weitem wichtigste Autoritäts-Handlung des Ersten Konsuls im Laufe des Jahres 1802 war die Zurückführung des römisch-katholischen Kultus vermöge eines mit Pius VII. abgeschlossenen Concordats. Welches auch seine persönlichen Beweggründe zu dieser vielbesprochenen Handlung sein mochten: da seinem Wesen nichts weniger entsprach, als Sekten-Stifter zu werden; da ferner sein Jahrhundert, bei aller Freigeisterei, noch weit davon entfernt war, über die theologische Philosophie hinaus zu sein; da endlich die Mehrheit der Franzosen noch tief in dem starren Glauben verstrickt war, den das Dogma der katholischen Kirche voraussetzt: so blieb ihm, bei der Nothwendigkeit einer geltenden Lehre für jede kleinere oder größere

Gesellschaft, nichts Anderes übrig, als das katholische Kirchenthum mit denjenigen Beschränkungen zurückzuführen, welche, wie von selbst, aus dem durch die Umwälzung veränderten Gesellschaftszustande Frankreichs folgten. Dahin gehörte, vor allen Dingen, daß die vornehmsten Kirchenbeamten, welche ehemals Territorial-Herren gewesen waren, sich gefallen lassen mußten, die Unterlage ihrer Wirksamkeit und Würde aus den Staatskassen zu empfangen: eine Abänderung, wodurch ihre ganze Stellung zur Gesellschaft eine andere und angemessenere Richtung erhielt. In den Unterhandlungen, welche über diese wichtige Angelegenheit zu Rom gepflogen wurden, drang der Erste Konsul zwar auf die Abschaffung des Cölibats, auf Bestätigung der beeidigten Priester, und auf die Einsetzung eines besondern Patriarchen für Frankreich; allein er gab über alle diese Punkte nach, sobald der nach Paris gesendete Kardinal Consalvi ihn über die Wirksamkeits-Bedingungen des katholischen Kirchenthums vollständiger unterrichtet hatte. Abgeschlossen am 15. Juli 1801, wurde das Concordat am 8. April des nächsten Jahres, nachdem es die Erörterung des Tribunals und des gesetzgebenden Körpers bestanden hatte, zum Staatsgesetz erhoben. Die Hauptverfügungen dieses Gesetzes waren, wie folgt: eine neue Eintheilung der erzbischöflichen und bischöflichen Sprengel, angepaßt der Eintheilung des französischen Gebiets in Departements, Bezirke u. s. w.; Aufhebung der bisherigen konstitutionellen Geistlichkeit, ohne von der Wiederanstellung ausgeschlossen zu sein; Ernennung der Erzbischöfe und Bischöfe durch den Ersten Konsul, in dessen Hand sie den Treue-Eid schwuren, und Bestätigung derselben durch den Pabst; Verpflichtung des letztern, weder selbst, noch in seinen Nachfolgern, die Käufer der veräußerten Kirchengüter zu beunruhigen, folglich das Eigenthum und den Genuß dieser Güter unangefochten zu lassen; Wiederherstellung des Sonntages, nebst den alten Benennungen der Wochentage;

bleibende Unterdrückung der Klöster und der Mönchs-Orden (ohne daß derselben in dem Concordate ausdrücklich gedacht war). Zur Staats-Religion wurde das römisch-katholische Kirchenthum nicht erhoben, weil Bonaparte dies thöricht fand.

Der öffentlichen Bekanntmachung dieses Concordats gingen zwei Indulte voran, welche den 9. April zur allgemeinen Kunde gelangten; durch das erste derselben wurden alle Feiertage, außer Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Himmelfahrt Mariä und Allerheiligen, aufgehoben; durch das zweite bewilligte der Pabst einen vollständigen Sündenerlaß in der Gestalt eines dreißig Tage hindurch dauernden Jubiläums. Mit dem ersten Ostertage feierte ganz Frankreich ein Dankfest, dem der Erste Konsul, begleitet von Generalen, Staatsräthen und fremden Gesandten, in der Notre-Dame-Kirche zu Paris beiwohnte. Den Eintritt des in Christo geliebtesten Sohnes — so hatte Pius der Siebente den Ersten Konsul in seiner Ratifikations-Bulle bezeichnet — verkündigten sechzig Kanonenschüsse; und nachdem die Geistlichkeit ihn mit Weihwasser und Räucherwerk empfangen hatte, nahm er seinen Platz unter einem kostbaren Thronhimmel. Derselbe Erzbischof von Aix, der bei der Krönung Ludwigs XVI. gepredigt hatte, hielt bei dieser konsularischen Kirchweihe die Rede; und würde man zu viel behaupten, wenn man sagte, „an diesem Tage habe Bonaparte, erstaunt über die von ihm ausgeübte Gewalt, zuerst den Mitteln nachgedacht, seinem Geschlechte nicht bloß den Rang, sondern auch die Dauer erblicher Fürstengeschlechter zu geben?“

Ein Vorschlag, der nicht lange darauf (19. Mai) dem Tribunat übergeben wurde, spricht nur allzu sehr für diese Behauptung. Der Gegenstand desselben war die Stiftung eines Ordens zur Belohnung kriegerischer Verdienste und bürgerlicher Tugenden; seine Benennung sollte „Ehrenlegion“ sein. Mit diesem Gedanken stellte sich ein Staats-Chef, dessen Wirksamkeit vorläufig auf zehn Jahre beschränkt

war, dem Erbfürsten gleich, der allein die Berechtigung hat, als Ehren-Typus aufzutreten: eine Berechtigung, welche wesentlich darauf beruht, daß in Beziehung auf ihn weder von einem einzelnen, noch, streng genommen, von einem persönlichen, sondern immer nur von einem Geschlechtsverdienste die Rede sein kann. Bonaparte, sofern er sich seiner Absicht deutlich bewußt war, konnte mit seinem Vorschlage nichts weiter bezwecken, als eine Aufhebung des Unterschiedes zwischen erblicher und nicht-erblicher Regenten-Würde. So wurde jedoch die Sache weder im Tribunat, noch im gesetzgebenden Körper aufgefaßt. Man sah darin nichts weiter, als eine Aufhebung der Gleichheit, mit dem Endzweck, den Adel in einer neuen Gestalt zurück zu führen. Je mehr man nun diese Wirkung fürchtete, desto mehr Widerstand erfuhr der Vorschlag des Ersten Konsuls. Sein Bruder Lucian hatte nur allzu viel Mühe, den Tribunen zu beweisen, daß durch die verwirklichte Idee einer Ehrenlegion weder die Gleichheit aufgehoben, noch ein Erbadel zurückgeführt werde. Der Vorschlag ging im gesetzgebenden Körper nur mit einer Mehrheit von 56 Stimmen durch, woran sich noch der Wunsch knüpfte, daß die Einführung der Ehrenlegion verschoben bleiben möchte. Von diesem Wunsche nahm jedoch der Erste Konsul keine Kenntniß. Die Ehrenlegion wurde als ein durch seinen Willen bestehendes Institut betrachtet; und nachdem sämmtliche Senatoren zu Gliedern dieses Ordens ernannt waren, ging das Abzeichen desselben nach und nach auf alle Diejenigen über, welche in irgend einer höhern Eigenschaft die Zwecke des Staats-Chefs beförderten. Wenn übrigens im Tribunat die Gleichheit für gefährdet erklärt worden war, so erschien schon am 20. Mai ein Gesetz, wodurch Bonaparte seine Nichtachtung der Freiheit aufs Deutlichste zu erkennen gab; dies war das Gesetz, wodurch die Sklaverei in den Kolonien, welche Frankreich zurück erhalten hatte, beibehalten werden sollte.

Bonaparte hatte sich durch die Friedensschlüsse von Lüneville und Amiens allzu nothwendig für Frankreich gemacht, als daß nicht hätte die Frage entstehen sollen: ob die gesetzlich bestimmte Dauer seiner Wirksamkeit nicht verlängert werden müsse? Der erste Gedanke war, dieser Dauer zehn Jahre zuzulegen. Als ihm ein Senatus-Konsult dieses Inhalts überreicht wurde (und dies geschah den 7. Juni 1802), war seine Antwort: „Das Glück hat der Republik gelächelt; allein das Glück ist unbeständig. Ach! wie viele von Denen, die es mit seiner Gunst überschüttet hatte, haben um einige Jahre zu viel gelebt! Zu meinem Ruhme und selbst zu meinem Glücke sollte ich das Ziel meines öffentlichen Wirkens vielleicht in dem Augenblicke finden, wo der Weltfriede proklamirt ist . . . . Doch Ihr seid der Meinung, daß ich dem Volke ein neues Opfer schulbig bin, und ich bin dazu bereit, wenn das Wohl des Volkes mir das befiehlt, wozu mich Eure Zustimmung berechtigt" . . .

Schnell bildete sich der Gedanke eines zwanzigjährigen Konsulats zu einem Konsulat auf Lebenszeit aus; was diese Entwickelung beschleunigte, ist jedoch unbekannt geblieben. Als Bonaparte'n dieser Entwurf am 3. August mit der Versicherung vorgelegt wurde, daß nicht weniger als 3,368,259 Bürger sich für denselben erklärt hätten, erwiederte er: „Das Leben eines Bürgers gehört dem Vaterlande; das französische Volk will, daß das meinige ihm ganz und gar geweiht sei; ich gehorche seinem Willen. Die Freiheit, die Gleichheit und die Wohlfahrt Frankreichs werden gesichert werden. Das beste der Völker wird auch das glücklichste sein . . . Werde ich dann auf den Befehl dessen, von welchem alles ausfließt, die Gerechtigkeit, die Ordnung und die Gleichheit auf Erden zurückgeführt haben: so werde ich meine letzte Stunde ohne Bedauern, so wie ohne Unruhe über das Urtheil der Nachwelt, schlagen hören."

Von jetzt an war Frankreich eine Wahlmonarchie, deren Oberhaupt den Titel eines Ersten Konsuls führte.

Diese Veränderung war jedoch allzu wesentlich, als daß sie nicht eine Abänderung der ganzen bisherigen Verfassung hätte nach sich ziehen sollen. Auch blieb diese nicht aus. Im gesetzgebenden Körper fand, statt der jährlichen Wahlen, eine Theilung in fünf nach einander erneuerten Serien oder Reihefolgen Statt, während die einmal bestellten Wähler es auf Lebenszeit bleiben sollten. Dem Oberkonsul wurde das Vorrecht ertheilt, seinen Nachfolger zu ernennen. Damit verband er, außer der Ratifikation der Friedens- und Bundesverträge, die Ernennung zu Senatorstellen, das Vorschlagsrecht zu Senatus-Konsulten, das Begnadigungsrecht, das Recht, Krieg zu führen, sowohl zur Vertheidigung der Republik, als zum Ruhm derselben. Der Senat, vollkommen abhängig von dem Willen des Oberkonsuls, durfte die Institutionen verändern und sogar den gesetzgebenden Körper und das Tribunat auflösen. Jener wurde auf 250, dieses auf 100 Glieder zurückgesetzt. Und durch alle diese Abänderungen war die Wahl-Monarchie, auf eine bis zum Jahre 1802 unerhörte Weise, zugleich eine unbedingte. Zwei Wörter standen damit in dem schreiendsten Widerspruch, wenn man sie in ihrer hergebrachten Bedeutung nahm: das eine war das Wort „Konsul;“ das andere das Wort „Republik.“ Bald sollte sich zeigen, daß Benennungen den Kleidern wenigstens in sofern gleich sind, als man beide mit gleicher Leichtigkeit ablegt, sobald die Veranlassung dazu stark genug ist.

Vierzehntes Kapitel.

Frankreichs Verhältniß zu den übrigen Mächten Europa's in Folge der letzten Friedensschlüsse. — Versuch des Oberkonsuls, die Insel St. Domingo zurück zu erobern. — Erneuerter Krieg zwischen England und Frankreich.

Europa hatte seit zehn Jahren die Erfahrung gemacht, daß verändertes Staatsrecht verändertes Völkerrecht nach sich zieht. Allein wie bedeutend auch die Umwandlung sein mochte, welche Italien und Deutschland durch den Revolutions-Krieg gelitten hatten: so war mit diesem doch der unverkennbare Vortheil verbunden gewesen, daß Frankreich sich, nach und nach, der politischen Form genähert hatte, worin Übereinstimmung und Harmonie mit demselben möglich war. Diese Form war die monarchische. Doch zwischen der Monarchie, welche durch Bonaparte gebildet wurde, und den übrigen Monarchien Europa's, bestand ein wesentlicher Unterschied, dessen Aufhebung mit unendlich größeren Schwierigkeiten verbunden war, als diejenigen voraussetzten, welche in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts den gesellschaftlichen Erscheinungen nur wenig nachgedacht hatten. Oft sind die Benennungen gleich, während die Dinge, welche dadurch bezeichnet werden, nur allzu verschieden sind. Ist in jeder Monarchie der Monarch die Hauptperson, so stellt sich noch die Frage dar, nach

welchem Gesetz er dies ist; ob nach dem Gesetz der Erblichkeit, oder nach irgend einem andern Gesetz? Für seine Gesinnungen wird von der Beantwortung dieser Frage nur allzu viel abhangen. Für einen erblichen Monarchen giebt es, streng genommen, keinen andern Ehrgeiz, als denjenigen, der aus seinen auswärtigen Verhältnissen hervorgeht; denn in Beziehung auf die Gesellschaft, an deren Spitze er steht, hat er nichts zu fordern, was ihm nicht im Voraus bewilligt worden wäre, dadurch, daß er die höchste Autorität bildet; und daher die Erscheinung, daß es kein anderes Verdienst für ihn giebt, als die gesellschaftliche Ordnung zu bewahren. Nicht so der nicht-erbliche Monarch. Die Unsicherheit, worin er dasteht, bringt nichts so unabtreiblich mit sich, als daß er den natürlichen Entwickelungsgang der Gesellschaft unterbricht, weil es nur auf diesem Wege möglich ist, wo nicht Verdienst, doch wenigstens den Schein desselben zu erwerben, aus welchem die Vorstellung seiner Unentbehrlichkeit hervorgeht: eine Vorstellung, an deren Festhaltung ihm um so mehr gelegen sein wird, je mehr es ihm darauf ankommt, Stifter einer neuen Dynastie zu werden. In diesem Unterschiede aber lagen, sofern von Bonaparte's Verhältniß zu den übrigen Monarchen Europa's die Rede ist, alle die Zwietrachten eingeschlossen, welche dreizehn Jahre hindurch die europäische Welt in allen ihren Theilen erschütterten. Der Oberkonsul hatte eine Last auf sich genommen, die schwer zu tragen war. Vielleicht war seine Absicht, sich innerhalb gewisser Schranken zu halten; doch sobald er sich in dieser Absicht gestört sah, erinnerte er sich der Berechtigung, nicht bloß zur Vertheidigung, sondern auch zum Ruhme der französischen Nation, Krieg zu führen; und indem auf diese Weise der in einen Staats-Chef verwandelte glückliche Heerführer gegen Monarchen in die Schranken trat, deren geringste Tugend die kriegerische Geschicklichkeit war — wie hätte es ausbleiben mögen, daß ein Staat nach dem andern

zertrümmert wurde, bis der zu einer Art von Wahnsinn gesteigerte Ehrgeiz seinen riesenmäßigen Entwürfen erlag?

Daß Bonaparte, nach dem Antritt des lebenslänglichen Konsulats, das feindliche Verhältniß fühlte, worein er zu den Bourbons gerathen war, geht besonders aus dem Umstande hervor, daß er im Januar 1803 dem Prätendenten, der sich um diese Zeit zu Königsberg in Preußen aufhielt, durch einen Vertrauten den Antrag machen ließ, in seinem und seines Geschlechtes Namen auf die französische Krone gegen eine glänzende Schadloshaltung zu verzichten. Bonaparte betrachtete diese Krone als etwas, das er aus dem Kothe hervorgehoben und gereinigt hatte. Dabei war seine Überzeugung, daß die Bourbons nie in den Besitz dieser Auszeichnung zurücktreten würden: eine Überzeugung, die im Jahre 1803 vollkommen gegründet sein mochte. Zur Entschädigung versprach er, wie behauptet worden ist, ein Königreich auf Afrika's Nordküste, oder die Wiederherstellung Polens zum Vortheil der Bourbons. Doch ohne auf diesen Antrag im Mindesten einzugehen, erwiederte Ludwig XVIII.: „er verwechsele Herrn Bonaparte zwar keineswegs mit dessen Vorgängern; er schätze vielmehr seine Tapferkeit, seine militärischen Talente und wisse ihm Dank für manches Gute, das er dem französischen Volke erzeigt habe. Doch, treu dem Range, worin er geboren worden, werde er nie seine Rechte aufgeben, als Enkel des heiligen Ludwig sich selbst in Ketten achten und als Nachfolger Franz I. mit diesem sagen: Wir haben alles verloren, nur nicht die Ehre." Eine so entschlossene Antwort paßte weder zu den Wünschen, noch zu den Erwartungen des Unterhändlers; als dieser aber auf eine mildere drang, fügte der Prätendent hinzu: „Bonaparte würde Unrecht haben, sich darüber zu beschweren, da ich ihn einen Anmaßer und Rebellen nennen könnte. Sollte ein Souverän, auf Bonaparte's Verlangen, sich genöthigt glauben, mir seinen Schutz zu entziehen, so würde ich ihn bedauern und

gehen. Ich fürchte die Armuth nicht; müßte es sein, so würde ich mit meinen Gefährten schwarzes Brot essen" ....

Eine Erklärung dieser Art war nur allzu sehr geeignet, Bonaparte'n in die Bahn zu führen, worin er sich von nun an bewegte. Ohne auf die Volks-Souveränetät den mindesten Werth zu legen, betrachtete er sie als das Mittel, zu seinem Zwecke zu gelangen; und wie Umstände und Ereignisse ihm dabei zu Hülfe kamen, wird sich zeigen, sobald wir einer Unternehmung gedacht haben werden, welche nicht wohl fehlschlagen konnte, ohne seinen Eigensinn zu verstärken.

Die Insel St. Domingo befand sich seit neun Jahren in den Händen der Neger, welche Anfangs, mit Hülfe der Engländer, ihre Herren, in der Folge die Engländer selbst vertrieben und sogar den von Spanien an Frankreich abgetretenen Theil (etwa zwei Drittel) erobert hatten. An ihrer Spitze stand um die Zeit, wo die Friedens-Präliminarien zwischen Frankreich und England zu Stande kamen, Toussaint l'Ouvertüre: ein Neger, dem es an keiner von jenen Eigenschaften fehlte, wodurch man eine bleibende Herrschaft über seines Gleichen übt. Seine Hauptstützen waren andere Neger, die, als Generale oder Verwalter, keinen andern Beruf fühlten, als den Willen ihres Oberhaupts zu vollziehen. Die ganze Insel führte in dieser Ordnung der Dinge ihre alte Benennung „Haiti;" und wiewohl Toussaint l'Ouvertüre sich das Ansehn gab, als wolle er nicht alle Bande, die ihn an Frankreich knüpften, zerreißen: so lag doch so viel am Tage, daß er die errungene Freiheit nicht aufopfern und folglich nur in Handelsverhältnissen mit dem ehemaligen Mutterlande leben wollte. Anders war Bonaparte über diesen Punkt gesonnen: Haiti, so wie alle übrigen Kolonien Westindiens, sollten zu Frankreich in dasselbe Verhältniß zurücktreten, worin sie vor der Revolution gestanden hatten.

Um dies zu bewirken, hatte er, unmittelbar nach dem Abschluß der Friedens-Präliminarien mit England, Anstalten zur Wiedereroberung Haiti's getroffen: Anstalten, bei welchen er von der spanischen Seemacht unterstützt war. In seinen Absichten lag Überraschung. Diese wurde jedoch durch Seestürme und durch den Umstand verhindert, daß die Engländer Zeit gewannen, die Haitier zu warnen. Das Unternehmen selbst legte Bonaparte in die Hände eines seiner Schwäger, des Generals Leclerc, dem er ein Heer von 22000 Mann anvertraute, von welchen die eine Hälfte sich der Insel bemächtigen, die andere nachfolgen sollte. Die Überfahrt war glücklich; und unterstützt von geschickten Untergeneralen, kam Leclerc, nach einigen Gefechten, in den Besitz der Insel; hauptsächlich dadurch, daß er Toussaint l'Ouvertüre für sich zu gewinnen verstand. Es konnte jedoch nicht lange ungewiß bleiben, in welcher Absicht Leclerc nach Haiti gekommen war; und sobald es sich um die Wiederherstellung der Sklaverei handelte, fielen die Häupter der Schwarzen, einer nach dem andern, ab, und es entstand ein Vertilgungskrieg, der jede Schonung ausschloß. Eine längere Zeit behielten die Franzosen das Übergewicht; dann aber kam den Schwarzen das gelbe Fieber zu Hülfe. Toussaint l'Ouvertüre, der in der Gewalt des französischen Obergenerals geblieben war, aber mit den Insurgenten immer noch in geheimer Verbindung stand, wurde unter diesen Umständen so gefährlich, daß man ihn an Bord brachte und nach Frankreich versetzte, wo er, wenige Jahre darauf, im Gefängniß starb. Schwaches Rettungsmittel! Denn das gelbe Fieber hörte nicht auf zu wüthen. Schon waren die Divisionsgenerale Dugua, Hardy und Debelle, acht Brigade-Generale, 1500 Offiziere, 750 Gesundheitsbeamten und viele Tausend Soldaten das Opfer dieser gefährlichen Krankheit geworden, als auch der Obergeneral Leclerc von ihr ergriffen wurde. Er starb in der Nacht vom 1. auf den 2. November 1802, und bei seinem Tode

waren von dem nach Haiti versetzten Heere (das von Einigen auf 34000 Mann angegeben wird) nur noch 9500 übrig, von welchen sich 7000 in den Hospitälern befanden. General Rochambeau, welcher an Leclercs Stelle den Oberbefehl übernahm, vertheidigte sich nur noch durch grobes Geschütz gegen die Insurgenten, die durch den Beistand, den sie von Jamaika her erhielten, mit jedem Tage mächtiger wurden. Zu den übrigen Leiden gesellte sich die Hungersnoth. Genöthigt, den Sitz der Regierung von Port-au-Prince nach Cap zu verlegen, kam Rochambeau nur allzu bald dahin, daß er sich nicht länger vertheidigen konnte; denn zu den Schwarzen, als Feinden, gesellten sich die Engländer nach dem Bruch des Traktats von Amiens, von welchem sogleich die Rede sein wird. Den Franzosen blieb nun keine andere Wahl, als sich entweder an die Engländer oder an die Schwarzen zu ergeben. Theilweise war dies bereits geschehen, als Cap auf der Landseite von 15000 Schwarzen, auf der Seeseite von einem zahlreichen brittischen Geschwader eingeschlossen wurde. Von jetzt an unterhandelte Rochambeau mit Dessalines, dem Oberhaupt der Schwarzen, und ergab sich, um nicht der Gefangene eines Sklaven-Generals zu werden, zuletzt, mit allen Schiffen und mit der gesammten weißen Bevölkerung, auf Diskretion an die brittische Flotte.

Der Ausgang des Unternehmens gegen St. Domingo bewies, daß alle kriegerische Geschicklichkeit, ihrer Wirksamkeit nach, an Bedingungen gebunden ist, welche selbst der überlegenste Geist nicht in seine Gewalt bekommen kann. Sofern aber dieser Ausgang sich durch Englands Theilnahme an dem Schicksal der Haitier vollendete, sind wir, wenn nichts dunkel bleiben soll, genöthigt, auf den Abschluß des Traktats von Amiens zurück zu gehen.

Kaum geschlossen, war dieser Traktat für England ein Gegenstand der Reue und Bekümmerniß; die Ursache dieser Erscheinung aber lag bei weitem mehr in den Dingen,

als in den Personen. Das jetzt verrufene Merkantil-System war in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts noch in seiner vollen Kraft; und da ein sehr großer Theil von Englands Eigenthümlichkeit auf diesem System beruhete: so konnte die brittische Regierung nicht gleichgültig dagegen bleiben, daß sie, hinsichtlich ihrer Handels-Grundsätze, in einem so hohen Grade von Frankreich und dessen Einfluß auf das europäische Festland abhängig geworden war; sie mußte sogar glauben, daß es bei der Fortdauer der Verhältnisse, worein Frankreich zu Spanien, Italien und Deutschland getreten war, für immer um das Ansehn geschehen sei, womit sie bisher gewaltet hatte. Mißbilligend, was durch den französischen Ober-Konsul in Bezug auf Piemont, auf die Stiftung des Königreichs Hetrurien und auf die Verwandlung der cisalpinischen Republik in eine italienische geschehen war, weigerte sie sich, vor allen Dingen, jeder Theilnahme an dem Entschädigungs-Werke, das zu Regensburg betrieben wurde. Dabei ließ sie die Haupt-Artikel des Traktats von Amiens unvollzogen. Sie räumte also weder Malta, noch Ägypten, noch das Vorgebirge der guten Hoffnung. Zu ihrer Entschuldigung führte sie an, „daß Frankreich sich seit dem Traktat von Amiens vergrößert habe." Hierauf erwiederte die französische Regierung: „Warum vollzieht Großbritannien nicht den geschlossenen Vertrag?"

Ein Rechtsstreit dieser Art kann, wenn die Parteien zugleich Schiedsrichter sind, sich immer nur in einen Krieg auflösen. Die Federn der Tageblattschreiber leiteten denselben dadurch ein, daß sie, unterstützt von den Zuträgereien der Ausgewanderten, nur Gehässiges über den Ober-Konsul verbreiteten. Dieser, der, bei der Neuheit seiner Lage, nicht gleichgültig bleiben konnte gegen Urtheile, wodurch man seine Verunglimpfung bezweckte, ließ durch seinen Gesandten Otto in einer amtlichen Note darauf antragen: „daß England dasselbe verbieten sollte, was in Frankreich

hinsichtlich des gegenseitigen Vortheils der Völker verboten wäre." In derselben Note wurde angetragen: 1) auf die Entfernung der Ausgewanderten von der Insel Jersey; 2) auf die Vertreibung der Bischöfe von Metz und von St. Paul aus England; 3) auf die Versetzung Georg Cadudals und seiner Anhänger nach Canada, so wie auf die Verbannung aller derjenigen Franzosen in England, welche die Abzeichen der alten Monarchie tragen würden. Unstreitig ging der Ober-Konsul in diesen seinen Forderungen viel zu weit; denn schlossen diese Forderungen nicht eine Abänderung der brittischen Verfassung über zwei so wesentliche Punkte in sich, wie die Preßfreiheit und die Habeas-Corpus-Akte für England sind? Das von ihm begangene Versehen war um so tadelnswerther, da es nicht bekannt werden konnte, ohne ihn bei der ganzen englischen Nation verhaßt zu machen.

England, anstatt auf diese Vorschläge einzugehen, sendete Lord Withworth als Gesandten nach Paris; doch keineswegs in einer friedlichen Absicht. Die wesentlichsten Artikel des Traktats von Amiens blieben unvollzogen; und indem die Tageblattschreiber in ihrer Verwegenheit und Erbitterung immer weiter gingen und besonders den Reichs-Deputations-Receß zum Gegenstande der Anklage machten, erfolgte von Seiten des französischen Amtsblattes sehr bald die Erwiederung, „daß England bei seiner Weigerung, die helvetische, italienische und ligurische Republik, so wie das Königreich Hetrurien anzuerkennen, durchaus nicht das Recht habe, den Friedensvertrag von Lüneville zu tadeln. Zwischen Frankreich und England sei von nichts weiter die Rede, als von dem Traktat von Amiens. Übrigens werde das französische Volk in der Stellung verharren, welche die Athener der Minerva gegeben hätten: den Helm auf dem Haupte, die Lanze vorgestreckt." Äußerungen dieser Art mußten im Parliament zur Sprache kommen. Hier nahm Fox, der, während des Sommers, eine Reise

nach Frankreich gemacht hatte, sich der französischen Regierung auf eine Weise an, die so auffallend war, daß er sich zuletzt wegen jener Reise rechtfertigen mußte; doch die Grenvillesche Partei hatte in dieser Zeit das Übergewicht, und wenig fehlte daran, daß der Krieg nicht auf der Stelle erklärt wurde.

Seinerseits ließ Bonaparte kein Mittel unversucht, England zu entlarven, oder in Schrecken zu setzen. Vergeblich wendete er sich nach Berlin und nach St. Petersburg, um jenen Bund, dessen Opfer Paul I. geworden war, zu erneuern; ein persönliches Verhältniß, das sich inzwischen seit dem Sommer 1802 zwischen Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. entwickelt hatte, war die Klippe, woran seine Bemühungen scheiterten. Auf sich selbst zurückgebracht, veranstaltete er, vor allem, durch den Senat eine Aushebung von 100,000 Konskribirten, um die Küsten Frankreichs gegen etwaige Angriffe zu vertheidigen. Die Unvermeidlichkeit des Krieges lag am Tage; da aber die Kriegserklärung von Seiten Englands noch immer nicht erfolgt war, so trieb ihn seine Ungeduld zu einer Erklärung gegen den englischen Gesandten, den er zu sich rufen ließ. „Der Friede," sagte er zu Lord Withworth, „hat nichts bewirkt, als fortdauernde Eifersucht und Mißtrauen, und mit dem letztern ist es so weit gekommen, daß die Dinge sich auf einem Punkt befinden, worauf sie nicht ausdauern können . . . Keine Betrachtung wird mich jemals bestimmen, darein zu willigen, daß Ihr Alexandrien und Malta behaltet; und hätte ich zwischen Beidem zu wählen, so würde ich Euch lieber in der Vorstadt St. Antoine, als im Besitz von Malta sehen . . . Jeder Wind, der von England zu uns herüber weht, bringt nur Haß und Erbitterung gegen mich . . . Eine Landung ist das einzige Angriffsmittel, das mir gegen England zu Gebote steht, und ich bin entschlossen, mich selbst an die Spitze dieser Unternehmung zu stellen. Wie kann man jedoch glauben, daß ich, nachdem

ich mich auf diese Höhe erhoben habe, mein Leben und meinen Ruf auf das Spiel setzen werde, wenn mich nicht die äußerste Nothwendigkeit dazu treibt? Es ist tausend gegen eins zu wetten, daß mein Unternehmen nicht gelingen wird; allein ich bin deswegen nicht minder zu einer Landung entschlossen, wenn Krieg die Folge der gegenwärtigen Erörterung werden muß. Meine Truppen sind so bereit dazu, daß es keine Mühe kosten würde, die verloren gegangene Armee durch eine andere zu ersetzen ... Ich hätte mich Ägyptens seit einem Monat bemächtigen können, wenn ich 25000 Mann nach Abukir hätte senden wollen; allein ich werde es nicht thun, weil Ägypten nicht eines Krieges werth ist, worin ich mehr verlieren, als gewinnen kann: denn früher oder später wird Ägypten zu Frankreich gehören, sei's durch den Zusammensturz des türkischen Reichs, oder durch einen Vertrag mit der Pforte ... Mächte, wie Frankreich und England, könnten, wenn sie sich verständen, die ganze Welt regieren; und eben so können sie durch Mißverstand und Kampf alles zerrütten ... Es ist jetzt dahin gekommen, daß die Frage über Krieg und Frieden entschieden werden muß. Um Frieden zu behalten, mußte man den Traktat von Amiens erfüllen ... Ich habe die Algierer nicht gezüchtigt, um keine Eifersucht zu erregen; allein ich hoffe, daß England, Rußland und Frankreich sich irgend einmal darüber einigen werden, daß dies Raubnest zerstört werden muß ... Von Piemont und der Schweiz reden, heißt von Kleinigkeiten sprechen. Außerdem hättet Ihr vorhersehen sollen, was geschehen würde, als die Unterhandlung noch im Gange war; jetzt habt Ihr das Recht dazu verloren."

Kaum war diese Unterredung des Ober-Konsuls mit Lord Withworth in London bekannt geworden, als der König am 8. März dem Unterhause im Parliament durch eine Botschaft anzeigen ließ: „daß er auf Veranlassung der bedeutenden Rüstungen, welche in den Häfen Frank-

reichs und Hollands gemacht würden, für nöthig erachtet habe, neue Maßregeln für die Sicherheit des Staats zu nehmen, wobei er auf die Bereitwilligkeit der Gemeinen rechne, ihn in einen solchen Stand zu setzen, daß er das, was die Ehre seiner Krone und der Vortheil seines Volks erheische, mit Nachdruck durchführen könne." Diese Botschaft endigte die lange Spannung, worin man seit acht Monaten gelebt hatte. Der Krieg war von jetzt an erklärt. Die Matrosenpresse nahm ohne Zeitverlust ihren Anfang; die Admirale reiseten nach den Kriegshäfen ab; Nelson übernahm den Oberbefehl im mittelländischen Meere; drei Geschwader gingen unter Sidney Smith, Saumarez und Pellew nach verschiedenen Richtungen unter Segel.

Das Loos war Bonaparte's Wünschen gemäß gefallen; denn was dem rastlosen Thätigkeitstriebe dieses Mannes am wenigsten entsprach, war ein anhaltender Friedenszustand, der immer nur zur Verdunkelung seiner glänzendsten Eigenschaften hinführen konnte. Wenn er gleichwohl die Miene annahm, als sei er überrascht worden, so lag die Ursache nur in seinem Verhältniß zu dem französischen Volke, das sich gewöhnen sollte, den erblichen Herrscher in ihm zu sehen. In einer diplomatischen Audienz, welche er bald darauf ertheilte, redete er den englischen Gesandten also an: „Ihr seid zum Kriege entschlossen — Ihr wollt den Krieg. Wir haben ihn seit 12 Jahren geführt; Ihr wollt, daß er noch 12 Jahre dauern soll, und Ihr zwingt mich dazu" . . . Er wendete sich hierauf gegen den russischen Gesandten, Grafen von Markoff, mit den Worten: „Die Engländer wollen den Krieg; allein wenn sie den Degen zuerst ziehen, so werde ich der letzte sein, der ihn in die Scheide steckt. Sie achten keine Verträge; man muß diese also künftig mit schwarzem Flor bedecken." Zurückgewendet zu Lord Withworth, endigte er auf folgende Weise: „Ihr wollt Euch schlagen; auch ich werde mich schlagen. Tödten könnt Ihr Frankreich, aber Ihr könnt es nicht in Furcht

ſetzen. Wehe denen, die keine Verträge ehren! Sie werden ſich verantwortlich machen für ganz Europa!"

Was von jetzt an noch zwiſchen Herrn von Talleyrand und Lord Withworth verhandelt wurde, blieb um ſo mehr ohne Erfolg, weil der Krieg auf beiden Seiten gleich ſehr Bedürfniß war. Lord Withworth reiſete ab. Die Engländer begannen die franzöſiſchen Schiffe zu nehmen, die ihnen in den Wurf kamen; der Ober-Konſul erklärte alle in Frankreich befindlichen Engländer von 18 bis 20 Jahren für Kriegsgefangene, indem er zugleich Anſtalten zur Beſetzung des Kurfürſtenthums Hannover traf.

Funfzehntes Kapitel.

Eroberung des Kurfürstenthums Hannover. — Wiederholte Besetzung des Königreichs Neapel, so wie auch Hollands. — Vervollständigte Landungsanstalten. — Schöpfung eines bürgerlichen Gesetzbuches. — Vereitelte Verschwörung gegen das Leben des Ersten Konsuls. — Hinrichtung des Herzogs von Enghien. — Ende des Verschwörungs-Prozesses. — Federkrieg mit der brittischen Regierung.

Die Eroberung des Kurfürstenthums Hannover war mit keinen wesentlichen Schwierigkeiten verbunden. Zwar forderte Georg III., König von England, seine deutschen Unterthanen sogar unter Androhungen auf, das Äußerste des Widerstandes zu entwickeln; allein diese waren allzu besonnen, um sich in einen Kampf einzulassen, dem sie sich nicht gewachsen fühlten. Von Seiten des deutschen Reichs war um so weniger an irgend einen Beistand zu denken, da das Entschädigungswerk erst seit wenig Monaten beendigt war, die vornehmsten Reichsfürsten also mit der Besitznehmung und Organisation der ihnen zugefallenen Entschädigungen beschäftigt waren. Obwohl nun Georg III. den Herzog von Cambridge nach Hannover sendete, um sich an die Spitze der Landesvertheidigung zu stellen, so war doch der Zug des französischen Generals Mortier von

der Grenze Hollands nach dem Kurfürstenthum nichts mehr und nichts weniger, als ein bloßer Spaziergang. Angelangt an der hannöverschen Grenze, machte dieser General in einer Proklamation bekannt, „daß Frankreich sich des Kurfürstenthums Hannover bemächtige, weil England Malta nicht herausgeben wollte." Was dieser Grund auch werth sein mochte: die hannöversche Regierung blieb bei dem Umstande stehen, daß sie mit einem überlegenen Feinde zu thun hatte, der schon am 2. Juni den Brückenkopf von Nienburg an der Weser bedrohete; denn hinter diesen Strom hatten sich die hannöverschen Truppen, nach einem leichten Gefecht bei Borsten, zurückgezogen. Mortier verwarf alle die Vorschläge, wodurch man ein Abkommen mit ihm treffen zu können wähnte, indem er auf die Überlieferung aller Festungen drang. Seit dem 3. Juni auf den Besitz des Lauenburgischen beschränkt, schloß der General Graf Wallmoden eine Convention, wodurch die Franzosen in den Besitz des Kurfürstenthums kamen; dies war die Convention von Suhlingen .... Georg III. ratifizirte zwar dieselbe nicht; allein die hannöversche Heeresmacht wurde deshalb nicht minder aufgelöset. Die Schonung, womit man dabei zu Werke ging, bewies, daß man jeder Erbitterung vorbeugen wollte, um desto ungestörter in dem Besitz des Landes zu bleiben: die Waffen wurden durch die Offiziere der Civil-Obrigkeit überliefert und der gemeine Soldat behielt seinen Sold für das laufende Jahr unter der Bedingung, daß er während des Krieges keine Dienste nehmen wolle. Der Herzog von Cambridge war, als diese Übereinkunft getroffen wurde, bereits nach England zurückgegangen.

In dem kurzen Zeitraum vom 26. Mai bis zum 5. Juli war dieser Feldzug beendigt worden. Hierdurch nun wurden die Vortheile, welche Frankreich von dieser raschen Beendigung zog, nur um so größer. Vier tausend Pferde und fünf hundert Kanonen konnten als Kriegsbeute be-

trachtet werden. Dazu aber kamen vier Millionen Thaler jährlicher Einkünfte und der vortheilhafte Nebenumstand, daß Frankreich in dem Herzen Deutschlands ein Heer hatte, das jede Richtung nehmen konnte . . . .

In der Eroberung des Kurfürstenthums Hannover hatte Bonaparte einen Ersatz (ja noch mehr als einen solchen) für die Verluste gefunden, welche Englands Seemacht dem französischen Handel unmittelbar nach dem Wiederausbruch des Krieges zugefügt haben mochte. Doch nicht zufrieden mit diesem Ersatz, dachte der Erste Konsul nur auf Mittel, seinem Feinde in jeder möglichen Beziehung zu schaden. Ohne Zeitverlust wurde mit Spanien ein Vertrag geschlossen, nach welchem diese Macht sich vorläufig zu einer Geldhülfe von 77,000,000 Franken jährlich bequemte; die Wiederbesetzung des Königreichs Neapel durch französische Waffen schien aber um so mehr gerechtfertigt, weil die französischen Häfen, von einem Augenblick zum andern, von der brittischen Seemacht, welche unter der Leitung des Lords Cornwallis im mittelländischen Meere schwamm, heimgesucht werden konnten. Gouvion St. Cyr besetzte also, schon von der Mitte des Mai an, die italienischen Seestädte Peschiera, Otranto, Tarent u. s. w. Wenn die Mark Ancona verschont blieb, so geschah dies nur, weil der Erste Konsul den römischen Hof zu anderen Zwecken zu benutzen gedachte. Tarent dagegen wurde, wie Vliessingen, ein militärisches Zeughaus, ein großer befestigter Hafen, ohne daß der neapolitanische Hof irgend einen Einspruch einlegte. Überhaupt behandelte Bonaparte, seitdem er den Titel eines Präsidenten der italienischen Republik angenommen hatte, ganz Italien als ein Gebiet, worin er volle Souveränetät ausüben dürfe. Das neue Königreich Hetrurien blieb dabei nicht verschont; Livorno, wo man alle zurückgebliebenen Engländer verhaftete, wurde also in Belagerungszustand gesetzt, während Piombino mit Frankreich vereinigt, Porto-Longone und Porto-Ferrayo

befestigt und Alessandria zu dem vornehmsten Waffenplatz Italiens erhoben wurde.

Mit gleicher Rücksichtslosigkeit verfuhr Bonaparte gegen die batavische Republik. Obgleich die Unabhängigkeit dieses Staats im Lüneviller Friedensvertrage anerkannt war, so mußte er sich doch die Behandlung einer Provinz gefallen lassen. Von Vliessingen bis zum Texel wurden die Küsten Hollands mit Batterien und Schanzen bedeckt; und während der französische General Victor an die Spitze der mit den Heeren Frankreichs vereinigten batavischen Truppen trat und die Mündungen der Maas und der Schelde vertheidigte, wurde die Insel Walchern zu einem besondern Kommando erhoben, das General Monnet verwaltete.

Nie war Ähnliches erlebt worden. Das Ansehn eines Mannes, der in tiefer Unterordnung unter dem, was in anderen Ländern Gehorsam und Achtung erzwungen hatte, den Titel eines Ersten Konsuls führte, verschloß den Engländern die Küsten auf der langen Strecke von den Elbmündungen bis zum Hafen von Tarent. War nun gleich nicht aller Verkehr durch dies Verfahren unterdrückt, so war er doch erschwert und vertheuert. Der von Bonaparte verfolgte Gedanke konnte kein anderer sein, als die Last des Krieges, den er mit England zu führen hatte, dem ganzen europäischen Festlande zuzuwälzen, damit Frankreich weniger leiden möchte; doch, welche Verbindlichkeiten er hierdurch auch den Franzosen auflegen mochte, so gab es doch kein Mittel, dem Hasse zu entrinnen, den die übrigen, in ihren Bestrebungen durch ihn gehemmten Völker ihm zuwendeten.

Was diesem Hasse für den Augenblick seine Stärke nahm, war die Voraussetzung, daß wirklich eine Landung in England werde unternommen werden; man wünschte sie, um die bevorstehende Krisis schneller zu bestehen, und man glaubte daran, weil der Augenschein dafür sprach. In allen Häfen des Oceans von Cherbourg bis zum Texel

herrschte eine ungemeine Thätigkeit in Ausrüstung von Kanonenböten; und da der Hafen von Boulogne nicht geräumig genug war, um die ganze Flotte zu fassen, so wurden auch die Häfen von Etaples, Vimereux und Ambleteuse erweitert. Bonaparte selbst erschien einmal über das andere an der Küste, um Anordnungen zu treffen, welche auf eine nahe Landung hindeuteten. Das wider England bestimmte Heer wurde von ihm in sechs große Abtheilungen gebracht, von welchen drei in Holland, die übrigen bei Compiegne, St. Malo und Bayonne freilagerten. Der General Marmont erhielt den Oberbefehl über das Geschütz; der General Faultrier wurde zum General-Direktor der Parks ernannt und der Kriegsminister Berthier fügte zu seinen übrigen Verrichtungen die eines General-Majors hinzu. Im September erschien General Soult zu Boulogne, um sich an die Spitze des Lagers bei St. Omer zu stellen; General Davoust übernahm den Oberbefehl über das Lager bei Gent, und General Ney, welcher im Laufe des Sommers die Schweiz zur Stellung von 16000 Mann bewogen hatte, den über das Lager von Compiegne. Noch mehr: während General Augereau zu Bayonne ein gegen Portugal bestimmtes Heer sammelte, erschien General Pino in Frankreich an der Spitze italienischer Truppen, welche die Gefahr der Landung theilen sollten.

Der Glaube, daß Bonaparte wirklich eine Landung in England beabsichtige, wurde nicht wenig dadurch verstärkt, daß man die englische Regierung die ernsthaftesten Anstalten zur Abwendung derselben treffen sah. Auf die Warnungen des Obersten Crawfurd, welcher nicht aufhörte, im Parliament zu behaupten, „der Zweck des Feindes sei, auf London loszugehen, um mit der Hauptstadt das ganze Reich zu unterjochen," wurden die Gesetze der Angelsachsen und ein Statut Heinrichs III. wieder ins Leben gerufen; durch beides bezweckte man einen allgemeinen Aufstand. Zugleich dekretirte man die Bildung einer Nachhut. Die

Vaterlandsliebe des Kaufmannsstandes ließ es nicht an beträchtlichen Summen zur Belohnung des Eifers der Staatsvertheidiger fehlen. Auf der Küste wurden Lagerplätze angeordnet, und der Herzog von York sah sich zum Generalissimus des allgemeinen Aufstandes ernannt, sobald dies Gesetz die königliche Bestätigung erhalten haben würde. Eine Kette von Fregatten, welche durch ungeheure Eisenstangen zusammengehalten wurden, verschloß die Einfahrt des Themse-Stroms. Noch auffallender aber offenbarte sich die Furcht vor einer Landung in den Bewegungen der Kriegsschiffe. Nicht weniger als 734 Segel schwärmten in den nordischen Meeren, und 7 Flotten blokirten sämmtliche Häfen und Flußmündungen von dem Sund bis zu den Dardanellen. Beschossen wurden zwar die Seestädte Granville, Dieppe, Fecamp, St. Valery, Boulogne und Calais; doch ohne sonderlichen Erfolg. Vergeblich waren dabei alle Versuche, welche gemacht wurden, die Vereinigung der Kanonenböte zu verhindern.

Was der Erste Konsul auch mit seinen Landungsanstalten beabsichtigen mochte: diese beschäftigten ihn bei weitem nicht so ausschließend, daß er nicht Zeit zu anderen Schöpfungen übrig behalten hätte. Am meisten lag ihm daran, Frankreich mit einem bürgerlichen Gesetzbuche zu beschenken, das seinen Namen verewigen sollte, indem es zugleich den Franzosen bewiese, wie wahrhaft Wohlthätiges nur dadurch möglich wird, daß eine große Autorität darüber waltet. Schon seit dem Abschluß des Concordats hatte er eine Kommission ernannt, die sich mit dem Entwurf zu einem bürgerlichen Gesetzbuche beschäftigen sollte; sie bestand aus den Staatsräthen Tronchet, Portalis, Merlin von Douai und anderen erfahrenen Männern, unter dem Vorsitze des zweiten Konsuls Cambaceres. Die Erörterungen wurden von dem Staatsrathe in pleno angestellt, der sich zu diesem Endzweck wöchentlich dreimal versammelte. Seine Sitzungen dauerten in der Regel von 2 bis 6 Uhr

Nachmittags, nicht selten sogar bis um 8 Uhr Abends. Bonaparte versäumte keine dieser Sitzungen, und so innig war der Antheil, den er an den Erörterungen nahm, daß man Ursache hatte, über die Richtigkeit und Feinheit seiner Einwendungen zu erstaunen. Als die Abfassung des Gesetzbuches vollendet war und das Tribunat zunächst über die Annahme desselben zu entscheiden hatte, wurde zuerst offenbar, daß diese Körperschaft dem Ansehn der Regierung schade; denn die Schwierigkeiten, welche sie erhob, waren auf der einen Seite so kindisch und auf der andern so erbitternd, daß der Erste Konsul sich genöthigt sah, den Entwurf zurück zu nehmen, damit er nicht allzu starke Verstümmelungen erfahren möchte. Das Tribunat jetzt schon aufzuheben, hielt er zwar nicht für rathsam; allein, indem er es durch Anstellungen im Staatsdienst verdünnte und zugleich für bessere Wahlen in Beziehung auf den gesetzgebenden Körper sorgte, brachte er es leicht dahin, daß sein Gesetzbuch angenommen wurde. Es erhielt die Benennung Code Napoleon.

Die Allgegenwart, welche er durch dasselbe gewonnen hatte, wurde nicht wenig verstärkt durch eine Menge anderer Einrichtungen, welche nur als Wohlthaten angeschaut werden konnten. Dahin gehörte: die Unterdrückung der kleinen Lotterien, die Einführung von Kunstausstellungen in allen Departements, die Aufhebung der von den General-Einnehmern verübten Bedrückungen, die Anlegung von Kanälen und Straßen. Nie hatte ein erblicher König für Frankreich in so kurzer Zeit noch mehr gethan, und nie hatte ein Bourbon auf dem französischen Thron mehr Vertrauen in die Franzosen gesetzt. Bonaparte bewies das letztere besonders dadurch, daß er das Polizei-Ministerium mit dem der Justiz vereinigte und dem Großrichter Reignier für alles, was die öffentliche Sicherheit betraf, den Staatsrath Real zum Gehülfen gab. Wie die Sachen im Allgemeinen standen, konnte dies mit der größten Zuverlässigkeit

geschehen; die Franzosen waren des Krieges und der Zwietracht müde; jeder sehnte sich nach Ruhe, um erlittene Verluste wieder einzubringen; niemand dachte daran, einen Zustand zu unterbrechen, der durch die Zusammenengung der öffentlichen Gewalt in der Person Bonaparte's vergleichungsweise beneidenswerth geworden war.

Neue Stürme konnten also nur von außen her kommen. Sie hatten Vorboten, welche die Geschichte nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Um die Mitte des Januars 1804 hatte man zu London darauf gewettet, daß der Erste Konsul den April nicht erleben werde. Der Herausgeber des Courier de Londres hatte die Frechheit, Bonaparte'n ein altes Pamphlet zu dediziren, das den Titel führte: Tödten und Morden ist zweierlei; dies Pamphlet hatte, seiner Versicherung zufolge, Cromwell'n das Leben gekostet. Ein Wiener Handelshaus schrieb einem Pariser Bankier Folgendes: „Hier, wie in Paris, ist der Winter milde; allein man fürchtet den Ausgang des Februar. Wohlunterrichtete Personen behaupten, daß Sie ein Erdbeben erfahren werden. Haben Sie Operationen vor, so halten Sie diese Nachricht für gewiß. Ich darf mich nicht näher erklären." Dies waren die Vorboten. Was aber war die Ursache aller dieser Vorzeichen? Bonaparte's ganzes Verfahren kündigte nichts sicherer an, als daß es ihm gar nicht in den Sinn komme, den Bourbons Platz zu machen. Indem er nun als Erster Konsul auf Lebenszeit um das Jahr 1804 nur 34 Jahre zählte, wie hätten die leidenschaftlichen Anhänger des vertriebenen Herrschergeschlechts nicht auf den Gedanken gerathen sollen, seinem Leben auf eine gewaltsame Weise ein Ende zu machen? Der Vortheil der Bourbons verschlang sich dadurch aufs Innigste mit dem Vortheile Englands, daß diesem eine Persönlichkeit, wie die des ersten Konsuls, allzu gefährlich war, als daß es nicht hätte den Wunsch hegen sollen, ihrer entledigt zu werden. Eine Verschwörung gegen Bonaparte'n,

in London verabredet und von englischem Gelde unterstützt, war also etwas, das den Umständen, worin sich Europa, vorzüglich aber England, befand, nur allzu gut entsprach.

Nicht weniger als 50 an der Zahl waren die Verschwörer in der Hauptstadt Frankreichs, ehe die Polizei von ihrer Absicht unterrichtet war. Die erste Entdeckung wurde auf folgende Weise gemacht.

Man war drei Banditen auf die Spur gekommen und zwei derselben waren bereits erschossen worden, als der dritte, Querelle genannt, die wichtigsten Eröffnungen versprach, wenn man ihm das Leben schenken wollte. Indem nun die Regierung sein Anerbieten annahm, erfuhr sie, daß zwei Generale, von welchen der eine ehemals der Umwälzung gedient, der andere sie sein ganzes Leben hindurch bekämpft hatte, kurz, daß Pichegru und George Cadoudal sich mit vielen anderen Verschworenen in Paris aufhielten, daß die Ermordung des Ersten Konsuls das Ziel ihrer Bestrebungen ausmache und daß General Moreau um das Geheimniß wisse. Je mehr aber Querelle's Aussage zu anderweitigen Anzeigen paßte, desto rascher schritt die Polizei-Behörde zu Verhaftungen. Die des Generals Moreau war mit den wenigsten Schwierigkeiten verbunden: sie erfolgte den 20. Februar auf der Brücke zu Charanton in dem Augenblick, wo der General sich nach seinem Landgute begeben wollte. Pichegru, von seinem Wirth verrathen und auf seinem nächtlichen Lager überfallen, ergab sich nicht eher, als bis seine Kräfte erschöpft waren; dies geschah den 28. Februar, an welchem Tage ein Senatus-Konsult das Verfahren durch Geschworene auf 2 Jahre aufhob und die Straf-Tribunale mit Erkenntniß über Hochverrath und Mordversuche gegen das Leben des Ersten Konsuls bekleidete. George Cadoudal wurde den 8. März nach einem heftigen Widerstande, der zwei Polizei-Agenten das Leben kostete, auf dem Odeums-Platze ergriffen, als er sich eben mit einem Begleiter auf einem Cabriolet aus

der Hauptstadt entfernen wollte. Die Verhaftung der übrigen war mit keinen merkwürdigen Umständen verbunden. Zu ihnen gehörten: Armand und Jules Polignac, Söhne des ehemaligen Herzogs von Polignac, der an Ludwigs XVI. Hofe eine so bedeutende Rolle gespielt hatte; de Riviere, Adjutant und Vertrauter des Grafen von Artois; Louis Ducorps, Kapitän in dem aufgelöseten Heere des Prätendenten; Lajolais, ehemaliger General und treuer Freund Pichegru's; mehrere Chouans, welche George Cadoudal gefolgt waren u. s. w.

Die politischen Grundsätze dieser Personen, ihr gewöhnlicher Aufenthalt in London, ihr auffallendes Zusammentreffen in Paris zu einer Zeit, wo Frankreich und England in einem Kampf um politische Freiheit begriffen waren, die bedeutenden Geldmittel, welche sie mitgebracht hatten, endlich die Verborgenheit, worin sie lebten: dies alles zusammengenommen gestattete keinen Zweifel über ihre wahren Absichten. Aus den mit ihnen angestellten Verhören und Confrontationen ging hervor, daß sie in drei Abtheilungen zwischen Dieppe und Treport den französischen Boden betreten hatten und von George Cadoudal nach der Hauptstadt geführt waren. Nur in Beziehung auf ihren Endzweck waren ihre Aussagen verschieden. George Cadoudal, der als Mörder sein Leben verwirkt hatte, trug kein Bedenken, einzugestehen, daß er nach Frankreich gekommen sei, um das Leben des Ersten Konsuls anzugreifen; und auf die Frage, welcher Mittel er sich dazu habe bedienen wollen, war seine entschlossene Antwort: „offener Gewalt, sobald der von ihm erwartete französische Prinz in Frankreich würde angelangt gewesen sein." Zurückhaltender erklärte sich Pichegru; doch machte er aus seinem Haß wider den Ersten Konsul kein Geheimniß. Über sein Verhältniß zu Moreau suchte er allen Geständnissen dadurch auszuweichen, daß er sagte: „es sei weltkundig, wie viel Ursache er habe, mit dem Verfahren dieses Generals

unzufrieden zu sein." In diesen Aussagen und Erklärungen blieb er sich gleich, selbst nachdem Moreau eingestanden hatte, daß er Zusammenkünfte mit ihm gehabt habe. Den Kränkungen wiederholter Confrontationen und der Schmach einer öffentlichen Hinrichtung, die sich auf keinem andern Wege vermeiden ließ, zu entgehen, entleibte er sich mitten im Laufe der Verhöre. Am Morgen des 6. April fand man ihn todt auf seinem Lager. Der gewöhnlichen Werkzeuge des Selbstmordes beraubt, hatte er seine Entleibung dadurch zu Stande gebracht, daß er, mit Hülfe eines dem Einheizer entwendeten Stäbchens, seine Halsbinde so lange zusammengedreht hatte, bis Bewußtlosigkeit und Schlagfluß erfolgt waren. Wundärzte bestätigten die Möglichkeit dieser Todesart bei einer so starken Vollblütigkeit, als Pichegru'n eigen gewesen war; und diese Bestätigung verdient um so mehr Glauben zu finden, da für die Regierung Frankreichs auch nicht der kleinste Grund vorhanden war, Pichegru'n einer öffentlichen Hinrichtung oder jeder andern über ihn verhängten Strafe zu entziehen. Moreau's Fall war besonderer Art. Man hatte ihn für die Wiederherstellung der Bourbons zu gewinnen gesucht, und daraus waren die Zusammenkünfte mit ihm entstanden. Nun war er zwar seit dem Frieden von Lüneville mit Bonaparte'n zerfallen, dessen Maßregeln er bei mehr als einer Gelegenheit getadelt hatte; doch die Hand zur Zurückführung des alten Herrscherstammes zu bieten, war er viel zu sehr ein Kind der Umwälzung. Die Verschworenen selbst hatten sich von ihm auf den Verdacht getrennt, daß auch er des Ehrgeizes fähig sei, und George Cadoudal war aus der letzten Zusammenkunft mit den Worten geschieden: „Wenn für einen Blauen nur ein anderer Blauer eintreten soll, ist es besser, den vorhandenen zu behalten." *) Die Ver-

*) So nannten seit dem Jahre 1793 die Royalisten in der Vendee und in der Bretagne jene republikanischen Soldaten, mit welchen sie zu kämpfen hatten.

legenheit, in welche er gebracht war, zu beendigen, richtete Moreau von seinem Gefängniß aus ein Schreiben an den Ersten Konsul, worin er sagte, „daß, wenn man ihm unterlassene Angeberei nicht zum Verbrechen machen wollte, man werde eingestehen müssen, gewagte Schlüsse aus Schritten und Handlungen gezogen zu haben, welche unvorsichtig gewesen sein möchten, ihrer Absicht nach aber nichts weniger als strafbar gewesen wären; auch zweifle er nicht, daß, wenn der Erste Konsul Aufschlüsse von ihm verlangt hätte, er sich nicht in der Nothwendigkeit befinden würde, vor den Tribunalen zu erklären, daß er kein Verschwörer sei." Dies Schreiben konnte die damit verbundene Absicht um so weniger verfehlen, weil für den schärfern Blick daraus hervorging, daß Moreau mit aller Feindschaft, die sich in ihm gegen Bonaparte'n nach und nach entwickelt hatte, der Retter des Ersten Konsuls durch die Zögerungen geworden war, die er durch seine abweichenden Ansichten in die Ausführung des Mordplans gebracht hatte. Bonaparte gab das erhaltene Schreiben zu den Akten; die Untersuchung wurde fortgesetzt, und eine besondere Verkettung der Dinge brachte es mit sich, daß der Herzog von Enghien in jene verflochten wurde.

Aus den mit George Cadoudals Leuten angestellten Verhören war hervorgegangen, daß, alle zehn bis zwölf Tage, sich in der Wohnung ihres Gebieters ein Herr eingefunden hatte, dessen Name ihnen unbekannt geblieben war, den sie aber für einen sehr vornehmen Mann hatten halten müssen, weil George Cadoudal ihm immer bis an die Thüre entgegen gegangen war und weil die Herren von Polignac und von Riviere nie gewagt hatten, sich in seiner Gegenwart niederzulassen. Dieser Herr war kein Anderer, als General Pichegru. Die Beschreibung, welche jene von dem ihnen Unbekannten machten, beschränkte sich darauf, daß er kahlen Scheitel, blondes Haar, mittelmäßigen Wuchs und gewöhnliche Fülle habe und etwa 35

bis 36 Jahr alt sein könne: Angaben, welche in eine um so größere Spannung setzten, weil man sich nicht vorstellen konnte, daß George Cadoudal, wenn ihm die Ermordung des Ersten Konsuls gelungen wäre, alles würde dem Zufall der Ereignisse überlassen haben. Wer konnte also die geheimnißvolle Person anders sein, als einer von den jüngeren Prinzen des Hauses Bourbon? Die Frage war nur, „welcher?" Da die Beschreibung nicht zu dem Herzog von Berry paßte, der Herzog von Angouleme aber bei seinem Oheim, dem Prätendenten, in Warschau lebte: so fiel aller Verdacht auf den Herzog von Enghien, welcher, seit dem Frieden von Lüneville, seinen Wohnsitz zu Ettenheim im Badenschen aufgeschlagen hatte. Man rechnete nach, und fand, daß die Entfernung von Ettenheim bis Paris nicht so groß sei, daß sich nicht alle zehn bis zwölf Tage Besuche in der Hauptstadt Frankreichs abstatten ließen. Um hierüber zur Gewißheit zu gelangen, wurde der Aufseher der Gensd'armerie nach Ettenheim gesendet, wo er nähere Erkundigungen über die Lebensweise des verdächtig gewordenen Prinzen einziehen sollte. Die Nachricht, die er zurückbrachte, war, daß dieser Prinz häufig abwesend sei, und fast jede Woche das Schauspiel zu Strasburg besuche. Bonaparte fand, „daß dies ein wenig zu keck sei;" doch beschloß er die Aufhebung des Herzogs von Enghien nicht, ohne mit dem zweiten Konsul Cambaceres, mit dem Großrichter und mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Rath gepflogen zu haben. Von diesen war Cambaceres der Einzige, welcher sich einer gewaltsamen Aufhebung des Prinzen widersetzte, indem er in Vorschlag brachte, daß man ihn lieber auf das französische Gebiet locken möchte, um nicht das Völkerrecht zu verletzen. Hinaus über eine solche Betrachtung, verordnete der Erste Konsul, was ihm in dieser Angelegenheit nöthig schien; und demgemäß wurde der Herzog von Enghien am 15. März zu Ettenheim von dem Obersten der Grenadiere zu

Pferde um 5 Uhr Morgens überfallen, gefangen genommen und nach Strasburg geführt. Der Minister Talleyrand rechtfertigte dies Verfahren in einem Schreiben an den Badenschen Minister von Edelsheim, „als nothwendig zur Bestrafung eines Verbrechens, welches, seinem Wesen nach, diejenigen aus dem Völkerrecht verstoße, welche daran auf eine unverkennbare Weise Theil genommen."

Der Herzog von Enghien blieb zwei Tage auf der Citadelle zu Strasburg. Den 18. März wurde er, auf die Ankunft eines Eilboten, durch die Schnellpost nach Paris versetzt, wo er den 20. um 9 Uhr Abends vor dem Schloß Vincennes anlangte. Hier erwartete ihn eine Militär-Kommission, welche aus einem Brigade-General, fünf Obersten und zwei Kapitänen bestand. Die Anklage, womit ihn diese empfing, lautete, wie folgt: „er habe die Waffen gegen die französische Republik geführt, der englischen Regierung seine Dienste angeboten, die Agenten dieser Regierung bei sich aufgenommen und ihnen Mittel verschafft, Einverständnisse im Innern Frankreichs zu unterhalten; er habe sich ferner an die Spitze eines an der Grenze von Frankreich in den Ländern von Freiburg und Baden zusammengebrachten Insurgentenhaufens und anderer im Solde Englands stehender Personen gestellt und in der Festung Strasburg Einverständnisse unterhalten, um die benachbarten Departements in Aufruhr zu setzen; er sei endlich ein Begünstiger und Theilnehmer der von den Engländern gegen das Leben des Ersten Konsuls angezettelten Verschwörung gewesen." Über diese Punkte zur Verantwortung gezogen, erwiederte der Herzog: „er habe immer die Vorhut des Heeres seines Großvaters (des Prinzen Conde') geführt; er habe, zu seinem Lebensunterhalt, nur monatlich 125 Guineen, die er von England erhalte; er habe Pichegru nie gekannt und schätze sich deshalb glücklich, vorausgesetzt, daß das, was man über ihn ausgesagt habe, wahr sei." Wegen des ihm gemachten Vorwurfs einer

Theilnahme an den Complotten gegen das Leben des Ersten Konsuls berief sich der Herzog auf seine Geburt. Zugleich verlangte er, Bonaparten zu sprechen; seine Worte waren: „mein Name, mein Rang, meine Denkart und die abscheuliche Lage, worin ich mich befinde, lassen mich hoffen, daß er mir diese Bitte nicht versagen werde." So viel Nachgiebigkeit lag jedoch nicht in dem Auftrage seiner Richter. Wiewohl nichts wider ihn erwiesen war, so wurde doch das Todesurtheil über ihn ausgesprochen und unmittelbar darauf Morgens um 6 Uhr in dem Schloßgraben vollzogen.

Unfehlbar war es ein Mord, was an dem Herzog von Enghien verübt wurde; doch würde man Unrecht haben, wenn man den Ersten Konsul davon frei sprechen und die Schuld, wie es geschehen ist, auf diejenigen abwälzen wollte, die (so hat man sich darüber ausgedrückt) ihren Vortheil dabei gefunden, ihn zu einer Frevelthat fortzureißen, damit sie nicht die einzigen Verbrecher bleiben möchten. Wozu einen Mann entschuldigen wollen, der in seinem Testamente sagt: „Ich habe den Herzog von Enghien verhaften und verurtheilen lassen, weil dies nothwendig war für die Sicherheit, den Vortheil und die Ehre des französischen Volks?" Überzeugt, daß George Cadoudal und Pichegru nur die Werkzeuge der Bourbons und der Engländer wären, hielt er es nicht für Unrecht, künftigen Verschwörungen gegen sein Leben dadurch zuvor zu kommen, daß er den Bourbons zeigte, wie viel Gefahr für sie selbst mit solchen Verschwörungen verbunden sei; und indem dies sein Hauptbeweggrund war, konnte er, wie es wirklich geschehen ist, in demselben Testament hinzufügen: „unter gleichen Umständen würde ich eben so handeln; der Tod des Herzogs von Enghien fällt denen zur Last, die von London aus Mordplane gegen den Ersten Konsul leiteten und den Herzog von Berry über Beville, den Herzog von Enghien über Strasburg nach Frankreich bringen wollten."

Der Prozeß gegen die der Verschwörung Beschuldigten dauerte ununterbrochen bis in den Juni; und über die Berathung der Richter zur Bildung eines Urtheils verstrichen nicht weniger als zwanzig Stunden. Am 9. Juni Morgens traten sie in den Audienz-Saal zurück, wo der Präsident die Angeklagten, in Gegenwart einer unermeßlichen Menge von Zuschauern, mit dem Ergebniß der richterlichen Berathung bekannt machte. Als der Verschwörung überführt, wurden zum Tode verurtheilt: George Cadoudal, Bouvet de Lozier, Rouzilion, Rochelle, Ducorps, Coster St. Victor, Deville, Picot, Armand Polignac, Joyau de Villeneuve, Burban, Lemercier, Gaillard, Cadoudal, Morille, Charles d'Hozier, Lelan, Lajolais und de Riviere; als der Verschwörung nicht überführt, wurden zu zweijähriger Verhaftung verurtheilt: Jules Polignac, Lheridan, Moreau, Rolland und das Mädchen Hizay; alle übrigen wurden frei gesprochen und bloß unter polizeiliche Aufsicht gestellt.

Ehe das Cassations-Gericht seinen Ausspruch that, begnadigte Bonaparte (der inzwischen den Kaisertitel angenommen hatte) Armand Polignac, Lajolais, Bouvet de Lozier, Gaillard, Ducorps, Rouzilion und de Riviere auf die Fürbitte ihrer Verwandten oder Freunde. Moreau erhielt die Erlaubniß, sich in die nordamerikanischen Freistaaten zu begeben, wohin er, seinen Weg über Spanien nehmend, schon am 22. Juni abreisete. Die Nichtbegnadigten wurden in der Nacht vom 24. auf den 25. Juni in die Conciergerie gebracht. Hier machte man sie mit der Bestätigung der über sie gefällten Urtheile durch das Cassations-Tribunal bekannt. Sie erhielten die Beichtväter, um welche sie baten und ihre Hinrichtung erfolgte am nächsten Vormittage durch die Guillotine auf dem Greveplatz.

So endigte sich diese Verschwörung, milder bestraft, als man es erwartet hatte.

Inzwischen hatte die Hinrichtung des Herzogs von Enghien ganz Europa erschüttert. Während die französischen

Ausgewanderten zu London diesem unglücklichen Prinzen feierliche Exequien hielten, legten mehrere Höfe Trauer um ihn an; und der König von Schweden, der sich um diese Zeit an dem kurbadenschen Hofe aufhielt, erklärte sich, sogar in Gegenwart des französischen Gesandten, in den ungemessensten Ausdrücken über das Verfahren des Ersten Konsuls. Die deutschen Höfe schwiegen; der russische hingegen verkündete schon jetzt eine unfreundliche Gesinnung gegen Frankreich, indem er seinen Gesandten Markow abberief und von Genugthuung für die Verletzung des deutschen Gebietes sprach. Da dies Alles nicht ohne ernsthafte Folgen bleiben konnte, so machte die französische Regierung gewisse Akten bekannt, um der Welt zu beweisen, daß die Verletzung des deutschen Gebiets, so wie die Hinrichtung des Herzogs von Enghien, nur das nothgedrungene Werk der Selbstvertheidigung gewesen sei. Diese Akten führten den Titel: Bündniß der Jakobiner Frankreichs mit dem englischen Ministerium; den wesentlichsten Bestandtheil derselben aber bildete der Briefwechsel des englischen Gesandten am kurbaierschen Hofe, Sir Francis Drake, mit dem Jakobiner Mehée de la Touche. In Folge seiner Theilnahme an einer frühern Verschwörung gegen den Ersten Konsul, nach der Insel Oleron verwiesen, hatte dieser Mehée de la Touche Mittel gefunden, nach England zu entkommen, wo er durch den ehemaligen See-Minister Bertrand de Molleville sich der englischen Regierung als das Mitglied eines republikanischen Ausschusses empfohlen hatte, der damit umginge, Bonaparte'n zu stürzen und provisorisch eine revolutionäre Regierung zurückzuführen. Eingereichte Plane hatten ihm das Vertrauen des Ministeriums um so vollständiger erworben, weil er sich erboten hatte, unter der Aufsicht eines englischen Ministers oder Kommissars vom rechten Rheinufer aus alles in Bewegung zu setzen. Mit Geld und mit Instruktionen versehen, war Mehée de la Touche über Husum in München ange-

langt, wo Sir Francis Drake, auf seine Ankunft vorbereitet, sich, nach einer leichten Prüfung, von der Zuverlässigkeit seiner Gesinnungen überzeugt und ihm den Auftrag ertheilt hatte, nach Paris zu gehen, um an dem Umsturz der Regierung zu arbeiten. Ungern war Mehée de la Touche dieser Richtung gefolgt, weil sie ihm allzu gefährlich schien. Am Schlusse des September 1803 zu Kehl mit seinen Papieren verhaftet und von diesem Augenblick an in den Wechselfall gebracht, entweder unter der Guillotine zu sterben, oder der französischen Regierung seine Dienste anzubieten, hatte er das Letztere vorgezogen und von diesem Augenblick an unter der Aufsicht der Polizei einen Briefwechsel mit Sir Francis Drake begonnen, bei welchem die Absicht keine andere gewesen war, als, unter den mannichfaltigsten Vorspiegelungen und Lügen, die Entwürfe der englischen Regierung zu erforschen und diese nebenher um namhafte Summen zu prellen. Keinen Betrug ahnend, hatte Francis Drake in seinen Briefen sich auf das Unbefangenste geäußert, und in dem vierten sich auf folgende Weise ausgedrückt: „Ich weiß nichts von dem Dasein der Gesellschaft, von welcher in Ihrem Schreiben die Rede ist; aber ich wiederhole Ihnen, daß ich, wenn sie wirklich vorhanden ist, überzeugt bin, Sie und Ihre guten Freunde werden das Nöthige thun, sich nicht im Wege zu stehen; es liegt sehr wenig daran, durch Wen das Unthier hingestreckt werde, wenn nur alle bereit sind, sich der Jagd anzuschließen.“ Wir übergehen den Inhalt der übrigen Briefe mit Stillschweigen, doch nicht ohne zu bemerken, daß alle gleichen Inhalts waren, sofern es darauf ankam, den innern Frieden Frankreichs zu stören.

Wie hätte ein solches Ärgerniß, von einem beglaubigten Minister gegeben, aufgedeckt werden können, ohne der ganzen Welt die Augen über das Verhältniß zu öffnen, worin sie zu England stand? Indem die französische Regierung es aufdeckte, konnte ihr Beweggrund kein anderer

sein, als zu erkennen zu geben, daß sie, selbst bei dem stärksten Vorsatz, gerecht und billig gegen ihre Nachbarn zu sein, nichts in ihrer Gewalt habe, so lange die englische Regierung sie in ihrem Dasein bedrohe. Sie erreichte ihren Zweck, sofern die Minister der auswärtigen Mächte, denen der Drakesche Briefwechsel mitgetheilt wurde, nicht unterließen, ihren Abscheu vor dem Verfahren ihres Kollegen zu München zu erkennen zu geben, und sofern die Kurfürsten von Baiern und Würtemberg die an ihren Höfen beglaubigten englischen Gesandten entfernten. Doch fand sie darin keine hinreichende Genugthuung . . . Die Ungeschicklichkeit, womit Lord Hawkesbury, nicht lange darauf, in einem Cirkelschreiben an die in London residirenden Gesandten behauptete, „daß die gegen Francis Drake ausgesprochenen Beschuldigungen künstlich ersonnen wären, um die Aufmerksamkeit Europa's von der grausamen Hinrichtung des Herzogs von Enghien abzuziehen," brachte, nach einigen Zwischenhandlungen, die Erklärung zu Wege: „daß Frankreich die bei den europäischen Regierungen beglaubigten diplomatischen Personen Englands hinfort nicht mehr als solche anerkennen werde, so lange das brittische Ministerium sich nicht enthalten würde, seinen Agenten eine Kriegsagentschaft zu ertheilen." Zur Begründung dieses Entschlusses führte die französische Regierung an: „die Maximen der Mäßigung und Liberalität, zu deren Beobachtung man sich verpflichtet glaube, könnten nur Verbindlichkeit gegen diejenigen haben, die sich ihnen unterwürfen, weil man sonst von der eigenen Gerechtigkeit eben so viel zu leiden haben würde, als von den Unbilden eines Ministeriums, das kein anderes Gesetz erkenne, als seinen Ehrgeiz und seine Launen. In der gänzlichen Verkennung dieser Wahrheit liege die Hauptquelle der Leiden Europa's verborgen. Eine andere Quelle sei, daß man das Staatsrecht bisher aus einem bloß parziellen Gesichtspunkt betrachtet habe, während seine Kraft und sein Leben auf

seiner Ganzheit beruheten. Das Seerecht, das Landvölkerrecht, das Völkerrecht überhaupt seien nicht Theile des Staatsrechts, die man einzeln auffassen und hüten könne, und die Nation, welche willkührliche Regeln in irgend einem dieser Theile einzuführen trachte, verliere alle ihre Rechte auf den Vortheil des Ganzen; denn der systematische Verletzer des Völkerrechts setze sich selbst außerhalb dieses Rechts und entsage jedem auf das See- und das Landvölkerrecht gegründeten Interesse."

Indem Frankreich durch seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine solche Sprache an ganz Europa richtete, wurde denen, die ihre Neuheit zu empfinden vermochten, zuerst klar, daß der Kampf, in welchen es mit England getreten war, nicht zu Ende werde geführt werden, ohne vorher die wesentlichsten Veränderungen in der europäischen Gesellschaft hervorgebracht zu haben. Der belehrende, halb väterliche Ton des französischen Kabinets ließ Beschlüsse ahnen, die nur in große Spannung setzen konnten; und das, was sich an den fehlgeschlagenen Mordversuch George Cadoudals knüpfte (wovon im nächsten Kapitel ausführlicher die Rede sein wird), war durch sich selbst von einer solchen Beschaffenheit, daß es jenen Beschlüssen, von welcher Art sie auch sein mochten, den stärksten Nachdruck gab.

Sechzehntes Kapitel.

Verwandlung des lebenslänglichen Konsulats in ein erbliches Kaiserthum. — Bonaparte's Reisen im Innern Frankreichs während des Sommers 1804. — Theilweise Anerkennung des neuen Kaiserthums von Seiten der europäischen Mächte. — Kriegserklärung Spaniens gegen England. — Erscheinung des Pabstes in der Hauptstadt Frankreichs und Krönungsfeierlichkeit.

In dem bloßen Titel eines „Ersten Konsuls auf Lebenszeit" lag für das, was an Europa's Verhältnissen verändert werden sollte, ein Hinderniß, das nicht schnell genug fortgeschafft werden konnte; und Bonaparte, der dies unstreitig am lebhaftesten empfand, konnte keinen Zweifel darüber haben, durch welchen andern Titel der eines Konsuls ersetzt werden müsse. Als europäischer Staatschef zwischen dem Königs- und dem Kaisertitel in die Mitte gestellt, gab er dem letztern den Vorzug: einmal, weil dieser der Größe des Reichs, an dessen Spitze er stand, besser entsprach, als der erstere; zweitens, weil er in Beziehung auf das verdrängte Fürstengeschlecht gegen den Vorwurf der Usurpation schützte, der von den strengen Vertheidigern der erblichen Monarchie gemacht werden konnte. Er war hierüber längst mit sich selbst im Reinen, als die von Pichegru und Cadoudal gegen ihn gerichtete Verschwörung ihn einlud, die beschlossene Verwandlung seines

Titels zu beschleunigen. „Es giebt Stürme, welche die Wurzeln einer Regierung befestigen," antwortete er den Mitgliedern des National-Instituts, als diese ihm ihre Theilnahme an den Tag legten.

Es kam nur darauf an, diese wichtige Angelegenheit so zu leiten, daß es den Anschein gewann, als ob der Kaisertitel dem Ersten Konsul aufgedrungen sei. Zu diesem Endzweck wurde der Briefwechsel, den Mehée de la Touche mit Sir Francis Drake geführt hatte, mit allen darauf sich beziehenden Dokumenten dem Senate mitgetheilt. Bei Zurücksendung desselben bemerkt dieser: „daß es der Republik an einem obersten Gerichtshof fehle, der Bestand und Gewalt genug vereinige, um die Sicherheit und Existenz eines großen Volks zu erhalten, sofern diese abhange von der Sicherheit und Existenz seines Oberhauptes. Auch damit sei nicht alles geleistet, wofern nicht Einrichtungen getroffen würden, daß das System des Ersten Konsuls ihn selbst überleben könne. Er gründe eine neue Aera; aber er müsse auch auf die Verewigung derselben Bedacht nehmen, weil Glanz ohne Dauer keinen Werth habe. Obgleich es außer allen Zweifel liege, daß dieser große Gedanke den Ersten Konsul längst beschäftigt habe, so sei es doch Pflicht für den Senat, ihn zu bitten, daß er die Verwirklichung desselben nicht verzögern möge. Alles dränge ihn: auf der einen Seite die Begebenheiten, die Verschwörer, die Ehrsüchtigen; auf der andern die Unruhe der Franzosen, welche, wie sehr sie ihn auch bewundern und lieben möchten, nicht ohne Angst daran denken könnten, was aus dem Schiffe der Republik werden würde, wenn es das Unglück hätte, seinen Steuermann zu verlieren, ehe und bevor es auf unerschütterlichen Ankern befestigt wäre. Und wenn im Innern Frankreichs ihn alles zur Vollendung seines Werkes auffordere, so würde die gesunde Politik der fremden Höfe dieselbe Sprache reden; denn Frankreichs Ruhe sei das sicherste Unterpfand der Ruhe Europa's."

Deutlicher, als der Senat, erklärte sich die Stadt Lyon, die, nachdem sie in ihrer Zuschrift lange bei den Folgen verweilt hatte, welche die Vernichtung der Central-Gewalt, wofern sie hätte gelingen können, für den gesellschaftlichen Körper nach sich gezogen haben würde, also fortfuhr: „Welches aber würde die beschützende Aegide sein? Es muß gesagt werden, weil es unmöglich ist, einen Wunsch, den Ehrfurcht und Bescheidenheit bisher in den Herzen von 30 Millionen Franzosen verschlossen hielten, noch länger zurückzuhalten. Diese Aegide beruht auf der Erblichkeit der höchsten obrigkeitlichen Würde in einer einzigen Familie, und zwar dessen, der sie in diesem Augenblick bekleidet.“ Ähnlichen Inhalts waren andere Zuschriften, unter andern die der Stadt Paris, deren Municipalität sich darauf berief, daß sie schon vor zwei Jahren, als von dem lebenslänglichen Konsulat des Ersten Konsuls die Rede gewesen, ihren Wunsch nach Erblichkeit der höchsten Magistratur zu erkennen gegeben habe.

Auf diese Zuschriften erhielt der Senat am 15. April eine Botschaft von St. Cloud, wodurch er aufgefordert wurde, seinen ganzen Gedanken auszusprechen. „Es hat uns,“ fügte der Erste Konsul hinzu, „stets die große Wahrheit geleitet, daß die Souveränetät dem französischen Volke in sofern beiwohnt, als alles, alles ohne Ausnahme, für seinen Vortheil, für sein Glück und seinen Ruhm gethan werden muß. Für die Erreichung dieses Zwecks sind die höchste Magistratur, der Senat, der Staatsrath, der gesetzgebende Körper eingesetzt, so wie die Wahlbehörden und die verschiedenen Zweige der Verwaltung. Je mehr ich meine Aufmerksamkeit auf diese großen Gegenstände gerichtet habe, desto mehr habe ich eingesehen, daß ich, bei einem eben so neuen als wichtigen Anlasse, der Rathschläge Ihrer Weisheit und Erfahrung bedarf, um meinen Gedanken Halt zu geben. Ich lade Sie also ein, mich Ihren ganzen

Gedanken wissen zu lassen. Zu der Ehre und dem Ruhm, womit ich umgeben bin, hat das französische Volk nichts hinzu zu fügen; allein es ist die heiligste Pflicht für mich, seinen Kindern die Vortheile zu sichern, die es durch die Revolution erworben hat. Ich wünschte also, wir könnten am 14. Juli dieses Jahres sagen: heute sind die ersten Güter der Nation unwandelbar gesichert, vor allen Stürmen geschützt, euch und euren Kindern erhalten; Einrichtungen, mitten unter den Stürmen des innern und äußern Krieges erdacht, enden jetzt, beim Lärm der frevelhaften Versuche unserer tödtlichsten Feinde, mit Annahme alles dessen, was die Erfahrung aller Jahrhunderte und aller Völker als geeignet erwiesen hat, die von der Nation für nöthig geachteten Rechte zu verbürgen."

Der Senat beeilte sich, diese Aufforderung einer besondern Kommission zu übergeben. Ehe diese ihren Bericht erstattete, wurde im Tribunate von dem Tribun Cure'e in Antrag gebracht, „die Regierung der Republik einem Kaiser anzuvertrauen, dies Kaiserthum in der Familie Napoleon Bonaparte's erblich zu machen und die vorläufig entworfenen Staatseinrichtungen definitiv zu beschließen." Wenig Tage darauf schritt das Tribunat zur Erörterung dieses Antrags. „Lassen Sie uns," sagte Cure'e zu seinen Kollegen, „mit der obersten Würde des ersten Reichs der Welt die Ehrfurcht einer erhabenen Herrschaft verbinden, und folglich diejenige Benennung wählen, welche die Idee des höchsten bürgerlichen Amtes weckt und glorreiche Zurückerinnerungen anregt, ohne der Souveränetät des Volks Eintrag zu thun. Ich sehe für das Oberhaupt der National-Gewalt keinen des Glanzes der Nation würdigern Titel, als den eines Kaisers. Bedeutet er so viel, als siegreicher General, wer verdiente ihn mehr zu tragen, als Napoleon Bonaparte? Welches Volk, welche Heere aber hätten mehr Recht, ihn für ihr Oberhaupt in Anspruch zu nehmen?" Gleichen Gehaltes waren die Reden der Tribunen Simeon,

Jaubert, Duveyrier, Duvidal, Gillet, Freville und Carrion Nisas, welcher letztere, als Abkömmling eines ursprünglich spanischen Geschlechts, in Vorschlag brachte, den Huldigungseid der aragonesischen Cortes zu erneuern, welcher also laute: „Wir, die wir eben so viel gelten, wie Du, machen Dich zu unserm König und Herrn unter der Bedingung, daß Du unsere Vorrechte und Freiheiten beschützest; wo nicht, nicht.“ Nur ein einziger Tribun sprach gegen das Kaiserthum. Dies war Carnot, den Bonaparte, bald nach seiner Rückkehr aus Italien im Jahre 1800, aus dem Ministerium des Krieges in das Tribunat verwiesen hatte. Die Gründe, wodurch er seine Meinung unterstützte, waren jedoch so schwach, daß Viele glaubten, er habe auf Geheiß gegen den Vorschlag gesprochen, damit ein Schimmer von Freisinnigkeit bei dieser Erörterung gerettet werden möchte. „Wolle man,“ sagte er, „zum Nachtheil der republikanischen Verfassung anführen, daß sie mit der Ruhe und dem Gedeihen eines Staates unverträglich sei: so lasse sich dagegen einwenden, daß auch die Regierung eines Einzigen nichts weniger sei, als ein sicheres Unterpfand der Festigkeit und Ruhe. Die Dauer des römischen Kaiserthums sei nicht größer gewesen, als die der Republik; der inneren Unruhen und der Verbrechen aber wären mehrere gewesen. Was hätte wohl die Erblichkeit des Throns geleistet? Sohn des Germanikus wäre Caligula, Sohn des Vespasian Domitian, Sohn des Markus Aurelius Commodus gewesen ... In Frankreich habe sich die letzte Dynastie freilich durch acht Jahrhunderte hin erhalten; allein das Volk sei deshalb nicht weniger geplagt worden. Wie viel innere Zwietracht, wie viel nach außen hin unternommene Kriege wegen Ansprüche, wegen Erbfolgerechte, die aus den Verbindungen dieser Dynastie mit auswärtigen Mächten entstanden! Wenn man in Frankreich bisher keine republikanische Regierung einzuführen vermocht habe, so sei die Ursache dieser Erscheinung

keine andere gewesen, als daß alle Constitutionen, die man nach einander versucht, im Schooße der Faktionen geboren und das Werk dringender, wenn gleich vorübergehender Umstände gewesen wären" . . .

Wir führen dies alles nur an, um die engen Grenzen zu bezeichnen, worin sich die französischen Staatsmänner dieser Zeit mit ihren politischen Anschauungen bewegten.

Im Senate reichte die Einsicht nicht weiter; denn als am 4. Mai das Votum des Tribunats dem Senate überbracht wurde, nahm dieser es mit großen Lobsprüchen an und erklärte den Überbringern durch seinen Vice-Präsidenten Francois de Neufchateau, „daß auch er die Freiheit, die Gleichheit und die Aufklärung durch eine neue Dynastie beschützen wolle" . . .

Wirklich überbrachte an eben diesem Tage eine Deputation des Senats dem Ersten Konsul die von einer Spezial-Kommission abgefaßte Antwort auf die Frage: „was geschehen müsse, um den Triumph der Freiheit und Gleichheit zu sichern." Es wurde darin gesagt: „die Franzosen hätten die Freiheit erobert und wollten Ruhe nach dem Siege; diese Ruhe aber könnten sie nur der erblichen Regierung eines Einzigen verdanken, der, über Alle erhaben, mit einer großen Macht bekleidet, von Glanz und Ruhm und Majestät umgeben, die öffentliche Freiheit vertheidige, die Gleichheit aufrecht erhalte und seine Fasces vor dem Ausdruck des souveränen Willens des Volkes beuge, das ihn ausgerufen habe. Eine solche Regierung sei das gewesen, was die französische Nation sich in den schönen Tagen von 1789 habe geben wollen; denn welche andere Regierung, als die erbliche eines Einzigen, anvertraut einem Geschlecht, dessen Schicksal von dem der Revolution unzertrennlich sei, vermöchte wohl das Vermögen einer großen Anzahl von Bürgern und selbst das Leben derjenigen zu vertheidigen, die, nachdem sie zu Anfang der politischen Stürme auf

einen Irrweg gerathen, die Nachsicht des Vaterlandes angerufen und erhalten hätten?"

Was der Senat bei Überreichung dieser Antwort Denkschrift nannte, war ein dem Staatsrathe übergebener Entwurf, der zwischen diesem und dem Senate bis zum 18. Mai zu einem Senatus-Konsultum ausgebildet und an diesem Tage, Nachmittags um 4 Uhr, mit Gepränge dem Ersten Konsul übergeben wurde.

Dies war also die Stunde, wo die Grablegung des Konsulats auf Lebenszeit erfolgte.

An der Spitze der Deputation, welche das entscheidende Senatus-Konsultum überbrachte, stand, als Präsident des Senats, der zweite Konsul Cambaceres; und den bisherigen Ersten Konsul als seinen Souverän begrüßend, redete er ihn also an: „Sire, das Dekret, welches der Senat so eben erlassen hat und Ew. Majestät zu überreichen eilet, ist der authentische Ausdruck des bereits laut gewordenen National-Willens. Dies Dekret, das Ihnen einen neuen Titel überträgt und Ihren Nachkommen die Erblichkeit desselben zusichert, vermehrt weder Ihren Ruhm, noch Ihre Rechte. Die Liebe und Erkenntlichkeit der Franzosen hat Ew. Majestät seit vier Jahren die Zügel der Regierung anvertraut, und die Gesetze überließen Ihrer Willkühr die Wahl Ihres Nachfolgers. Der gebietende Titel, der Ihnen zuerkannt wird, ist also nur ein Tribut, den die Nation ihrer eigenen Würde entrichtet, zugleich aber eine Wirkung des Bedürfnisses, das sie empfindet, Ihnen täglich Beweise ihrer Ehrerbietung und Erkenntlichkeit zu geben. Wie könnte das französische Volk für seine Dankbarkeit Grenzen finden, da Sie Ihren Sorgen und Bemühungen um dasselbe kein Ziel setzen? Wie könnte es bei dem Gedanken an die Leiden, die es ertrug, so lange es sich selbst überlassen war, ohne Begeisterung an das Glück denken, das es seit dem Augenblick empfindet, wo die Vorsehung ihm den Entschluß einhauchte, sich in Ihre

Arme zu werfen? Ohne sich ein schiedsrichterliches Urtheil über die Verfassungen anderer Länder anzumaßen, tritt es, nach einer freien und vollendeten Überlegung, in die Bahn zurück, die seinem Genius am meisten entspricht. Glücklich die Nation, welche, nach so vielen Unruhen und Drangsalen, in ihrem Schooß einen Mann findet, der es verdient, den Sturm der Leidenschaften zu beschwören, alle Interessen zu vereinigen, alle Stimmen für sich zu haben! Glücklich der Fürst, welcher seine Macht von dem Willen und Vertrauen der Bürger erhält! Wenn es in den Grundsätzen unserer Verfassung liegt, den Theil des Dekrets, welcher die Errichtung einer erblichen Regierung enthält, der Sanktion des Volks zu unterwerfen: so hat der Senat geglaubt, Ew. Majestät bitten zu müssen, daß Sie geruhen mögen, die organischen Verfügungen sogleich zur Vollziehung kommen zu lassen. Für den Ruhm, wie für das Glück proklamirt er sogleich Napoleon als Kaiser der Franzosen."

Auf diese Anrede antwortete Bonaparte: „Alles, was zum Wohl des Vaterlandes gereicht, ist wesentlich mit meinem Glück verknüpft. Ich nehme also den Titel an, den man für den Ruhm der Nation für nützlich hält. Der Sanktion des Volks unterwerfe ich das Gesetz der Erblichkeit, indem ich hoffe, Frankreich werde nie bereuen, meine Familie mit Würden umgeben zu haben. Indeß wird mein Geist nicht mehr in meinen Nachfolgern leben, wenn diese aufhören sollten, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen."

Das Senatus-Konsult bestand aus sechzehn Abschnitten, in welchen die Erbfolge, die Vormundschaft im Falle einer Minderjährigkeit des Thronerben, die Reichswürden, der von dem jedesmaligen Kaiser zu leistende Eid, zwei Senatorial-Kommissionen zur Beschützung der individuellen Freiheit und der Preßfreiheit, ein hoher kaiserlicher Gerichtshof u. s. w. geregelt und angeordnet waren. Man erkannte darin den eigenthümlichen Geist seines Urhebers, der mit

Hinwegsetzung über alles, was seit einem Jahrtausend für die Entwickelung des französischen Volks geschehen war, sich nur als den Nachfolger Karls des Großen betrachtete und daher die Staatseinrichtungen des neunten Jahrhunderts, so viel es möglich war, zurückführte. Unmittelbar nach der Bekanntmachung dieses Senatus-Konsultums, ernannte Napoleon — denn sein Familien-Name wurde, von jetzt an, in den Hintergrund gestellt — die zu kaiserlichen Prinzen erhobenen Brüder Joseph und Ludwig, jenen zum Großwähler, diesen zum Connetable des Reichs. Seiner beiden anderen Brüder, Lucian und Hieronymus, geschah keiner Erwähnung, weil — so wurde zum wenigsten die Übergehung derselben in diesen Zeiten gedeutet — der eine die Verwandlung des Konsulats in ein erbliches Kaiserthum gemißbilligt, der andere in Amerika eine Mißheirath geschlossen hatte. Der zweite Konsul Cambaceres sah sich dafür in einen Reichs-Erzkanzler, der dritte Konsul Lebrun in einen Reichs-Erzschatzmeister verwandelt. Zu Reichsmarschällen wurden ernannt die Generale Berthier, Murat, Moncey, Jourdan, Massena, Augereau, Bernadotte, Soult, Brune, Lannes, Mortier, Ney, Davoust und Bessieres. In der Natur der Sache lag, daß der Kaisertitel getragen sein wollte; und da dies nur in sofern möglich war, als höhere Titel ihm zur Unterlage gegeben wurden, so lag in dem Verfahren Napoleons nichts Befremdendes für die, welche gesellschaftliche Nothwendigkeiten anzuerkennen fähig sind.

Wie aber hätte dies in der Hauptstadt Frankreichs vorgehen und dem Anscheine nach von dem ganzen französischen Volke gebilligt werden können, ohne auf die ganze europäische Welt zurück zu wirken? Sieben Tage nach der Bekanntmachung des Senatus-Konsultums empfing der neue Kaiser den Treueid des Senats, des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers. Die übrigen Behörden blieben nicht zurück; am wenigsten die Geistlichkeit. Da der katho-

tische Theil derselben sich dem Kaiser durch das Concordat verpflichtet fühlte und sehr große Vortheile von einem Fürsten erwartete, der, als Nachfolger Karls des Großen, nicht umhin konnte, die kirchlichen Ceremonien für sein Wagstück in Anspruch zu nehmen: so begrüßte er Napoleon mit allen Titeln, welche die heiligen Schriften pedantischen Schmeichlern darbieten. Aus dem neuen Kaiser wurde ein neuer Cyrus, ein aus Ägyptens Wüsteneien zurückgerufener neuer Moses, ein von dem Herrn gesandter Mathathias, ein frommer Onias, ein zweiter Josaphat und welche andere Benennungen hervorgesucht werden mochten, um Standesgeist zu zeigen und Anhänglichkeit zu heucheln.

So wie dies alles vorging, waren die Bourbons nur allzu sehr berechtigt, zu fürchten, daß es um ihre Ansprüche geschehen sei. Als die Kunde davon nach Warschau kam, verlor Ludwig XVIII. keine Zeit, sich zu erklären. Dies geschah durch eine Protestation vom 6. Juni 1804, die zehn Jahre später für eine Prophezeihung gelten konnte. „„Durch die Annahme des Kaisertitels,"" sagte der Prätendent, „„den er in seiner Familie erblich zu machen gedenkt, hat Bonaparte seiner Usurpation das Siegel aufgedrückt. Unstreitig kann dieser neue Akt einer Umwälzung, worin alles von seinem Ursprung an nichtig gewesen ist, meinen Rechten nicht schaden. Allein, verantwortlich allen Souveränen, deren Rechte, gleich den meinigen, verletzt und deren Throne durch die von dem Pariser Senat aufgestellten gefährlichen Grundsätze bedrohet sind, verantwortlich zugleich dem französischen Lande, meiner Familie und meiner eigenen Ehre, würde ich die gemeine Sache zu verrathen glauben, wenn ich bei dieser Gelegenheit schwiege. Nachdem ich also meine Protestationen gegen alle ungesetzmäßigen Handlungen, welche seit der ersten Eröffnung der französischen Reichsstände eingetreten sind und die schauderhafte Krisis, worin Frankreich und Europa sich gegenwärtig befinden, herbeigeführt haben, wiederholt habe, erkläre

ich vor allen Souveränen, daß ich, weit entfernt, den Kaisertitel, den Bonaparte sich von einer Körperschaft, welche selbst kein gesetzliches Dasein hat, so eben hat übertragen lassen, anzuerkennen, sowohl gegen diesen Titel, als gegen alles protestire, was davon die Folge sein kann.""

Für den Augenblick war diese Protestation so unwirksam, daß Napoleon kein Bedenken trug, sie durch das Amtsblatt zur Kenntniß der Franzosen zu bringen. Seine Macht beruhete in dieser Zeit auf der Spannung, in welche er die ganze europäische Gesellschaft durch die Annahme des Kaisertitels gebracht hatte; denn Alle waren begierig zu erfahren, wozu er sich als Kaiser ausbringen würde. Um jedoch, nach den vor kurzer Zeit gemachten Erfahrungen und unmittelbar nach der Hinrichtung George Cadoudals, nicht zu viel zu wagen, stellte er das Polizei-Ministerium wieder her; und an die Spitze desselben brachte er den Senator Fouché de Nantes, weil dieser für den Erfahrensten und Geübtesten in Dingen dieser Art galt. Als Polizei-Minister hatte übrigens Fouché keine andere Bestimmung, als die Parteien zu beobachten und die öffentliche Sicherheit zu bewahren. Hinsichtlich seines eigenen Geschicks vertraute Napoleon nur sich selbst und den Entwürfen, die er zur Behauptung seines Standortes in der europäischen Welt gemacht hatte: Entwürfe, mit welchen er gegen seine vertrautesten Freunde zurückhielt, damit die Räthselhaftigkeit seines Wesens die Bereitwilligkeit, ihn auf jede Gefahr zu dienen, verstärken möchte . . .

Bei der Feier des 14. Juli war alles darauf berechnet, das Kaiserthum in einen solchen Abstich gegen das Königthum zu bringen, daß der Wunsch nach der Rückkehr des letztern im Keime erstickt würde. Es galt die Weihe des Ordens der Ehrenlegion. Sie sollte in dem von Ludwig XIV. erbauten Invalidenhause Statt finden, und der neue Orden sollte den des heil. Ludwig, so wie jeden andern von französischen Königen gestifteten Orden ver-

drängen. Welche Beweggründe dies Fest um einen Tag verzögerten, ist unbekannt geblieben. Am 15. Juli verkündete der Donner der Kanonen den Anfang desselben. Zuerst begab sich die Kaiserin Josephine in die Invaliden-Kirche. Gegen Mittag folgte der Kaiser, voran die Minister, die Marschälle, die Großwürden und die Großbeamten der Ehrenlegion, hinter ihm die Adjutanten und das übrige Gefolge. Von den Marschällen Murat und Serrurier empfangen, von dem Erzbischof Dubelloy in die Kirche geführt, ließ Napoleon sich auf einen für ihn errichteten Thron nieder, auf dessen Stufen die Prinzen, die Großwürden, die Großbeamten der Ehrenlegion, die Minister ihre Plätze fanden. Rings um den Hochaltar war ein Gerüste für die Invaliden und die Zöglinge der polytechnischen Schule erbaut. Der Kardinal-Legat feierte die Messe. Nach dem Evangelium hielt der Großkanzler der Ehrenlegion eine Rede, worin er die Bedeutung des Festes entwickelte. „Erschütterte Staaten, in ihren Fundamenten befestigt; erhaltende Gesetze, von befreundeten Völkern verlangt; die Betriebsamkeit, aufrecht erhalten durch den Anblick von Kanälen, Landstraßen und Häfen, die eine magische Kraft ins Dasein gerufen; die Gerechtigkeitspflege, den Codex Napoleons aus den Händen des Nachdenkens empfangend; die Religion, an ihren wieder aufgerichteten Altären die Kinder Eines Vaters, und Diener, welche Bürger geworden, erblickend: — alles offenbare eine Verkettung von Wundern; alles verkünde das große Ereigniß, welches Freiheit und Eintracht und Glück auf immer verbinde; alles verheiße ein Zusammentreffen von Wünschen und Stimmen, welche in Frankreichs Retter den Kaiser der Franzosen proklamirt hätten. Heute existire alles, was das Volk am 14. Juli 1789 gewollt habe: die Freiheit sei auf unwandelbare Gesetze gegründet; die Gleichheit werde durch eine Regierung vertheidigt, die aus ihr hervorgegangen. Könne dem Willen des Volks und der Vernunft

des Weisen eine noch stärkere Gewähr zu Theil werden, als die Schöpfung der Ehrenlegion, dieses Ergebniß eines erhabenen Geistes, nicht zu vergleichen mit irgend etwas, das der Vergangenheit angehöre, weil es nicht eher habe geboren werden können, als bis der Entwickelungsgang die europäischen Gesellschaften zu dem hohen Zivilisations-Grade erhoben, der sie gegenwärtig auszeichne? Ein unermeßliches Denkmal des Ruhmes, beweise sie, daß alle Professionen geehrt, alle Dienste belohnt, alle große Handlungen gerühmt, alle Verdienste um das Vaterland gekrönt, alle Tugenden und alle Talente der Bewunderung der Jahrhunderte dargestellt würden; und an dem Gipfel dieses unzerstörbaren Monuments glänzten die heiligen, von nun an unzertrennlichen und allen Franzosen so theuren Worte: Ehre, Vaterland und Napoleon. Denn dies sei für immer Frankreichs heilige Devise, das Unterpfand seines ewigen Heils."

Nach dieser Rede erhob sich der Kaiser von seinem Thron und sprach, Allen vernehmlich, die Eidesformel der Ehrenlegion: „Sich dem Dienste der Republik, der Erhaltung ihres Gebiets in seiner Unversehrtheit, der Vertheidigung ihrer Regierung, ihrer Gesetze und alles durch diese geheiligten Eigenthums zu weihen, durch alle Mittel, welche Gerechtigkeit, Vernunft und Gesetze gut heißen, jedes Unternehmen, das auf Wiederherstellung des Lehnswesens, auf das Wiederemporkommen der dazu gehörenden Titel und Qualitäten, so wie auf die Vernichtung des Concordats und der Gewissensfreiheit abzwecken mögen, zu bekämpfen und aus aller Macht zur Behauptung der Gleichheit und Freiheit mitzuwirken." Alle ernannten Mitglieder der Ehrenlegion wiederholten mit aufgehobenem Finger: das schwöre ich! Nun empfing der Kaiser aus den Händen des Connetable das Band der Ehrenlegion, und befestigte es am Knopfloch seines Gewandes. Die Großbeamten, Kommandanten und Offiziere erhielten es aus den Händen

des Kaisers. Unter den Kriegern, welche damit beschenkt wurden, befanden sich mehrere Lahme und Blinde; den letzteren steckte der Kaiser selbst es an, und als ein Offizier, der keine Einladung erhalten hatte, für dessen Muth aber ehrenvolle Narben sprachen, getrost hinzu trat, ertheilte ihm der Kaiser auf der Stelle das Ehrenzeichen. Am Schlusse der Ceremonie wurde ein Te Deum gesungen, worauf Napoleon die Invaliden-Kirche verließ, um nach seinem Palast zurück zu kehren.

Bald nach dieser Feierlichkeit kündigte Napoleon an, daß er in das Lager von Boulogne reisen werde, um die Dekorationen der Ehrenlegion unter das Heer zu vertheilen. Wirklich erschien er daselbst am Vorabend seines Geburtstags, d. h. am 15. August. Die wahre Absicht dieses Besuchs war unstreitig, sich dem Heere zu zeigen, dessen Bestimmung keine andere war, als den Kaisertitel gegen jeden Widerspruch zu vertheidigen, den die europäische Welt erheben konnte. Am 16. August wurde mit Sonnenaufgang von den Forts um Boulogne eine Artillerie-Salve wiederholt, welche am letzten Abend die verheißene Feierlichkeit angekündigt hatte; und um 9 Uhr Vormittags begab sich die ganze Küsten-Armee, mehr als 80000 Mann stark, auf das zu dieser Feierlichkeit bestimmte Erdreich. Die amphitheatralische Lage von Boulogne kam dem großen Schauspiele zu Hülfe; denn der Erdboden selbst bildet ein alterthümliches Theater mit halbkreisförmigen Abstufungen. Im Mittelpunkt des Halbkreises erhob sich der Thron des Kaisers mit Tropäen geschmückt. Hinter dem Kaiser befanden sich die Großbeamten, zur Rechten und zur Linken seine Brüder, auf einer Estade zur Rechten die Minister und zur Linken die Reichsmarschälle, die General-Obersten und diejenigen von den Senatoren, welche Napoleon zu dieser Feierlichkeit eingeladen hatten, weiter nach vorn hin die Adjutanten des Kaisers und noch weiter hinaus die Legionäre, welche das Symbol bereits erhalten hatten. Die

Anordnung war so getroffen, daß jede Kolonnen-Spitze ihre Stellung auf der Peripherie des Halbkreises fand, während die Reiterei, hinter den Kolonnen haltend, den Halbkreis schloß; das Heer bildete auf diese Weise durch seine Stellung den Stern der Ehre, für welchen es begeistert werden sollte. Ein lebhafter Wind, der an diesen Tagen wehete, gestattete keine Reden. In den Helmen und Schilden Dugueskin's und Bayard's brachten die General-Adjutanten die zu vertheilenden Dekorationen; und sobald der Kaiser sich auf den Thron niedergelassen hatte, gab eine zweite Artillerie-Salve das Zeichen des tiefsten Schweigens. Die Truppen präsentirten das Gewehr; von allen Fahnen begleitet, traten die Legionäre in die mittlere Entfernung zum Throne. Der Kaiser sprach den Eid. „Wir schwören!" erwiederten die Legionäre. Hierauf ertönte eine kriegerische Musik, die der Ehre und dem Vaterlande dargebrachte Huldigung zu begleiten. Nach Vertheilung der Dekorationen zogen die Truppen an dem Thron vorüber, um in ihr Lager zurück zu kehren, wo Erfrischungen, Musik und Tanz ihrer harreten. Die Legionäre wurden von dem Prinzen Joseph, von dem Kriegsminister Berthier, von dem Marschall Soult und dem Admiral Bruix bewirthet.

Ehe Napoleon Boulogne verließ, stiftete er große Preise, welche, alle zehn Jahre, von der Hand des Kaisers an diejenigen ausgetheilt werden sollten, die durch Werke der Wissenschaft und Kunst, oder durch nützliche Erfindungen, oder durch neue, den Fortschritten des Ackerbaues und der Volksbetriebsamkeit gewidmete Anstalten das gesellschaftliche Leben in Frankreich verschönern oder vergrößern würden. Die erste Austheilung sollte den 9. November 1809 geschehen und alle seit dem 9. November 1799 erschienenen Werke, Erfindungen und Anstalten umfassen; die Preise selbst aber sollten aus 10000 und aus 5000 Franken bestehen, und jene, neun der Zahl nach, an die Verfasser

der besten Werke im Fache der Mathematik, der Physik und Geschichte, so wie an die Erfinder nützlicher Maschinen, an die Urheber der besten Gemälde, Statüen und musikalischen Compositionen, diese, dreizehn der Zahl nach, an die Übersetzer von zehn alten oder morgenländischen, für die Wissenschaften, die schönen Künste nützlichen Manuskripten aus der kaiserlichen oder einer andern Pariser Bibliothek und an die Verfasser der drei besten kleinen Gedichte ausgetheilt werden. Dabei enthielt das Stiftungs-Dekret, daß über die Austheilung der Bericht einer aus den vier beständigen Sekretären der vier Klassen des National-Instituts und aus den vier in dem letzten Jahre vor der Austheilung in Funktion stehenden Präsidenten desselben Instituts bestehende Jury entscheiden solle. Welche Absicht auch mit diesem Dekret verbunden sein mochte: spätere Begebenheiten übten eine solche Macht, daß es in Vergessenheit gerieth, wie so vieles Andere, was der erste Eifer geboren hatte . . .

Über Brüssel, wo er mehrere Tage im Schlosse Laeken verweilte, begab sich Napoleon von Boulogne aus nach Aachen. Hier beschäftigte er sich mit den Überresten des großen Kaisers, für dessen Nachfolger er gelten wollte; hier faßte er unstreitig die Idee des abendländischen Kaiserthums, das er zurück zu führen gedachte, während selbst seine Vertrauten von ihm glaubten, er sinne nur auf Mittel, eine Landung in England zu bewirken. Inzwischen war die Anerkennung des von ihm angenommenen Titels wenigstens zum Theil erfolgt. Von Deutschlands Fürsten hatte kein einziger sie versagt; selbst der deutsche Kaiser nicht. Der letztere hatte seine Anerkennunng nur an eine Bedingung geknüpft, die von Seiten Napoleons leicht zu erfüllen war. Diese Bedingung war, daß Frankreich, in Beziehung auf die sämmtlichen Staaten der österreichischen Monarchie, eine erbliche Kaiserwürde anerkennen solle. — So hatte am 10. August zu Wien eine Conferenz entschieden,

welcher die beiden ältesten Brüder des deutschen Kaisers nebst den Staatsministern und den Chefs der höchsten Hofstellen beigewohnt hatten. Graf Cobenzl überbrachte diese Bedingung, während Napoleon noch zu Aachen verweilte. Da sie nicht zurückgewiesen werden konnte, so gab es von diesem Augenblick für Franz II. eine doppelte Kaiserwürde verschiedenen Charakters, indem die eine, die sich auf das deutsche Reich bezog, von der Wahl abhängig, die andere unbedingt und erblich war. Welche Folgen dies hatte, wird sich weiter unten zeigen. Außer den deutschen Fürsten war Napoleon anerkannt von Portugal, Spanien, Neapel und Dänemark. Schweden, durch Gustav Adolph den Vierten mit Frankreich zerfallen, weigerte sich der Anerkennung. Eben so Rußland. Die Pforte zögerte. Es gab also, außer England, zwei große Reiche, welche die Verwandlung des lebenslänglichen Konsulats in eine erbliche Kaiserwürde verwarfen; und indem die europäische Welt, auf diese Weise, um Napoleons willen mit sich selbst zerfiel, konnte sie nur durch schwere Leiden zur Einheit und Übereinstimmung zurückgeführt werden . . .

Von Aachen begab sich Napoleon nach Mainz. Hier hatte er eine Unterredung mit dem Kurfürsten von Baden und anderen rheinischen Fürsten, die es für staatsklug hielten, die Gunst des Gewaltigen, der sich durch eigene Kraft auf den Kaiserthron geschwungen hatte, vorläufig zu gewinnen. Ob schon am Schlusse des Jahres 1804 von einem Rheinbunde die Rede gewesen sei, läßt sich bezweifeln; weniger, daß er bereits in Napoleons Kopfe vorhanden war und folglich eben so vorbereitet wurde, wie so manches Andere. Von Mainz aus sendete der Kaiser den General Caffarelli nach Rom, um die Reise Pius VII. nach Paris zu unterhandeln; denn, um der Welt einen neuen Beweis von seiner Unwiderstehlichkeit zu geben, hielt er es für nöthig, den Pabst, der, seit den Zeiten Pipins des Kurzen, immer nur zu Rom gesalbt und gekrönt hatte, nach

Frankreich zu ziehen. Der ganze October verstrich, ehe Napoleon nach Paris zurückkam, um sich mit den Krönungsfeierlichkeiten zu beschäftigen.

Inzwischen gerieth die Boulogner Flottille in eine nicht geringe Gefahr. Die englische Regierung hatte die ganze Küstenstrecke von Fecamp bis Nieuport und Ostende von neuem im Blokadestand erklärt, als in der Nacht vom 2. auf den 3. October von den Engländern ein neuer Versuch gemacht wurde, die National-Flottille auf der Rhede von Boulogne in Brand zu stecken. Die Elemente begünstigten dies Unternehmen; denn ein lebhafter Ost-Süd-Ostwind verband sich mit den Meeresströmen des Vollmonds, um losgelassene Brander gerades Weges auf die National-Flottille hinzuleiten. Nur daß die Vorsichtigkeit des Admirals Bruix weiter reichte, als die Kraft der Elemente. Ihm war es nicht entgangen, daß die brittische Station vor Boulogne sich wesentlich verstärkt hatte, und die ungewöhnliche Gestalt einzelner Fahrzeuge hatte ihn zu der Vermuthung geführt, daß es Brander sein möchten. Demgemäß ließ er, um die National-Flottille zu retten, zur Rechten und Linken, so wie im Mittelpunkt der Ankerlinie, Wehren errichten und die auf der Rhede befindlichen Kanonenboote durch Penischen verstärken. Der Angriff der Engländer nahm gegen 10 Uhr Abends seinen Anfang. Die Scene wurde durch ein lebhaftes Gewehrfeuer zwischen den französischen Vedetten und den englischen Penischen, welche die Brander herbeiführten, eröffnet; sie dauerte lange genug, um den Engländern bedeutenden Abbruch zu thun. Wind und Wetter wirkten mit blinder Kraft, den Wünschen der Engländer entsprechend. Doch als die Brander die Flottille erreichten, öffnete man ihnen einen Durchgang; und so geschah es, daß elf derselben in einem Zeitraum von ungefähr drei Stunden zwischen dem Fort l'Heurte und Vimeraux aufflogen, ohne irgend einen Schaden anzurichten. Zwei wurden genommen, sobald man bemerkt

hatte, daß ihre Zünder gelöscht waren; und die Flottille würde nicht den mindesten Nachtheil erfahren haben, hätte nicht ein französischer Kapitän der Mannschaft seiner Flottille den Befehl ertheilt, ein Boot zu entern, das, dem Anscheine nach, leer daher schwamm. Die Mannschaft folgte seinem Befehle; aber in eben dem Augenblicke, wo das Boot genommen wurde, flog der an demselben befestigte Brander auf, zerschlug die Penische in tausend Trümmer und zerschmetterte die Mannschaft. Wir bemerken nur noch, daß die Zahl der verwundeten und getödteten Engländer in französischen Berichten auf 200 angegeben wurde.

Die in Thätigkeit gesetzten Maschinen waren zum Theil von ganz neuer Erfindung. Eine derselben wurde Koffer genannt. Zwanzig Fuß lang und drei Fuß breit, glich diese Maschine, so wie sie, sehr wenig erhaben über der Oberfläche des Meeres, dahin schwamm, einem Sarge, furchtbar auch dadurch, daß sie, ihrer Farbe nach, nicht leicht von den Meereswellen zu unterscheiden war. Eine andere Art von Brandern bestand in einem mit Zündstoffen angefüllten Gefäß, das mit Hülfe eines innern Mechanismus vertikal fortgetrieben wurde, und sich entzündete, sobald es auf einen harten Körper stieß. Wie viel Talent auch an diese Unternehmung verschwendet sein mochte: immer war sie mißlungen, und der vergebliche Aufwand, den sie veranlaßt hatte, bewies, daß die National-Flottille (die man in England Nußschalen zu nennen gewohnt war) doch mehr gefürchtet wurde, als jemals Ursache dazu vorhanden war. Bruix starb bald nach diesem Ereigniß; ein Blutsturz machte seinem Leben ein Ende. Sein allzu frühzeitiger Tod wurde um so mehr beklagt, weil er für einen Mann galt, der in dem bevorstehenden Seekriege große Dienste würde geleistet haben.

Mit Spanien hatte dieser bereits seinen Anfang genommen. Vier aus dem Plata-Strom mit Ladungen für königliche Rechnung zurückkehrende Registerschiffe hatten das

Cap Santa Maria erreicht, als sie am 5. October von vier englischen Fregatten angehalten wurden, deren Commodore Moore dem spanischen Contre-Admiral D. Joseph Bustamente anzeigen ließ, „er sei befehligt, alle spanischen Kriegsschiffe, während der zwischen England und Spanien gegenwärtig obschwebenden Unterhandlungen, nach brittischen Häfen zu führen." Die natürliche Antwort des spanischen Contre-Admirals war: „da er nichts von einem Kriege zwischen beiden Staaten wisse, so müsse er der Aufforderung des englischen Commodore jeden Widerstand leisten, der in seinen Kräften stehe." Auf dieses Wort wurde eine Kanone auf das spanische Admirals-Schiff abgefeuert. Die spanischen Registerschiffe versuchten Flucht. In dem Kampf, der sich von diesem Augenblick an entwickelte, flog die spanische Fregatte las Mercedes, während der ersten zehn Minuten, mit 300 Mann in die Luft. Nach einer halben Stunde strich das Admirals-Schiff, und nachdem die Fregatten Clara und Fama diesem Beispiele gefolgt waren, führte Moore seinen Fang nach England, das durch denselben mehr als eine Million Pf. Sterling gewann.

Dies Verfahren, eine friedlich gesinnte Macht zum Kriege zu zwingen, wurde um so allgemeiner gemißbilligt, da, vermöge des Zusammenhanges der alten Welt mit der neuen, der versetzte Schlag nicht bloß Spanien, sondern die ganze europäische Betriebsamkeit traf; man begann zu ahnen, daß England in seinem Kriege gegen Frankreich nur eigennützige Zwecke verfolge — Zwecke sogar, durch deren Erreichung nur augenblicklichen Verlegenheiten abgeholfen wird. In Großbritannien selbst fehlte es nicht an Männern, welche der Regierung bittere Vorwürfe darüber machten, daß sie nicht einmal die Kunst verstanden habe, die Formen des Völkerrechts zu ihrem Vortheil zu benutzen. „Was sich ereignet hat," so sprach man, „als unser Geschwader den Versuch machte, das spanische Admirals-

Schiff anzuhalten, ließ sich vorhersehen; denn wie konnte D. Joseph Bustamente, da keine Kriegserklärung vorangegangen war, sich der Aufforderung unseres Commodore fügen, ohne Ehre und Pflicht unter die Füße zu treten? Alle Grundsätze des Völkerrechts sind durch unser Verfahren verletzt: wir haben zwar die Energie bewiesen, welche der Starke zu jeder Stunde an dem Schwachen ausüben kann; allein wie wir unsere That auch beschönigen mögen, so wird die Welt darin immer nur einen von uns verübten Seeraub sehen, und das mit Recht." Genöthigt, sich zu rechtfertigen, und zur Zurückgabe der genommenen Registerschiffe von mehr als einer Seite aufgefordert, führte die englische Regierung zu ihrer Entschuldigung an, „daß Spanien sich nicht über die Summe habe erklären wollen, womit es alljährlich seine Neutralität von Frankreich erkaufe." Noch schwächer war der zweite Grund, „daß französische Kaper englische Prisen in Spaniens Häfen aufgebracht und verkauft hätten;" denn in dieser Beziehung hatte die spanische Regierung die Wünsche Englands schon seit längerer Zeit erfüllt.

Frankreich benutzte diese Stimmung, um noch einmal auf seine Principe des Völkerrechts zurück zu kommen. Es sagte: „Jede europäische Macht, welche, ungereizt und ohne dringende Veranlassung, Spanien den Krieg erkläre, versündige sich an dem ganzen Continent, weil Spanien zu einer gemeinschaftlichen Macht geworden sei, die billig von allen Seiten her beschützt werden sollte. Möge die Absicht einer solchen Kriegserklärung immerhin nicht sein, Umwälzungen hervorzurufen, so erfolge diese Wirkung doch um so sicherer, je mehr die Fortdauer des gesellschaftlichen Zustandes auf dem bleibenden Zusammenhang zweier Welttheile beruhe, von denen jeder seine eigenthümlichen Bedürfnisse habe, in deren Befriedigung er nicht gestört werden dürfe, wenn die allgemeine Ruhe

darunter nicht leiden sollte. Es lasse sich nichts Unverschämteres denken, als wenn die Macht, welche gegen Spanien zu Felde ziehe, von einer unwandelbaren Liebe für den alten und hergebrachten gesellschaftlichen Zustand in Europa reden wolle; denn wie könnte sie mit dieser Liebe ihre Zuflucht zu Maßregeln nehmen, welche nur geeignet wären, den Aufruhr in allen Staaten des festen Landes herbeizuführen? Man klage die französische Regierung des Ehrgeizes an. Verhielte es sich mit dieser Anklage, wie Schwachsinnige glaubten: so würde es längst um die spanische Monarchie geschehen sein. Anstatt die Integrität derselben zu vernichten, hätte selbst der Convent sich mit der Abtretung des spanischen Antheils an der Insel St. Domingo begnügt" . . .

Dabei wiederholte die französische Regierung den Satz, „daß der systematische Verletzer des Völkerrechts sich selbst außerhalb dieses Rechts setze."

Den Worten folgte die That. Von dem französischen Polizei-Minister Fouché als Genosse des Sir Francis Drake und Spencer Smith bezeichnet, wurde der englische Agent Rumbold in der Nacht vom 24. bis 25. Oktober von zwei bis dreihundert französischen Soldaten, welche sich von Hannover aus zu Wasser nach der Vorstadt Hamburgerberg begeben hatten, in seinem Gartenhause zu Grindel umzingelt und gefangen genommen, zunächst nach Hamburg gebracht und von hier aus nach Paris versetzt und in den Tempel eingesperrt. Wie hätte dies Verfahren nicht einen erschütternden Eindruck machen sollen? Laut bejammerte der Senat von Hamburg eine Begebenheit, deren Abwendung nicht in seiner Macht gestanden hatte. Seine Klagen würden ohne Erfolg geblieben sein, hätte sich der König von Preußen, als natürlicher Beschützer des nördlichen Deutschlands, nicht bei der französischen Regierung um die Freilassung des englischen Agenten beworben. Auf diese

Fürsprache wurde Rumbold in dem Hafen von Cherbourg nach England eingeschifft. Inzwischen hatte auch der Kurfürst von Hessen, auf Veranlassung Frankreichs, den bei ihm akkredirten englischen Minister Taylor entfernt . . .

Während dies in Deutschland vorging, war man in der Hauptstadt Frankreichs fast ausschließlich mit den Krönungsfeierlichkeiten beschäftigt. Anfangs auf den 18. Brümäre festgesetzt, wurden sie, weil die Anstalten dazu nicht in einem so kurzen Zeitraum vollendet werden konnten, auf den 2. December vertagt. Aus Italien, aus der Schweiz und aus Holland langten glückwünschende Deputationen an; und während alle die Mächte, welche mit Frankreich zur Zeit noch in einem guten Vernehmen standen, außerordentliche Botschafter dahin absendeten, begab sich der deutsche Kur-Erzkanzler, Fürst von Dalberg, mit anderen kleinen Reichsfürsten nach Paris, um dem neuen Kaiser seine Ergebenheit persönlich zu beweisen. Je näher der 2. December kam, desto mehr wurde die Hauptstadt Frankreichs der Sammelplatz des Reichthums und des Luxus; die Feierlichkeit, die daselbst vollzogen werden sollte, machte sie zum Mittelpunkt der europäischen Welt vermöge des Außerordentlichen, das sich an dieselbe knüpfte.

Pius VII. hatte, nach dem Vorbilde früherer Päbste,*) die Aufforderung Napoleons, ihn in Paris zu salben und seine Kaiserkrone einzusegnen, mit der Aussicht auf große Vortheile und Belohnungen angenommen. Von den Jesuiten erzogen, kannte dieser Pabst keine andere Regel, als die Macht der Umstände; und so wie in jener Zeit, wo Na-

*) Es wurde bei dieser Gelegenheit in Erinnerung gebracht, daß Pabst Zacharias, der Vorgänger Stephans III., gesagt hatte: „König ist der, der die Macht des Königs übt.“ Man rühmte diesen Ausspruch sogar als weise.

poleon, als republikaniſcher General, in Italien gewaltet hatte, die Grundſätze der Demokratie die des Biſchofs von Imola geweſen waren, eben ſo waren gegenwärtig die Maximen der Imperatur die des Oberhaupts der chriſtlichen Kirche. In Turin von einer kaiſerlichen Deputation empfangen, langte er am 23. November in der Gegend von Fontainebleau an, bis wohin Napoleon ihm entgegen gegangen war. Der Kaiſer war ſcheinbar auf der Jagd, als man ihm die Ankunft des Pabſtes meldete. Er ritt dem heil. Vater entgegen; und als er ihn bei la Croix de St. Heran erreicht hatte, ſtieg er in eben dem Augenblick vom Pferde, wo jener Anſtalt traf, aus dem Wagen zu ſteigen, dabei aber zagte, um ſeine weißſeidene Fußbedeckung nicht im Kothe zu beſchmutzen. Beide gingen auf einander zu, ſich zu umarmen, und ſetzten ſich darauf in einen der kaiſerlichen Wagen, welche in der Nähe hielten, der Pabſt zur Rechten des Kaiſers. Unter dem Donner der Kanonen kamen ſie durch eine doppelte Truppenlinie zu Fontainebleau an, wo ſie von dem Kardinal-Legaten Caprara und den Großbeamten des kaiſerlichen Hauſes empfangen wurden. Hier in ſeine Zimmer eingeführt, ſtattete der Pabſt dem Kaiſer und der Kaiſerin den erſten Beſuch ab.

Den 28. November Abends um 7 Uhr langten der Kaiſer und der Pabſt in Paris an, wohin die Kaiſerin vorangegangen war. Die nächſten Tage verſtrichen unter Aufwartungen, welche die erſten Staatsbehörden dem heil. Vater machten. Den 1. December gegen Mittag begab ſich der Senat in den Palaſt der Tuilerien, um dem Kaiſer das Ergebniß der Abſtimmung des franzöſiſchen Volks für und wider die erbliche Kaiſerwürde zu überbringen; aus 6000 Regiſtern, welche in den 108 Departements des franzöſiſchen Reichs eröffnet waren, ging hervor, daß auf drei Millionen fünfmal hundert und vier und ſiebzig tauſend acht hundert und acht und neunzig Votanten nur zwei

tausend fünf hundert und neun und sechzig verneinende Stimmen kamen. Der Senator Francois Neufchateau, dem das Vorrecht feierlicher Reden übertragen war, sagte bei dieser Gelegenheit zu dem Kaiser: „Der unermeßliche Spiegel der Vergangenheit bildet die Lehre für die Zukunft.“ Napoleon erwiederte: „Ich besteige den Thron, auf welchen mich der einmüthige Wunsch des Senats, des Volks und des Heeres berufen hat, und mein Herz ist voll von der großen Bestimmung dieses Volks, das ich mitten im Lager als das „große“ begrüßt habe. Meine Nachkommen werden diesen Thron lange erhalten; im Felde werden sie, ihr Leben für die Vertheidigung des Landes opfernd, die ersten Soldaten sein, und nie vergessen, daß die Verachtung der Gesetze und die Erschütterung der gesellschaftlichen Ordnung beständig das Ergebniß der Schwäche und Unentschlossenheit der Fürsten sind. Sie, Senatoren, deren Rathgebungen mir auch unter den mißlichsten Umständen nie gefehlt haben — Sie werden Ihren Geist auf Ihre Nachfolger übertragen. Seien Sie immer die Stützen und die ersten Räthe dieses Throns, der für das Gedeihen des französischen Reichs so nothwendig ist.“

So war die Krönungsfeierlichkeit herbeigeführt.

Eine ausführliche Beschreibung derselben würde allzu viel Raum einnehmen; wir beschränken uns also auf die wesentlichsten Auftritte des 2. Decembers.

Der Tag war kalt und düster. Eine besondere Verzögerung entstand dadurch, daß nicht für einen Esel gesorgt war, auf welchem der Kammerdiener des Pabstes seinem Herrn den Weg nach der Kirche Unserer lieben Frauen bereiten konnte. Als dies Hinderniß überwunden war, folgte der Pabst, begleitet von seinen Kardinälen, dem von dem Volke verspotteten Kammerdiener nach dem erzbischöflichen Palast, wo die Pontifikalia für ihn in Bereitschaft lagen. Glänzender war der Zug des Kaisers und der Kaiserin; weit glänzender sogar, als alles, was man

jemals in dieser Art zu Paris gesehen hatte. In den verschiedenen Zimmern des erzbischöflichen Palastes fand Jeder, der zum Gefolge gehörte, was er an Putz für die kirchliche Ceremonie bedurfte. Eine hölzerne Galerie führte von dem erzbischöflichen Palast in die Kirche. Sobald sich nun Jeder mit den ihm zukommenden Attributen versehen hatte, erhob sich der Zug nach der Kirche. Hier waren zwei Throne errichtet: der eine am Ende des Schiffs für den Kaiser; der andere zur Seite des Hauptaltars für den Pabst. Beim Eintritt in das Hauptthor der Kirche wurde Napoleon mit einem schallenden Es lebe der Kaiser! empfangen. Als das Veni Creator beendigt war, verließen Kaiser und Kaiserin ihren Thron, um sich nach dem Altar zu begeben. Hier salbte der Pabst beide in Gegenwart der Prinzen des kaiserlichen Hauses, der Glieder des Kardinal-Kollegiums, der französischen Prälaten, der vornehmsten Reichsbehörden, des diplomatischen Corps und einer Gesandtschaft der italienischen Republik. Die Hand auf das Evangelium gelegt, versprach der Kaiser vor der Salbung, „die Gesetze zu handhaben, allen seinen Unterthanen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, den Frieden der Kirche Gottes nach dem Gutachten treuer Räthe zu bewahren und darüber zu wachen, daß die Päbste die ihnen nach den heiligen Kirchengesetzen gebührende Ehrfurcht genössen.“ Nach beendigter Salbung begann der Pabst die Messe. Als diese bis zu einem gewissen Abschnitt gebracht war, segnete er die Kaiserkrone, den Degen des Kaisers und die kaiserlichen Mäntel und Ringe. Zum Empfang derselben aufgefordert, begaben sich Kaiser und Kaiserin von neuem zum Altar. Die Krone setzte sich der Kaiser selber auf, und knieend empfing die Kaiserin sie aus den Händen ihres Gemahls. Unterstützt von den Kardinälen führte der Pabst den Kaiser und die Kaiserin auf den großen Thron zurück; und nachdem sich beide auf denselben niedergelassen und die Großbeamten ihre Plätze neben ihnen eingenommen hatten,

ſprach der Pabſt ein lateiniſches Gebet, küßte die Wange des Kaiſers und rief hingewendet nach den Umſtehenden: Imperator in aeternum! Ein vom Pabſt angeſtimmtes Te Deum machte den Beſchluß. Sobald die Meſſe gänzlich beendigt war, trat der Präſident des Senats, den des geſetzgebenden Körpers zur Rechten und den des Tribunats zur Linken, vor den Kaiſer und überreichte ihm die Formel des conſtitutionellen Eides. Sitzend, die Krone auf dem Haupte, die Hand auf das Evangelium gelegt, ſchwur jetzt Napoleon: „die Unverſehrtheit des Reichsgebiets zu behaupten; die Geſetze des Concordats zu achten und achtbar zu machen; die Gleichheit der Rechte, die politiſche und bürgerliche Freiheit, die Unwiderruflichkeit der Verkäufe von National-Gütern zu reſpektiren; keine Abgaben zu erheben und keine Steuern aufzulegen, als in Gemäßheit des Geſetzes; die Inſtitution der Ehrenlegion zu beſchützen und allein mit Hinſicht auf den Vortheil, das Glück und den Ruhm des franzöſiſchen Volks zu regieren.“ Hierauf rief der Anführer der Waffenherolde mit lauter und vernehmlicher Stimme: „Der glorreichſte und erhabenſte Kaiſer Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, iſt gekrönt und eingethront; es lebe der Kaiſer!“ Alle Anweſenden wiederholten die letzten Worte und eine Artillerie-Salve verkündigte den ſämmtlichen Bewohnern der Hauptſtadt die Vollendung der Kaiſerkrönung, während der Staatsſekretär über die Eidesleiſtung ein Protokol aufnahm, das von den Prinzen, Großwürden, Großbeamten und Präſidenten des Senats, des geſetzgebenden Körpers und des Tribunats unterzeichnet wurde.

Der Pabſt blieb in der Kirche Unſerer lieben Frauen zurück, als der Kaiſer und die Kaiſerin dieſelbe zwiſchen 4 und 5 Uhr verließen, um nach ihrem, inzwiſchen prächtig erleuchteten Palaſt zurück zu kehren. Unter das Volk wurden an dieſem Tage Krönungs-Medaillen vertheilt; ſie hatten die Größe von Viertel-Franken, auf der einen Seite

das Bild des Kaisers mit der Umschrift: Kaiser Napoleon, auf der andern den Kaiser zu Fuß, in einem römischen Gewande, das Scepter in der Hand, auf einem Schilde, der von zwei Soldaten getragen wurde, von denen der eine römisch, der andere gallisch gekleidet war, mit der Umschrift: der Senat und das Volk. Medaillen dieser Art, jedoch von höherm Werthe, wurden unter die Staatsbeamten vertheilt. In allen diesen Dingen zeigte sich, wie sehr der erbliche Kaiser der Franzosen der Vergangenheit anzugehören wünschte. Die ganze Krönungsfeierlichkeit war das Werk seiner Phantasie und in der Mitwirkung des Pabstes zu derselben wurde von ihm unstreitig nichts weiter bezweckt, als jene Rechtmäßigkeit, ohne welche es keinen sittlichen Einfluß auf die Gesellschaft giebt, durch den Schimmer zu ersetzen, den kirchliche Ceremonien geben. Wie wenig er hierdurch täuschte, weil sein Jahrhundert über Täuschungen dieser Art weit hinaus war, wird sich in der Folge zeigen. Er selbst fühlte nur allzu gut, daß das Fundament seines politischen Wirkens nicht die Meinung, sondern nur die Gewalt sei. Daher die pomphafte Austheilung der kaiserlichen Fahnen an die Deputationen der verschiedenen Heeres-Abtheilungen, welche am dritten Tage nach der Krönungsfeierlichkeit auf dem Märzfelde Statt fand.

Auf ein gegebenes Zeichen setzten sich alle auf diesem Felde versammelten Kolonnen in Bewegung, schlossen sich dicht an einander und näherten sich so dem Fuße des auf einem großen, vor der Militärschule errichteten Gerüste angebrachten Thrones. Von diesem herab sprach der Kaiser, umgeben von den vornehmsten Staatsbeamten, folgende Worte mit starker Stimme: „Soldaten, hier sind Eure Fahnen. Diese Adler werden Euch zu Vereinigungspunkten dienen. Sie werden überall sein, wo Euer Kaiser es für nöthig erachten wird, zur Vertheidigung seines Throns und seines Volks. Ihr schwört, Euer Leben aufzuopfern, um

sie zu vertheidigen und sie durch Euren Ruf stets auf dem Wege des Sieges zu behaupten." Das schwören wir! wiederholten die Kolonnen, indem sie ihre Waffen schwangen und ihren freudigen Zuruf mit dem Geräusch der Kriegswerkzeuge vermischten. Die Feierlichkeit endigte sich damit, daß sie an dem kaiserlichen Thron vorüberzogen, worauf Napoleon um 5 Uhr Nachmittags nach seinem Palast zurückkehrte.

An den nachfolgenden Tagen wurden dem Kaiser glänzende Feste gegeben. Diese zogen sich durch den größten Theil des Decembers hin. Nie waren die Ansprüche der Bourbons mehr verdunkelt, als in dieser Periode, wo alles sich zum Untergange dieses alten Herrschergeschlechts zu verschwören schien. Niemand ließ sich einfallen, zu glauben, daß auch Napoleon nur ein Glied in der Kette der Revolution sei. Diese wurde vielmehr in großer Allgemeinheit als beendigt betrachtet; und wirklich würde sie beendigt gewesen sein, wenn der grenzenlose Ehrgeiz und die falschen Ansichten des Mannes, der sich zum Kaiser der Franzosen aufgeworfen hatte, ihr nicht eine Ausdehnung gegeben hätten, die schwerlich in ihr selbst lag. Der Inhalt des letzten Buchs dieser Geschichte wird hierüber die nöthigen Aufschlüsse geben.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Stellung und Politik des neuen Kaisers. — Schreiben desselben an den König von England. — Verwandlung der italienischen Republik in ein Königreich. — Einverleibung der ligurischen Republik in das französische Gebiet. — Aussicht auf einen neuen Continental-Krieg.

Wie seit dem 15. Brümäre ein Schritt den andern nothwendig gemacht hatte: so — dies ließ sich mit Bestimmtheit vorhersehen — konnte auch, nach der Salbung und Krönung Napoleons, kein Stillstand eintreten. Das neue Kaiserthum war mehr entworfen, als durchgeführt; und sollte die Schattenseite desselben sich in eine Lichtseite verwandeln, so mußte noch Vieles hinzukommen, um diese Verwandlung zu bewirken. Von Napoleons Brüdern waren zwei zu kaiserlichen Prinzen erhoben worden. Nun hatte zwar das Senatus-Konsultum der Schwestern Napoleons eben so wenig gedacht, als der Brüder desselben; allein da die Hofsitte seine Mutter zu einer Kaiserin-Mutter gemacht hatte: so war nichts natürlicher, als daß auch die Schwestern als kaiserliche Prinzessinnen behandelt wurden. Indem nun dieser Titel auf ihre Gatten zurückwirkte — wie hätten diese nicht wünschen mögen, aus dem

Stande der Generale und selbst der Reichsmarschälle zu einem höhern überzugehen, der immer nur der Fürstenstand sein konnte? In demselben Falle befanden sich die vornehmsten Reichsbeamten; auch wenn sie dem neuen Kaiserhause nicht verwandt waren. Die Unregelmäßigkeit, welche das Senatus-Konsultum in der Abstufung der Autorität zurückgelassen hatte, wollte fortgeschafft sein; indem dies aber zu einer Sache des Ehrgeizes wurde, sah Napoleon sich zugleich gestützt und gedrängt von Allen, die ihr Glück durch ihn gemacht hatten und durch ihre Stellung herausgefordert waren, ihren Ansprüchen eine größere Ausdehnung zu geben. Bewerbungen dieser Art zu widerstehen, war um so schwieriger, je mehr die Schlauheit sich daran knüpfte: eine Schlauheit, die nur darauf ausging, die starke Seite Napoleons in eine schwache umzuwandeln. Welchen Einfluß dies auf die europäischen Begebenheiten hatte, wird sich in den nächsten Abschnitten zeigen. Napoleon wurde gleichsam die allgemeine Quelle des französischen Ehrgeizes; und je mehr ihm selbst gelungen war, desto weniger wollten seine Freunde und Anhänger hinter ihm zurückbleiben.

Die erste Genugthuung, welche der gekrönte Kaiser seinen Angehörigen gewährte, bestand darin, daß er seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais und seinen Schwager Joachim Murat, Gemahl seiner jüngsten Schwester Karoline, zu Prinzen machte: jenen mit dem Titel eines Staats-Erzkanzlers, diesen mit dem Titel eines Reichs-Großadmirals und Gouverneurs von Paris. Der Senat, auf die Rolle eines Lobredners zurückgebracht, rühmte beide Ernennungen, ohne einzugehen in den Gedanken, welchen Napoleon dabei verfolgt hatte. „Zwei Namen," so drückte diese Behörde sich aus, „hätten bisher in dem Verhältnisse der Großwürden des Reichs gefehlt; diesem Mangel aber sei jetzt abgeholfen durch die Namen zweier Männer, welche durch ihre Tugenden zum Prinzen-Range berufen gewesen wären,

ſo wie der ſo ehrwürdige Titel des einen als Schwagers des Kaiſers, des andern als Stiefſohns des Monarchen beide dieſes Ranges bereits würdig gemacht habe. Nichts ſei rührender, nichts erhabener, als die Beweggründe zu dieſen Ernennungen: das Talent der Regenten beſtehe beſonders in der Kunſt, für alle Stellen ſolche Perſonen zu wählen, die am meiſten dazu geeignet wären; der Kaiſer aber habe in der Ernennung des Reichs-Großadmirals und des Staats-Erzkanzlers einen neuen Beweis von ſeinem Genie-Takte gegeben und der Senat wünſche ſich Glück, ſo ausgezeichnete Mitglieder in ſeinen Schooß angelangt zu ſehen." Nicht lange darauf folgte eine Genugthuung anderer Art, aus welcher ſehr deutlich hervorging, daß Napoleon angefangen hatte, zwiſchen franzöſiſchem Staat und franzöſiſchem Reiche zu unterſcheiden, und zwar ſo, daß, während der erſte ſich innerhalb der durch die letzten Friedensſchlüſſe erworbenen Grenzen halten ſollte, das letzte von ihm als etwas gedacht war, deſſen Grenzen unbeſtimmbar wären. Napoleon verſchenkte nämlich das Fürſtenthum Piombino, ſo wie daſſelbe für Frankreich gleichſam zurückgelegt war, an ſeine mit dem General Bacciochi ſeit dem Jahre 1797 vermählte älteſte Schweſter Eliſa unter Bedingungen, welche nur allzu auffallend waren in Beziehung auf einen Monarchen, der die Pflicht übernommen hatte, der Wiederkehr des Feudal-Weſens aus allen Kräften entgegen zu wirken. Dem kaiſerlichen Dekrete zufolge, ſollte die Regierung dieſes kleinen Staats und das Domanial-Eigenthum des Fürſten erblich ſein in der männlichen Nachkommenſchaft der Prinzeſſin Eliſa, und ſich fortpflanzen in dem älteſten Zweige derſelben, wiewohl mit dem Vorbehalt, „daß der Erbprinz von Piombino erſt dann zur Thronfolge gelangen könne, wenn er die Inveſtitur von dem Kaiſer der Franzoſen erhalten habe." Ferner ſollten die Kinder der Prinzeſſin Eliſa ſich nicht ohne die Einwilligung des Kaiſers verheirathen dürfen, und wenn

die Nachkommenschaft dieser Fürstin ausstürbe, oder durch Verletzung der vorgeschriebenen Regel ihre Rechte verlöre, so sollte der Kaiser neuerdings berechtigt sein, über das Fürstenthum zu verfügen. Endlich wurde der Gemahl der Fürstin von Piombino verpflichtet, für die Sicherheit der Communikationen mit den Inseln Elba und Korsika zu sorgen, die Vertheidigung der Küsten durch eine hinreichende Zahl von Batterien zu bestreiten und für den Dienst der Küste und der Festung ein Bataillon von fünf Compagnien, jede zu achtzig Mann, zu halten. Das Letztere war Gegenstand einer Eidesformel, durch welche der Fürst von Piombino dem Kaiser der Franzosen Gehorsam und Treue versprach und bei allen Gelegenheiten die Pflichten eines guten und getreuen Unterthanen zu erfüllen gelobte.

Aus diesen Anordnungen ging zuerst hervor, wie sich Napoleon das Verhältniß des französischen Reichs zum französischen Staate dachte; jenes sollte die Schale, dieses der Kern sein: eine beengte und durchaus fehlerhafte Ansicht, die, je länger sie festgehalten wurde, desto weniger verfehlen konnte, die ganze Kraft der europäischen Gesellschaft gegen Frankreich zu richten.

In seinem Verhältniß zu den Bourbons, die ihre Rechtmäßigkeit geltend machten, und zu England, das seinen Gesellschaftszustand zu bewahren strebte, ganz Europa umfassend, mittelte Napoleon sehr bald bei sich selbst aus, was er zu thun habe, um die übernommene Rolle eines Kaisers der Franzosen durchzuführen. Dies nun war nichts Geringeres, als das ganze bourbonische Geschlecht in den Privatstand zu versetzen und Englands Verhältniß zu dem europäischen Festlande so tief zu erschüttern, daß an die Stelle des bisherigen Systems des sogenannten Gleichgewichts ein anderes System trete, dessen belebender Geist der jedesmalige Kaiser der Franzosen sei. Was in diesem Entwurfe riesenhaft oder abenteuerlich war, hatte nichts Abschreckendes für einen Mann, der sich

selbst vertraute und sich in jedem Augenblick der ihm zu Gebote stehenden Mittel aufs Deutlichste bewußt war. Frankreichs starke Bevölkerung, die Geneigtheit der Franzosen, sich einem von ihnen für groß gehaltenen Manne aufzuopfern, der eigenthümliche Schwung, den die Umwälzung diesem Volke gegeben hatte, endlich die Fortdauer der Conskriptions-Gesetze, vermöge welcher sich kein Waffenfähiger der Vertheidigung des Vaterlandes entziehen durfte: alles dies kam einem Manne zu Statten, dessen feldherrliches Talent eben so sehr auf einem unerschütterlichen Willen, als auf einem Scharfblick beruhete, wie er nur in den vorzüglichsten Geistern angetroffen wird. Die Frage war für ihn keine andere, als alles so zu leiten, daß er nicht als der Angreifende, sondern als der Angegriffene erscheine, weil der Erfolg seines großen Unternehmens hauptsächlich hiervon abhing. Eine seltene Schlauheit erleichterte die Lösung dieser Aufgabe; es war die Schlauheit eines Mannes, der sich seit vielen Jahren in den mißlichsten Lagen befunden und sich aus jeder derselben durch seinen Geistesmuth zur Bewunderung seiner Zeitgenossen gerettet hatte. Hat ein solcher Mann es mit Gegnern zu thun, die Erworbenes lieber erhalten als vermehren wollen, so wird seine Überlegenheit nicht lange zweifelhaft bleiben ...

Was wir so eben als Napoleons politischen Entwurf bezeichnet haben, mußte nothwendig sein Geheimniß bleiben, weil ein großer Theil des Erfolges davon abhing, daß jener nur geahnet wurde, daß folglich die Bereitwilligkeit seiner Werkzeuge sich unter allen Umständen gleich blieb. Wenn er sich das Ansehn gab, als könne er sich zu einer Landung in England entschließen: so bezweckte er dabei schwerlich noch mehr, als eine solche Ängstigung der englischen Regierung, wodurch der Ausbruch des Continental-Krieges beschleunigt würde. Ein Landungsversuch konnte allerdings gelingen; da er aber eben so leicht mißlingen konnte, ja da die Wahrscheinlichkeit des Mißlingens

bei der Überlegenheit des brittischen Seewesens überwiegend war: so verfolgte Napoleon bei den großen Anstalten, die er zu einer Landung traf, keinen andern Gedanken, als Englands Verbündete schneller auf den Kampfplatz zu führen, wo es für ihn nur neue Lorbern gab.*) Wie gut ihm diese List gelang, werden wir weiter unten sehen. Des Erfolgs zum voraus gewiß, dachte er schon zu Anfang des Jahres 1805 auf Mittel, den Vorwurf von sich abzuwenden, daß er noch anders, als vertheidigungsweise zu Werke gehe.

Dies geschah in einem Schreiben an den König von England, worin Georg III. als Herr Bruder angeredet wurde, und Napoleon, nach einer leichten Erwähnung der von ihm angenommenen Kaiserwürde, sagte: „Sein erstes Gefühl als Kaiser der Franzosen sei ein Friedenswunsch gewesen. Frankreich und England könnten sich Jahrhunderte bekämpfen, ohne ihre Kräfte zu erschöpfen. Allein erfüllten wohl die Regierungen beider Staaten die heiligste ihrer Pflichten? So viel vergossenes Blut, klage es sie nicht in ihrem Gewissen an? Er finde keine Entehrung darin, den ersten Schritt zu thun. Daß er keinen Wurf des Kriegsglücks fürchte, glaube er der Welt hinreichend bewiesen zu haben. Allein, je weniger Besorgnisse ihm der Krieg verursache, desto mehr sei der Friede der Wunsch seines Herzens. Er beschwöre den König von England,

*) Daß Napoleon im Jahre 1805 einem in England zu vollziehenden Landungsversuch eben so abgeneigt gewesen sei, als im Jahre 1798, erhellet unter andern aus einem an den General Savary gerichteten Schreiben vom 24. Ventose (15. März) 1805, dessen Schluß folgendermaßen lautet: „Vous causerez avec le Général Davoust et les autres généraux, et toujours dans le sens que je compte, que l'armée et la flottille ne cessent pas d'être maintenues sur un pied respectable et dans la meilleure discipline.“ S. Mémoires du Duc de Rovigo, pag. 73 der zweiten Abtheilung. Andere Beweise werden weiter unten folgen.

das selige Gefühl, der Welt den Frieden gegeben zu haben, nicht zurück zu weisen, diesen Genuß nicht seinen Kindern zu überlassen. Nie seien die Umstände einladender, nie der Augenblick günstiger gewesen, um allen Leidenschaften Stillschweigen zu gebieten und allein dem Gefühle der Menschlichkeit und den Geboten der Vernunft zu folgen. Lasse man diesen Augenblick unbenutzt, wo dann das Ende eines Krieges suchen, dem alle seine Bemühungen nicht hätten Einhalt thun können? Der König von England habe seit zehn Jahren an Gebiet und Reichthümern mehr erworben, als der Umfang von Europa betrage. Was könne der König also noch von einem Kriege erwarten? Einige Landmächte zu coalisiren? Das feste Land werde ruhig bleiben; denn eine neue Coalition würde Frankreichs Continental-Übermacht und Größe nur verstärken. Die inneren Unruhen Frankreichs zu vermehren? Die Zeiten seien nicht mehr dieselben. Frankreichs Finanzen zu Grunde zu richten? Ein auf einen blühenden Ackerbau gegründetes Finanz-System lasse sich nicht zu Grunde richten. Frankreich seiner Kolonien berauben? Die Kolonien seien für Frankreich ein untergeordneter Gegenstand; und besitze denn England deren nicht schon mehr, als es behaupten könne? Wenn der König dies alles bedenken wolle, so werde er finden, daß der Krieg ohne Zweck sei. Wie traurig aber sei es, Völker gegen einander in den Kampf zu führen, bloß damit sie kämpften! Die Welt sei groß genug, um zu gestatten, daß beide Nationen neben einander bestehen könnten, und die Vernunft habe Macht genug, um die Mittel aufzufinden, wodurch alles versöhnt werden könnte, wofern der Wille dazu nur ernstlich und aufrichtig sei. Zum Wenigsten habe er eine seinem Herzen heilige und theure Pflicht erfüllt, und bitte den König von England, an die Aufrichtigkeit der von ihm ausgedrückten Gefühle, und an sein Verlangen, ihm davon Beweise zu geben, zu glauben."

Georg III. setzte dies Schreiben in keine Verlegenheit; eine zurückgekehrte Geistesabwesenheit machte ihn unfähig zu jeder Theilnahme an den Angelegenheiten Europa's, obgleich die Regierung in seinem Namen fortgesetzt wurde. Wie das Ministerium, an dessen Spitze in dieser Zeit William Pitt stand, Napoleons Friedensantrag aufnahm, geht am sichersten aus der Antwort hervor, welche der Staatssekretär Mulgrave nicht an den französischen Kaiser, sondern an den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten richtete. Diesem also wurde unter dem 14. Januar gemeldet: „dem Könige von Großbritannien, der das Schreiben des Oberhaupts der französischen Regierung erhalten habe, liege nichts mehr am Herzen, als die erste Gelegenheit zu benutzen, um seinen Unterthanen aufs Neue die Vortheile eines Friedens zu verschaffen, der auf eine mit der bleibenden Sicherheit und mit den wesentlichsten Angelegenheiten seiner Staaten nicht unverträgliche Grundlage gebaut wäre. Dabei aber sei er überzeugt, daß diese seine Absicht nicht anders erreicht werden könne, als durch Anordnungen, welche für Europa's künftige Sicherheit und Ruhe Gewähr leisteten, indem sie die Erneuerung der Gefahren und Unglücksfälle abwendeten, wovon es sich in neuerer Zeit bedroht gesehen. Bei dieser Gesinnung fühle der König, daß es ihm unmöglich sei, auf die ihm gemachten Eröffnungen mit Bestimmtheit zu antworten, ehe und bevor er Rücksprache mit denjenigen Landmächten genommen, mit denen er in vertrauten Verbindungen und Verhältnissen stehe, namentlich mit dem Kaiser von Rußland, der die stärksten Beweise von der Erhabenheit seiner Gesinnungen, so wie von der lebhaftesten Theilnahme an allem, was die Sicherheit und Unabhängigkeit Europa's betreffe, an den Tag gelegt habe."

Sofern die Absicht des französischen Kaisers bei seinem Friedensantrage keine andere gewesen war, als den Stand der Verhältnisse Englands mit den Mächten des festen Landes

zu erforschen, war dieselbe vollkommen erreicht; denn die Lobeserhebungen, welche Lord Mulgrave dem russischen Kaiser gemacht hatte, ließen auf eine entschiedene Geneigtheit Rußlands, dem Kriege Englands gegen Frankreich beizutreten, schließen, und in der Natur der Sache lag, daß, wenn Rußlands und Frankreichs Streitkräfte auf einander stoßen sollten, Österreich oder Preußen, oder beide zugleich, sich zu Stützpunkten für Rußland hergeben mußten. So des Krieges mit den Mächten des festen Landes gewiß, faßte Napoleon den Entschluß, aus seinem politischen Verfahren alle Schonung zu verbannen, welche irgend eine Achtung für das von England vertheidigte Gleichgewichts-System verriethe. Stärker, als jemals, entwickelte sich also in ihm die Idee des Föderativ-Systems, das er an die Stelle des Gleichgewichts-Systems zu bringen gedachte; und ein am 12. Januar mit Spanien abgeschlossener Traktat, der 5 Linienschiffe und 5000 Mann Landungstruppen zu seiner Verfügung stellte, ließ ihm nur um so freiern Spielraum.

Es kam vor allem darauf an, die italienischen Angelegenheiten auf eine solche Weise zu behandeln, daß Österreich sich bedroht fühlen möchte.

In dem Lüneviller Frieden war die Unabhängigkeit der cisalpinischen Republik stipulirt worden. Nichts desto weniger hatte, wie wir wissen, die Lyoner Staats-Konsulta den damals Ersten Konsul der französischen Republik zum Präsidenten von Cisalpinien ernannt und diesem Staate die Benennung einer italienischen Republik beigelegt. Nach der Verwandlung des Konsulats in ein erbliches Kaiserthum paßte der Präsidenten-Titel nicht länger. Für die Veränderung desselben war das Nöthige vorbereitet, als am 17. März die vornehmsten Beamten der italienischen Republik in dem Thronsaal des Palastes der Tuilerien erschienen, wo Napoleon, umgeben von seinen Großbeamten und Ministern, sie erwartete. Der Vice-Präsident Melzi

d'Erile führte das Wort. „Er sei gekommen, dem Kaiser das Ergebniß der Arbeiten vorzulegen, womit die Staats-Konsulta sich auf sein (des Kaisers) Geheiß seit mehreren Wochen beschäftigt habe; mit diesem Ergebniß den Wunsch aller Gemüther. Eine sehr einfache Betrachtung habe die Versammlung zu der Überzeugung geführt, daß es unmöglich sei, die gegenwärtige Form der italienischen Republik noch länger beizubehalten, wenn man nicht hinter dem raschen Gange der Begebenheiten zurückbleiben wolle. An der Stelle der bisherigen Republik das System einer konstitutionellen Monarchie und an der des Präsidenten ein Monarch — durch eine solche Abänderung werde alles höchst einfach. Im Übrigen hätten Gefühle der Dankbarkeit und des Vertrauens den Monarchen bezeichnet: in einem Lande, das Napoleon erobert und wieder erobert, erschaffen und bisher regiert habe, in einem Lande, wo alles an sein Genie erinnere und von seinen Wohlthaten zeuge, habe man nur einen Wunsch bilden und aussprechen können. Nur davon habe die Staats-Konsulta sich nicht überzeugen können, daß die Sachen reif genug wären, um den höchsten Grad politischer Unabhängigkeit zu erschwingen; denn in der Natur der Dinge liege, daß die italienische Republik, noch einen längern Zeitraum hindurch, den Zustand aller unausgebildeten Staaten empfinden werde, und wo lasse sich in dieser Lage ein Unterpfand ihrer Ruhe und ihres Glücks, wo eine feierliche Gewährleistung ihres Daseins und ihrer Festigkeit finden, wofern der Kaiser nicht die personifizirte Bedingung derselben sein wolle? Nur den Rathschlägen seiner hohen Weisheit gebühre es, den Endpunkt zu bezeichnen, um alle auswärtige Eifersucht zu entwaffnen. Inzwischen bitte die Versammlung den Kaiser um eine Verfassung, worin die Grundsätze geheiligt würden, ohne welche das Geschick der Völker den Leidenschaften der Menschen hingegeben wäre."

Nach dieser Einleitung verlas der Vice-Präsident eine

Urkunde, deren Hauptbestimmungen folgende waren: „Die Regierung der italienischen Republik wird für monarchisch und erblich erklärt, nach denselben Grundsätzen, welche die Regierung des französischen Reichs konstituiren; der Kaiser Napoleon, Gründer der italienischen Republik, wird König von Italien; die italienische Krone ist erblich in seiner direkten und rechtmäßigen, natürlichen oder adoptiven männlichen Nachkommenschaft, wiewohl mit dem Vorbehalt, daß er sein Adoptions-Recht nicht über einen Bürger des französischen Reichs oder des Königreichs Italien hinaus erstrecken kann; die Vereinigung der italienischen Krone mit der französischen auf seinem Haupt ist allen und jedem seiner Nachfolger untersagt, und keiner derselben darf in Italien regieren, wofern er nicht auf dem Gebiete der Republik residirt; des Rechts, sich bei seinen Lebzeiten einen Nachfolger zu geben, darf Napoleon sich nicht bedienen, so lange die französischen Armeen das Königreich Neapel, die russischen die Insel Corfu, die brittischen Malta besetzt halten, folglich die Republik der Gefahr ausgesetzt ist, jeden Augenblick das Schlachtfeld der größeren Mächte Europa's zu werden; der Kaiser Napoleon wird ersucht, sich nach Mailand zu begeben, um daselbst gekrönt zu werden und nach Anhörung der Staats-Konsulta und der außerordentlichen Deputation der Wahl-Kollegien dem Königreiche eine definitive Constitution zu ertheilen."

Napoleon beantwortete die Rede des Vice-Präsidenten durch eine Gegenrede, worin er bemerkte, daß die Trennung der Kronen von Italien und Frankreich, wie nützlich sie auch für die Zukunft werden könne, in dem gegenwärtigen Augenblick verderblich für das Dasein und die Ruhe der italienischen Völker sein würde. Er wolle sie also annehmen, die ihm angetragene Krone; doch nur auf so lange, als der Vortheil Frankreichs es erheischen würde. Mit Vergnügen werde er den Zeitpunkt kommen sehen, wo er diese Krone einem jüngern Haupte aufsetzen

könne, das, von seinem Geiste beseelt, sein Werk fortsetzen und stets bereit sein möge, Person und Interesse der Sicherheit und dem Glücke des Volks aufzuopfern, zu dessen Regierung die Vorsehung, die Constitution des Königreichs und sein (des Kaisers) Wille es berufen haben würden.

Von diesem Tage an führte Napoleon den Titel eines Kaisers der Franzosen und eines Königs von Italien: eine merkwürdige Zusammenstellung, um den Unterschied zwischen Souveränetät und Landesherrlichkeit zu bezeichnen, von welchen jene sich auf den französischen Staat, diese sich auf das französische Reich, als Spielraum für die Wirksamkeit des Kaisers, bezog.

Vollständigern Aufschluß hierüber gab der folgende Tag (18. März). An ihm erschien Napoleon in dem Palast des Senats, um der neu angenommenen Königswürde höhere Rechtmäßigkeit zu geben. Am Eingange von den Großbeamten und von vier und zwanzig Senatoren empfangen, ließ er sich in dem Versammlungssaal auf einen für ihn errichteten Thron nieder. Bevor nun die Beamten des Königreichs Italien ihm den Treueid in Gegenwart der Senatoren leisteten, trat der Minister der auswärtigen Angelegenheiten als Redner auf. „Nicht alles," sagte er, „sei ungewiß in Bezug auf die Zukunft. Starke Seelen und erhabene Geister wüßten zu unterscheiden, was in den Wirkungskreis ihrer Klugheit gehöre und was von dem großen Schiedsrichter der Weltbegebenheiten abhange. Mit Gewißheit sehe der Kaiser das zukünftige Ereigniß der Befreiung Malta's und der gesetzmäßigen Unabhängigkeit der jonischen Republik voraus. Um auf die Trennung der Kronen von Italien und von Frankreich keinen Werth zu legen, bestimme er den Zeitpunkt derselben; er wolle sich nämlich nicht der Gefahr aussetzen, daß man ihm, eines Tages, den Wechselfall vorlege, ob er diese Kronen trennen oder Krieg führen wolle: denn alsdann würde die

Sorge für seine Würde es ihm zur Pflicht machen, mehr auf die Stimme der Ehre, als auf die der Menschheit zu achten. Bei edlen Seelen sei das Gefühl der Großmuth immer mit einer Art von Eifersucht gepaart, und der Entschluß, einer Krone zu entsagen, sei hinlänglich groß, um zu dem Wollen zu berechtigen, daß nichts die edle und reine Zufriedenheit störe, ihn auf den einfachen und freien Antrieb einer großmüthigen und gemäßigten Denkart gefaßt zu haben. Frankreich, auf welches der Glanz einer solchen Mäßigung zurückstrahlen müsse, könne die Größe der Lage, zu welcher der Kaiser es erhebe, nur mit Stolz und Dankbarkeit empfinden; denn mehr, als durch eine glänzende Eroberung, werde es durch diesen Entschluß geehrt, der es in den Stand setze, zu sich selbst und zu der ganzen Welt zu sagen: „„daß es, gleich dem Ocean, die Schranken seiner Macht, und die Grenzen seines Einflusses in seinen eigenen Gesetzen, in dem Maaßstabe seiner Rechte, in der Regel seines Vortheils finde, nicht in den eitlen Dämmen, welche die Ansprüche der Eifersucht, der Empfindlichkeit und des Hasses aufwerfen könnten.““ Freilich für Übelwollende seien Vergangenheit und Zukunft eine unerschöpfliche Quelle der Lüge; sie verleumdeten durch eitle Vorhersagungen, sie verleumdeten durch eben so eitle Vergleichungen. Durch Erinnerungen an den Ruhm und die hohe Bestimmung Alexanders des Großen und Karls des Großen hätten sie Unruhe verbreiten wollen. Müßige und trügerische Analogien! Karl der Große habe weder Nachfolger, noch Nachbarn gehabt; sein Reich habe ihn nicht überlebt; es habe getheilt werden müssen; es sei getheilt worden. Nur Eroberer, nicht Gründer wäre Karl gewesen, und außerdem habe er in einer Zeit gelebt, wo der menschliche Geist, schwach durch Unwissenheit, die Zukunft zu umfassen nicht vermocht habe. Alexander habe sich durch unaufhörliches Vorrücken der Grenzen seiner Eroberungen nur einen blutigen Leichenzug bereitet, weil der große, der

heldenmäßige Gedanke an Erbfolge nie in seine Seele eingetreten sei. Beide hätten ihren Reichen nur die Anarchie vermacht. Zwar habe die Welt den Kaiser der Franzosen, gleich jenen großen Männern, seine Waffen mit Schnelligkeit nach Europa und Asien tragen gesehen; allein sei er wohl jemals, wie jene, durch eine unbestimmte Leidenschaft nach Eroberung und Herrschaft hingerissen worden? Gewiß nicht. Frankreich zu Ideen der Ordnung, Europa zur Idee des Friedens zurück zu führen, dies sei der Zweck seiner großen Anstrengungen gewesen. In Italien habe er gesiegt, um Deutschland mit Frankreich zu versöhnen; nach Asien sei er siegend gezogen, um die Zeit zu erwarten, wo er in Triumph hätte zurück kommen und Frankreich mit sich selbst versöhnen können. Und so handle er auch heute bei der Organisation eines neuen Staats nach dem Antriebe eines Charakters, welcher unfähig sei, sich selbst ungetreu zu werden. Allen Völkern seine Grundsätze von Festigkeit, Erhaltung und Gerechtigkeit vor Augen zu legen, weihe er dem künftigen Frieden ein großmüthiges Unterpfand seiner unveränderlichen Gesinnungen."

Geschickter konnte die Vereinigung der italienischen Königskrone mit der französischen Kaiserkrone schwerlich vertheidigt werden. Was Napoleon sich dabei dachte, ist kein Gegenstand der Erörterung; genug, daß er sein Verhältniß zur europäischen Welt ganz anders aufgefaßt hatte und einen ganz andern Plan verfolgte, als Herr von Talleyrand glaubte.

Die italienischen Staatsbeamten leisteten ihren Treueid und kehrten hierauf nach Mailand zurück. Dahin folgte ihnen der Kaiser, begleitet von seiner Gemahlin. Die am 2. April angetretene Reise führte über Troyes und Lyon nach Chambery und Turin. Hier traf Napoleon mit Pius VII. zusammen, welcher seit dem 5. April von Paris abgereiset war. Nichts hatte den Pabst willfähriger gemacht, als die Erwartung, daß der von ihm zu Paris gesalbte Kaiser seine Gefälligkeit durch eine großmüthige Zurückgabe, wo nicht der Grafschaft

Avignon, doch der im Frieden von Tolentino abgetretenen Gebiete von Bologna und Ferrara belohnen würde. In dieser Erwartung betrogen und mit einigen Geschenken in kostbarem Geräth und Pontifikal-Schmuck abgefunden, war der heilige Vater nicht in der besten Laune auf seiner Rückreise nach Rom. Napoleon, unbekümmert um die Stimmung eines Oberpriesters, in welchem er von jeher nur ein Werkzeug für seine Zwecke gesehen hatte, setzte seine Reise nach Alessandria fort, wohin ihn die Erinnerung an den entscheidenden Tag rief, an welchem er in den Gefilden von Marengo das Kaiserreich erobert hatte. Bei der Musterung, die er in diesen Gefilden veranstaltet hatte, erschien er in dem Tressenhut und in der Generals-Uniform, die er am Schlachttage getragen hatte. Ein Heer von 30000 Mann unterstützte die Krönung, welche zu Mailand vollzogen werden sollte. Über Pavia begab sich Napoleon dahin. Die auf den 23. Mai festgesetzte Feierlichkeit wurde bis zum 26. verschoben. Am 22. begab sich ein kaiserlicher Ceremonien-Meister mit einer Bedeckung von 50 Mann Reiterei von Mailand nach Monza, um die eiserne Krone der alten lombardischen Könige abzuholen, welche ihre Benennung von dem eisernen Ringe hat, der sie inwendig umgiebt und der Überlieferung zufolge aus einem Nagel vom Kreuze des Heilandes geschmiedet ist. Als der Zug an demselben Tage gegen Mittag zurückkam, wurde er am Eingange des mailänder Doms von dem Erzbischof von Mailand bewillkommt, der an der Spitze seines Klerus die eiserne Krone in Empfang nahm und sie processionsmäßig ins Chor trug.

Der 26. Mai war ein heiterer Tag. Zu Fuß begab sich Napoleon mit seinem glänzenden Gefolge in die Metropolitan-Kirche. Die Ceremonien der Salbung und Krönung waren wie in der Kathedral-Kirche zu Paris. Nach verschiedenen kirchlichen Handlungen erhob sich der Kaiser von seinem Thron, betete auf den Knieen, näherte sich

sodann dem Altar, nahm die auf demselben ruhende Krone mit den Worten auf: Gott giebt sie mir; wehe dem, der sie antastet! setzte sie für einen Augenblick auf sein Haupt, legte sie hierauf wieder auf den Altar und setzte sie sodann so auf, daß sie in die Kaiserkrone zu stehen kam. Der Erzbischof von Bologna verrichtete unterdeß die Gebete. Nach beendigter Krönung kehrte der Kaiser auf seinen Thron zurück, und nun, nach einigen anderen kirchlichen Handlungen, sprach er, sitzend, die Krone auf dem Haupte, die Hand auf dem Evangelienbuche, die ihm von dem Präsidenten der Wahlkollegien, der Staatskonsulta und des gesetzgebenden Körpers überreichte Eidesformel: eine Formel, fast gleichlautend derjenigen, die er in der Kathedrale zu Paris gesprochen hatte. Nach diesem Eide rief ein Herold mit lauter Stimme: „der sehr ruhmwürdige und sehr erlauchte Kaiser Napoleon ist gekrönt und eingethront. Heil dem Kaiser und Könige!"

Wir übergehen mit Stillschweigen die Volksergötzlichkeiten, welche eintraten, sobald Nachmittags um 4 Uhr in der St. Ambrosius-Kirche, diesem tausendjährigen Gebäude, ein De Teum gesungen war. Zur Verewigung des Andenkens an diesen Krönungstag stiftete Napoleon den Orden der eisernen Krone, welcher zur Devise die Worte erhielt, die er bei Aufsetzung dieser Krone gesprochen hatte. Wenige Tage darauf (7. Juni) wurde Eugen Beauharnois, Staats-Erzkanzler Frankreichs, zum Vice-König von Italien ernannt, und gleichzeitig mit dieser Ernennung erfolgte die Einverleibung der ligurischen Republik in das französische Gebiet: ein Ereigniß, bei welchem wir einige Augenblicke verweilen müssen wegen der Folgen, welche es nach sich zog.

Bald nach Napoleons Ankunft in Mailand hatte sich der Doge von Genua mit einer Deputation des Senats der Republik bei ihm eingefunden, unstreitig bloß um ihn als König von Italien zu begrüßen. Was bei dieser

Gelegenheit verhandelt wurde, ist unbekannt geblieben; genug, daß, nach der Zurückkunft der Deputation, der ligurische Senat sich am 25. Mai zu einer Sitzung versammelte, in welcher beschlossen wurde, daß die Republik sich der französischen Nation und den Auspicien ihres erlauchten Oberhaupts unter folgenden Bedingungen hingeben wolle: „daß der ganze ligurische Staat, ohne die mindeste Zerstückelung, einen integrirenden Theil der französischen Republik ausmachen, die Staatsschuld auf der Grundlage der französischen liquidirt werden, der Freihafen von Genua mit allen seinen Vorrechten fortdauern, bei Festsetzung der Abgaben auf die Unfruchtbarkeit des Bodens billige Rücksicht genommen, die Zölle zwischen Frankreich und Ligurien aufgehoben, die Conskription auf die Seeleute beschränkt, der Absatz der ligurischen Produkte begünstigt und endlich den Nationalgüterkäufern ihr Eigenthum gesichert werden sollte.“ Die Beweggründe zu diesem wichtigen Schritte, so wie sie von dem Senat selbst angegeben wurden, waren, wie folgt: daß die ligurische Republik, zu schwach, ihren Handel und ihre Flagge zu beschützen, beide, so wie selbst ihre Küsten, den Räubereien der Barbaresken habe Preis geben müssen; daß sie nicht einmal die Kraft gehabt habe, die Polizei im Innern zu bestreiten, indem ein Räuberhaufen, der sich in den Gebirgen zwischen Frankreich und Ligurien aufgehalten, fortdauernd ein Gegenstand der Unruhe und des Schreckens für die Bewohner der benachbarten Gegenden gewesen sei; daß England, die Abschaffung der Aristokratie und die Einführung der Gleichheit und Freiheit, als Grundlagen des Wohlstandes jeder handeltreibenden Nation, mißbilligend, sie zur Theilnahme an allen Kriegen gegen Frankreich gezwungen habe; daß sie von der Landseite überall von französischem Gebiete umgeben, als Handelsstaat keine andere Vortheile erhalten könne, als welche die französische Regierung ihr auf Kosten Marseille's und Nizza's zu bewilligen die Güte hätte; daß

endlich das Dekret, welches Piemont mit Frankreich vereinige, das Gebiet und die Stadt (die nur der Hafen von Piemont sei) gewissermaßen schon seit einigen Jahren vereinigt habe.

Durch Proklamationen war dieser Beschluß des Senats dem Volke bekannt gemacht worden, und die zum Empfang der Volksstimmen geöffneten Register hatten in dem Zeitraum weniger Tage 80000 bejahende gegen 36 verneinende Stimmen gegeben. Mit diesem Resultat nun reisete eine Deputation des Senats und des Volks, bestehend aus dem Doge Durazzo, dem Erzbischof, Cardinal Spina, zwölf Senatoren, zwei Staatssekretären und mehreren Gehülfen, zum französischen Kaiser nach Mailand zurück, um ihm kund zu thun, „daß die Ligurier nur dann glücklich werden könnten, wenn sie durch Napoleons Weisheit regiert und durch seine Tapferkeit beschützt würden; die Veränderungen rund um sie her machten ihre Vereinigung mit Frankreich unumgänglich nothwendig; die Ursachen derselben würden den Europäern beweisen, daß sie nicht das Werk eines fremden Einflusses, sondern die Wirkung der ganzen Lage Liguriens sei; der Kaiser möchte also geruhen, den Wunsch eines Volkes zu erfüllen, welches Frankreich in den schwierigsten Zeiten ergeben gewesen sei; nie werde er treuere Unterthanen finden."

Als der Doge Durazzo, nach seiner Ankunft in Mailand, dem Kaiser das Gutachten des Senats überreicht hatte, war die Antwort Napoleons: „er habe sich, nach und nach, von der Unmöglichkeit überzeugt, worin sich die Ligurier befänden, durch sich selbst etwas zu thun, das ihrer Väter würdig wäre. Alles habe sich verändert. Die neuen Principe der See-Gesetzgebung, welche die Engländer angenommen und den größten Theil von Europa anzuerkennen gezwungen hätten; das Blokade-Recht, das eben diese Engländer auf nicht blokirte Orte und selbst auf ganze Küsten und Flüsse ausdehnten und das in sich selbst

nichts weiter wäre, als das Mittel, den Handel anderer Völker nach Belieben zu vernichten; die überhand nehmenden Verwüstungen der Barbaresken: alle diese Umstände hätten die Ligurier in ihrer Unabhängigkeit vereinzelt, und wo für ein handeltreibendes Volk keine Freiheit zur See wäre, da trete das Bedürfniß ein, sich an eine mächtigere Flagge anzuschließen. Er wolle den Wunsch der Ligurier erfüllen, und in der Vereinigung ihres Landes mit Frankreich das Mittel suchen, den Schutz, den er ihnen so gern gewähre, wirksamer zu machen. Die Scheidewände, welche sie bis jetzt von dem festen Lande getrennt hätten, sollten verschwinden und die Dinge auf ihren natürlichen Zustand zurückgeführt werden. Alle Einwendungen, die er sich selbst machen könnte, würden durch die Unterschriften der Ligurier beantwortet, diese aber konstituirten das einzige Recht, das er für verbindlich halte."

So war denn die Einverleibung Genua's in Frankreich vollbracht, ohne daß dabei ein anderer Zwang Statt gefunden hatte, als der, welcher in der vorangegangenen Einverleibung Piemonts in das französische Gebiet lag. Durch den Herrn von Champagny, französischem Minister des Innern, wurde den 9. Juni diese Einverleibung, so wie die Eintheilung des genuesischen Gebiets in die drei Departements Genua, Montenotte und die Apenninen bekannt gemacht. Da gleichzeitig die Fürstenthümer Parma, Piacenza und Guastalla zu Frankreich geschlagen wurden, so reichte das französische Staatsgebiet tief in Italien hinein. Die Scheidewand zwischen dem französischen Kaiser- und dem italienischen Königreiche wurde dahin festgestellt, daß der Po bis zum Einfluß des Ticino und die Sesia bis zu ihrem Ausfluß die Grenze zwischen beiden Ländern bilden sollten, wiewohl so, daß das Bette der Sesia und des Po in dem eben erwähnten Bezirke, so wie die Inseln, die Fischerei, die Überfahrten und alles, was die Polizei angeht, unter französischer Landeshoheit bleiben sollte.

Es blieb jedoch nicht bei diesen Veränderungen. Die Republik Lucca wurde in ein Fürstenthum verwandelt und die Regierung derselben dem Fürsten von Piombino, Felix Bacciochi, mit der Beschränkung übertragen, daß, wenn er früher stürbe, als seine Gemahlin, diese als rechtmäßige Nachfolgerin betrachtet, die Regierung aber auf ihre männliche Nachkommen, und, wenn diese fehlten, auf die Frauen und deren Nachkommen, immer nach der Ordnung der Erstgeburt forterben sollte. Und so war denn auch in dieser Beziehung die Rolle beendigt, welche die Republiken bis zum Jahre 1800 gespielt hatten; und wesentlich war es die Persönlichkeit des französischen Kaisers, wodurch zuerst alle die Vorurtheile berichtigt wurden, die man bis zu dem genannten Jahre über den Werth einer antimonarchischen Regierungsform unterhalten hatte.

Der Aufenthalt Napoleons in Mailand endigte sich mit der Bekanntmachung des zweiten und dritten konstitutionellen Statuts des Königreichs Italien, so wie mit der feierlichen Einführung des Vice-Königs, Prinzen Eugen Beauharnois. Beides erfolgte den 7. Juni in einer Sitzung des gesetzgebenden Körpers, worin Napoleon den Vorsitz führte.

Ehe er Mailand verließ, ordnete er noch das Verhältniß der Kirche zum Staate. Beibehalten, mit unbedeutenden Einschränkungen, wurden die Barnabiten, die Piaristen und alle übrigen Orden, die sich der öffentlichen Erziehung, der Krankenpflege und anderen nützlichen Verrichtungen widmen. Von den Bettelorden dagegen blieben nur 26 Franziskaner-, 82 Observanten- und 30 Kapuziner-Klöster, und diese nur, um nicht auf einmal zu viel zu thun. Eben so verfuhr der Kaiser mit den Frauenklöstern, von welchen, außer denen, die sich mit der öffentlichen Erziehung beschäftigten, vorläufig 80 beibehalten wurden. Alle übrigen Mönchs- und Nonnenklöster wurden zum Vortheil des Monte Napoleon eingezogen und aus diesem Fond

erhielt die unbeendigte Domkirche zu Mailand die Mittel, ihren Ausbau zu vollenden. Auf dem Schlachtfelde von Marengo wurde das Kreuz der Ehrenlegion ausgetheilt, und der Grundstein zu einer Pyramide gelegt, auf welcher die Namen derjenigen verewigt werden sollten, die in dieser Schlacht geblieben waren; und bei dem Hospiz des St. Bernhard würde ein zweites Denkmal zur Verewigung der Erinnerung an die Eroberung Italiens zu Stande gekommen sein, wenn die Macht späterer Ereignisse es nicht verhindert hätte. In der Kirche dieses Hospizes fanden die Überreste des Generals Desaix eine bleibende Stätte.

Abgesehen von dem feindseligen Gedanken, den Napoleon in Beziehung auf das Geschlecht der Bourbons und auf England verfolgte, lag in seinem Verfahren gegen die Bewohner Italiens nichts, was nicht im höchsten Grade löblich und wohlthätig zugleich gewesen wäre. So wurde es jedoch nicht aufgefaßt. Man sah darin vielmehr nur eine Verletzung des Völkerrechts und eine Störung des Gleichgewichts. Besonders wurde die Einverleibung Genua's in das französische Gebiet — zwar nicht die Ursache, wohl aber der Vorwand des längst beschlossenen Krieges.

Der König von Schweden hatte sich seit dem 3. December des abgewichenen Jahres mit England verbündet, als in den ersten Monaten des laufenden Jahres zu Petersburg der Grund zu einer neuen Coalition gelegt wurde. Es wurde nämlich den 11. April 1805 zu St. Petersburg zwischen dem König von England und dem Kaiser von Rußland ein sogenannter Concert-Traktat geschlossen, nach welchem beide sich verpflichteten, die wirksamsten Mittel anzuwenden, um einen allgemeinen Bund wider Frankreich zu Stande zu bringen. Durch ein Bundesheer von 500,000 Mann wollte man dies Reich zur Wiederherstellung des Friedens und des Gleichgewichts von Europa zwingen, wofern es sich nicht in Güte dazu bequemen würde. Der nähere Zweck der großen Verbündung

sollte sein: die Räumung Hannovers und des Nordens von Deutschland, so wie die Feststellung einer solchen Ordnung der Dinge in Europa, wodurch die Sicherheit und Unabhängigkeit der verschiedenen Staaten wirksam gefördert und vor allen künftigen Usurpationen geschützt würde. Der König von England verband sich zur thätigen Mitwirkung zu diesem Zweck, nicht bloß durch den Gebrauch seiner See- und Landtruppen, so wie seiner zum Transport dienlichen Schiffe, sondern auch zur Unterstützung der dem Bunde beitretenden Mächte mit Subsidien-Geldern; für jede 100,000 Mann regulärer Truppen wollte er jährlich die Summe von 1,250,000 Pf. Sterling zahlen, welche in monatlichen Terminen und zwar in Verhältniß der Truppen, die jede Macht nach ihren Verpflichtungen aufstellen würde, entrichtet werden sollten. Würde dies Bündniß, der oben angegebenen Idee gemäß, gebildet, so sollte weder der König von England, noch der Kaiser von Rußland berechtigt sein, ohne die Beistimmung der dem Bunde beitretenden Mächte Frieden zu schließen; dafür aber sollten diese ihre Truppen nicht vor dem Friedensschlusse zurückrufen dürfen.

Diesem Bündniß wurden mehrere Artikel angehängt, worin Georg III. die festgestellten Bedingungen gegen den deutschen Kaiser und den König von Schweden zu erfüllen versprach, wenn sie innerhalb vier Monaten, vom Tage der Unterzeichnung (11. April) an gerechnet, ihre Truppen gegen Frankreich agiren lassen würden; worin ferner festgesetzt war, daß man losschlagen wollte, sobald eine Heeresmacht von 400,000 Mann würde zusammengebracht sein: eine Heeresmacht, zu welcher Österreich 250,000, Rußland wenigstens 115,000 Mann stellen, der Überrest durch sardinische, neapolitanische und schwedische Truppen aufgebracht werden sollte. Am Schlusse des Krieges sollte ein allgemeiner Congreß versammelt werden, um die Vorschriften des Völkerrechts auf besseren Grundlagen, als

leider! bisher möglich gewesen wären, zu erörtern und festzustellen und deren Beobachtung durch Einführung eines auf die Lage der verschiedenen Staaten Europa's berechneten Föderativ-Systems zu sichern. In einem Zusatz-Artikel versprach der russische Kaiser, nach dem wirklichen Ausbruch des Krieges, keinen besondern, sondern den im Übereinkunfts-Traktat festgestellten Zweck zu verfolgen, gesetzt auch, daß die Umstände in dem Augenblick, wo die russischen Truppen sich in Marsch setzen würden, ihm die Erklärung abdringen sollten, „daß diese Operation keine Folge einer mit Großbritannien genommenen Verabredung sei, sondern daß die Continental-Mächte nur die Vollziehung der von Seiten Frankreichs direkt gegen sie eingegangenen Verpflichtungen forderten." Der Inhalt eines nicht bekannt gemachten Separat-Artikels war, nach der Angabe der französischen Regierung: „Vereinigung Belgiens mit Holland; Wiedereinsetzung des Hauses Oranien in die Statthalterschaft; Umschaffung der Festungen an der Maas zu Sicherheitsplätzen, und Besetzung derselben durch russische und österreichische Truppen; Vereinigung Savoyens und der Grafschaft Nizza mit Piemont, und Unterwerfung der Stadt Lyon unter die Herrschaft des Königs von Sardinien."

Diesem Übereinkunfts-Traktate traten Österreich und Schweden bei, sobald die Entfernung von Petersburg eine Mittheilung desselben gestattet hatte. Österreich, welches 300,000 Mann zu stellen versprach, machte seinen Beitritt abhängig von der Bedingung, daß England für das Jahr 1805 eine Subsidie von 3 Millionen Pf. Sterling zahlen sollte, wovon nur die Hälfte zurückbezahlt werden dürfte, wenn die feindlichen Demonstrationen nicht zu einem Kriege führen sollten; für das Jahr 1806 und die folgenden Jahre sollte England sich verbindlich machen, 4 Millionen Pf. Sterling zu zahlen. Schweden, das in dem Traktat vom 3. December die Festung Stralsund zu einer Niederlage von englischen Kolonial- und Fabrikwaaren hergegeben hatte, bauete

auf diese Grundlage eine zweite Convention, nach welcher Georg III. sich verpflichtete, für jede 1000 Mann geregelter Truppen, wodurch Gustav IV. die gewöhnliche Besatzung von Stralsund verstärken würde, vorausgesetzt, daß die Verstärkungen nicht die Zahl von 4000 Mann überschritten, monatlich 1800 Pf. Sterling zu zahlen; späterhin übernahm Schweden die Verbindlichkeit, den Krieg gegen Frankreich mit 12000 Mann zu unterstützen, indeß England eine jährliche Subsidie von 12 Pf. 10 Sch. für jeden Mann zu zahlen versprach . . .

Die Idee der koalisirten Mächte war, Frankreich auf allen Punkten anzugreifen. Während England zu Wasser wirksam wäre, sollte Österreich, mit Rußland vereinigt, durch die Schweiz in die Franche-Comte' eindringen und von dem Herzogthum Venedig aus gegen das Königreich Italien zu Felde ziehen. Hier sollten ihnen die Engländer von Malta, die Russen von Corfu aus über Neapel zu Hülfe kommen; und während man so Napoleons Schöpfungen über den Haufen werfen würde, sollten Engländer, Russen und Schweden von Hannover aus in Holland eindringen und Belgien erobern. Rußland machte sich anheischig, Preußen zum Kriege fortzureißen; zugleich aber wollte es Österreich beistehen, damit der erste Anfall entscheidender würde. Durch einen Einfall in Baiern sollte der Feldzug eröffnet werden.

Man darf annehmen, daß durch diese Coalition Napoleons Wünsche erfüllt wurden, sofern das, was zwischen Frankreich und England auszugleichen war, mit weit größerer Sicherheit durch Landschlachten, als durch einen mißlichen Landungsversuch ausgeglichen wurde. Obwohl nun belehrt über alles, was gegen ihn im Werke war, fuhr Napoleon dennoch fort, die Versicherung zu geben, „es werde kein Continental-Krieg entstehen." Er heuchelte auf diese Weise eine Sicherheit, an welche er selbst nicht glaubte; und er heuchelte sie bloß, um das Vertrauen der Coalisirten

zu sich selbst zu verstärken und den Augenblick der Entscheidung näher zu rücken. In derselben Absicht ließ er durch das Amtsblatt den Engländern sagen: „Die Landung werde gewiß erfolgen, wenn England sich nicht bald zum Frieden bequeme; sie werde vielleicht nach einem Jahre erfolgen; vielleicht auch erst nach zwei oder drei Jahren; ehe aber fünf Jahre verflossen sein würden, würde Frankreich den brittischen Hochmuth und die durch Verrath errungene Überlegenheit zur See gerächt haben.“ Eine stärkere Anhäufung von Kanonenböten, durch den holländischen Vice-Admiral Verhuel bei Calais und Ambleteuse bewirkt, gab dieser Drohung den nöthigen Nachdruck . . .

Während dieser Krisis langte der russische Kammerherr Novosilzow in Berlin an. Seine Bestimmung war, nach Paris zu gehen, um Napoleon wegen der Anstrengungen und Aufopferungen zu vernehmen, die er in seinem Schreiben an den König von England für die Erhaltung der allgemeinen Ruhe zu machen versprochen hatte; dies war zum wenigsten der Vorwand. Da alle diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich seit Jahr und Tag aufgehört hatten, so war es nöthig geworden, dem außerordentlichen Gesandten Alexanders Pässe zu verschaffen. Auf die Verwendung des Königs von Preußen waren diese ertheilt worden, obgleich Rußland die doppelte Bedingung gestellt hatte: einmal, daß sein Bevollmächtigter unmittelbar mit dem Oberhaupt der französischen Regierung, und zwar ohne den neuen Titel desselben anzuerkennen, unterhandeln dürfe; zweitens, daß eben dies Oberhaupt ausdrücklich versichere, noch immer von demselben Wunsche eines allgemeinen Friedens beseelt zu sein. Die Pässe waren dem Herrn von Novosilzow eingehändigt, und dieser stand im Begriff, seine Reise fortzusetzen, als er ganz unerwartet nach Petersburg zurückgerufen wurde. Bewirkt war diese Zurückberufung durch die inzwischen in Rußland bekannt gewordene Einverleibung der ligurischen Republik in

das französische Staatsgebiet. Herr von Novosilzow stellte also die empfangenen Pässe in die Hände des preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten (Herrn von Hardenberg) zurück, indem er in seiner Note jene Einverleibung als ein Ereigniß bezeichnete, „welches die letzte Grenze der Opfer bilde, die sein Kaiser dem inständigen Ansuchen Großbritanniens, und der Hoffnung, die Ruhe Europa's auf dem Wege der Unterhandlung wieder herzustellen, dargebracht habe; man könne nämlich nicht glauben, daß Bonaparte bei Ausfertigung der Pässe Willens gewesen wäre, den Versicherungen, womit er dieselben begleitet hätte, Folge zu leisten, da er seit der Ausfertigung Maßregeln beschleunigt habe, welche, weit entfernt, die Herstellung des Friedens zu erleichtern, nur die Grundstoffe desselben vernichteten."

So wurde die erste Aussicht auf den nahen Ausbruch des Krieges gewonnen, zur Freude aller Derer, die bisher daran verzweifelt hatten, daß es in Europa noch eine Stimme gebe, welche dem furchtbaren Napoleon Widerstand anzukündigen wage. Jene Aussicht entwickelte sich jedoch noch bestimmter, als Frankreich auf die Note des Herrn von Novosilzow in einem Schreiben aus Berlin antwortete, das folgende merkwürdige Stelle enthielt: Beobachte Alexander mit einem herschelschen Fernrohr von der Terrasse des taurischen Palastes, was zwischen dem Kaiser der Franzosen und einigen Völkerschaften des Apennin vorgehe: so verlange er unstreitig nicht, daß dieser blind sein solle gegen alles, was in Solimans berühmtem Reiche und in Persien sich zutrage; nicht sehen solle, daß, seit zwei Jahren, der ganze Kaukasus, auf den bloßen Wunsch einiger Häuser dieses Landes, mit Rußland vereinigt worden sei, daß die Wallachei und die Moldau ganz und gar unter den Befehlen Rußlands stehen, daß Rußland sich der Mündungen des Phasis bemächtigt und daselbst Festungen habe. Wie! der Kaiser der Franzosen sollte zu einer solchen

Schwäche herabgesunken sein, daß er kaltblütig einen russischen Kommissär anhören müßte, der ihn über das, was er in Rußland unbekannten und von Rußland unabhängigen Ländern vornehme, zur Rechenschaft forderte? daß er die Augen verschließen müßte, um nicht zu sehen, sich zwingen müßte, um nicht zu antworten, wenn Sultan Selim in Konstantinopel weniger zu befehlen habe, als der russische Gesandte; wenn der Weg durch den Bosporus erzwungen werde; wenn die Wirkungen der Besitznahme der Krim, so wie der Mündungen des Phasis, sich in ihrem ganzen Umfange fühlen ließen; wenn das Geschrei des Serails, obgleich durch Furcht erstickt, Europa aus dem Schlafe wecke, und wenn kein Pascha in Morea, kein Muselman in Konstantinopel anzutreffen sei, der nicht jeden Morgen erwarte, daß ein Geschwader aus dem schwarzen Meere unter den Mauern des Serails Anker werfen und Flintenschüsse in den Gärten des Großherrn ertönen könnten? Käme ein russischer Kommissär nach Paris und sagte, daß man zwar eine Verminderung des französischen Reichs in Italien wünsche, daß aber auch Rußland seinen Einfluß auf die Türkei und Persien entsagen wolle: so würde der Kaiser der Franzosen, welches auch der Schlüssel zu seinem Verfahren sein möge, zu einer solchen Übereinkunft bereitwillig die Hand bieten. Doch Drohungen nachzugeben — wie lasse sich dies von ihm erwarten?"

Die Vorspiele des nahen Krieges blieben nun nicht länger aus. Zu Venedig verhaftete Österreich zwei französische Beamte als Spione, was sie unstreitig waren, und um diesen Unglimpf zu rächen, ließ die französische Regierung zu Paris einen österreichischen Reichshofrath verhaften. Österreich versammelte alle seine Truppen, und obgleich das zu Wels gebildete Lager ein Lustlager genannt wurde, so unterlag es doch keinem Zweifel, daß der Zweck desselben Krieg war. Fast täglich gingen frische Truppen nach Italien ab, um die im Herzogthum Venedig

befindlichen zu verstärken. Die Schweiz gerieth in Unruhe, und der Landamman derselben bat den deutschen Kaiser, die Neutralität der Schweiz wenigstens so lange zu ehren, als französischer Seits ihr kein Abbruch geschehen würde. In eine noch größere Verlegenheit gerieth der Kurfürst von Baiern. Da es für ihn keine Neutralität gab und die verbündeten Mächte ihren Endzweck nur auf Kosten seines politischen Daseins erreichen konnten, so nahm Maximilian Joseph Partei für Frankreich, nicht ohne sich über die Vergewaltigungen zu beschweren, welche mehrere österreichische Truppenabtheilungen auf ihrem Marsch nach Italien auf seinem Gebiete geübt hatten. Bald überbrachte der Fürst von Schwarzenberg ein kaiserliches Handschreiben, worin die Vereinigung der baierschen Truppen mit den österreichischen verlangt wurde, um gegen den Reichsfeind gebraucht zu werden; und mündlich fügte der Fürst hinzu, „daß, wenn das Verlangen des Kaisers nicht erfüllt würde, die baierschen Truppen entwaffnet werden sollten.“ Überrascht von dieser Anforderung und Drohung, bat der Kurfürst auf das Beweglichste, daß man ihm Neutralität gestatten möchte. Dies geschah zu einer Zeit, wo die Österreicher bereits angefangen hatten, den Inn zu passiren. Einer Entwaffnung zu entgehen, brachen die baierschen Truppen nach Würzburg und nach Franken auf. Der Krieg war auf die Weise erklärt. Wie er anfing und endigte, wird das nächste Kapitel zeigen.

Zweites Kapitel.

Napoleons Rückkehr nach Frankreich. — Gegenseitige Erklärungen Frankreichs und Österreichs über den bevorstehenden Krieg. — Ausbruch des Krieges: Schlachten bei Ulm und Austerlitz. — Presburger Friede. — Beschlossene Vertreibung der Dynastie Bourbon aus dem Königreich Neapel. — Napoleons Aufenthalt zu München und Vermählung des Prinzen Eugen mit der Tochter des Königs von Baiern.

Begleitet von den Gesandten Neapels und Portugals, hielt Napoleon den 30. Juni seinen Einzug in Genua, wo er sich in der Kathedrale den Treueid schwören ließ. Mitten unter diesen Feierlichkeiten versöhnte er sich mit seinem jüngsten Bruder Hieronymus, welcher an der Seite seiner jungen Gemahlin aus Amerika zurückgekommen war, diese jedoch verlassen hatte, um dadurch seinen Rücktritt in das Haus seines kaiserlichen Bruders zu erleichtern. Für das Föderativ-System, das die europäische Welt dem Einflusse Englands entziehen sollte, konnte Napoleon der Brüder nicht genug bekommen. Wenn er den jungen Mann, der sich so eben in seine Arme geworfen hatte, nicht auf der Stelle zum kaiserlichen Prinzen erhob, so unterblieb dies nur, damit irgend ein Verdienst diese Auszeichnung rechtfertigen möchte. Die Gelegenheit zur Erwerbung desselben führte Napoleon dadurch herbei, daß er den Zwanzigjährigen

als Kommandanten einer Schiffsabtheilung nach der afrikanischen Küste sendete, um alle in algierische Gefangenschaft gerathene Franzosen, Italiener und Ligurier zu befreien. Da Hieronymus Bonaparte am 31. August mit 231 Sklaven zurückkehrte, die, man weiß nicht wie, ihre Freiheit erhalten hatten: so reichte dies Verdienst hin, ihm, zwei Jahre später, die Würde eines Königs von Westphalen zu erwerben . . .

Als Napoleon gegen die Mitte des Juli nach Fontainebleau zurückgekommen war, lag ihm alles daran, daß die Welt glauben möchte, nur ungern gebe er seine Landungsanstalten auf, nur wider seinen Willen folge er der Herausforderung zu einem neuen Continental-Kriege. Seine Sprache war die eines rathgebenden Freundes; sein Organ der Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser fragte: „Warum doch Österreich fortfahre, in Frankreich einen Nebenbuhler zu sehen? Vielleicht sei die Zeit nicht fern, wo beide sich vereinigen müßten, um nicht sowohl für ihre Unabhängigkeit, als vielmehr für Europa's Erhaltung und für die Grundsätze der Zivilisation zu kämpfen. In jedem Kriege Rußlands und Österreichs einer- und Frankreichs andrerseits, werde Österreich immer die Hauptpartei sein; die Last des Krieges werde ihm nämlich ganz zufallen; und wie, wenn es, verlassen von einem Verbündeten, dessen Unbeständigkeit und Launen es bereits erfahren habe, den Glücksschlägen allein ausgesetzt wäre? Unstreitig sei das österreichische Heer tapfer; allein das Beispiel der Vergangenheit berechtige Frankreich, die Zufälle des Krieges nicht zu fürchten. Selbst wenn Österreich mit Erfolg kämpfen sollte, würde es sich noch immer schwächen. Unterdeß könnte Rußland, die Zwistigkeiten Österreichs und Frankreichs benutzend, die Eroberung des osmanischen Reichs vollenden; und wer vermöchte vorherzusehen, wo die Überschwemmung inne halten würde, nachdem sie von dem Pontus Eurinus bis an das adriatische Meer, und von

der Donau nach dem Hellespont vorgedrungen wäre? Welchen Gefahren aber wäre Europa ausgesetzt, wenn das griechische Kreuz zu Konstantinopel an die Stelle des halben Mondes träte! Könnte wohl irgend eine österreichische oder französische Politik ruhig bleiben beim Anblick der von Rußland seit einem halben Jahrhundert gemachten Eroberungen? Ihm wären zwei Theile von Polen zugefallen; es besitze die Krim; es lasse sich nieder an den Mündungen des Phasis; es erweitere sich in Georgien; es dringe in Persien ein; es beherrsche die jonischen Inseln, bewaffne Morea und beflügele durch Gewalt und Stärke den Zusammensturz des osmanischen Reichs. Hätte Österreich von einigen dieser Ereignisse Vortheil gezogen, so könnte es sie im Ganzen immer nur als nachtheilig empfinden. Woher es doch komme, daß die Lehren der Vergangenheit für Österreich so durchaus verloren wären? Frankreich fordere von ihm ja weder Anstrengungen, noch Opfer. Der Kaiser der Franzosen wünsche die Ruhe des Continents und sei sogar erbötig, mit England Frieden zu schließen, wenn es zu dem Traktat von Amiens zurückkehren wolle. Da er bei der gegenwärtigen Stimmung Englands nur durch einen Seekrieg zum Frieden gelangen könne, so bitte er Österreich, ihm in seinen Operationen nicht hinderlich zu werden, sich nicht in Verbindungen einzulassen, welche den Frieden zwischen Frankreich und Österreich stören könnten. Würde er genöthigt, seine Küsten-Armee zu schwächen, so wären alle seine Entwürfe gegen England zerrüttet, und in diesem Falle würde er den Krieg und dessen Übel einem unsichern und verderblichen Frieden vorziehen."

Nur allzu treuherzig erwiederte Österreich: „Die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe erfordere, daß jeder Staat sich innerhalb seiner Grenzen halte und die Rechte und die Unabhängigkeit anderer Staaten, diese möchten klein oder groß sein, ehre. Diese Ruhe werde gestört, wenn eine Macht sich Rechte der Besitznahme, des Schutzes und des

Einflusses beilege, welche weder durch das Völkerrecht noch durch Verträge anerkannt wären; wenn sie von Rechten des Sieges spreche, nachdem der Friede diese Rechte ausgelöscht habe; wenn sie Gewalt gebrauche, um ihren Nachbarn Gesetze vorzuschreiben, sie zur Assimilation ihrer Verfassung zu zwingen, oder ihnen Verbindungen, Abtretungen und Unterwerfungs- und Einverleibungs-Akte abzutrotzen; wenn sie ihre Würde durch gegründete Vorstellungen verletzt nenne, während ihre eigenen Amtsblätter nach und nach alle Monarchen angriffen; endlich, wenn sie sich zum Schiedsrichter des Schicksals und der gemeinschaftlichen Interessen der Nationen aufwerfe und andere Mächte von der Theilnahme an der Aufrechthaltung der allgemeinen Ruhe und des Gleichgewichts ausschlösse, bald weil sie allzu entfernt, bald weil sie durch einen Meeresarm vom festen Lande geschieden wären; und dies alles mit ausweichenden Antworten für Mächte, die der Gefahr am nächsten ständen. Eine solche Macht fordere die übrigen Mächte auf, sich zu bewaffnen, sich zu unterstützen, sich zu vereinigen, um die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu erhalten. Der Friede zwischen Österreich und Frankreich beruhe auf dem Traktat von Lüneville, in welchem die Unabhängigkeit der italienischen Republik, so wie auch die der helvetischen und batavischen stipulirt sei. Jedes Unternehmen nun, welches darauf abzwecke, diesen Republiken irgend eine Regierung, irgend eine Verfassung, irgend einen Herrn aufzudrängen, die nicht aus ihrer freien Wahl hervorgegangen wären, müsse als ein Bruch des lüneviller Traktats betrachtet werden; Österreich aber habe das Recht, auf Abstellung solcher Maßregeln zu dringen."

Deutlicher ließ sich schwerlich sagen, daß man zum Kriege entschlossen sei. Da jedoch Frankreich fortfuhr, auf die Beibehaltung des Friedens zu dringen: so nahm Österreich die Miene an, als wolle es, vereinigt mit Rußland und Preußen, die durch Novosilzows plötzliche Rückkehr

nach Petersburg abgebrochenen Friedensunterhandlungen wieder anknüpfen. Dagegen nun sträubte sich Napoleon. Hergenommen waren seine Gründe von Rußland, mit welchem er, wie er sagte, nichts gemein haben wollte, da es ihn beleidigt habe, und, weit entfernt, den Frieden zu wollen, nur nach Krieg ringe, auf dessen Erneuerung es Hoffnungen stütze, die es vergeblich zu verschleiern suche. Auch England wolle den Frieden nicht; dies gehe aus seinem ganzen Verfahren hervor; die Flamme des Krieges solle wenigstens noch einmal zusammenschlagen über das feste Land. Österreichs nachdrücklichste Vermittelung sei eine vollkommene Neutralität in dem Kriege zwischen Frankreich und England: eine Neutralität, welche England jede Hoffnung raube, Österreich mit sich fortzureißen.

Der Übergang des österreichischen Heeres über den Inn bei Scharding und Wasserburg (8. September 1805) machte allen Unterhandlungen ein Ende; denn wenig Tage darauf ließ der französische Kaiser zu Regensburg erklären, daß er in keinem Falle gestatten werde, daß Österreich sich in Deutschland ausbreite, in Baiern Erwerbungen mache und seinen so oft an den Tag gelegten Entwurf, seine Grenzen bis an den Lech zu erweitern und den Kurfürsten von Baiern auf das linke Donau-Ufer zu bannen, ins Werk richte.

Als dies geschah, war das nach Deutschland bestimmte Heer schon seit vierzehn Tagen von den Küsten aufgebrochen.

Dem Aufbruch ging eine Einschiffung voran, mit welcher Napoleon wohl keine andere Absicht verbinden konnte, als seinen Truppen größere Bereitwilligkeit zu einem Marsche nach Deutschland zu geben; denn ernstlich konnte diese Einschiffung auch um deswillen nicht gemeint sein, weil Villeneuve in Cadiz, Gantheaume in Brest eingeschlossen war, und folglich der Schutz fehlte, ohne welchen Kanonenböte an Englands Küsten nicht landen konnten. Napoleons Verschlagenheit zeigte sich bei dieser Gelegenheit

in ihrem ganzen Umfange. Die nahe Ankunft jener beiden Vice-Admirale war auf das Bestimmteste verheißen worden und hierauf die Einschiffung erfolgt. Als nun diese vollendet war, langte plötzlich die Nachricht an, daß Villeneuve durch Nelson verhindert werde, von Cadiz auszulaufen. Der Kaiser machte nun den Verzweifelnden wegen dieses Unfalls; der General-Intendant Daru, den er zu sich rufen ließ, sah ihn in seinem Zimmer mit großen Schritten auf- und abgehen, nicht ohne in unzusammenhangende Klagen über seine vereitelte Hoffnung auszubrechen. Plötzlich hielt er inne. „Setzen Sie sich," sagte er zu dem General-Intendanten, „und schreiben Sie." Und nun, ohne sich zu besinnen oder zu unterbrechen, diktirte er den ganzen Feldzugsplan: den Aufbruch der einzelnen Armee-Corps von Holland und Hannover bis zu den West- und Süd-Grenzen Frankreichs; die Ordnung der Märsche, ihre Dauer, die Punkte, wo die Kolonnen sich vereinigen, so wie die, wo die ersten Angriffe gemacht werden sollten. Die wunderbare Fähigkeit dieses Mannes, kriegerische Ereignisse vorher zu bestimmen, und den Sieg nicht sowohl als Zweck, denn als Mittel zur Erreichung seiner politischen Entwürfe aufzufassen, zeigte sich also bei dieser Gelegenheit in ihrer ganzen Stärke. Eine Proklamation entband hierauf das Landungsheer von der Pflicht, die Küste noch länger zu bewachen.

An die Stelle der bisherigen Benennung trat die der „großen Armee." Diese bestand aus sieben Corps, welche von den Reichsmarschällen Bernadotte, Marmont, Davoust, Soult, Lannes, Ney und Augereau geführt wurden. Der Kaiser trat als Generalissimus an die Spitze des Ganzen. Zum General-Major war der Marschall Berthier ernannt. Prinz Murat befehligte nach dem Kaiser.

Unmittelbar nach dem Übergange der „großen Armee" über den Rhein — ein Übergang, welcher gleichzeitig bei Kehl, Lauterburg, Speier und Mannheim erfolgte —

zeigte sich, wie gut Deutschlands Vielherrschaft zu Napoleons Entwürfen paßte. Die Kurfürsten von Baden und Würtemberg schlossen sogleich Verträge, nach welchen sie ihre Truppen zu den französischen stoßen ließen. Vor seiner Abreise von Boulogne hatte Napoleon gesagt: „Kommt der Feind mir entgegen, so werde ich ihn vernichten, ehe er über die Donau zurückgegangen sein wird; erwartet er mich, so werde ich ihn zwischen Ulm und Augsburg fassen." Die Erfüllung dieser Worte hing von dem Erfolge ab, womit Marmont und Bernadotte, vereinigt mit den baierschen Truppen, den Österreichern in den Rücken drangen; die Verletzung des preußischen Gebiets, ohne welche dieser Marsch nicht vollbracht werden konnte, hatte nichts Abschreckendes für einen Monarchen, der ausschließend gelten wollte. Marmont und Bernadotte durchzogen also die fränkischen Fürstenthümer, während der Erzherzog Ferdinand, oder vielmehr der österreichische Obergeneral Mack, nachdem er bereits bis in das Würtembergische vorgedrungen war, hinter die Iller zurückging und zwischen Ulm und Memmingen eine kunstgerechte Stellung nahm, um, das Gesicht gegen den Westen gerichtet, den Feind zu erwarten. Schon seit dem 6. October war Mack umgangen. Von diesem Augenblick an kam es fast täglich zu Gefechten, in welchen die Kraft des österreichischen Heeres zersplittert wurde. Irre geleitet durch falsche Nachrichten, beharrte Mack auf seinem Entschluß, die Ankunft der Russen abzuwarten, als ihm nur noch ein einziger Ausweg offen stand, nämlich der nach Nördlingen. Unter diesen Umständen hielt sich der Erzherzog Ferdinand nicht länger verpflichtet, sich und die ihm untergebene Reiterei einem bloßen Wahne zum Opfer zu bringen. Unterstützt von dem Grafen von Schwarzenberg, entkam er, von dem Prinzen Murat verfolgt, durch Franken nach Böhmen. Macks Heer war jetzt noch 25000 Mann stark. Mit diesem warf er sich den 15. October in Ulm, wo er sehr bald von allen Seiten eingeschlossen war.

Eine Kapitulation war unvermeidlich. Sie erfolgte den 19. October; die Hauptbedingungen derselben waren: daß Ulm mit allen Magazinen und Kriegsgeräthschaften dem französischen Heere übergeben, die Offiziere auf ihr Ehrenwort nach Österreich zurückgeschickt, die Soldaten und Unteroffiziere aber, nachdem sie ihre Waffen niedergelegt, nach Frankreich geführt werden sollten.

Dieser Kapitulation gemäß, stellten sich alle in der Gegend von Ulm zurückgebliebenen französischen und holländischen Truppen, über 30000 Mann, unter den Befehlen des Marschalls Ney, auf der linken Donauseite der Stadt auf: die Reiterei und die Grenadiere auf der schmalen Ebene zwischen den Wällen und dem Michelsberge, das übrige Fußvolk auf den Anhöhen, welche die Stadt amphitheatralisch umgeben. Gegen 3 Uhr Nachmittags langte der Kaiser mit einem großen Gefolge von Generalen und Garden über den Albecker-Steig von Elchingen an und durchritt das Heer. Um halb vier Uhr begann das Ausrücken der Österreicher aus Ulm. Die Reiterei eröffnete den Zug; ihr folgte das Fußvolk; das Uhlanen-Regiment Schwarzenberg machte den Beschluß. Unter klingendem Spiele zogen die Österreicher längs dem Fuße des Michelsberges, begrüßt von jedem französischen Regimente; so wie sie aber durch eine Seitenschwenkung auf die nach Söflingen und Blaubeuern führende Kunststraße kamen, legten sie die Waffen nieder und übergaben Fahnen und Pferde an ihre Besieger. Nach beendigter Entwaffnung ging jedes Corps einzeln durch das neue Thor in die Stadt zurück. Die Zahl der waffenfähigen Mannschaft, welche das Gewehr gestreckt hatte, belief sich auf 23800 und nicht weniger als 60 Kanonen und 40 Fahnen wurden den Franzosen überliefert. Vier Stunden lang wohnte Napoleon diesem Schauspiele bei, und getreu der Rolle, die er zu spielen übernommen hatte, sagte er den österreichischen Generalen, die er hatte zu sich rufen lassen: der deutsche Kaiser führe

einen ungerechten Krieg mit ihm; er wisse nicht, weßhalb er sich schlage; denn er wisse nicht, was man von ihm wolle. „Ich gebe," fuhr er fort, „dem deutschen Kaiser, meinem Bruder, einen guten Rath: er eile, Frieden zu machen. Es ist jetzt der Augenblick, sich zu erinnern, daß alle Reiche ein Ziel haben. Der Gedanke, daß das Ende der Dynastie des lothringischen Hauses gekommen sein könnte, muß ihn mit Schrecken erfüllen. Ich will ja nichts auf dem festen Lande, aber Kriegsschiffe, Kolonien, Handel, das will ich, und das ist Euch eben so vortheilhaft, als uns." Als jetzt Mack bemerkte, daß der deutsche Kaiser den Krieg nicht gewollt habe, aber durch Rußland dazu gezwungen worden sei, erwiederte Napoleon: „Wenn dem so ist, so seid Ihr ja keine Macht mehr." Der um den französischen Kaiser versammelten österreichischen Generale waren nicht weniger als achtzehn. Mit ihnen reisete Mack in der nächsten Nacht nach Wien, um die Botschaft von seiner Niederlage zu überbringen. Diese war jedoch schon vor ihm angelangt. Er sah sich daher nicht einmal zugelassen, sondern nach Brünn verwiesen, um daselbst als Staatsgefangener sein Urtheil zu empfangen. Das Kriegsgericht, das über ihn gehalten wurde, erkannte ihm die Todesstrafe zu. Doch wurde diese durch die Gnade seines Kaisers in eine zweijährige Festungsstrafe mit Dienstentsetzung verwandelt.

Dies war die Periode außerordentlicher Begebenheiten. Unmittelbar auf die Niederlage der Österreicher bei Ulm folgte (21. October) die Schlacht bei Kap Trafalgar, worin die vereinte Flotte der Franzosen und Spanier durch den Admiral Nelson vernichtet wurde. Diese Flotte aus dem beschützenden Hafen hervorzulocken, hatte der brittische Seeheld sich nach Gibraltar begeben. Von ihrem Auslaufen unterrichtet, eilte er ihr nach und erreichte sie am Morgen des 21. Octobers bei dem genannten Kap in voller Bereitschaft, um eine Schlacht anzunehmen. Um 11 Uhr

50 Minuten nahm der Kampf seinen Anfang. Die Verbündeten waren 33 Linienschiffe, die Engländer 27 stark. Abweichend von der gewöhnlichen Angriffsweise, legte Nelson es nur darauf an, seinen Gegner zu überraschen, zu verwirren und außer Fassung zu bringen. Er selbst an der Spitze drang in die feindliche Linie ein und nahm die vornehmsten französischen Schiffe zwischen zwei Feuer. Das Admiralsschiff, unterstützt von sieben anderen Dreideckern, donnerte in der Nähe von 30 bis 40 Schritten, mit 36- und 42-Pfündern auf beiden Seiten so gewaltig, daß die französisch-spanischen Schiffe nicht auszuhalten vermochten. Bald trat Verwirrung ein und die Folge davon war, daß lauter einzelne Gefechte entstanden, meistens in der Entfernung eines Pistolenschusses. Viele Tapfere büßten in diesem Riesenkampfe ihr Leben ein; keiner aber wurde so allgemein bedauert, als — Nelson. Während sein Schiff sich immer da befand, wo die Gefahr am größten war, ging er auf dem Verdeck mit beschleunigten Schritten auf und nieder, einmal über das andere ausrufend: „dies ist der glücklichste Tag meines Lebens!" Die vollen Lagen der französischen Linienschiffe fügten den Engländern weniger Schaden zu, als die in den Mastkörben aufgestellten Scharfschützen, die am meisten nach den Offizieren zielten. Man rieth daher dem Admiral, sich nicht in voller Uniform zu zeigen, oder doch wenigstens seine Orden durch den Überrock zu bedecken. Gleichgültig gegen diese Warnung, wurde er in demselben Augenblick, wo eine Kanonenkugel seinen Sekretär zerriß, von einer Flintenkugel in die Brust getroffen, als er eben drei Schritte vom Steuerruder sich gegen den Feind hinwendete. Sein Tod erfolgte nach einer Viertelstunde.

In dem Zeitraum von sechs Stunden waren von der französisch-spanischen Flotte vier Schiffe genommen, drei in die Luft gesprengt, drei andere versenkt und zehn gescheitert. Nur neun kehrten nach Cadiz zurück, und von

diesen wurden vier, welche unter den Befehlen des Vice-Admirals standen, am 4. November an der Küste Galliziens von einer überlegenen Macht genommen. Die Engländer hatten zwar kaum weniger gelitten; sechzehn ihrer Linienschiffe vermochten nicht das Meer zu halten. Indeß standen sie als Sieger da, und aufgegeben war seit der Schlacht bei Trafalgar sogar der Gedanke eines Widerstandes zur See von Seiten Napoleons. Von den Admiralen, welche sich in dieser Schlacht bekämpft hatten, erlebte keiner den nächsten Sommer. Wie Nelson endigte, ist bereits erzählt worden. Gravina kränkelte an seinen in der Schlacht erhaltenen Wunden einige Monate hindurch, bis er endlich seinen Geist aufgab, hierin seinem Vaterlande ähnlich, das seine unerschöpfliche Kraft nur in den Schmerzen empfindet, die von seiner Schwäche unzertrennlich sind. Villeneuve, nachdem er acht Monate in englischer Gefangenschaft verlebt hatte, sah sich, auf einen vorüberfliegenden Friedensschimmer, unerwartet von seinen Banden befreit; kaum aber hatte er den heimathlichen Boden betreten, als der Befehl, sich vor eine Militär-Kommission zu stellen, ihm mit dem Muthe die Besinnung raubte, so daß er sich lieber entleiben, als sich verantworten wollte. Worin sein Verbrechen bestanden, ist nie bekannt geworden; nur weiß man, daß sein Nachfolger im Kommando, der Vice-Admiral Rosily, bereits in Spanien angelangt war, als er jene verhängnißvolle Fahrt antrat, die mit dem Verlust so vieler Linienschiffe endigte.

Wir kehren jetzt nach dem südlichen Deutschland zurück.

Hier schien die Gestalt der Dinge sich verändern zu wollen. Unstreitig hatte Preußen einen Fehler begangen, als es, bei dem Losbruch des allgemeinen Sturmes, sich für neutral erklärt hatte; denn diese Neutralität durchzuführen, war es in keiner Hinsicht stark genug. Nichts desto weniger mußte es sich beleidigt fühlen, als seine Neutralität zuerst von demjenigen verletzt wurde, dem sie

am meiſten zu Statten kam. Was Napoleon auch durch ſeinen Vertrauten Duroc zu ſeiner Entſchuldigung vorbringen mochte: am Tage lag, daß er Preußen nicht beſſer behandelt hatte, als die kleinen Fürſten des weſtlichen Deutſchlands. Die Verletzung des neutralen Gebiets von Ansbach ruhig ertragen, hieß, Frankreich auf Koſten der übrigen im Kriege begriffenen Mächte begünſtigen; ſie ahnden, hieß, einem Kriege beitreten, den man vermeiden zu können gewünſcht hatte. In dieſer Verlegenheit half ſich die preußiſche Regierung damit, daß ſie dem ruſſiſchen Kaiſer, der an der Nordgrenze Preußens erſchienen war, um einen Durchmarſch durch Schleſien nach Mähren zu ertrotzen, mit Freiheit bewilligte, was der franzöſiſche Kaiſer ohne alle Nachfrage erzwungen hatte. Dieſe Maßregel wurde durch eine Note gerechtfertigt, worin der Freiherr von Hardenberg, damals Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, dem franzöſiſchen Geſandten am Berliner Hofe, Laforet, erklärte: „daß der König, losgeſprochen von allen früheren Verpflichtungen, zwar, wie bisher, zur Wiederherſtellung des Friedens in Europa auf einen dauerhaften Fuß aus allen Kräften beitragen wolle; daß er aber, da der Kaiſer der Franzoſen die zwiſchen ihm und Preußen beſtehenden Verhältniſſe als werthlos zu betrachten ſcheine, folglich an keine Gewährleiſtung zu denken ſei, ſich in Zukunft wegen der Sorge, für die Sicherheit ſeiner Völker zu wachen, nur auf ſich ſelbſt verlaſſen und ſeinen Heeren diejenige Stellung geben werde, welche die Beſchützung ſeines Staats unumgänglich mache.“

Mit dieſer Erklärung ſtand der Befehl zur Mobilmachung des ganzen preußiſchen Heeres in Verbindung. Jenes ruſſiſche Corps, für welches der Durchmarſch durch Schleſien bisher vergeblich aufgeſucht war, erhielt jetzt die Erlaubniß, dieſe Provinz zu durchziehen. Kaiſer Alexander ſelbſt kam nach Berlin, wo er, der noch vor Kurzem Preußens Politik mit den Waffen in der Hand hatte

bestimmen wollen, als Freund unter Kanonendonner empfangen wurde. Bald nach ihm erschien auch, von Österreich gesendet, der Erzherzog Anton, Großmeister des deutschen Ordens. Was in der Hauptstadt kriegerisch gesinnt war, schloß um Beide Kreis; und zu Potsdam wurde zwischen dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen eine Convention geschlossen, wodurch dieser der Coalition gegen Frankreich beitrat, sich jedoch noch einen Versuch vorbehielt, um Napoleon zur Annahme billiger Bedingungen zu bewegen. Nur für den Fall, daß diese verworfen würden, versprach Friedrich Wilhelm III. ein Heer von 180000 Mann auszurüsten. Der Graf von Haugwitz (früher Minister der auswärtigen Angelegenheiten) wurde von seinen schlesischen Gütern herbeigerufen, um der Überbringer der Vorschläge zu werden, die man dem Kaiser der Franzosen zu machen gedachte. Unter diesen Auspizien reisete Alexander über Weimar nach Mähren ab.

Inzwischen war Napoleon mit einer rastlosen Verfolgung jener Russen beschäftigt, welche, als die Kapitulation von Ulm Statt fand, über die Donau vorgedrungen waren. Bei Braunau hatte sich General Kienmayer, von München kommend, an das Corps des russischen Generals Kutusow angeschlossen, und beide waren bei Stein auf das linke Donau-Ufer zurückgegangen, um in Mähren eine Stellung zu finden, wo sich der ganze Überrest des russischen Heeres an sie anschließen könnte. Zu den Glücksfällen des Krieges gehörte, daß die Festung Braunau, mit ihrem Geschütz auf den Wällen und mit nicht unbeträchtlichen Vorräthen an Lebensmitteln, ohne Schwertstreich in die Hände der Franzosen gerieth. In Linz hatte der französische Kaiser eine Zusammenkunft mit dem Kurfürsten von Baiern, der, begleitet von seinem Kurprinzen, daselbst anlangte, um seinem Retter und Befreier zu danken. Die Verfolgung der vereinigten Truppen geschah auf beiden Ufern der Donau, damit es keinen Augenblick zweifelhaft sein möchte, wohin

sie sich zurückgezogen hätten. Auf dem Wege nach Wien erfuhr Napoleon, welche Wendung die Dinge zwischen dem Erzherzog Karl und dem Marschall Massena genommen hatten, und daß jener nach einem blutigen Treffen bei Caldiero sich zurückgezogen habe, wahrscheinlich, weil er Kenntniß von dem Marsche der Franzosen nach Wien erhalten. Dieser wurde nun um so mehr beschleunigt, und schon den 13. November fiel die Hauptstadt der österreichischen Monarchie in die Hände des Prinzen Murat und des Marschalls Lannes, die sich sogleich der Taborbrücke bemächtigten. Von jetzt an war die Vereinigung der Russen mit den Truppen, welche der Erzherzog Karl aus Italien zurück führte, unmöglich gemacht. In dem Schlosse Schönbrunn schlug Napoleon sein Hauptquartier auf und traf seine Anstalten so, daß er mit allen seinen Kräften gegen die Russen oder gegen den Erzherzog Karl, je nachdem dieser oder jene ihn dazu auffordern würden, auftreten konnte. Als die Verfolgung der Russen von neuem anhob, kam es bei Hollabrunn zu einem hitzigen Gefechte zwischen der Nachhut Kutusow's, von dem Fürsten Bagration geführt, und den Truppen Murats und Lannes. Jene ward abgeschnitten; die Entschlossenheit ihres Anführers rettete sie jedoch dadurch, daß er sie bewog, sich durchzuschlagen. Die Verfolgung der Russen wurde nun fortgesetzt bis Znaim. Hier erfuhr Napoleon, daß die Verfolgten die Straße nach Brünn eingeschlagen hätten, und er ließ sein Heer dieselbe Richtung nehmen. Inzwischen langte der General Burhöwden mit dem zweiten russischen Armee-Corps bei Olmütz an. Die Russen waren, in ihrer Vereinigung mit den Österreichern, von diesem Augenblick an, stark genug, den Franzosen die Stirn zu bieten. Es wurde also Halt gemacht; denn die Sachen waren bis zu dem Punkte hingeführt, wo eine förmliche Schlacht Entscheidung bringen konnte.

Vergeblich hatte sich der deutsche Kaiser seit dem Übergange der Franzosen über die Donau um einen Waffen-

ſtillſtand beworben: Napoleon hatte ſeine wiederholten Anträge zurückgewieſen, und dabei die Entſchuldigung gebraucht, daß er, unbekannt mit den Abſichten der Ruſſen, den Lauf der Operationen nicht hemmen dürfte. Kaum hatte er jedoch erfahren, daß Kaiſer Alexander zu Olmütz angelangt ſei, ſo bewarb er ſich um eine Zuſammenkunft mit dieſem Monarchen, indem er den General Savary in das kaiſerliche Hauptquartier ſendete und durch dieſen ſeinen Wunſch zu erkennen gab. Savary that das Seinige, um eine Zuſammenkunft zu Stande zu bringen; doch die einfache Antwort Alexanders auf dieſen Antrag war: „Die vornehmſten Mächte Europa's hätten ihn aufgefordert, mitzuwirken zu einer ſolchen Ordnung der Dinge, wobei eine allgemeine Sicherheit beſtehen könne. Zu dieſem Endzweck habe er ſeine Heimath verlaſſen. Nun geſtehe er zwar, daß das Glück den Franzoſen auf eine bewundernswürdige Weiſe günſtig geweſen ſei; doch als treuer Verbündeter werde er ſich nicht von dem römiſchen Kaiſer (ſo war ſein Ausdruck) trennen in einem Augenblick, wo, wie ſchlimm ſeine Lage auch ſein möchte, noch nicht alles verloren wäre. „„Ich befehle tapferen Männern,"" fügte er hinzu, „„und wenn Ihr Gebieter mich dazu zwingt, ſo werde ich ſie auffordern, ihre Pflicht zu thun.""

Inzwiſchen hatte Napoleon die nöthigen Anſtalten zu der unvermeidlichen Schlacht getroffen. Den Erfolg derſelben zu ſichern, fand er für gut, ſich angreifen zu laſſen in einer ſehr vortheilhaften Stellung, die er bei dem Dorfe Auſterlitz genommen hatte. Der Angriff der Ruſſen erfolgte am Morgen des 2. Decembers, der, wie wir wiſſen, Napoleons Krönungstag war. Schon glaubten die Ruſſen, den rechten Flügel der Franzoſen überwältigt zu haben, als ſie ſich in ihrem eigenen Mittelpunkt und auf ihrem rechten Flügel ſo gewaltig angegriffen ſahen, daß aller Widerſtand vergeblich war. Die Franzoſen bemächtigten ſich der Höhen von Blaſowitz und der Stellungen bei Kruh und Hollubitz.

Mit Hülfe ihrer Nachhut und der Reiterei der kaiserlichen Garde machten die Russen zwar einen letzten Versuch, den französischen Mittelpunkt zu sprengen; doch nachdem sie an dem Widerstande gescheitert waren, den Napoleon ihnen hier entgegen stellte, entsagten sie jedem neuen Angriff und ließen sich in der Ebene von Austerlitz in die Flucht treiben. Was von ihrem linken Flügel noch übrig war, wurde auf Napoleons Anordnung umwickelt, und entweder gefangen genommen oder zerstiebt. Funfzehn tausend Todte, eine noch größere Zahl von Verwundeten, etwa 20000 Gefangene, 40 Fahnen, mehr als hundert Kanonen, vierhundert Stückwagen: dies waren die Trophäen des Tages. Die beiden verbündeten Kaiser sahen dieser furchtbaren Niederlage von den Höhen bei Austerlitz zu. „Dieser Feldzug," — so hatte Napoleon zu seinen Soldaten vor dem Beginnen der Schlacht gesagt — „muß mit einem Donnerschlag endigen." So war es wirklich geschehen.

Napoleon befand sich am 3. December im Schlosse zu Austerlitz, als der Fürst Johann von Lichtenstein daselbst anlangte, um die Nachricht zu überbringen, daß sein Kaiser eine Zusammenkunft mit dem Sieger zu halten wünsche.

Die beiden verbündeten Monarchen befanden sich in einer sehr schwierigen Lage vermöge der Richtung, welche die Begebenheiten des abgewichenen Tages dem Rückzuge ihrer Heere gegeben hatten. Die Gödings-Brücke bei Hollitsch war der einzige Punkt, über welchen der Rückzug vollzogen werden konnte; diesem Punkte aber stand das Corps des Marschalls Davoust bei weitem näher, als die Trümmer der russischen und österreichischen Armeen, welche gerettet werden sollten. Es kam demnach darauf an, das Außerordentliche zu versuchen; um so mehr, weil man nicht wußte, wie stark Davoust war.

Napoleon hatte um so weniger Ursache, den ihm gemachten Antrag abzulehnen, da er wußte, daß sich zu Breslau Preußen mit Russen vereinigen sollten, den Kriegs-

schauplatz zu betreten, und da er aus aufgefangenen Depeschen entnommen hatte, daß der Erzherzog Karl bis zur Donau vorgerückt war, während das von Massena befehligte Heer noch weit jenseits der julischen Alpen verweilte. Sofern es nun nicht unmöglich war, daß die Vereinigung aller dieser Heere ihm neue Gefahren bringen konnte, nahm er das, was ein glücklicher Zufall ihm darbot, mit Freuden an, zum voraus des Erfolges gewiß, der sich an seine persönliche Überlegenheit knüpfte. Die Zusammenkunft wurde für den folgenden Tag verabredet.

Sie fand am nächsten Vormittage, nicht weit von den Vorposten Bernadotte's, etwa anderthalb Meilen von Austerlitz, bei einer Mühle Statt. Napoleon war zuerst an Ort und Stelle; ihn begleiteten, außer seinem General-Major Berthier und einigen anderen Offizieren, seine berittene Garde. Zum Empfang des deutschen Kaisers ließ er ein Feuer anzünden. Franz II. kam in einer Kalesche, begleitet von den Fürsten Johann Lichtenstein, Moritz Lichtenstein, Würtemberg und Schwarzenberg, so wie von den Generalen Kienmayer, Bubna und Stutterheim, an welche sich einige Uhlanen-Offiziere und ungarische Reiterei anschlossen. Der französische Kaiser ging dem deutschen entgegen; beide umarmten sich und traten an das für Napoleon angezündete Feuer. Bei ihrer Unterredung war, außer dem Marschall Berthier und dem Fürsten Johann von Lichtenstein, niemand zugegen. Dem Erfolge nach handelte es sich zwischen ihnen vorzüglich um die Einstellung der ungarischen Insurrektion und um eine etappenmäßige Entfernung der Russen, als Vorbedingungen des bevorstehenden Friedens. Franz II. erhob keine Schwierigkeiten. Er blieb zwei volle Stunden bei Napoleon; und als dieser ihn zurückbegleitete, empfing er, nach der Versicherung eines Ohrenzeugen,*) das feierliche Versprechen: „daß dies

*) S. Mémoires du Duc de Rovigo, Tom. II. pag. 127.

der letzte Krieg sein sollte, den Österreich gegen ihn führen werde."

Durch den General Savary von dem Übereinkommen der beiden Kaiser unterrichtet, nahm Alexander die Bedingungen, unter welchen die russischen Truppen sich entfernen sollten, bereitwillig an, und ging, nachdem er am 5. zu Halitsch von dem Kaiser Franz Abschied genommen hatte, nach St. Petersburg zurück. Der Friede zwischen Frankreich und Österreich war nun nicht länger zweifelhaft. Zu Abfassung des zu schließenden Vertrages hatte Napoleon bereits seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Herrn von Talleyrand, nach Wien kommen lassen. Er selbst begab sich von Brünn nach Schönbrunn, um von hier aus sein Heer über die Oberfläche der österreichischen Monarchie zu vertheilen, wobei er nicht unterließ, eine Kriegssteuer zu dem Betrage von 100 Millionen Franken zum Besten der Wittwen und Waisen seiner in den Schlachten gebliebenen Offiziere und Soldaten auszuschreiben . . .

Napoleons Aufenthalt zu Schönbrunn sollte von mehr als einer Seite merkwürdig werden.

Nie befand sich ein Abgeordneter in einer größern Verlegenheit, als der Graf von Haugwitz; denn das, was er vorzutragen bestimmt war, hatte durch den Ausgang der Schlacht bei Austerlitz alle Bedeutung, allen Nachdruck verloren. Napoleon, der ihn vor der Schlacht nicht zugelassen, sondern an seinen, in Wien bereits angelangten Minister der auswärtigen Angelegenheiten verwiesen hatte, forderte ihn, nach seiner Ankunft in Schönbrunn, vor, um von ihm zu erfahren, was es mit der Besetzung Hannovers durch die Preußen, so wie mit der Verbindung, worin diese Macht mit den an der Nordküste gelandeten Russen und Engländern stehe, auf sich habe. Graf Haugwitz führte sich bei dem französischen Kaiser mit einem Glückwunsch zu dem glänzenden Siege bei Austerlitz ein.

Dieser, seinem Hochmuth und seiner Schlauheit zurückgegeben, weigerte sich, einen Glückwunsch anzunehmen, „der," wie er sagte, „eine ganz andere Richtung gehabt habe."*) Ohne der Kränkung, die er dem Könige von Preußen durch die Verletzung des Gebiets von Ansbach zugefügt hatte, zu gedenken, beklagte er sich hierauf über die Hinterhaltigkeit eines Monarchen, der mit der höchsten Offenheit gegen ihn zu Werke gegangen war, nur daß er den Krieg nicht auf der Stelle erklärt hatte. „Ihr wollt," fügte er hinzu, „aller Welt Verbündete sein; das geht aber nicht. Ihr müßt wählen zwischen meinen Feinden und mir. Wollt Ihr es mit jenen halten, so habe ich nichts dagegen; wollt Ihr aber mir zur Seite stehen, so verlange ich Aufrichtigkeit, oder ich trenne mich von Euch, weil ich mit falschen Freunden nichts zu schaffen haben mag und den offenen Feind vorziehe. . . . Sind Ihre Vollmachten, mein Herr, nicht so beschaffen, daß sie sich mit einer Verhandlung dieser Fragen vereinigen lassen: so wissen Sie, was Sie zu thun haben. Was mich betrifft, so werde ich meinen Feinden zu Leibe gehen, wo ich sie auch finden möge" . . .

Eine solche Sprache hatte der Graf von Haugwitz nie vernommen, und was im Hintergrunde lag, war am Schlusse des Jahres 1805 nicht zu entdecken. Eingeschreckt durch das, was er hatte hören müssen, wurde er, um größeres Unglück von seinem Vaterlande abzuwenden, nur allzu empfänglich für die Anträge, welche Napoleon ihm durch seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten machen ließ. Diese bestanden darin, daß Preußen das Fürstenthum Ansbach an Baiern, das Fürstenthum Neufchatel an Frankreich, und das Herzogthum Cleve an einen der Wahl des französischen Kaisers vorbehaltenen Fürsten abtreten und dafür Hannover in Besitz nehmen sollte. Graf

*) Napoleons Worte waren: Voilà un compliment, dont la fortune a changé l'adresse.

Haugwitz getraute sich nicht zu sagen, daß sein Gebieter ein schärferes Gefühl für Usurpationen habe, als der französische Kaiser; und um mit diesem auf irgend eine Weise zu Rande zu kommen, wurde er der Überbringer eines Entwurfs, auf welchen man zu Berlin so wenig gefaßt war, daß man davon nur aufs Äußerste überrascht werden konnte.

Wie dieser Entwurf die erste Grundlage zu den Begebenheiten des folgenden Jahres wurde, wird sich im nächsten Kapitel entfalten. Wir verfolgen jetzt eine Begebenheit, welche dem Abschlusse des Friedens-Traktats zwischen Frankreich und Österreich voranging, ohne daß daraus irgend eine Störung für denselben entstand.

Während zu Presburg an dem Frieden gearbeitet wurde, erhielt Napoleon zu Schönbrunn die Nachricht, daß Engländer und Russen im Königreich Neapel gelandet wären, um von hier aus nach dem Königreich Italien vorzudringen. Diese Nachricht wurde nur dadurch auffallend, daß, seit der Eröffnung des Krieges gegen Österreich, zwischen Frankreich und Neapel ein Vertrag bestand, nach welchem letzteres für die Wohlthat, von den französischen Truppen befreit zu werden, sich verbindlich gemacht hatte, „nicht zu gestatten, daß irgend ein Truppen-Corps der kriegführenden Mächte in seinem Gebiete lande, oder in dasselbe einrücke, auch keinem russischen, österreichischen, oder in Diensten irgend einer andern kriegführenden Macht stehenden Offizier den Befehl über sein Heer und das Kommando in seinen Festungen anzuvertrauen.“ Ob es in Ferdinands IV. Macht gestanden, 20000 Mann Engländer und Russen, welche am 19. November zu landen versuchten, abzuhalten, davon war nicht die Rede; genug, daß Napoleons Feinde Aufnahme gefunden hatten. Zu Paris sah man darin nur eine ausgezeichnete Treulosigkeit, und zur Urheberin derselben machte man, weil die Apathie Ferdinands IV. kein Geheimniß war, die Königin Karoline,

nicht ohne ihr, wie in den Zeiten der Ohnehoserei, das Prädikat „eines gott- und sittenlosen Weibes" beizulegen, „gleichen Schlages mit den übrigen Töchtern der Kaiserin Maria Theresia, von welchen die eine den Thron der Bourbons gestürzt, die andere den Untergang des Hauses Parma herbeigeführt habe." Nicht viel anders lauteten die Worte, wodurch sich Napoleon über den Vorgang zu seinen Vertrauten in Schönbrunn erklärte. „Ich wundere mich darüber nicht," sagte er; „denn ich kenne die Königin. Doch wehe ihr, wenn ich nach Neapel komme; nie soll sie wieder einen Fuß in dies Königreich setzen."*) Und schon am 27. December schleuderte er jenes Dekret, wodurch der europäischen Welt angekündigt wurde: „daß die Dynastie der Bourbons in Neapel aufgehört habe zu regieren." Von dem Generalstabe der großen Armee wurden ohne Zeitverlust alle Diejenigen nach Italien gesendet, welche die gegen Neapel bestimmte Armee gestalten sollten, und Joseph Napoleon erhielt den Befehl, sich an die Spitze dieser Armee zu stellen. Die Vertreibung der Bourbons war übrigens längst beschlossen, und was von Seiten der Engländer und Russen geschehen war, gab bloß den Vorwand zu einem Verfahren, wobei nichts weiter beabsichtigt wurde, als höhere Sicherung des bonapartischen Geschlechts auf der einen, und Zerrüttung des Gleichgewichts-Systems auf der andern Seite. Auch sprach Napoleon sich über dies Verfahren nur in einer Proklamation an das französische Heer aus, dessen Zustimmung er durch eine prahlerische Aufzählung seiner Verdienste um die Erhaltung des bourbonischen Geschlechts in Neapel zu gewinnen versuchte . . .

Inzwischen war den 26. December der presburger Friedens-Traktat zu Stande gekommen. Die Hauptbestimmungen desselben betrafen die Anerkennung der Veränderungen, welche Napoleon in Italien durch die Annahme

*) S. Mémoires du Duc de Rovigo, Tom. II. pag. 138.

des Königstitels, durch seine Einverleibungen in das französische Gebiet und durch die Errichtung neuer Fürstenthümer bewirkt hatte. Nächstdem erkannte Österreich den Königstitel für die beiden Kurfürsten von Würtemberg und Baiern an. Abgetreten wurde von Österreich: 1) an das Königreich Italien, das Herzogthum Venedig, so wie es der deutsche Kaiser durch die Traktaten von Campo-Formio und Lüneville erhalten hatte; 2) an den König von Baiern, die Markgrafschaft Burgau, das Fürstenthum Eichstädt, die Grafschaft Tyrol, die Fürstenthümer Brixen und Trident und die Voralbergischen Herrschaften, nebst Hohenegg, Königsegg, Tettnang, Linden u. s. w.; 3) an den König von Würtemberg, die sogenannten Donaustädte Ehingen, Mundelfingen, Riedlingen, Mengen und Sulgau, die Ober- und Niedergrafschaft Hohenberg, die Landgrafschaft Nollenburg, die Landvogtei Altorf mit ihren Zubehören (die Stadt Constanz ausgenommen), derjenige Theil des Breisgau, der in den Würtembergischen Besitzungen gelegen ist, endlich die Städte Willingen und Brentlingen; 4) an den Kurfürsten von Baden, das Breisgau, die Ortenau, die Stadt Constanz und die Comthurei Meinau. Als Entschädigung wurden Salzburg und Berchtolsgaden an Österreich überlassen; und der Bruder des Kaisers, welcher früher im Besitz dieser Länder gewesen war, wurde durch Würzburg entschädigt, das der König von Baiern an ihn abtreten mußte. Die Würde eines Großmeisters des deutschen Ordens, so wie alle mit dem Großmeisterthum verbundenen Rechte und Domänen sollten, nach der Ordnung der Erstgeburt, in der Person und in der direkten und männlichen Descendenz desjenigen kaiserlichen Prinzen erblich sein, der von dem Kaiser von Deutschland und Österreich dazu würde bestimmt werden. Beide Könige von Würtemberg und Baiern sollten in ihren Staaten eben so souverän sein, als der Kaiser von Österreich und der König von Preußen in den ihrigen; nur sollten sie nicht

aufhören, Mitglieder des deutschen Bundes zu sein.

Dies war der Inhalt des Presburger Friedens-Vertrages. Die sämmtlichen Abtretungen, zu welchen Österreich gezwungen wurde, betrugen über 1200 Geviertmeilen mit mehr als viertehalb Millionen Einwohnern, wovon Italien 500 Geviertmeilen mit 2½ Millionen Menschen, Baiern 400 Geviertmeilen mit einer Million Menschen enthielt. An solche Verluste Friedenshoffnungen zu knüpfen, konnte nur Demjenigen einfallen, der es reizend fand, in der europäischen Welt als General-Gewaltiger dazustehen. Die Zersetzungen der Gesellschaft, die eine so natürliche Folge seines Verfahrens waren, wie hätten sie anders als verderblich auf ihn selbst zurückwirken mögen, sobald es dahin gekommen war, daß man die Absichten durchschaute, die er damit verband?

Unmittelbar nach dem Abschluß des Preßburger Friedens-Vertrages eilte Napoleon von Wien nach München, wo seine Gemahlin vor ihm angelangt war. Der Königstitel, aus seiner Hand empfangen, ward zu einem Neujahrsgeschenk für die bisherigen Kurfürsten von Baiern und Würtemberg. Wenig mochten die neuen Könige ahnen, daß Napoleon in ihnen nur Präfekten sah, die er für seine Entwürfe gebrauchte. Der gänzliche Zusammensturz der durch den Lüneviller Friedensvertrag so stark erschütterten Verfassung Deutschlands ließ sich vom Jahre 1806 an nicht mehr hintertreiben; und was in dieser Beziehung erfolgte, wird das nächste Kapitel enthalten.

Was unstreitig schon vor dem Ausbruch des Krieges verabredet war, wurde in den ersten Tagen des neuen Jahres vollzogen. Dies war die Vermählung des Prinzen Vice-Königs von Italien, Stiefsohns Napoleons, mit der Prinzessin Auguste, ältesten Tochter des Königs von Baiern. Auf diese Weise trat die Dynastie Bonaparte zuerst in verwandtschaftliche Verhältnisse mit alten deutschen Fürsten-

häusern: in Verhältnisse, welche bald noch zusammengesetzter wurden. Die Trauung des Brautpaars wurde von dem Fürsten Primas des deutschen Reichs verrichtet. Napoleon und seine Gemahlin verweilten von jetzt an noch mehrere Tage in München, ehe sie über Ulm und Augsburg nach Paris zurück reiseten. Das junge Paar ging durch Tyrol nach Mailand. Ungewisser und schwankender war der Zustand der europäischen Welt nie gewesen. Neue Umwälzungen konnten nicht ausbleiben. Man fürchtete sie; man wollte sie abwenden: doch die Mittel, die man dazu gebrauchte, waren nur geeignet, ihren Eintritt zu beschleunigen.

Drittes Kapitel.

Eroberung des Königreichs Neapel. — Einführung des Föderativ-Systems. — Händel zwischen Frankreich und Preußen. — Friedensunterhandlung mit England. — Stiftung des Rheinbundes. — Förmlicher Bruch mit Preußen. — Erste Schlachten. — Napoleon in Berlin.

Das ganze Geschlecht der Bourbons in den Privat-Stand zurück zu setzen und England in allen seinen Verhältnissen mit dem europäischen Festlande zu lähmen und zu Grunde zu richten: dies war das Ziel, das Napoleon mit eben so viel Rastlosigkeit, als Umsicht und Schlauheit verfolgte. Wenn hinterher behauptet worden ist, die von ihm sechs Jahre hindurch gespielte Rolle sei ihm aufgedrungen worden durch die Umstände, durch das Glück seiner Waffen und durch die Schwachheit der europäischen Kabinete: so hat man dabei vergessen, daß die Umstände immer nur demjenigen günstig sind, der sie zu benutzen versteht, und daß nur der thätige Geist sich ihrer bemächtigt, der sie mit einem großen Gedanken umfaßt. Belehrt durch das, was ihm im Orient wiederfahren war, zugleich herausgefordert durch jene Versuche, wodurch man sein Leben bedroht hatte, war Napoleon zu der Anschauung gelangt, daß für ihn und sein Geschlecht nur dadurch Sicherheit zu gewinnen sei, daß er sich, außer der italienischen Halbinsel, auch

der pyrenäischen bemächtige. Als Gebieter über die Häfen von Lissabon und Cadiz hoffte er also über die Bourbons und über England gleich sehr zu triumphiren. Gut oder schlecht, wie dieser Gedanke sein mochte: genug, daß kein anderer sein politisches Verfahren bestimmte. Der Inhalt dieses Kapitels wird hierüber die unverwerflichsten Aufschlüsse geben und vorläufig zugleich die Schicksale begreiflich machen, welche über den Angestaunten kamen, sobald es mit ihm dahin gediehen war, daß er seinen Plan aufgeben mußte . . .

Die Vollziehung jenes Ausspruchs, wodurch Napoleon am Vorabend seiner Abreise von Schönbrunn nach München die Bourbons von Neapel in den Privatstand zurückgesetzt hatte, war mit keinen bedeutenden Schwierigkeiten verbunden. Engländer und Russen schifften sich wieder ein, sobald sie erfahren hatten, daß ein überlegenes französisches Heer wider sie im Anzuge sei. Der König und die Königin, von jetzt an ihrem Schicksal überlassen, trafen zwar Anstalten zu einem allgemeinen Volksaufstande; da dieser aber durch nichts vorbereitet war und immer nur einen Bürgerkrieg zur Folge haben konnte, so schiffte sich Ferdinand IV. schon am Schlusse des Januars 1806 mit seinen Schätzen, seinen Kostbarkeiten und seinen Freunden nach Sicilien ein. Die Königin folgte einige Wochen später (11. Februar); und während ihr Schiff im Angesicht des Hafens von einem heftigen Sturm hin und her geschleudert wurde, schlugen sich die Bürger der Hauptstadt mit mehreren Tausend Galeeren-Sklaven, die sich ihrer Fesseln entledigt hatten. Drei Tage darauf zogen die Franzosen in Neapel ein. An Ort und Stelle angelangt, verhieß Joseph Bonaparte, dem die oberste Verwaltung des Königreichs anvertraut war, in einer Proklamation, daß die Rache beendigt sei durch die Vertreibung der treulosen Herrscher-Familie, und daß die Bewohner des Königreichs nach kurzer Zeit die Wohlthaten der eingetretenen Veränderung erfahren würden.

Die Neapolitaner fanden sich in ihr Schicksal um so williger, je mehr sie durch frühere Ereignisse darauf vorbereitet waren. Nur auf zwei Punkten erfolgte Widerstand, in Gaetta, das durch den Prinzen Ludwig von Hessen-Philippsthal vertheidigt wurde, und in Kalabrien, wo Ferdinand IV. treue Anhänger hatte, die von den Engländern unterstützt wurden. Ehe das Belagerungsgeschütz herbeigeschafft und die nöthigen Anstalten zur Bezwingung jener Seestadt getroffen werden konnten, verstrichen noch mehrere Monate; doch fiel die standhaft vertheidigte Festung den 11. Juni. Die Kalabresen wurden in Gefechten übermannt und ihr Widerstand endigte sich mit der Hinrichtung ihrer Häupter.

Durch die Eroberung des Königreichs Neapel war ein wesentlicher Theil des von Napoleon verfolgten Plans ins Werk gerichtet; wenn gleich nur derjenige, der mit dem glücklichen Ausgange eines Krieges zusammenhing, in welchem Österreich sich zu einem Stützpunkte für Rußland hergegeben hatte. Bis auf den so wesentlich verkleinerten Kirchenstaat war jetzt die ganze italienische Halbinsel in Napoleons Händen; denn das sogenannte Königreich Hetrurien hatte nie aufgehört, unter französischer Botmäßigkeit zu stehen, und war seit dem am 27. Mai 1803 erfolgten Hintritt Ludwigs I. unter der vormundschaftlichen Regierung seiner Wittwe, der Königin Marie Luise, nur der Schatten seines Namens.

Die Rücksichtslosigkeit und Insolenz, womit Napoleon den zu Neapel regierenden Zweig des bourbonischen Herrscherstammes vertrieben hatte, würde zu jeder andern Zeit ganz Europa wider ihn aufgebracht haben; nach der Schlacht bei Austerlitz machte sie kaum irgend einen Eindruck. Aufgemuntert durch diese Betäubung, trat der Kaiser der Franzosen mit seinen Föderativ-Ideen hervor; zunächst mit einer Botschaft, wodurch er dem Senat anzeigte, daß er seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnais, an Kindesstatt

angenommen habe: eine Botschaft, welche den Zusatz enthielt, „daß er sich vorbehalte, durch anderweitige Verfügungen die Verbindung zu erkennen zu geben, welche unter allen Föderativ-Staaten des französischen Reichs bestehen solle; „„denn,““ — wurde hinzugefügt — „„da die verschiedenen Theile, unter einander unabhängig, ein gemeinschaftliches Interesse haben, so sollen sie auch ein gemeinschaftliches Band erhalten.““

Die versprochenen Verfügungen blieben nicht lange aus. Sie erschienen den 20. März in der Form eines Familien-Statuts, welches dem Kaiser der Franzosen eine unumschränkte Herrschaft über alle Regenten seines Hauses einräumte, und folglich Frankreich zum Mittelpunkt der ganzen europäischen Welt erhob. Die Auslegungen, welche im französischen Senat von diesem Familien-Statut gemacht wurden, ließen über die wahren Absichten Napoleons keinen Zweifel bestehen. „Unter Staaten“ — so sagte man — „könne eben so wenig ein Gleichgewicht der Kräfte Statt finden, als unter einzelnen Bürgern; gleiche Ansprüche aber erzeugten nur Eifersucht, Krieg und Elend unter den Völkern. Alles führe also hin auf das Bedürfniß einer überwiegenden Macht, die mit ausgedehnten und lenkenden Kräften begabt sei. Eine solche Macht nun sei Frankreich. Dieses Reich zähle in seinen 111 Departements sechs und dreißig Millionen Seelen, und dieser Summe nähere sich die gesammte Bevölkerung der mit Frankreich durch ein gemeinschaftliches Interesse verbundenen Staaten. Das Königreich Italien zähle sechs Millionen Seelen; Neapel habe über sieben Millionen; Spanien zehn; Baiern drei; Würtemberg und Baden über anderthalb; Holland eben so viele. Das Ganze betrage also über sechs und sechzig Millionen Menschen, denen der Kaiser Frankreichs eine und dieselbe Richtung ertheile.“ In wiefern dies Föderativ-System dem Erblichkeits-Princip entsprach und unter den Nachkommen Napoleons, bei einem geringern Feldherrn-

talent, fortdauern könne, war kein Gegenstand der Erforschung für Staatsmänner, die den günstigen Augenblick mit der Zeit verwechselten, weil sie dabei ihre Rechnung fanden.

Dem Familien-Statut gemäß erklärte Napoleon (30. März) seinen Bruder Joseph zum König von Neapel und Sicilien, jedoch mit dem Vorbehalte, in diesem Königreich sechs große französische Reichslehen zu errichten und aus den Einkünften derselben eine Million Franken zur Belohnung französischer Krieger zu nehmen. Nicht lange darauf (24. Mai) wurde auch die batavische Republik, angeblich auf ihr Ansuchen, mit einem Könige beschenkt; sogar gegen den Willen Desjenigen, der den gefährlichen Auftrag erhielt, einen Handelsstaat zu regieren, dem jeder Verkehr mit England untersagt war. Dieser Unglückliche war Ludwig Bonaparte: ein junger Mann, dem die Einsamkeit lieber war, als der Glanz des Throns, und der, indem er die ihm aufgedrungene Krone annahm, es in einer feierlichen Staatsversammlung mit den Worten that: „Ich werde in Holland regieren, weil das Volk es wünscht und Ew. Majestät (er bezeichnete hierdurch seinen Bruder) es befehlen."

Das Föderativ-System erhielt eine rasche Entwickelung. Indem Napoleon nämlich die vormals venetianischen Provinzen zu dem Königreich Italien schlug, trennte er davon Massa-Carrara und Garfangana als Besitzungen, wodurch er das Gebiet des Fürsten von Lucca erweiterte. Außerdem stiftete er in den eben genannten Provinzen zwölf Herzogthümer, und in den parmesanischen Staaten drei große Reichslehen zu Gunsten seiner Generale und Minister, ohne jedoch darüber gleich auf der Stelle zu verfügen. Die Erwartung zu spannen, wurde das Herzogthum Cleve, das Preußen, so wie das Herzogthum Berg, das Baiern abgetreten hatte, dem Reichsmarschall Murat mit der erblichen Würde eines Groß-Herzogs von Berg und eines Groß-

Admirals von Frankreich überlassen, und Alexander Berthier zum Fürsten von Neufchatel ernannt; und die gespannte Erwartung zu unterhalten, erlangten später der Minister Talleyrand und der Marschall Bernadotte zwei Fürstenthümer im Kirchenstaat: jener das Herzogthum Benevent, dieser das Fürstenthum Ponte-Corvo. So handelte ein Monarch, der einen Orden gestiftet hatte, dessen Mitglieder schwören mußten, sich der Wiederkehr des Lehnswesens aus allen Kräften zu widersetzen. Der Zweck der neuen Schöpfung war unstreitig kein anderer, als durch entflammten Ehrgeiz die Krieger-Klasse zu allen den Opfern bereit zu machen, welche bevorstehende Kriege fordern würden. Der glückliche General, aus welchem ein Kaiser der Franzosen und ein König von Italien geworden war, stellte sich in seinem Föderativ-System gleichsam als den Prototypus des Ehrgeizes dar, den jeder Krieger ins Auge fassen sollte, um, wo möglich, alles zu werden, was die Vorrechte des Oberlehnsherrn gestatteten.

Um dies Verfahren Napoleons gehörig zu würdigen, muß man sich genau in seine Lage versetzen, nicht ohne den Gedanken aufzufassen, durch welchen er sich und sein Geschlecht im Besitz des französischen Thrones zu sichern glaubte.

Dieser Gedanke war, wie wir wissen, das bourbonische Geschlecht, seiner Totalität nach, in den Privat-Stand zurück zu setzen und England in allen seinen Verhältnissen mit den Mächten des europäischen Festlandes zu lähmen und zu Grunde zu richten. Das Letztere war vermöge des Zusammenhanges, worin Europa durch Spanien und Portugal noch im Jahre 1806 mit Amerika stand, ohne eine Eroberung der pyrenäischen Halbinsel unmöglich. Für dies Unternehmen nun war durch den presburger Frieden so viel als gar nichts geleistet. Die Art und Weise, wie Napoleon mit Alexandern aus einander gekommen war, schloß keine Gewährleistung, keine Sicherheit in sich, sofern

es die Durchführung eines Entwurfs galt, dessen Ergebniß die Herrschaft über die Häfen von Lissabon und Cadiz werden mußte. Ein erneuerter Krieg mit Rußland war demnach unvermeidlich; und der Zweck dieses Krieges konnte kein anderer sein, als die Genehmigung des Kaisers Alexander, wo nicht zu einer Eroberung der pyrenäischen Halbinsel, doch zu einer solchen Einwirkung auf dieselbe zu erhalten, wodurch die Engländer aus Cadiz und Lissabon verdrängt würden. Hierbei war das Königreich Preußen nicht aus dem Auge zu verlieren; denn da Frankreich und Rußland, nach dem Abschluß des presburger Traktats, nur über Preußen hin an einander gerathen konnten, so kam für den Charakter des bevorstehenden Krieges alles darauf an, ob Preußen sich lieber zum Stützpunkt Frankreichs gegen Rußland, oder zum Stützpunkt Rußlands gegen Frankreich hergeben wolle; eins von Beidem mußte geschehen, wenn Napoleon seine Zwecke im äußersten Westen Europa's erreichen wollte.

Man darf annehmen, daß Napoleon, wenn gleich auf das Eine wie auf das Andere gefaßt, Anfangs gewünscht habe, daß Preußen sich zum Stützpunkt Frankreichs gegen Rußland hergeben möge; zum wenigstens spricht der Allianz-Traktat, mit welchem der Graf von Haugwitz von Wien nach Berlin zurückkehrte, für diese Voraussetzung. Der Hauptpunkt in diesem Traktate war, daß Friedrich Wilhelm III. die beiden Fürstenthümer Ansbach und Neufchatel, so wie das Herzogthum Cleve abtreten und dafür das Kurfürstenthum Hannover zur Entschädigung annehmen sollte. In dieser Forderung lag jedoch für einen redlich gesinnten König sehr viel Beleidigendes; einmal, sofern man ihm keine Wahl lassen wollte; zweitens, sofern man ihm zutraute, daß er, mit den Gesinnungen eines Emporkömmlings, die unsichere Beute eines Eroberers gegen Erbländer einzutauschen sich entschließen könnte; drittens, sofern man alles von seinem Abscheu vor einem Kriege mit Frankreich,

d. h. von einer Furcht erwartete, welche nicht in ihm war. Als nun der Graf von Haugwitz mit seinem Allianz-Traktat an Ort und Stelle angelangt war, verwarf Friedrich Wilhelm III. denselben, seinem natürlichen Gefühle folgend, Anfangs ganz unbedingt; und schwerlich würde man ihn von diesem Entschluß abgebracht haben, wenn man ihm die Ratifikation des Traktats nicht als das einzige Mittel zur Erhaltung des Friedens vorgestellt hätte. Dieser Vorstellung nachgebend, ratifizirte er zwar den angebotenen Traktat, doch unter der Bedingung, daß in demselben ausdrücklich bemerkt werde, daß die Besitznahme der gegenseitig abgetretenen Provinzen nur provisorisch sei und ihre Gültigkeit erst durch die Einwilligung des Königs von England in die Abtretung Hannovers in einem künftigen Frieden erhalten solle.

Mit dieser Modifikation des Traktats reisete der Graf von Haugwitz den 27. Januar nach Paris, um sie dem Kaiser der Franzosen annehmlich zu machen. Doch wie wenig paßte die Modifikation zu den Entwürfen Napoleons, der um diese Zeit keinem andern Gedanken nachhing, als wie er den bevorstehenden Krieg mit Rußland seinem Hauptentwurfe gemäß führen und beendigen wollte! Der Kaiser der Franzosen verwarf also jede Abänderung des von ihm selbst entworfenen Allianz-Traktats; und wollte Preußen, das unterdeß entwaffnet hatte, wohl oder übel, so mußte es sich zur Annahme einer zweiten Convention entschließen, wodurch es sich verpflichtete, die Besitznahme Hannovers als definitiv anzukündigen, und den Engländern die Ströme des nördlichen Deutschlands zu verschließen. Hannover wurde also förmlich in Besitz genommen.

Der Krieg zwischen Preußen und England war, von diesem Augenblick an, nicht zweifelhaft. Zwar lenkte Pitt nicht länger das Staatsruder auf den brittischen Inseln; er war den 23. Januar 1806 mit einem Seufzer über die Zukunft seines Vaterlandes ins Grab gesunken. Allein sein

Nachfolger Fox nahm das, was geschehen war, nicht anders, als wie der Verstorbene es genommen haben würde. Sobald nämlich die Sache im Parliament zur Sprache gebracht wurde, erklärte er sich in den ungemessensten Ausdrücken über Preußen, ohne im mindesten Rücksicht zu nehmen auf das, was Friedrich Wilhelm III. gethan hatte, um eine definitive Besitznahme des Kurfürstenthums hinaus zu schieben. „Tauscht," sagte er, „Äcker gegen Äcker, und Vieh gegen Vieh; aber vertauscht nie eure Völker, weil die Grundlage der Gesellschaft, die wechselseitige Zuneigung zwischen Fürsten und Völkern, darüber unwiederbringlich verloren geht." Die Wahrheit war auf Seiten des brittischen Staats-Sekretärs, nur daß seiner Äußerung doch nur Heuchelei zum Grunde lag; denn, im Großen genommen, war das Geschehene ihm aus einem doppelten Grunde willkommen: einmal, weil es eine sichere Aussicht auf die Fortsetzung des Krieges gewährte; zweitens, weil es sich zur Anregung politischer Leidenschaften in England selbst benutzen ließ. Mit ungewöhnlichem Pompe wurde daher am 11. Juni der Krieg mit Preußen durch Herolde in den Straßen Londons erklärt, und den Worten folgte auf der Stelle die That durch Wegnahme aller der preußischen Schiffe, die sich in den Häfen Englands befanden, oder auf den Meeren angetroffen wurden.

Nie befand sich die Regierung irgend eines Landes in einer größern Verlegenheit, als die preußische gegen die Mitte des Jahres 1806. Den Krieg mit Frankreich zu vermeiden, hatte sie ihren Grundsätzen entsagt. Darüber war sie in einen Krieg mit England gerathen. In der Mitte dieser beiden Mächte irgend eine Selbstständigkeit zu retten, war schier unmöglich. Auch wurde dies so allgemein empfunden, daß selbst Gustav IV., König von Schweden, das preußische Kabinet ungestraft beleidigen zu können glaubte. Schon im April 1805 hatte dieser launenhafte und leidenschaftliche Fürst, auf die Nachricht, daß Preußen

und Frankreich ihre Ordens-Symbole ausgetauscht hätten, dem Könige von Preußen die Insignien des schwarzen Adlerordens mit der Erklärung zurück gesendet, daß er die Würde des Ritterthums nicht anerkenne in Napoleon Bonaparte und dessen Gleichen. Während des Feldzugs der Franzosen gegen die Österreicher war er unthätig geblieben, es sei aus Ungeschicklichkeit, oder aus Grillenhaftigkeit; und so war die Landung der Engländer und Russen zur Rettung Hannovers vergeblich geworden. Jetzt nun, wo sich Preußen durch die Besitznahme Hannovers wider England erklärt hatte, machte er den Paladin Großbritanniens, indem er das Lauenburgische, ein zu Hannover gehörendes Ländchen, zu vertheidigen übernahm, die preußischen Küsten in den Blokadestand versetzte und einem schwedischen Geschwader den Befehl ertheilte, die preußischen Hafenstädte zu bombardiren. Die Stellung, welche dieser König in den großen Angelegenheiten Europa's nahm, war so auffallend, daß sie zur Verspottung reizte. Gleichwohl war es nicht erlaubt, unempfindlich bei seinen Prahlereien zu bleiben; und was ihm unvergolten blieb, verdankte er nur dem Entwickelungsgange der Begebenheiten, der ihn wenigstens für den Augenblick begünstigte . . .

Die Verwickelung, worin die Dinge mehr als acht Monate lagen, war um so größer, weil nur Napoleon wußte, was er wollte, dabei aber seinen Hauptgedanken selbst vor seinen Vertrauten verbarg, damit die Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, desto unbedingter bleiben möchte. Die Zertrümmerung der letzten Coalition hatte inzwischen England in eine solche Verlegenheit gebracht, daß es, wäre es auch nur um Zeit zu gewinnen, eine Friedensunterhandlung mit Frankreich anzuknüpfen wünschte. Ein Schreiben des Staats-Sekretärs Fox an den französischen Minister Talleyrand kündigte dies durch die Warnung an, „daß von England ein Tollkühner abgereiset sei, der mit der Ermordung des französischen Kaisers umgehe." Talleyrand

ergriff diese Gelegenheit, mit England anzuknüpfen, um so begieriger, weil er sich Verstand genug zutraute, einen bleibenden Frieden mit dieser Macht zu Stande zu bringen. Allen, die es hören wollten, wiederholte dieser Minister, „daß, ohne einen Frieden mit England, für den Kaiser alles problematisch bleibe; daß selbst die längste Reihe glücklicher Schlachten ihn nicht befestigen könne, weil diese, wenn sie mit A anfinge, sich mit Y oder Z(ero) endigen werde." Dabei eiferte er aufs Heftigste gegen Diejenigen, welche einen neuen Krieg herbeiführen wollten, und bewies dadurch auf das Auffallendste, wie wenig auch er in das Geheimniß seines Gebieters eingeweiht war, oder dasselbe zu errathen verstand. Weiter unten werden wir sehen, wie sehr er sich überrascht fühlte, als ihm im Jahre 1807 dies Geheimniß nicht länger vorenthalten werden konnte, und wie er, von dieser Zeit an, unfähig war, dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten noch länger vorzustehen.

In Hinsicht seines Lieblingswunsches, d. h. einer Friedensunterhandlung mit England, erreichte Talleyrand seinen Zweck. Diese wurde zuerst mit Lord Yarmouth (einem nahen Verwandten des Staats-Sekretärs Fox) angeknüpft, und dann mit Lord Lauderdale fortgesetzt. Es kostete Mühe, sich über ein Princip für die Unterhandlung zu vereinigen. Das von Fox in Vorschlag gebrachte war: „daß der Friede ehrenvoll sein solle für beide Parteien, so wie für deren Verbündete, zugleich aber solcher Beschaffenheit, daß die künftige Ruhe Europa's dadurch, so viel wie möglich, gesichert würde." Ein so unbestimmtes Princip verrieth nur die verzweiflungsvolle Lage, worin sich Europa zwischen zwei Mächten befand, von welchen keine ihrer Eigenthümlichkeit entsagen wollte. England drang auf die Zulassung eines russischen Bevollmächtigten zu der Unterhandlung; dieser Forderung aber widersetzte sich Frankreich so standhaft, daß England nachgeben mußte.

Die Unterhandlungen hatten ihren Anfang genommen,

als, vom Kaiser Alexander abgesendet, der Staatsrath von Dubril in Paris erschien und nach einer zehntägigen Unterhandlung mit dem General Clarke, als französischem Bevollmächtigten, einen Vertrag abschloß, nach welchem zwischen Frankreich und Rußland Friede sein, jenes seine Truppen innerhalb dreier Monate aus Deutschland zurückziehen, dieses die dalmatische, von Österreich abgetretene Festung Cattaro (in deren Besetzung russische Truppen den französischen zuvorgekommen waren) zurückgeben sollte. Außerdem wurde in diesem Vertrage die Unabhängigkeit der Sieben-Inseln-Republik, die Integrität der Pforte und die Entschädigung des Königs Ferdinand von Sicilien auf Kosten Spaniens durch die balearischen Inseln, so wie eine Verwendung der beiden kontrahirenden Theile zur Beilegung der zwischen Schweden und Preußen obwaltenden Mißhelligkeiten, stipulirt, indem Napoleon zugleich Rußlands Vermittelung Behufs eines Seefriedens annahm. Frankreich triumphirte über diesen Vertrag; doch triumphirte es nur, weil es dadurch Zeit gewann zur Ausdehnung seiner Usurpationen.

Mit dem Plane, den Napoleon verfolgte, um seiner Dynastie die nöthige Sicherheit zu geben, war ein Frieden von längerer Dauer durchaus unmöglich; und wären die europäischen Mächte mit diesem Plane so vertraut gewesen, als sie es, vom Jahre 1808 an, wurden: so würden sie es schwerlich der Mühe werth gefunden haben, ganz unzeitige Versuche zu einer Friedensstiftung zu machen, die jede Dauer von sich ausschloß. Das Familien-Statut und die Stiftung von Reichslehnen mit erblichen Titeln, trugen inzwischen nicht wenig dazu bei, daß die Kriegslust in dem vornehmen Theile des französischen Heeres bis zur Wuth gesteigert wurde; denn wer hätte nicht Prinz und Herzog werden mögen! Am geschäftigsten für die Herbeiführung eines neuen Krieges bewies sich der Großherzog von Berg. Nicht zufrieden mit dem Loose, das ihm gefallen war,

strebte er nach höheren Dingen, hierzu nicht wenig gestachelt von seiner Gemahlin, die sich von ihren zahlreichen Schmeichlern hatte bereden lassen, daß nur ein Königsthron eine gerechte Vergeltung für ihre Reize und für ihre Liebenswürdigkeit in sich schließe. Murat suchte den Kaiser mit Mißtrauen gegen den Minister Talleyrand zu erfüllen, dessen Friedensliebe er verabscheute; und wie wenig er auch durch seine Zuflisterungen ausrichten mochte, weil Napoleon am besten zu beurtheilen verstand, in wiefern Talleyrand ihm schaden könne, so erreichte er doch seinen Zweck hinsichtlich des von ihm gewünschten Krieges. Er ließ nämlich dem preußischen Gesandten zuflistern, daß es sich in den Unterhandlungen mit England um die Zurückgabe Hannovers handele. In sich selbst war ein so schändliches Verfahren gar nicht unwahrscheinlich; und spätere Erklärungen der englischen Regierung bestätigten, was der Vertraute des Großherzogs von Berg verrathen hatte.*) Indem nun der Marquis Luccheſini — dies war der Name des preußischen Gesandten — seinem Hofe gewissenhaft berichtete, was ihm zu Ohren gekommen war, konnte er nicht verfehlen, in Friedrich Wilhelms III. Gemüth einen Unwillen anzuregen, den dieser wohlwollende König bisher durch seine Liebe zum Frieden bekämpft hatte. Man kann sagen, daß von diesem Augenblick an der Krieg gegen Frankreich beschlossen war; allein war es möglich, noch länger zu widerstehen? und hatte Napoleon ein solches Ergebniß nicht durch seine jesuitische Politik herbeigeführt, nach welcher die Mittel durch den Zweck geheiligt wurden?

---

*) In der Deklaration vom 21. October, wodurch der König von England das Ende der Unterhandlungen bekannt machte, wird ausdrücklich gesagt: „daß Frankreich, indem es den gegenwärtigen Besitz zur Grundlage der Friedensunterhandlung gemacht, die Zurückgabe der deutschen Staaten Georgs III. versprochen habe."

Ein neues Ereigniß bestärkte Preußens König in seinem Beschluß.

Dies war die Stiftung des Rheinbundes.

Eingeleitet durch den Lüneviller Frieden, der Entstehung näher gebracht durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß, ins Dasein gerufen durch den letzten Friedensvertrag, in welchem das Oberhaupt des deutschen Reichs sehr wesentliche Bestandtheile seines Machtgebiets an untergeordnete Fürsten abzutreten genöthigt worden war, konnte der Rheinbund nur in dem Lichte einer unwidersprechlichen Auflösung aller gesellschaftlichen Verhältnisse, die bisher in Deutschland gegolten hatten, betrachtet werden.

Dieser Auflösung gingen Anzeigen voran, welche hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen.

Unmittelbar nach dem Abschluß des presburger Friedens-Vertrages drängten sich Napoleons deutsche Bundesgenossen an den französischen Hof, um hier den Anhalt wieder zu finden, den sie für ihre Sicherheit durch den letzten Krieg verloren hatten. Der bejahrte Kurfürst von Baden warb für seinen Nachfolger um die Hand einer französischen Prinzessin, und erhielt die einer Tochter des verstorbenen Grafen Franz Beauharnais. Für den zum kaiserlichen Prinzen erhobenen jüngsten Bruder Napoleons, der sich von seiner ersten Gattin hatte trennen müssen, wurde die Tochter des neuen Königs von Würtemberg bestimmt. Der Kur-Erzkanzler Karl von Dalberg, der noch im November des Jahres 1805 in schöngeisterischen Redensarten gefragt hatte: „ob man den Namen Deutschland, den Namen deutscher Nation, den Namen eines Volksstammes, der ehemals den römischen Koloß besiegt habe, wolle erlöschen lassen?“ — dieser angebliche Patriot machte den 26. Mai 1806 beim Reichstage zu Regensburg bekannt: „daß er, beseelt von dem Wunsche, in der Erhaltung seines Kurstaats das Beste des deutschen Reichs zu befördern, sich den Kardinal Fesch, mütterlichen Groß-

oheim des französischen Kaisers, vom Pabste zum Coadjutor erbeten habe." Dieser Fesch, von einer schweizerischen Familie abstammend, aber in Korsika geboren, war, während der ersten Feldzüge Napoleons in Italien, erst Magazin-Aufseher, dann Kriegs-Kommissär gewesen, und hatte, nach dem 18. Brümäre, den geistlichen Stand ergriffen, worin er es in wenigen Jahren bis zum Erzbischof von Lyon, zum Kardinal und zum französischen Gesandten am päbstlichen Hofe gebracht hatte. Da dies bekannt war, so konnte eine allgemeine Mißbilligung der kur-erzkanzlerischen Speichelleckerei nicht ausbleiben. Organ dieser Mißbilligung wurde der deutsche Kaiser; doch war dies die letzte Autoritäts-Handlung, die er in Deutschland ausübte.

Denn zu eben der Zeit, wo dies in Deutschland vorging, wurde den zu Paris versammelten Abgeordneten von Baiern, Würtemberg, Baden, Berg, Darmstadt, Nassau-Weilburg und Usingen, Hohenzollern, Salm, Ysenburg, Lichtenstein, Ahrenberg und Leyen in der Wohnung des Ministers Talleyrand eine seit mehreren Monaten besprochene Bundes-Akte zur Unterzeichnung vorgelegt, ohne daß sie Zeit behielten, dieselbe zu lesen, was freilich auch nicht nöthig war, da, wer sich auf Gnade und Ungnade ergiebt, keine Bedingungen zu machen hat. Vermöge dieser Bundes-Akte trennten sich die genannten Fürsten mit Einschluß des Kur-Erzkanzlers von dem deutschen Reiche, um unter Napoleons Schutze eine Conföderation zu bilden. Der französische Kaiser fügte zu seinen übrigen Titeln den eines Protektors des Rheinbundes hinzu. Als solcher stand er an der Spitze des Bundes, erbötig, noch andere Fürsten, die sich um diese Gunst bewerben würden, unter seine Obhut zu nehmen. Sämmtlichen Gliedern des Bundes wurde die vollkommenste Souveränetät im Innern ihrer Staaten bewilligt, d. h. in Hinsicht auf Gesetzgebung, Gerichtsbarkeit, Ober-Polizei, Militär-Conskription und Besteuerung; doch ordneten sie sich dem Haupte des Bun-

des in sofern unter, daß dieses berechtigt war, über die Bundesmacht in jedem Continental-Kriege nach Belieben zu verfügen und ohne alle Rücksprache mit den Bundesgliedern Frieden zu schließen. Im Wesentlichen waren also diese Souveräne nichts mehr und nichts weniger, als bloße Präfekten des französischen Kaisers, die nicht einmal das Recht hatten, mit dem Wohl und Wehe ihrer Unterthanen zu Rathe zu gehen. Dies Verhältniß zu verschleiern, wurden neue Titel beliebt. Die souveräne Präfekten von Baiern und Würtemberg behielten den Königstitel; der Kur-Erzkanzler vertauschte den seinigen gegen den eines Fürsten Primas; der Kurfürst von Baden und der Landgraf von Hessen-Darmstadt nahmen den Titel von Großherzogen an und die Fürsten von Nassau nannten sich Herzoge. Streitigkeiten, welche unter den Bundesgliedern entstehen konnten, sollten zu Frankfurt am Main unter dem Vorsitze des Fürsten Primas geschlichtet werden. Fürsten und Herren im südlichen Deutschland, welche bisher reichsunmittelbar gewesen waren, wurden mediatisirt, d. h. für landsässige Unterthanen derjenigen Rheinbundesstaaten erklärt, von welchen ihre Besitzungen eingeschlossen waren, und von den zwei im südlichen Deutschland noch übrig gebliebenen Reichsstädten, Nürnberg an den König von Baiern, Frankfurt an den Fürsten Primas verschenkt. Genau bestimmt waren übrigens die Contingente, welche jedes Mitglied des Bundes auf den Befehl des Protektors zu stellen hatte.

So verhielt es sich mit dem Inhalt der Rheinbundes-Akte. Sie wurde am 1. August dem Reichstage zu Regensburg vorgelegt, und der französische Geschäftsträger Bacher, dem der Auftrag dazu gegeben war, begleitete sie mit einer Note, worin die neue Schöpfung Napoleons gerechtfertigt wurde durch die Ohnmacht und die inneren Widersprüche der deutschen Reichsverfassung. Wenn in derselben Note gesagt wurde, „der Kaiser der Franzosen habe den

Titel eines Protektors des Rheinbundes in den friedlichsten und wohlthätigsten Absichten angenommen, und weit davon entfernt, die Grenzen Frankreichs über den Rhein hin auszudehnen zu wollen, hege er kein anderes Verlangen, als die Knechtschaft der Meere zu beendigen, dem Handel die verlorene Freiheit wieder zu geben und so die Ruhe und das Glück der Welt zu sichern:" so waren dies Redensarten, bei welchen jeder denken durfte, was seine Erfahrung ihm an die Hand gab. Dem französischen Geschäftsträger kamen die Reichstagsgesandten der Bundesfürsten mit einer Erklärung folgenden Inhalts zu Hülfe, die nicht das gründlichste Studium der Geschichte des deutschen Reichs voraussetzte. „Seitdem sich im Jahre 1795 ein nördliches und ein südliches Deutschland hervorgethan, seien alle Begriffe von einem gemeinschaftlichen Vaterland und Interesse verschwunden; die Ausdrücke Reichskrieg und Reichsfrieden seien Worte ohne Sinn geworden und vergeblich habe man Deutschland mitten im Reichskörper gesucht. Indem man sich also von diesem Reichskörper lossage, folge man einem von den mächtigeren Reichsständen zuerst gegebenen Beispiel; und ob man gleich den leeren Schein einer erloschenen Verfassung habe beibehalten können, so habe es doch der Würde und Reinheit des Zwecks angemessen geschienen, Entschluß und Beweggründe offen und frei vorzulegen." Im Grunde war in dieser Auflösung des alten Reichsverbandes nur das geschehen, was seit mehr als drei Jahrhunderten durch stätige Entwickelungsgesetze, denen der Mensch selbst wider seinen Willen folgen muß, vorbereitet war. Leidenschaftliche Seelen sahen indeß in dem, was geschehen war, nicht etwa das Unterpfand einer bessern Zukunft, sondern nur das Äußerste der Erniedrigung; und eine Schrift, welche über diesen Gegenstand verbreitet wurde, kostete ihrem Verleger, dem nürnbergischen Buchhändler Palm, das Leben; denn dieser Unglückliche wurde von einem Kriegsgericht zu Braunau, weil er den Ver-

faſſer nicht nennen wollte oder auch nicht nennen konnte, zum Tode verurtheilt und erſchoſſen.

Würdevoll und über alles Lob erhaben war dagegen die Erklärung, welche Franz I. am 6. Auguſt auf dem Reichstag zu Regensburg abgeben ließ. Ihr Inhalt war, „daß die Folgerungen, die man gewiſſen Artikeln des preßburger Friedens gegeben habe, ihm zu der Überzeugung verholfen hätten, daß er die Pflichten ſeines kaiſerlichen Amtes nicht länger erfüllen könne. Da nun dieſe Überzeugung vollendet ſei durch die Vereinigung mehrerer Stände zu einem beſondern Bunde, ſo betrachte er das Band, das ihn bisher mit dem deutſchen Reichskörper vereinigt habe, als aufgelöſet, lege die deutſche Kaiſerkrone nieder, entbinde alle Kurfürſten, Fürſten und Stände des ihm geleiſteten Eides, ſondere aber auch ſeine ſämmtlichen deutſchen Provinzen von dem bisherigen Reichskörper, um dieſelben in ihrer Vereinigung mit den übrigen als Kaiſer von Öſterreich zu beherrſchen.“

So endigte das deutſche Kaiſerthum, nachdem es ſeit Otto's des Großen Zeit, d. h. ſeit dem Jahre 962, wo dieſer deutſche König aus dem Hauſe Sachſen zu Rom als Kaiſer gekrönt worden war, unter den mannichfaltigſten Schickſalen und Veränderungen bis zum Jahre 1806 beſtanden hatte.

Wenn Napoleon die Verſicherung gab, daß der Rheinbund in friedlichen und wohlthätigen Abſichten von ihm geſtiftet ſei: ſo kann man dieſe Verſicherung nur unter der Vorausſetzung gelten laſſen, daß er geglaubt habe, er brauche nun nicht länger irgend eine Oppoſition zu fürchten. Allein dieſer Glaube war nicht in ihm, weil er mit demſelben nicht zur Oppoſition herausgefordert haben würde. Vor allem war Preußen ein Gegenſtand ſeiner Neckerei und Kränkung. Während er aus der an dieſe Macht abgetretenen Feſtung Hameln alles ſchwere Geſchütz abführen ließ, ſorgte er gewiſſenhaft dafür, daß aus der an ihn

abgetretenen Festung Wesel keine Kanone abgeführt werden durfte. Kaum zum Großherzog von Berg ernannt, fing sein Schwager Murat Händel mit Preußen an, indem er sich dreier in der Grafschaft Mark gelegenen Abteien, als zu seinem Großherzogthum gehörig, bemächtigte: ein Streit, der nur dadurch beigelegt wurde, daß Napoleon für den Augenblick nachgab. Schwerlich war es mehr als Ironie, wenn dieser Hinterlistige Friedrich Wilhelm III. aufforderte, einen dem Rheinbunde ähnlichen Bund im nördlichen Deutschland zu stiften; denn was konnte, wenn dies überhaupt möglich war, dabei anders herauskommen, als gänzliche Zerrüttung aller Verhältnisse in Deutschland? Doch nicht genug, daß es ihm mit dieser Aufforderung kein Ernst war, unterhandelte er insgeheim mit den Kurfürsten von Hessen und Sachsen, um sie an dem Beitritt zu diesem Bunde zu verhindern, indem er zugleich erklärte, daß er die Aufnahme der freien Städte Hamburg, Bremen und Lübeck in denselben nicht gestatten könne. Es war ihm klar geworden, daß Preußen, wenn es sich zum Stützpunkt Rußlands gegen Frankreich mache, ihm weit größere Vortheile darbieten werde, als wenn es Frankreichs Verbündeter gegen Rußland wäre; und dieser Ansicht gemäß handelnd, bot er alles, was in seinen Kräften stand, auf, Friedrich Wilhelm III. zu solchen Erklärungen zu vermögen, die ihm das Recht gäben, förmlich wider Preußen zu Felde zu ziehen. Nicht daß irgend ein Groll gegen Preußen und dessen König in ihm gewirkt hätte; allein so wie sein kalter Verstand alles berechnete, so berechnete er auch die Vortheile, die sich in einem Kriege mit Rußland, der sein Hauptaugenmerk war, von Preußen ziehen ließen. Wenn, von einer Zeit zur andern, Leidenschaft aus ihm sprach, so war dies nur Schauspielerei, wodurch man den großen Haufen irre leitet. Gerade durch diesen kalten Verstand war er der größte General seiner Zeit . . .

Aus allem, was den Sommer hindurch geschehen war,

vorzüglich aber aus der Stiftung des Rheinbundes, ging ganz deutlich hervor, daß Napoleon Krieg wollte; denn wer verändert den Stand der Dinge, wenn es ihm um Frieden und Freundschaft zu thun ist? Preußen war, je mehr die Zeit vorschritt, um so mehr geängstigt, da das französische Heer seit dem presburger Frieden Deutschlands Fluren nicht verlassen hatte, und, unter anderen Bedrückungen, die es übte, auch die unschuldige Stadt Frankfurt am Main wegen ihres Verkehrs mit englischen Waaren um 4 Millionen Franken zu brandschatzen unverschämt genug gewesen war. Die Stunde der Entscheidung rückte indeß näher. Des Beistandes des russischen Kaisers gewiß, da dieser den von Dubril zu Paris abgeschlossenen Vertrag nach der Stiftung des Rheinbundes verworfen hatte, setzte Friedrich Wilhelm III. sein Heer von neuem auf den Kriegsfuß, indem er den General von Knobelsdorf nach Paris sendete, um im Verkehr mit der französischen Regierung den Markis von Luccheſini zu ersetzen, der sich dem Kaiser unangenehm gemacht hatte. Gegen die Mitte des Septembers rückten preußische Truppen in Sachsen ein, dessen Kurfürst sich ungern zur Erfüllung des mit Preußen bestehenden Bündnisses entschloß. Im Grunde war das, was von Seiten Preußens geschah, nur eine Maßregel, wodurch ein Stand gegenseitiger Gleichheit bezweckt wurde; auch glaubte Friedrich Wilhelm III. noch immer an die Möglichkeit eines Einverständnisses mit Napoleon, und er war dazu um so mehr berechtigt: einmal, weil er sich nicht vorstellen konnte, daß der französische Kaiser den ganzen preußischen Staat nur als eine Brücke betrachte, über welche er an die Grenzen Rußlands gelangen wollte; zweitens, weil es für ein bloßes Traumbild gegolten haben würde, wenn irgend Jemand in den letzten Monaten des Jahres 1806 gesagt hätte, Napoleon bezwecke in dem preußisch-russischen Kriege nichts weiter, als sich einen freien Rücken für seine Unternehmungen gegen die pyrenäische Halbinsel zu verschaffen.

Das Vorrücken des preußischen Heeres kam bald in Paris zur Sprache; und obgleich der General Knobelsdorf die feindseligen Absichten desselben bestritt, so unterließ doch Napoleon nicht, die Mitglieder des Rheinbundes zur Stellung ihrer Contingente mit dem Versprechen aufzufordern, daß Frankreich 300,000 Mann ins Feld stellen würde, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und der gerechten Sache — so drückte er sich aus — den Sieg zu verschaffen. An die übrigen Rheinbunds-Fürsten schloß sich auch der Großherzog von Würzburg an, und so schwach war das Gefühl für Deutschlands Unabhängigkeit von den Bestimmungen eines Emporkömmlings, daß der König von Würtemberg in einem Aufrufe an sein Heer von dem bevorstehenden Kriege als von einem Kampfe für die Ehre, den Ruhm und die Sicherheit des Vaterlandes sprach. In der Nacht vom 24. auf den 25. September war Napoleon schon auf dem Wege nach Mainz; ihn begleitete seine Gemahlin.

Etwa um eben diese Zeit übergab der General Knobelsdorf von Metz aus ein Schreiben Friedrich Wilhelms III. an den französischen Kaiser, dessen Inhalt unbekannt geblieben ist, sich jedoch leicht errathen läßt. Dies Schreiben war begleitet von einer Note, worin der preußische Gesandte im Namen seines Herrn verlangte: 1) daß die französischen Truppen über den Rhein zurückgehen; 2) daß der französische Kaiser der Errichtung des nordischen Bundes nicht das mindeste Hinderniß in den Weg legen; 3) daß, um alle noch streitigen Punkte zwischen beiden Mächten auszugleichen, eine Unterhandlung eröffnet und die Trennung der Festung Wesel von dem französischen Reiche dieser Unterhandlung zum Grunde gelegt werden sollte. Die letzte Forderung Preußens war darin gegründet, daß Wesel in dem Traktat vom 15. December nur unter der Bedingung abgetreten war, daß dieser Platz einem deutschen Reichsfürsten zu Theil werden sollte. Am Schlusse seiner Note drang der preußische Gesandte darauf, daß die Antwort

auf Brief und Note spätestens den 8. October im Hauptquartier des Königs, seines Herrn, anlangen müßte.

Durch dies Alles war nichts geschehen, was nicht aufs Vollständigste zu Napoleons Erwartungen und Wünschen gepaßt hätte; auch sagte er, nach dem Empfang des königlichen Handschreibens, zu seinem General-Major, dem Fürsten von Neufchatel, Alexander Berthier, in einem freudigen Tone: „Marschall, wir haben eine Ausforderung erhalten, welche auf den 8. October lautet. Wie könnte ein Franzos dergleichen ausschlagen? Da man außerdem sagt, daß eine schöne Königin Zeuge des Kampfes sein will, so müssen wir hübsch höflich sein und ohne auszuruhen nach Sachsen vordringen."

Inzwischen waren auch die Unterhandlungen mit England zu Ende geführt worden. Die französische Regierung setzte den vergeblichen Ausgang derselben auf die Rechnung des allzu frühzeitigen Hintritts des Staats-Sekretärs For, welcher den 13. September in einem Alter von 58 Jahren gestorben war; allein es wird ewig zweifelhaft bleiben, ob For wirklich einen bleibenden Frieden und nicht vielmehr einen erneuerten Krieg bei den von ihm eingeleiteten Unterhandlungen beabsichtigt habe; denn der Charakter dieses Staatsmannes war keineswegs so rein, wie seine Freunde und Anhänger ihn darstellten, nicht zu gedenken, daß, wenn ein großes Hinderniß des Friedens in der Denkweise Napoleons lag, ein noch weit größeres in der, von einem erfahrenen Staats-Sekretär nicht zu übersehenden Verfassung des großbritannischen Königreichs enthalten war. Merkwürdig bleibt inzwischen, daß Napoleon, der, in seiner ersten Unterredung mit Lord Withworth im Jahre 1803, die Engländer lieber im Besitz der Vorstadt St. Antoine, als in dem der Felseninsel Malta sehen wollte, im Jahre 1806 erbötig war, Malta und das Kap der guten Hoffnung an diese Nation abzutreten; so sehr hatten sich im Verlauf von drei Jahren seine politischen Ansichten verändert,

und mit denselben seine Entwürfe. Übrigens bestätigte England, nach beendigter Unterhandlung, daß Frankreich wirklich erbötig gewesen war, das Kurfürstenthum Hannover an Georg III. zurück zu geben.

Bei so viel Treulosigkeit des französischen Kabinets hatte der König von Preußen um so weniger Ursache, den Entschluß zu bereuen, der ihn gegen Frankreich ins Feld geführt hatte. Wäre mit diesem Entschluß nur die mindeste Aussicht auf einen glücklichen Ausgang des bevorstehenden Kampfes verbunden gewesen! Nur allzu ungleich waren die beiden Heere, die sich einander näherten. Ist das Kriegführen eine Kunst, die, wie jede andere, erlernt und geübt sein will, und hangt der Erfolg der Schlachten nicht ganz vom Zufall ab: so ließ sich mit der größten Bestimmtheit vorhersehen, daß ein schweres Verhängniß über Friedrich Wilhelm III. und sein Königreich kommen werde. Sein Gegner war ein Mann von 37 Jahren, der sich durch eine Reihe glücklicher Schlachten den Weg zum Thron gebahnt hatte, über 36 Millionen Menschen herrschte und von den kriegerfahrensten Generalen unterstützt war; die Lieblingsbeschäftigung dieses Gegners aber war der Krieg. In dieser Beziehung konnte sich kein erblicher Fürst mit Napoleon messen; und indem Friedrich Wilhelm III., um seine Pflicht als erblicher König nach ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, den Oberbefehl in die Hände des siebzigjährigen Herzogs von Braunschweig niederlegte, bloß weil er, nach einem gewissen Maaßstabe gemessen, das meiste Vertrauen verdiente: so geschah hierdurch nur das, was Napoleon brauchte, um desto leichter obzusiegen. Nicht minder wesentlich war der Unterschied der Heere, diese als bloße Werkzeuge betrachtet, welche den Sieg erringen sollen; denn, ganz abgesehen von der numerischen Überlegenheit des französischen Heeres, kam diesem, außer einer größern Kriegsgeübtheit, noch der Umstand zu Statten, daß es den Charakter der Nationalität in einem hohen Maaße hatte, während das

preußische fast zur Hälfte aus angeworbenen Ausländern bestand, die nur gegen ihren Willen dienten. In Dingen dieser Art herrscht ein Verhängniß, dem sich nicht ausweichen läßt; und wir verweilen dabei nicht länger. Genug, der Krieg mit Frankreich war nach allem, was wir erzählt haben, unvermeidlich; und wie schlecht auch der Erfolg des großen Unternehmens sein mochte, so lag darin doch immer die stärkste Aufforderung zur Herbeiführung dessen, wodurch Staat und Heer eine bessere Gestalt gewinnen konnten.

Als der Augenblick der Entscheidung näher rückte, verlangte der Kurfürst von Hessen, neutral zu bleiben, was ihm bewilligt wurde, obwohl er als Feldmarschall in preußischem Dienste stand und noch vor kurzem erklärt hatte, „daß dieser Titel ihm lieber sei, als der Königstitel aus den Händen Napoleons.“ Ein zweiter Unfall (um uns des gelindesten Ausdrucks zu bedienen) blieb nicht aus. In dem preußischen Generalstabe fehlte es nicht an Männern, welche, in richtiger Würdigung des bisher von Napoleon verfolgten Verfahrens, in Weimar auf ein rasches Vordringen antrugen, damit der Vortheil des offenen Angriffs nicht verloren gehen möchte. Allein diese Einsichtsvollen fanden ganz unerwartet ihren Gegner in dem von Paris zurückgekehrten Marquis Luchesini, welcher standhaft behauptete, Napoleon werde, um den Schein des ersten Angreifers zu vermeiden, den Krieg nicht ohne Noth eröffnen. Was nur verlacht zu werden verdiente, fand Eingang, weil es der Unentschlossenheit und Lässigkeit des in tausend Rücksichten befangenen Herzogs von Braunschweig schmeichelte, der es mit aller Erfahrung, die ihm eigen war, gänzlich vergaß, daß man mit Kanonen auf eine andere Weise diplomatisirt, als mit der Feder. Während der Herzog in der eben so unbequemen als gefahrvollen Stellung am Nordabhange des thüringer Waldes verweilte, versuchte zwar der Fürst von Hohenlohe (welcher mit den

schlesischen und sächsischen Truppen in den Saalgegenden stand), angeregt von seinem General-Quartiermeister, dem Obersten von Massenbach, ihn dadurch fortzureißen, daß er vorging; doch war und blieb dies eine halbe Maßregel, nur geeignet, den Eintritt des Unglücks zu beschleunigen. Nach dem eigenen Eingeständniß des Feindes beruheten alle Vortheile, welche das preußische Heer davon tragen konnte, darauf, daß es seine frühere Vereinigung benutzte, die einzelnen französischen Armee-Corps zu schlagen. Statt dessen erwartete man im Hauptquartier eine Antwort — und zwar eine schriftlich-diplomatische — auf die von dem General Knobelsdorf übergebene Note . . .

Inzwischen war Napoleon bei seinem Heere angelangt und nur darauf bedacht, das preußische Heer in eine solche Stellung zu bringen, worin dessen Niederlage unvermeidlich würde. Den 7. October wurde ein bis Hof vorgeschobener Heerhaufen, an dessen Spitze der General von Tauenzien stand, zurückgedrängt, und drei Tage darauf die Vorhut des Hohenloheschen Heeres, von dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen befehligt, von dem Marschall Lannes bei Schleiz geschlagen: ein Gefecht, worin der Prinz niedergehauen wurde, weil er sich nicht ergeben wollte. Auf diesen Unfall zog sich das Hohenlohesche Heer hinter Jena zurück, und indem Napoleon immer gewaltiger vordrang, den Paß von Kösen durch den Marschall Davoust besetzen ließ und dadurch den Herzog von Braunschweig nöthigte, mit dem Hauptheere nach Naumburg aufzubrechen, brachte er die ganze preußische Heeresmasse in eine solche Stellung, daß sie, in zwei ungleiche Theile gesondert, dem Rhein den Rücken zuwendete, während die französische, auf dem Saalufer, ihren Rücken der Elbe zukehrte.

In dieser Stellung beider Heere erfolgte den 14. October jene Doppelschlacht, worin die preußischen Heere, durch einen Zwischenraum von mehreren Meilen getrennt und ihrer gegenseitigen Schicksale durchaus unkundig, die Fehler

des Oberfeldherrn büßten. Die eine dieser Schlachten wurde bei Vierzehnheiligen unfern Jena, die andere bei Auerstädt geschlagen. Dort befehligte Napoleon, hier der Marschall Davouſt: jener siegte durch die Überlegenheit seines feldherrlichen Talents und durch die Übermacht seiner Truppen; dieser, durch die Standhaftigkeit, womit er die planlosen Angriffe der ihm dreifach an Zahl überlegenen Preußen aushielt. Was ihm dabei unstreitig am meisten zu Statten kam, war das Schicksal, das den Herzog von Braunschweig bald nach dem Beginn der Schlacht traf. Eine Flintenkugel, die über dem rechten Auge eindrang und das linke aus seiner Höhlung trieb, machte ihn unfähig zur Fortsetzung des Oberbefehls, und von diesem Augenblick an waren die Anstrengungen der preußischen Truppen, weil es ihnen an Plan fehlte, nur verderblich für sie selbst. Vergeblich führte Prinz Wilhelm, zweiter Bruder des Königs, die Reiterei gegen die Vierecke der Feinde; eben so vergeblich thaten andere Generale ihre Pflicht. Als nun der König sah, worauf die Ungunst des über seinem Heere waltenden Verhängnisses beruhete, und weßhalb für den Augenblick daran nichts zu verbessern war, befahl er, das Treffen abzubrechen, womit er den Vorsatz verband, die Schlacht am folgenden Tage zu erneuern. Dies wurde jedoch dadurch unmöglich, daß gleichzeitig auch der Fürst von Hohenlohe geschlagen war und keinen Anlehnungspunkt in den 26 Bataillonen und 20 Schwadronen gefunden hatte, womit General Rüchel ihm zu Hülfe zu kommen bestimmt war. Dieser General, voll Anmaßung und Eifersucht, hatte sich absichtlich verspätet in der Voraussetzung, daß es ihm gelingen werde, begangene Fehler zu verbessern. Endlich angelangt an Ort und Stelle, sah er sich empfangen von einer gut gerichteten Batterie des Feindes, die ihm, nach einer erhaltenen Quetschung, keine andere Wahl ließ, als die Flucht zu theilen, wenn er nicht gefangen werden sollte.

Rückzug und Flucht waren, bei der lebhaftesten Verfolgung der Franzosen, unvermeidlich geworden. Die Königin von Preußen, welche ihren Gemahl bis nach Weimar begleitet hatte, war, schon vor dem Eintritt der Schlachten, auf einem Umwege nach Berlin zurückgekehrt. Der König selbst befand sich auf dem Wege nach Magdeburg, wo er die Überreste seines Heeres zu sammeln und mit der, bei Halle stehenden Nachhut, welche von dem Prinzen Eugen von Würtemberg befehligt wurde, zur Deckung der Hauptstadt des Königreichs zu vereinigen gedachte, als er, während seines Aufenthalts zu Sömmerda, wohin er, wie durch ein Wunder, mitten zwischen den französischen Cantonnirungen entkommen war, durch einen französischen Ordonnanz-Offizier folgendes Schreiben von Napoleon erhielt, das wir hier nach seinem ganzen Umfange geben, weil es unter den vielen Dokumenten von der Hinterhaltigkeit und List dieses ausgezeichneten Heerführers eine der ersten Stellen einnimmt.

Dies Schreiben, vom 12. October aus dem Hauptquartier zu Gera datirt, unstreitig aber schon vor Napoleons Abreise von Mainz abgefaßt, lautete von Wort zu Wort also:

„Mein Herr Bruder! Erst heute habe ich das Schreiben Ew. Majestät vom 25. September erhalten. Es thut mir leid, daß man Sie diese Art von Pamphlet hat unterzeichnen lassen. Ich antworte Ihnen bloß, um Ihnen zu betheuern, daß ich die darin enthaltenen Dinge Ihnen nie beimessen werde; sie sind Ihrem Charakter und Ihrer, so wie meiner Ehre, ganz entgegen. Ich beklage und verachte die Abfasser eines solchen Machwerks. Unmittelbar darauf habe ich die Note Ihres Ministers vom 1. October erhalten. Sie haben mir ein Stelldichein gegeben. Als guter Ritter habe ich Ihnen Wort gehalten. Ich befinde mich in Sachsens Mitte; und das können Sie mir glauben, daß ich solche Streitkräfte vereinige, denen die Ihrigen

den Sieg nicht lange ſtreitig machen werden. Allein, wozu ſo viel Blut vergießen? Zu welchem Zweck? Ich rede zu Ew. Majeſtät dieſelbe Sprache, welche ich zwei Tage vor der Schlacht bei Auſterlitz zu dem Kaiſer Alexander geredet habe. Gebe der Himmel, daß verkaufte oder fanatiſirte Menſchen, welche bei weitem mehr Ihre und Ihrer Regierung Feinde ſind, als die meinigen und die meines Volks, Ihnen nicht dieſelben Rathſchläge ertheilen, um Sie eben ſo weit zu bringen."

„Sire, ich bin ſeit ſechs Jahren Ihr Freund geweſen; ich will alſo keinen Vortheil ziehen von dem Schwindelgeiſt, der Ihre Rathgeber belebt und der Sie zu politiſchen Mißgriffen verleitet hat, worüber Europa ganz erſtaunt iſt, ſo wie zu militäriſchen Fehlern, von welchen Europa nach kurzer Zeit wiederhallen wird. Hätten Sie in Ihrer Note das Mögliche von mir verlangt, ſo würde ich es bewilligt haben; da Sie meine Entehrung wollten, ſo mußten Sie meiner Antwort zum Voraus gewiß ſein. Der Krieg iſt alſo unter uns ausgebrochen und das Bündniß für immer zerriſſen. Allein, wozu unſere Unterthanen erwürgen? Ich ſchätze keinen Sieg, der durch das Leben einer größern Anzahl meiner Kinder erkauft iſt. Stände ich noch am Eingange meiner kriegeriſchen Laufbahn und könnte ich noch die Zufälle der Schlachten fürchten: ſo würde dieſe Sprache nicht an ihrem rechten Orte ſein. Sire, Ew. Majeſtät wird beſiegt werden; Sie werden die Ruhe Ihrer Tage, das Daſein Ihrer Unterthanen ohne den Schatten eines Vorwandes aufs Spiel geſetzt haben."

„Noch ſteht Alles in Ihrer Gewalt, noch können Sie Ihrem Range gemäß mit mir unterhandeln. Nach Ablauf eines Monats werden Sie ſich in einer ganz andern Lage befinden. Sie haben ſich zu Erbitterungen hinreißen laſſen, die man berechnet und künſtlich vorbereitet hat. Sie haben mir geſagt, daß Sie mir oft Dienſte geleiſtet haben. Nun gut! ich will Ihnen den ſtärkſten Beweis geben, daß das

Andenken an dieſe Dienſte in mir nicht erloſchen iſt. Sie haben es in Ihrer Gewalt, Ihren Unterthanen die Verheerungen und Leiden des Krieges zu erſparen. Da dieſer kaum begonnen hat, ſo können Sie ihn beendigen und ganz Europa wird Ihnen dafür Dank wiſſen. Hören Sie dagegen auf die Raſenden, welche vor etwa vierzehn Jahren Paris einnehmen wollten und Sie gegenwärtig zu einem Kriege und zu ganz unbegreiflichen Offenſiv-Planen fortgeriſſen haben: ſo werden Sie Ihrem Volke einen Schaden zufügen, den Sie Ihr ganzes Leben hindurch nicht werden wieder gut machen können. Sire, ich habe nichts von Ew. Majeſtät zu gewinnen; ich will nichts von Ihnen, wie ich nie etwas von Ihnen gewollt habe; der gegenwärtige Krieg iſt ein unpolitiſcher Krieg. Ich fühle, daß ich in dieſem Schreiben vielleicht eine gewiſſe Empfindlichkeit reize, die jedem Souverän natürlich iſt. Allein die Umſtände vertragen ſich nicht mit irgend einer Schonung und ich ſpreche zu Ihnen, wie ich denke. Außerdem erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß es für Europa keine neue Entdeckung iſt, zu erfahren, daß Frankreich dreimal bevölkerter und eben ſo tapfer und kriegsgeübt iſt, als die Staaten Ew. Majeſtät. Befehlen Sie dem Schwarm von Mißgünſtigen und Unbeſonnenen, Ihrem Throne gegenüber mit der Achtung zu ſchweigen, die Ihnen gebührt, und geben Sie ſich und Ihren Staaten die Ruhe zurück. Sollten Sie in mir auch niemals wieder einen Verbündeten finden, ſo werden Sie doch in mir einen Mann entdecken, der keine andere Kriege führen mag, als welche die Politik meines Volkes vorſchreibt, und der es verabſcheut, Blut zu vergießen im Kampf mit Souveränen, welche hinſichtlich der Betriebſamkeit, des Handels und der Politik zu mir nicht in Oppoſition ſtehen. Ich bitte Ew. Majeſtät, in dieſem Schreiben nichts weiter zu ſehen, als mein Verlangen, Menſchenblut zu erſparen und ein Volk, das geographiſch nicht der Feind des meinigen ſein kann, vor der

bittern Reue zu bewahren, daß es vorübergehenden Gefühlen, die bei Völkern eben so schnell entstehen, als sie sich verlieren, Raum gegeben habe. Und hiermit bitte ich Gott, Ew. Majestät in seinen heiligen und würdigen Schutz zu nehmen." (Gezeichnet: Napoleon.)

Bei dem umfassenden Plane, den Napoleon verfolgte, konnte der Zweck dieses heuchlerischen und hofmeisternden Schreibens kein anderer sein, als durch Benutzung des natürlichen Wohlwollens eines erblichen Monarchen jeden Widerstand zu schwächen und mit dem geringsten Aufwand von Kraft und Zeit in den Besitz der Hauptstadt und der sämmtlichen Staatskräfte zu gelangen, um auf dieser neuen Grundlage, d. h. auf Kosten des Königreichs, den Krieg wider Rußland zu führen.

Wie Friedrich Wilhelm III. den Inhalt des kaiserlichen Schreibens auffaßte, ist unbekannt geblieben. Doch trug er auf der Stelle auf einen Waffenstillstand an. Sein Schreiben wurde dem Kaiser übergeben, als dieser sich in einem offenen Wagen auf dem Wege nach Weimar befand. Ohne es zu öffnen, ließ er dem Überbringer sagen, daß er ihm nach Weimar folgen möchte, wo er seine Antwort ertheilen werde; und diese fiel dahin aus, daß er sich auf keinen Waffenstillstand einlassen könne, wohl aber, nach seiner Ankunft in Berlin, wegen eines Friedens mit dem Könige von Preußen unterhandeln wolle . . .

Wie stark auch der Verlust der Preußen in den Schlachten bei Vierzehnheiligen und Auerstädt gewesen sein mochte — (französische Bülletins gaben ihn auf 50000 theils Getödtete, theils Verwundete, theils Gefangene an); — **immer hatten sie dem Feinde wesentlichen Abbruch gethan; denn dieser gestand einen Verlust von 12000 Mann an Todten und Verwundeten ein. Im Übrigen waren die Folgen der erlittenen Niederlage, wie sie eintreten mußten bei einem Heere, das, an blinden Gehorsam gewöhnt, keinen Antrieb aus sich selbst hernehmen konnte, und seine**

ganze Tugend in einem todten Mechanismus wiederfand. Zwei Tage nach der Doppelschlacht kapitulirte der achtzigjährige Feldmarschall Möllendorf, welcher, allen Gegenvorstellungen des Königs zum Trotz, nicht hatte zurückbleiben wollen, in Erfurt mit 14000 Mann, von welchen mehr als die Hälfte verwundet waren; zu den Kriegsgefangenen gehörten, außer dem Feldmarschall, der Erbprinz von Oranien und die beiden General-Lieutenante Larisch und Gravert. Anstatt, auf die erhaltene Kunde von der verlorenen Schlacht, von Halle nach Magdeburg oder Dessau zu gehen, erwartete der Prinz Eugen von Würtemberg den Feind an Ort und Stelle, ließ sich von dem Prinzen von Ponte-Corvo schlagen und ging hierauf für seine Person in sein Geburtsland zurück. Die Brücke bei Wittenberg wurde nicht zerstört. Während einzelne französische Armee-Corps die Trümmer des preußischen Heeres unter Hohenlohe und Blücher verfolgten, berennte der Marschall Ney die Festung Magdeburg.

Inzwischen machte Napoleon Frieden mit den sächsischen Fürstenhäusern und erlaubte dem Kurfürsten von Sachsen, dessen Truppen er auf dem Schlachtfelde bei Jena von der Kriegsgefangenschaft losgesprochen hatte, sich um seine Freundschaft und sein Bündniß zu bewerben; doch ohne das Kurfürstenthum von einer starken Kriegs-Contribution zu befreien, zu welcher die Stadt Leipzig, als Stapelort englischer Waaren, vorzüglich beitragen mußte.

Ludwig Bonaparte, König von Holland, rückte, gegen seinen Willen, ins Feld, um die Unternehmungen seines Bruders zu unterstützen; und während dieser König nach Hannover vordrang, um Hameln zu berennen, mußte General Mortier das Fürstenthum Fulda in Besitz nehmen und den Kurfürsten von Hessen aus seinem Lande verjagen. Dem Herzog von Braunschweig, der um Verschonung seines Landes flehte, ließ der Sieger zurücksagen: „sein Haus habe aufgehört zu regieren;“ eine Härte, welche gerecht-

fertigt wurde durch jenes Manifest, das, von französischen Ausgewanderten entworfen und durch den unglücklichen Herzog bekannt gemacht, Paris mit Untergang bedroht hatte. Der Herzog starb bald darauf zu Ottensen im Dänischen.

Während aller dieser Ereignisse und nachdem auch Spandau den 25. October kapitulirt hatte, näherte sich Napoleon der Hauptstadt des preußischen Staats über Halle, Deßau, Wittenberg und Potsdam. An dem letztern Orte bemächtigte er sich zu Sanssouci gewisser Überreste von der Bekleidung Friedrichs des Großen, um sie den pariser Invaliden zu verehren; unter andern des Degens und der Schärpe, welche dieser große König im siebenjährigen Kriege getragen hatte. An eben dem Tage, wo er seinen Einzug in Berlin hielt (28. October), kapitulirte der Fürst von Hohenlohe bei Prenzlau mit 16000 Mann, die das Gewehr streckten. In den nächsten zehn Tagen thaten zwei untergeordnete Führer versprengter Heerhaufen dasselbe bei Pasewalk und Anklam. (Das Regiment Gensd'armes — das glänzendste von allen im preußischen Heere — wurde schon am 26. bei Zehdenick zum Absitzen genöthigt.) Stettin und Küstrin ergaben sich auf die erste Aufforderung; und nachdem das von dem General Blücher geführte Corps bei Lübeck (bis wohin es den Verfolgungen des Prinzen von Ponte-Corvo entronnen war) in Folge der Kapitulation von Ratkau, 21000 Mann stark, das Gewehr gestreckt hatte, fiel am 8. November Magdeburg mit einer Besatzung, welche auf 22000 Mann angegeben wurde; nicht lange darauf auch die Festung Hameln, deren Kommandant den Vorstellungen des Generals Savary nachgab.

Ereignisse dieser Art waren schwerlich jemals da gewesen. Ihre letzte Ursache lag in dem Geiste, der sich während der französischen Umwälzung entwickelt hatte, ohne über Frankreich hinaus wirksam geworden zu sein. Um den Kräften neue Richtungen zu geben, bedarf es nicht selten einer starken Erschütterung. Eine solche war dem

preußischen Staate zu Theil geworden. Was für den Augenblick als Schande, wo nicht gar als Verrath, empfunden wurde, war wenigstens in sofern vortheilhaft, als es auf der einen Seite starke Zerstörungen abwendete, und auf der andern, indem es das Gefühl für National-Ehre schärfte, neue Gedanken und feste Entschlüsse in Denen entwickelte, die der Erhebung fähig waren. Daß der Tag bei Jena und Auerstädt zu einem Auferstehungstag der preußischen Monarchie zu werden bestimmt sei, ahneten freilich nur Wenige. Am weitesten war Napoleon von diesem Gedanken entfernt, als er das große königliche Schloß zu Berlin bewohnte, die Hauptstadt ihrer Zierden und Kunstschätze beraubte und sich überhaupt alle nur ersinnliche Mühe gab, die Vergangenheit eines Volks zu vernichten, das, von hochherzigen Kurfürsten und Königen geleitet, große Erinnerungen in sich trug, und, obgleich in dem einen und dem andern Punkte noch zurückstehend, in der Zivilisationsbahn so mächtig vorgeschritten war.

Hiermit endigen wir dies Kapitel. Durch die von uns mitgetheilten Begebenheiten und Ereignisse hatte der Krieg zwischen Preußen und Frankreich seine Endschaft erreicht. Von jetzt an trat der Kampf mit Rußland ein, zu welchem die Schlachten bei Vierzehnheiligen und Auerstädt nur die Bahn gebrochen hatten. In diesem Kampfe war Preußen der Verbündete Rußlands, nicht Rußland der Verbündete Preußens; denn der Gegenstand des Kampfes war kein anderer, als den Kaiser Alexander für eine Maßregel zu gewinnen, an deren Durchführung das Schicksal der Dynastie Bonaparte hing.

Viertes Kapitel.

Napoleons Aufenthalt in Berlin. — Friedensunterhandlung. — Schauspielerstreiche. — Fortsetzung des Krieges: Schlachten bei Pultusk und Eilau. — Eroberung Danzigs und gleichzeitige Eroberung der schlesischen Festungen. — Treffen bei Heilsberg und Schlacht bei Friedland. — Friede von Tilsit. — Charakter desselben.

Mit welchen Entwürfen Napoleon den Krieg mit Preußen begonnen und wie richtig er die Erfolge desselben berechnet hatte, offenbarte sich am vollständigsten in dem gleichzeitigen Zusammentreffen des französischen Kaisers mit dem General der in Italien dienenden polnischen Legion, zu Potsdam. Der Name dieses Generals war Dombrowsky. Ihn hatte Napoleon vor seiner Abreise von Paris, oder doch wenigstens unmittelbar darauf, aus Italien nach der Hauptstadt des preußischen Königreichs abberufen, um, von hier aus, seine Landsleute in demjenigen Theile der ehemals polnischen Republik, welcher in der letzten Theilung derselben zu Preußen geschlagen war, zum Aufstand zu bewegen und ihm auf diese Weise nicht bloß gewogene Gemüther, sondern auch frische Streitkräfte zu gewinnen ... Dombrowsky war, gleichsam zur vorgeschriebenen Stunde, an Ort und Stelle, und was durch ihn geleistet wurde, wird sich weiter unten zeigen ...

Obwohl Friedrich Wilhelm III. sich während der Unfälle, von welchen im vorigen Kapitel die Rede gewesen ist, von Magdeburg über Küstrin nach Königsberg in Preußen begeben hatte: so war doch ein nicht unbedeutender Theil des königlichen Hauses in Berlin zurückgeblieben; namentlich der bejahrte Bruder Friedrichs des Großen, der Prinz Ferdinand von Preußen mit seiner Gemahlin und seinem ganzen Hofstaat, ferner die Wittwe des verstorbenen Prinzen Heinrich, endlich die Gemahlin des Kurprinzen von Hessen, eine Schwester des Königs, wegen ihrer nahe bevorstehenden Niederkunft. Alle diese Glieder des königlichen Hauses wurden von Napoleon mit Schonung und Achtung behandelt, wobei er sich sogar herabließ, dem Prinzen Ferdinand den ersten Besuch zu machen, um ihm wegen des Vertrauens zu danken, das er in die Denkweise des Siegers gesetzt hatte. Nebenzweck für Napoleon selbst war unstreitig, bei einem, seinem Fürstenhause unbedingt ergebenen Volke eine vortheilhafte Meinung von seiner Großmuth zu wecken.

Als Herr des Königreichs bis zur Oder, setzte sich der französische Kaiser vor allen Dingen in den Besitz aller Hülfsquellen desselben, um den Krieg nicht auf Kosten Frankreichs zu führen. Inzwischen mußte Wort gehalten werden hinsichtlich der Friedensunterhandlungen, zu welchen der erste Antrag von ihm selbst ausgegangen war. Zu Charlottenburg traten zu diesem Endzweck der General von Zastrow und der Markis von Lucchesini mit dem Marschall Duroc zusammen. Napoleons erste Forderung war, daß Preußen sämmtliche Länder jenseits der Elbe, mit Ausnahme Magdeburgs und der Altmark, an Frankreich überlassen, 25 Millionen Thaler Kriegskosten bezahlen und aller Einrede in die Verfügungen Napoleons hinsichtlich der deutschen Staaten entsagen sollte. Wie hart diese Forderung auch sein mochte: so willigte Friedrich Wilhelm III. dennoch in dieselbe, bloß um größeres Elend von dem Lande abzu-

wenden, das ihn seinen Vater und König nannte. Doch Napoleon hatte bei dieser Friedensunterhandlung nur Zeitgewinn beabsichtigt. Unterrichtet von der Einwilligung des Königs, schwieg er mehrere Tage und ließ hierauf den preußischen Unterhändlern sagen: „über die Art und Weise, den Frieden zu bewilligen, sei er mit sich selbst noch nicht einig; jenes Gesetz, welches den Herrschern theurer sein müsse, als alle geschriebenen Gesetze — das Gesetz des Gemeinwohls — entbinde ihn seines frühern Versprechens, und das Schicksal der preußischen Monarchie werde abhangen von der Mäßigung, die England bei der Zurückgabe seiner Eroberungen an den Tag legen werde." Diese Antwort entsprach nur allzu sehr dem Charakter eines Mannes, dessen Politik keine andere Regel kannte, als die, welche in den Schranken seines Vorstellungsvermögens lag, und der durch die Bereitwilligkeit der deutschen Fürsten, seinen Befehlen unbedingt zu gehorchen, sich zur Entwerfung der verwegensten Entwürfe herausgefordert sah. Wenig Tage darauf wurden die preußischen Unterhändler von dem Marschall Duroc eingeladen, wegen des Abschlusses eines Waffenstillstandes mit ihm in Unterhandlung zu treten. Sie hatten Ursache, begierig zu sein auf das, was ihnen würde vorgelegt werden. Dies nun war, daß, zum Unterpfand des in Charlottenburg abzuschließenden Friedens, dem französischen Kaiser in Südpreußen alles Land am rechten Weichselufer bis zur Mündung des Bug, in Westpreußen und Pommern Thorn, Danzig, Graudenz und Kolberg, in Schlesien das ganze rechte Oder-Ufer und von dem linken der beste Theil nebst Breslau und Glogau eingeräumt und von dem Überreste des Staats, in Ost- und Neu-Ostpreußen, die russischen Truppen entfernt gehalten werden sollten. Ehe die preußischen Unterhändler ihrem Könige diese ausschweifende Forderung mitzutheilen Zeit und Gelegenheit fanden, erhielten sie von dem Fürsten von Benevent, welcher seit einigen Tagen in Berlin angelangt war, noch die

nachträgliche Erklärung: „die völlige und unbedingte Unabhängigkeit des ottomanischen Reichs von Rußland sei für Frankreichs Wohl und für Italiens Ruhe ein Gegenstand so hoher Wichtigkeit, daß der Kaiser der Franzosen und König von Italien sich nicht entschließen werde, irgend einen Theil der eroberten Länder wieder heraus zu geben, ehe und bevor der Sultan in die ihm gebührende unbedingte Oberherrschaft der Moldau und Wallachei wieder eingesetzt wäre: eine Oberherrschaft, aus welcher ihn zu vertreiben Rußland Anstalten treffe."

Wir bitten den Leser, diesen Zug der kaiserlichen Fürsorge für ein barbarisches Reich, dessen Unverletzlichkeit durch Preußens Schicksal verbürgt werden sollte, festzuhalten, wäre es auch nur, um späterhin die Überzeugung zu gewinnen, wie sehr alles, was Napoleon in diesem Kriege that und sprach, keinen andern Zweck hatte, als sich eine freie Einwirkung auf die pyrenäische Halbinsel zu sichern.

Ehe die Antwort Friedrich Wilhelms III. erfolgen konnte, bemühete sich der Kaiser der Franzosen, sein Heer mit dem Gedanken eines in so weiter Entfernung von Frankreichs Grenzen zu führenden Krieges, wie der bevorstehende war, zu versöhnen. Dies geschah durch eine Proklamation, die vielleicht ein Meisterstück der Verführung genannt zu werden verdient.

„Soldaten!" — so sprach Napoleon zu seinem Heere — „ihr habt meine Erwartung gerechtfertigt und dem Vertrauen des französischen Volks würdig entsprochen. Entbehrungen und Beschwerden habt ihr mit eben so viel Muth ertragen, als ihr Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit im Kampfe bewiesen habt. Ihr seid die würdigen Vertheidiger meiner Krone und des Ruhms des großen Volks; und so lange dieser Geist in euch lebt, wird nichts euch zu widerstehen vermögen. Die Reiterei hat mit dem Fußvolk und der Artillerie gewetteifert, und ich weiß von nun an nicht, welcher Waffe ich den Vorzug geben soll . . . Sämmtliche

Provinzen der preußischen Monarchie bis an die Oder sind in unserer Gewalt. Soldaten! die Russen rühmen sich, uns aufsuchen zu wollen. Wir werden ihnen entgegen ziehen; wir werden ihnen die Hälfte des Weges ersparen. In Preußens Mitte werden sie Austerlitz finden. Ein Volk, unwürdig der Großmuth, die wir ihm nach einer Schlacht bewiesen, worin sein Kaiser und die Trümmer seines Heeres ihre Rettung nur der von uns bewilligten Kapitulation verdankten — ein solches Volk kann nicht mit Erfolg gegen uns kämpfen. Übrigens werden, während wir den Russen entgegen ziehen, neue Heere, im Innern des Reichs gebildet, unsere Stelle einnehmen, um unsere Eroberungen zu bewachen. Empört von der schändenden Kapitulation, welche die preußischen Minister in ihrem Wahnsinn uns vorgelegt hatten, hat mein ganzes Volk sich erhoben. Unsere Landstraßen und Grenzstädte sind angefüllt mit Konskribirten, welche vor Verlangen brennen, in eure Fußstapfen zu treten. Fortan werden wir nicht länger das Spielwerk eines verrätherischen Friedens sein; denn wir werden die Waffen nicht eher niederlegen, als bis wir die Engländer, diese ewigen Feinde unserer Nation, gezwungen haben, ihren Entwürfen zur Beunruhigung des festen Landes und der Tyrannei der Meere zu entsagen. Soldaten! ich kann meine Herzensgefühle für euch nur dadurch ausdrücken, daß ich euch sage, daß ich in meinem Herzen dieselbe Liebe für euch trage, die ihr mir täglich beweiset" . . .

Die Versicherung, welche Napoleon seinen Soldaten in Ansehung der Engländer gegeben hatte, erhielt, wo nicht Nachdruck, doch wenigstens Beglaubigung durch ein den 21. November in Berlin gegebenes Dekret, das späterhin die Grundlage des sogenannten Continental-Systems wurde. Auf einen Bericht seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, der eine Aufzählung aller mit Englands Merkantil-System verbundenen Ungebührlichkeiten enthielt, dekretirte Napoleon, in dem Geiste eines europäischen Universal-

monarchen, die brittischen Inseln im Blokade-Zustand, dergestalt, „daß, zur Wiedervergeltung, aller Handel und Verkehr mit diesen Inseln untersagt, alle englischen Unterthanen jedes Standes, die in irgend einem von den französischen Waffen besetzten Lande angetroffen würden, kriegsgefangen, alle englischen Kaufgüter, so wie alle aus englischen Fabriken und Kolonien herrührenden Waaren, gute Prisen, und alle Fahrzeuge, die geradesweges von England oder dessen Kolonien herkämen oder dort gewesen, beim Einlaufen in irgend einen von Frankreich beherrschten Hafen verfallen sein sollten." Dies sinnlose Dekret, das allen gesellschaftlichen Bedürfnissen und mit diesen aller Zivilisation Hohn sprach, brachte in der Zeit, worin es erschien, nicht die Wirkung hervor, daß es verlacht worden wäre. Der französische Senat, dem es durch den Reichs-Erzkanzler vorgelegt wurde, bewunderte die Weisheit seines Kaisers, und wie Mortier früher den Hannoveranern erklärt hatte, daß ihr Land zum Unterpfande für Malta dienen sollte, eben so erklärte jetzt ein französischer Resident, Namens Bourienne, den Herzögen von Mecklenburg: „man nehme ihnen ihr Land zum Besten der ottomanischen Pforte, welche gegen Rußlands Angriffe geschützt werden müsse."

Friedrich Wilhelm III. verwarf in seinem Hauptquartier einen Friedensantrag, dessen Annahme Napoleons überspannte, um nicht zu sagen, wahnsinnige Bedingungen unmöglich gemacht hatten, und begleitete seine Verwerfung mit einer offenen Darlegung der von ihm für die Zurückführung des Friedens gethanen, durch Napoleons hinterhaltige Politik vereitelten Schritte, nicht ohne sein Volk zur Standhaftigkeit zu ermahnen und ihm die Hoffnung einzuflößen, daß der mächtige und großmüthige Alexander Preußen aus allen Verlegenheiten erretten werde.

Um die Zeit, wo diese Erklärung eintraf, hatte Napoleon seine Angriffs- und Vertheidigungsmittel vervollständigt; auch war er bereits nach Posen abgegangen,

um den Krieg wider Rußland auf eine Weise einzuleiten, die den Erfolg dieser wichtigen Unternehmung verbürgte.

Ehe wir ihm dahin folgen, müssen wir noch einiger Auftritte gedenken, welche das große Schauspieler-Talent dieses ausgezeichneten Heerführers herbeiführte, damit ihm das Vertrauen des großen Haufens in der Hauptstadt Preußens während seiner Abwesenheit gesichert bleiben möchte.

Als der Graf Neale sich in den Sälen des königlichen Schlosses zeigte, redete ihn, den unbedeutenden, wenn gleich vielgeschäftigen Kammerherrn des Prinzen Ferdinand, Napoleon mit folgenden Worten an: „Nun gut, mein Herr, Ihre Frauenzimmer haben den Krieg gewollt, und Sie werden nun sehen, was dabei herauskommt.“ (Briefe der Tochter des Grafen Neale waren aufgefangen worden und in diesen Briefen hatte sich folgende Redensart gefunden: „Napoleon will den Krieg nicht; allein man muß ihn dazu zwingen.“) „Ganz recht,“ fuhr Napoleon zu dem Grafen Neale fort, „ich will den Krieg nicht; nicht etwa weil ich, wie ihr euch einbildet, meiner Macht mißtraue, sondern weil das Blut meiner Unterthanen mir theuer ist, und weil meine erste Pflicht es mit sich bringt, das Blut nur für meines Volkes Sicherheit und Wohlfahrt zu vergießen. Dies gute Berliner Volk ist das Opfer des Krieges, während die, welche ihn herbeigezogen haben, davon gelaufen sind. Doch, ich will diesen Hofadel so klein machen, daß er sein Brot betteln soll.“

Noch ärger spielte Napoleon dem Fürsten von Hatzfeld mit. Dieser Schwiegersohn des Minister-Gouverneurs Grafen von Schulenburg-Kehnert, war in Berlin zurückgeblieben, wo er die Rolle eines Civil-Gouverneurs spielte, als die Franzosen einrückten, und eins ihrer ersten Geschäfte darin bestand, daß sich ihre Kommissäre der Postgeheimnisse bemächtigten. Da nun der Fürst von Hatzfeld dem Könige Auskunft über die Bewegungen des Feindes gegeben hatte, diese aber in die Hände der Franzosen gerathen war: so redete Napoleon den Fürsten, als dieser

ihm die Civil-Obrigkeit der Stadt vorstellen wollte, mit den Worten an: „Entfernen Sie sich aus meinem Anblick; ich bedarf Ihrer Dienste nicht; begeben Sie sich auf Ihre Güter!" So zurückgewiesen, zog sich der Fürst zurück. Wenig Augenblicke darauf wurde er verhaftet und eine Militär-Kommission zusammen berufen, um über eine That zu entscheiden, welche der Kaiser der Franzosen in dem Lichte der Felonie zu betrachten für gut befand. Die Entscheidung der Militär-Kommission wurde scheinbar dadurch verzögert, daß Napoleon sich unmittelbar nach jenem Auftritt in eine Musterung eingelassen hatte. Inzwischen war ruchtbar geworden, daß der Fürst von Hatzfeld würde erschossen werden; und bedurfte es noch mehr, um sehr viel vornehme Personen, vor allen aber die Gemahlin des Fürsten, in die größte Unruhe zu setzen? Die letztere befand sich in den letzten Monaten ihrer Schwangerschaft, als sie den Entschluß faßte, sich dem Gewaltigen zu Füßen zu werfen, um das Leben ihres Gemahls zu erflehen. Vorgelassen, betheuerte sie mit Recht, daß der Fürst einer Treulosigkeit unfähig sei. „Sie kennen," antwortete ihr Napoleon, „unstreitig die Hand Ihres Gemahls; urtheilen Sie nun selbst." Mit diesen Worten übergab er der Fürstin das Schreiben ihres Gemahls. Diese verlor, nachdem sie es gelesen hatte, die Besinnung und fiel in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich gekommen war, näherte sich ihr Napoleon. „Sie haben," sagte er zur Fürstin, „das Schreiben, das den einzigen Beweis bildet, den ich gegen Ihren Gemahl führen kann. Warum werfen Sie es nicht in den Kamin?" ... So wurde, man kann nicht sagen, der Fürst Hatzfeld gerettet, wohl aber, der Auftritt beendigt, durch welchen Napoleon das Erstaunen der Berliner hatte erregen wollen.*)

*) Napoleon handelte in den meisten Fällen, wie Sulla, der von sich selbst sagte: „Ich habe die Welt in Erstaunen gesetzt,

Dieſelbe Schauſpielerei, welche in den ſo eben beſchriebenen Auftritten wirkſam war, bewährte ſich auch in ſeinen Erklärungen über das Verhältniß der Türkei zu Rußland. Nichts lag ihm weniger am Herzen, als die Sicherheit jenes barbariſchen Reichs, deſſen nahen Untergang vielleicht Niemand beſtimmter ahnete, als er; nichts war ihm ſogar erwünſchter, als die Streitigkeit, worein Rußland wegen verletzter Verträge mit der ottomaniſchen Pforte gerathen war; denn eben dieſe Streitigkeit ſchwächte Rußlands Kraft in einem Kriege, der auf der Nordgrenze Preußens geführt werden mußte. Allein gerade um dieſes Umſtandes willen trug er eine ſo heiße Liebe für die Türkei zur Schau: eine Liebe, die ſich ſogar thätig bewies, ſofern er in der ſichern Vorausſetzung, daß England alles aufbieten würde, um die Türken zu einem Frieden mit Rußland zu bewegen, Offiziere nach Konſtantinopel ſendete, um dieſe Hauptſtadt gegen den möglichen Angriff brittiſcher Kriegsſchiffe zu vertheidigen. Hiervon wird weiter unten ausführlicher die Rede ſein . . .

Berlin hatte eine Bürger-Garde, in dem auf dem königlichen Schloſſe wohnenden General Clarke einen Gouverneur, in dem unter den Linden in einem prinzlichen

---

und das iſt genug." Die Kaltblütigkeit und Verſtellungskunſt des franzöſiſchen Kaiſers reichte viel weiter, als ſeine Freunde und Verehrer zugeben möchten, von welchen ſich einer (Herr Norvins in ſeiner Geſchichte Napoleons) über den ſo eben beſchriebenen Auftritt folgendermaßen erklärt:

Devenu par la victoire seule l'arbitre des destinées d'un pays où la conduite du monarque et de sa cour, où le parjure tout récent du général Blücher, devoit porter l'irritation du vainqueur au plus haut dégré, Napoléon, triomphant de sa juste colère, surtout lorsque l'exemple d'une sevérité legitime sur un grand fonctionaire de la monarchie prussienne pouvoit être d'une politique necessaire, fit une action sublime qui devoit fournir à l'histoire une des plus belles pages et à la peinture une de ses plus nobles productions.

Palaste resîdirenden General Hulin einen Kommandanten und in nassau-usingischen Truppen eine Besatzung erhalten, als Napoleon am 25. November diese Hauptstadt verließ, um sich nach Posen zu begeben und den Krieg mit Rußland einzuleiten. Dem General Dombrowsky war inzwischen die Aufregung der Provinz Südpreußen auf das Vollständigste gelungen, theils vermöge der Abwesenheit des preußischen Militärs, theils vermöge der Leichtgläubigkeit des Adels dieser Provinz, der in Napoleon, wo nicht einen Messias, doch wenigstens einen Rächer verlorener Volksunabhängigkeit sah, theils endlich durch die Willenlosigkeit der Leibeigenen, deren Zustand im Wesentlichen noch nicht verbessert war. Nachgeholfen hatte der Marschall Davoust dadurch, daß er einige preußische Beamte, welche den Befehlen ihrer Behörden in Bezug auf Rekruten-Aushebung und Geldversendung hatten genügen wollen, zu erschießen befohlen hatte. General Murat war mit der Reiterei bereits auf dem Wege nach Warschau, um diese große Stadt, vor der Ankunft der Russen daselbst, in Besitz zu nehmen. Unter diesen Umständen wurde Napoleon zu Posen von den leichtsinnigen, ihre Zukunft von keiner Seite her ahnenden Polen der Provinz wie ein Erlöser empfangen, und sein mehrtägiger Aufenthalt in dieser Stadt war ausgezeichnet durch eine neue Veränderung, welche Deutschland wiederfuhr.

Diese bestand darin, daß, vermöge eines am 4. December geschlossenen Traktats, der bisherige Kurfürst von Sachsen dem Rheinbunde beitrat und dafür mit der dritten Königskrone, welche Napoleon in Deutschland vergab, so wie vorläufig mit dem zur preußischen Monarchie gehörigen Cottbusser Kreise begnadigt wurde, doch so, daß er sich verbindlich machen mußte, 20000 Mann ins Feld zu stellen. Wenig Tage darauf unterzeichneten auch die fünf sächsischen Herzöge ernestinischer Linie einen Traktat, wodurch sie, gegen die hergebrachte Bedingung einer ihren Kräften angemessenen Truppenstellung, in den Rheinbund aufgenommen wurden.

Diese sächsischen Truppen erhielten, in Verbindung mit den baierschen und würtembergischen, die Bestimmung, Schlesien zu erobern: eine Unternehmung, welche Napoleon seinem jüngsten Bruder Hieronymus anvertraut hatte, um diesem jungen Prinzen einen Ruf zu verschaffen, der die Schöpfung einer vierten deutschen, für sein Haupt bestimmten Königskrone rechtfertigen möchte. Freilich verstand der junge Prinz nichts vom Kriege; allein er wurde unter die Leitung des Generals Vandamme gestellt, der das Kriegshandwerk seit dem ersten Anfange der französischen Umwälzung eingelernt hatte. Außerdem galt es wenig mehr, als die Eroberung von Festungen, unter welchen Glogau bereits seit dem 2. December in Folge einer Empörung seiner meist polnischen Besatzung gefallen war . . .

Indem wir, von jetzt an, in die Beschreibung der Kriegsbegebenheiten eingehen, wünschen wir unsere Kürze damit entschuldigen zu dürfen, daß es uns gar nicht darauf ankommt, das Andenken an jedes Gefecht zu erhalten, sondern vielmehr, zu zeigen, wie sich aus dem Gange der Begebenheiten die Schicksale Europa's, so wie die des Mannes, der den Gegenstand dieser Geschichte bildet, entwickelt haben.

Neunzig tausend Mann stark, waren die Russen ins Feld gerückt. Ihnen hatte sich der ganze Überrest des preußischen Heeres, etwa 40000 Mann, angeschlossen. Nach einem vergeblichen Versuch, sich Warschau's zu bemächtigen, war der General Bennigsen über den Bug zurückgegangen. Zwischen ihm und dem General Burhöwden theilte sich der Oberbefehl des russisch-preußischen Heeres, während Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm III. vom Kriegsschauplatz entfernt blieben. Die Gefechte bei Biezun, bei Czarnowo, bei Nasielsk, bei Soldan und bei Mlawa löseten sich in die Schlacht bei Pultusk auf, welche nicht so nachtheilig für die Russen ausfiel, daß sie nicht berechtigt gewesen wären, sich neben den Franzosen den Sieg zuzuschreiben.

Nach dieser Schlacht, welche den 26. December endigte, führten schlechte Jahreszeit und die Schwierigkeiten der Truppenverpflegung eine Waffenruhe von einigen Wochen herbei, bis die Versuche Bennigsens (den der russische Kaiser zum alleinigen Oberbefehlshaber des Heeres ernannt hatte), an der untern Weichsel vorzudringen und sich mit den Festungen Graudenz und Danzig in Verbindung zu setzen, am 7. und 8. Februar die Schlacht bei Preußisch-Eilau zur Folge hatten. Diese Schlacht war eine von den mörderischesten, die im Laufe der Revolutions-Kriege geschlagen waren; und wenn die russischen Berichte über dieselbe unbedingten Glauben verdienen, so bedeckten am 8. Februar nicht weniger als 30000 todte oder stark verwundete Franzosen das Schlachtfeld. Nichts desto weniger räumte Bennigsen in der nächsten Nacht das Schlachtfeld, seinem Gegner dadurch wenigstens den Schein des Sieges überlassend. Dieser, bedeutend geschwächt, zog sich, ohne Bennigsen nach Königsberg zu verfolgen, hinter die Passarge zurück.

Von hier aus trat Napoleon, der seinen Aufenthalt erst zu Osterode und später auf dem Schlosse Finkenstein aufgeschlagen hatte, in eine neue Friedensunterhandlung mit Friedrich Wilhelm III., der sich um diese Zeit mit den Seinigen zu Memel, der östlichen Grenzstadt seines Reichs, befand. Mehr, als alles Übrige, mochte dieser Umstand den französischen Kaiser beredet haben, daß es nicht unmöglich sei, Preußen von Rußland zu trennen. Er sendete also den General Bertrand nach Memel mit einem sogenannten eigenhändigen Schreiben, dessen wesentlicher Inhalt folgender war: „Ich wünsche, dem Unglück Ihrer Familie eine Grenze zu setzen, und die preußische Monarchie, deren Zwischenlage für die Ruhe Europa's so nothwendig ist, auf das Schleunigste wieder herzustellen. Ich wünsche den Frieden mit Rußland. Der Friede mit England ist eben so nothwendig für alle Nationen; und ich werde keine

Schwierigkeit machen, einen Minister nach Memel zu schikken, um an einem Congresse zwischen Frankreich, England, Rußland, Preußen und der Türkei Theil zu nehmen. Doch Ew. Majestät werden einsehen, daß ein solcher Congreß leicht mehrere Jahre dauern könnte, und diese Ausdehnung verträgt sich nicht mit der Lage Preußens. Ich halte also dafür, Ew. Majestät lassen mich bald erfahren, daß Sie die einfachste und schnellste Parthie, welche dem Wohle Ihres Volkes die angemessenste ist, ergriffen haben. Ich würde vor mir selbst erschrecken, wenn ich Schuld an so vielem Blutvergießen wäre. Aber was kann ich thun?"

Wie hätte sich Friedrich Wilhelm III. in die Hände eines Mannes geben mögen, der in der europäischen Welt nichts weiter sah, als eine Riesenhülle für sich und sein Geschlecht! Es kam der doppelte Umstand hinzu, einmal, daß seit dem 28. Januar ein förmlicher Friede zwischen England und Preußen zu Stande gekommen war, ein Friede, worin Preußen auf Hannover verzichtet hatte; zweitens, daß der Freiherr von Hardenberg, welcher den Grafen von Haugwitz zum zweiten Male in den Verrichtungen eines Kabinets-Ministers abgelöst hatte, auf der Grundlage der zwischen Rußland und Preußen zu Bartenstein geschlossenen Convention ein Bündniß zu bilden bemüht war, wodurch sich Österreich, Großbritannien, Schweden und Dänemark zu gleichem Zwecke mit den beiden zuerst genannten Mächten vereinigen sollten. Österreich war bereit, dieser neuen Coalition beizutreten; bevor es sich jedoch entschied, übernahm es, unstreitig nur um Zeit zu gewinnen, die Rolle eines Vermittlers. Aus allen diesen Gründen zusammengenommen, lehnte Friedrich Wilhelm III. den Antrag des französischen Kaisers ab, wiewohl das Unglück, das über sein Königreich gekommen war, immer tiefer einbrach, indem Breslau seit dem 5. Januar, Brieg seit dem 16. desselben Monats und Schweidnitz, diese so

wichtige Festung Schlesiens, am Tage der Schlacht bei Eilau kapitulirt hatte.

Während dieser Unterhandlungen verstärkte Napoleon sein Heer durch die Aushebungen, welche der Senat im November des abgewichenen Jahres bewilligt hatte; und damit seine Soldaten nicht unbeschäftigt bleiben möchten, schritt er zur Belagerung von Danzig und Graudenz. Dort befehligte der Feldmarschall von Kalkreuth, hier der alte General Courbiere. Jener hatte sich anheischig gemacht, „daß er nicht eher kapituliren werde, als bis sein Schnupftuch in seiner Tasche brenne." Er hielt jedoch nicht Wort. Nachdem ein vergeblicher Versuch zum Entsatz der Festung über die frische Nahrung hin gemacht und der Hagelsberg erstürmt war, übergab der Feldmarschall die Festung nach einer fast dreimonatlichen Vertheidigung auf das, was der Sprachgebrauch durch eine „ehrenvolle Kapitulation" zu bezeichnen pflegt. Mehr Standhaftigkeit bewies Courbiere, ein Franzose, der unter Friedrich II. in preußische Dienste getreten war; denn als die Belagerer ihn durch die Nachricht, daß der König seine Staaten verlassen habe, zur Übergabe bestimmen wollten, erwiederte er kaltblütig: „Nun gut, dann bin ich König von Graudenz." Unter allen preußischen Festungen vertheidigte sich keine standhafter, als Colberg, Anfangs durch die tüchtige Gesinnung eines alten Bürgers, Joachim Nettelbeck, der den Kommandanten an der Übergabe verhinderte, später durch die Geschicklichkeit des Obersten Gneisenau, der hier zuerst an den Tag legte, daß für die Vertheidigung eines Landes nichts standhafter wirkt, als belebter Bürgersinn, und daß kein noch so weit getriebener militärischer Mechanismus denselben zu ersetzen vermag.

Der Feldzug des Jahres 1807 näherte sich seinem Ende, während man auf eine jahrelange Ausdehnung desselben gefaßt war. Danzig war den 24. Mai gefallen, den 27. übergeben worden. General von Rüchel (damals

preußischer Kriegsminister) gab unter diesen Umständen zwar die Versicherung, „daß dies keinen Einfluß auf die bevorstehenden Erfolge des Krieges haben werde;“ dem war jedoch nicht also.

Zu einer Zeit, wo der österreichische General Stutterheim im Hauptquartier der beiden verbündeten Monarchen erschien, um einen Defensiv-Allianz-Traktat mit ihnen abzuschließen und wo zwölf tausend Preußen nach Stralsund geschickt wurden, um, vereinigt mit den daselbst versammelten Schweden, Deutschlands Nordküste von den Franzosen zu säubern — brach General Bennigsen aus seinen Kantonnirungen zwischen der Alle und dem Pregel auf, dem französischen Kaiser eine entscheidende Schlacht zu liefern. Er drang bis Heilsberg vor, wo die ersten Gefechte Statt fanden. Durch diese in seine vorige Stellung zurückgetrieben, sah er sich, bei geschwächten Streitkräften, genöthigt, seinem Gegner den Vortheil des Angriffs zu überlassen. So entwickelte sich am 14. Juni die Schlacht bei Friedland, worin die Russen und Preußen vollständig aufs Haupt geschlagen wurden. Von jetzt an war Königsberg verloren. Der Rückzug des geschlagenen Heeres erfolgte über Wehlau und Tilsit bis hinter dem Memel oder Niemen, d. h. bis hinter den Fluß, welcher Preußen von Rußland scheidet. Durch dies widerwärtige Ereigniß waren die Dinge auf den Punkt geführt, wo Entscheidung erfolgen mußte.

Alexander war von jetzt an zum Frieden geneigt, weil er den Gedanken verabscheute, sein Kaiserreich den Verheerungen des Feindes Preis zu geben in einem Zustande, der jede nachdrückliche Vertheidigung ausschloß. Napoleon war nicht minder zum Frieden geneigt, weil er Bedenken trug, sich in das weitschichtige Rußland zu verlieren, was nicht geschehen konnte, ohne die Zwecke aufzuopfern, die er in Beziehung auf den europäischen Westen verfolgte. Bei dieser Stimmung der beiden Kaiser war der Waffen-

ſtillſtand, auf welchen Bennigſen zuerſt antrug, auf der Stelle abgeſchloſſen. Napoleon, dem es, wie im Jahre 1805, auf eine Unterredung mit Alexander ankam, weil er dadurch die meiſten Vortheile für ſeine geheimen Zwecke zu gewinnen hoffen durfte — Napoleon ermangelte nicht, den Antrag zu wiederholen, den er in Mähren durch den General Savary hatte machen laſſen; und da die ganze Lage Alexanders eine zweite Verweigerung ausſchloß: ſo wurde verabredet, daß beide Monarchen in der Mitte des Fluſſes Memel auf einem Floſſe unter einem Zelte zuſammentreffen wollten. Der am 21. geſchloſſene Waffenſtillſtand wurde den 25. auf Preußen ausgedehnt; und an eben dieſem Tage erfolgte die Zuſammenkunft der beiden Kaiſer.

Napoleon war auch diesmal zuerſt an Ort und Stelle. Die Unbefangenheit, womit er ſeinen bisherigen Gegner empfing, als dieſer eintraf, war nur allzu gewinnend. Beide Monarchen umarmten ſich, und man darf ſagen, daß, von dieſem Augenblick an, Alexander von Napoleon wie bezaubert war. Weich, nachgiebig bis zur Schwäche, mit einem Schwunge der Phantaſie, der zur Schwärmerei und Aberglauben geneigt macht, ohne alle gründliche Kenntniß der Dinge und Menſchen — wie hätte der dreißigjährige Kaiſer von Rußland einem Manne widerſtehen mögen, der durch die Gewalt ſeines Geiſtes und ſeines Ruhms aus dem untergeordneten Stande, worin er war geboren worden, ſich auf einen Kaiſerthron geſchwungen hatte, der für den Augenblick der glänzendſte der europäiſchen Welt war? Zu glauben iſt, daß Alexander um ſo ſtärker gefeſſelt wurde, je mehr ihm das Talent abging, wodurch Napoleon hervorragte: das feldherrliche; denn man achtet am meiſten, was man nicht hat, oder zu erwerben verzweifelt. Um kurz zu ſein: Napoleon und Alexander waren, ſeit dieſer erſten Zuſammenkunft, ſcheinbar Ein Herz und Eine Seele. Nicht daß der erſtere ſein Geheim-

niß nicht bewahrt hätte; allein, indem er über seine Absichten auf eine Weise sprach, die kein Geheimniß in sich zu schließen schien, gewann er das Vertrauen des russischen Kaisers in einem so hohen Grade, daß, nachdem die Stadt Tilsit für neutral erklärt und mit Abtheilungen preußischer, russischer und französischer Garden besetzt war, Alexander jeden Augenblick, den er nicht im Umgange mit Napoleon verleben konnte, für verloren hielt. Beide waren täglich beisammen, es sei auf Spazierritten, oder bei Tafel, oder in Besprechungen; beide vertauschten ihre Orden und beschenkten wechselseitig die vornehmsten Offiziere des russischen und des französischen Heeres mit Dekorationen. Mit einem Worte: die ganze europäische Welt schien aufgegangen in der Freundschaft Alexanders und Napoleons; und es fehlte keineswegs an Thoren, welche ihr dazu Glück wünschten, indem sie glaubten, zur Erhaltung des Friedens müßten die Zeiten des Arkadius und des Honorius (eines östlichen und westlichen Kaisers, durch Bruderliebe verbunden) zurückkehren.

Bei dieser augenblicklichen Innigkeit des Verhältnisses der beiden Kaiser gab es keinen Platz, den Friedrich Wilhelm III. zwischen ihnen hätte einnehmen können. Dieser würdige Monarch war auf das Heiligthum seiner Gefühle und seines Gewissens verwiesen: ein Heiligthum, worin er nur Trost und Beruhigung fand. Das Unrecht mußte auf seiner Seite sein, wenn Napoleon Recht behalten, d. h. zu seinem Zwecke gelangen wollte. Selbst die Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin vermochte hier nichts zu vermitteln. Die Königin Louise hatte den Muth, dem französischen Kaiser auf die unzarte Bemerkung, „daß das Mißverhältniß der preußischen und französischen Macht jeden Kriegsgedanken in der Brust des Königs hätte ersticken sollen," zu antworten: „dies würde geschehen sein, wenn Friedrichs Ruhm uns nicht erlaubt hätte, uns über unsere Machtmittel zu täuschen, angenommen, daß wir uns getäuscht

haben." Vergebliche Worte für einen Ehrgeizigen, der wesentlich kein anderes Ziel verfolgte, als in einer gewaltsamen Zersetzung aller geltenden Verhältnisse seiner Dynastie Festigkeit und Dauer zu geben . . .

Bei der bevorstehenden Friedensunterhandlung sorgte Napoleon, vor allen Dingen, dafür, daß die bisherigen Kabinets-Minister Rußlands und Preußens (die Freiherren von Budberg und von Hardenberg) entlassen würden. An ihre Stelle traten der Fürst Kurakin und der Graf von der Goltz. Mit diesen unterhandelte der Fürst von Benevent (Herr von Talleyrand), wenn Unterhandlung da Statt findet, wo der gebietende Wille des Siegers entscheidet. Der Friede mit Rußland wurde zuerst unterzeichnet: er war sehr einfach; denn durch das persönliche Verhältniß der befreundeten Monarchen war zwischen Frankreich und Rußland fast alles ausgeglichen. Preußen war bestimmt, das Opfer zu werden: Preußen, dessen Zwischenlage noch vor kurzem von Napoleon als nothwendig für die Erhaltung des europäischen Friedens eingestanden war. In dem Traktate selbst wurde gesagt: „der König von Preußen erhalte auf die Verwendung des Kaisers Alexander die Hälfte seiner Staaten zurück." Diesem Grundsatze gemäß, wurden die Provinzen, welche Preußen in der zweiten und dritten Theilung Polens erworben hatte, unter der Benennung des „Herzogthums Warschau" an den König von Sachsen abgetreten. Neu-Ostpreußen, oder vielmehr das Departement von Bialystock (ein Land von hundert Geviertmeilen) nahm Alexander aus den Händen des Siegers als eine Belohnung für die guten Dienste an, welche er Preußen geleistet haben sollte. Danzig, von neuem zu einer Republik umgeschaffen, blieb in den Händen Napoleons, zur Abwehrung des englischen Handels. Alle auf dem linken Elbufer gelegenen preußischen Länder, alles also, was in Westphalen, Franken, Niedersachsen mit Magdeburg und der Altmark zum Königreiche gehört hatte,

wurde davon getrennt. Was demnach Friedrich Wilhelm III. zurück erhielt, beschränkte sich auf die diesseits der Elbe gelegenen Marken, Pommern, Schlesien und ein Stück von Westpreußen mit Ermeland und Alt-Ostpreußen. Dabei erkannte Preußen, wie Rußland, nicht bloß die von Napoleon eingesetzten Könige von Holland und Neapel, so wie den Rheinbund, sondern auch den jüngsten Bruder des Siegers, Hieronymus, als einen König von Westphalen an, dessen Königreich aus den von Preußen auf dem linken Elbufer abgetretenen Provinzen und aus anderen, jetzt in Frankreichs Händen befindlichen Ländern gebildet werden sollte. Die Häuser Hessen-Cassel, Nassau-Oranien und Braunschweig blieben ihres Erbes verlustig. Wieder eingesetzt wurden die Herzöge von Mecklenburg und Sachsen-Coburg; die ersteren mit der Last, französische Besatzung an ihren Küsten zu unterhalten. Von der Türkei war in dem Friedensvertrage mit Rußland nur in sofern die Rede, als Alexander sich verbindlich machte, Napoleons Vermittelung in Beziehung auf die Moldau und Wallachei anzunehmen; dieser Artikel war jedoch nur zum Schein vorhanden; denn wirklich gab Napoleon die ganze Türkei Preis, weil er für seine Zwecke dabei nur gewinnen konnte. In einem geheimen Artikel gab Rußland Cattaro und die Sieben-Inseln-Republik an Frankreich zurück; geheim war dieser Artikel, damit die Engländer der Zurückgabe keine Hindernisse in den Weg legen möchten. Außerdem ließ sich Napoleon von dem russischen Kaiser noch die Herrschaft Jever, die dessen mütterliches Erbe war, abtreten.

Dies zusammen war das Ergebniß eines neunmonatlichen Krieges, der von Seiten Napoleons (welcher ihn in jeder Beziehung erzwungen hatte) durchaus zweck- und sinnlos gewesen sein würde, wenn er ihm nicht den Gedanken zu Grunde gelegt hätte, sein großes Unternehmen gegen die pyrenäische Halbinsel durch die Unterjochung Deutschlands zu sichern, um im Rücken volle Sicherheit zu

behalten. Da die deutschen Fürstenhäuser Anhalt, Schwarzburg, Lippe, Reuß, Waldeck seit dem 18. April dem Rheinbunde beigetreten waren: so blieb, nach dem Frieden von Tilsit, — nicht Schwedisch-Pommern (denn auch dieses war mit französischen Truppen besetzt), sondern nur dessen Festung Stralsund in Deutschland als der einzige Punkt übrig, über welchen Napoleon seine Gewalt nicht übte. Selbst die Gestaltung, welche er dem Königreiche Preußen gegeben hatte, diente nur zur Sicherstellung seines Verhältnisses zu Alexander. Diese wurde jedoch noch vermehrt durch eine Convention, welche sich auf die Räumung der preußischen Staaten bezog: eine Convention, welche, wegen ihrer scheinbaren Unvorsichtigkeit, dem mit ihrer Abschließung beauftragten Feldmarschall Kalkreuth zum ewigen Vorwurf gereichen würde, wenn erwiesen werden könnte, daß sie unterhandelt, nicht vorgeschrieben worden. Anstatt, dem Friedens-Traktat gemäß, das Königreich zu verlassen, verweilten die Franzosen in demselben bis zum Schlusse des Jahres 1808, wo in Spanien die Dinge eine solche Wendung genommen hatten, daß Napoleon seine geübteren Truppen nicht länger entbehren konnte. Friedrich Wilhelm III. war diesen Zeitraum hindurch auf die ost- und westpreußischen Provinzen beschränkt, und der Schaden, welcher dem Lande hierdurch zugefügt wurde, war vielleicht beträchtlicher, als alles, was bisher aus Liebe zu dem alten Fürstengeschlecht ertragen war.

Von jetzt an werden wir sehen, wie Napoleon allmälig in die Grube stürzt, die er Anderen gegraben hat.

Fünftes Kapitel.

Hauptbegebenheiten in der zweiten Hälfte des Jahres 1807: — Fall der Festung Stralsund und Eroberung der Insel Rügen; — Bombardement von Kopenhagen und Entführung der dänischen Flotte; — Bildung des Königreichs Westphalen; — Unterhandlungen mit Don Manuel Godoi, dem Friedensfürsten Spaniens; — Versetzung des Königs von Hetrurien nach Spanien; — Proskription des Hauses Braganza, das sich nach Brasilien begiebt.

Schwerlich gab es für die europäische Welt jemals eine Periode, welche an politischen Stürmen noch reicher gewesen wäre, als die, welche unmittelbar nach dem Friedensvertrage von Tilsit eintrat. Napoleon, durch die Freundschaft des russischen Kaisers gehoben, spielte den Universal-Monarchen mit einer Verwegenheit, vor welcher sich alles beugte. Ein bloßes Wort, durch das französische Amtsblatt gesprochen, war hinreichend, die stärksten Bewegungen hervorzubringen, hundertjährige Verhältnisse aufzulösen, alte Throne in ihren Grundlagen zu erschüttern. Es schien, als ob es von jeher die Bestimmung Europa's gewesen sei, dem Korsen zu gehorchen, der auf dem Kaiserthron sein Feldherrn-Talent benutzte, Alles nach seinem Willen zu bestimmen; wobei ihm freilich nichts so sehr zu Statten kam, als die Unentschlossenheit und Zwietracht seiner Gegner . . .

Gustav IV. Adolph, König von Schweden, gewohnt, alles zur Unzeit zu thun, außerdem aber beherrscht von den Ideen eines deutschen Mystikers, nach welchen er in Napoleon nichts weiter sah, als das mit der Zahl 666 bezeichnete Thier der Offenbarung Johannis, dessen Herrschaft nur eine Zeitlang dauern sollte, kündigte den von seinem General Essen mit dem französischen Marschall Mortier am 14. April zu Schlatkow geschlossenen Waffenstillstand wenig Tage vor dem Abschluß des Tilsiter Friedens auf. Die Folge davon war, daß der Marschall Brune, in dessen Hände Napoleon den Oberbefehl über die in Schwedisch-Pommern befindlichen Truppen gelegt hatte, die Schweden nach Stralsund trieb und Anstalten zur Beschießung dieser Festung traf. Jetzt fühlend, wie unwürdig die Rolle eines bloßen Festungs-Kommandanten für einen König ist, ließ Gustav IV. Adolph sich von den Bürgern der Stadt leicht bewegen, nach Schweden zurückzugehen; und kaum war dies geschehen, als Stralsund, diese ehemals so bedeutende Festung, überging und auch die Insel Rügen durch eine von dem schwedischen Feldmarschall Toll abgeschlossene Kapitulation in die Gewalt der Franzosen gerieth. Von jetzt an war ganz Deutschland dem französischen Kaiser unterworfen, der zu dem Abgeordneten der Hanse-Städte, die sich ihm zu Posen vorstellen ließen, ganz unumwunden sagte: „der Handel müsse untergehen, wenn dies das einzige Mittel wäre, die verlorene Freiheit der Meere wieder zu erobern" . . .

Welche Verabredungen zwischen Napoleon und dem Kaiser von Rußland zu Tilsit genommen waren, läßt sich nicht genau bestimmen; genug, daß Alexander, für Napoleons Entwürfe gewonnen, der brittischen Regierung seinen Unwillen um so stärker zu erkennen gab, je mehr er gegründete Ursache zur Unzufriedenheit mit derselben zu haben glaubte. Nicht genug, daß das Ministerium Englands den Bemühungen des Kaisers, eine Anleihe von

6 Millionen Pf. Sterling in London zu Stande zu bringen, seine Gunst zu einer Zeit versagt hatte, wo der Krieg mit Frankreich vor der Thüre war, hatte es auch (wahrscheinlich um Rußland für einen längern Zeitraum an England zu fesseln) die kränkende Forderung gemacht, daß die russische Regierung ihre Einfuhrzölle von brittischen Waaren in englische Ausfuhrzölle verwandeln sollte. Außerdem hatte England so ganz und gar nichts gethan, den letzten Kampf durch irgend eine Diversion zum Vortheil seiner Verbündeten zu wenden; denn, daß es eine Flotte nach Konstantinopel gesendet hatte, um Selim III. unter Drohung eines Bombardements seiner Hauptstadt zu einem Frieden mit Rußland zu bewegen, war um so weniger in Anschlag zu bringen, da Admiral Duckworth, welchem diese Expedition anvertraut worden war, auf den ersten Anblick ernstlicher, von dem französischen General Sebastiani geleiteten Gegenanstalten, durch den Hellespont zurückgegangen war. Mit diesem doppelten Stachel im Herzen entledigte sich das russische Kabinet der im Friedens-Traktat von Tilsit übernommenen Verbindlichkeit, „einen Definitiv-Frieden zwischen Frankreich und England zu unterhandeln und abzuschließen, wenn England seine Vermittelung einen Monat nach Auswechselung der Ratifikationen des Traktats angenommen haben würde.“ Diese Bedingung bewies nur allzu sehr, daß der Friede nicht um des Friedens willen gesucht wurde; und wenn Alexander mit auffallendem Kaltsinn dabei zu Werke ging, so ließ das englische Ministerium, von dem Herzog von Portland und von Herrn Canning, einem Zöglinge Pitt's, in dieser Zeit geleitet, es nicht an Vorsichtigkeit fehlen. Erst erkundigte es sich nach der Grundlage, auf welcher man den Frieden zu unterhandeln gedächte; und als ihm geantwortet wurde, daß die Grundlage nur durch den Grundsatz gebildet werden könne, „daß der Friede für beide Nationen gleich ehrenvoll sei,“ bestand es, unter dem Vorwande, daß es sich vor allen Dingen der

Unparteilichkeit des Vermittlers versichern müsse, auf die Mittheilung der geheimen Artikel des Tilsiter Traktats. General Budberg, der jetzt wieder an der Spitze des russischen Departements der auswärtigen Angelegenheiten stand, verhehlte dem englischen Botschafter, Lord Grenville Leveson Gower, nicht, daß in Beziehung auf den Tilsiter Traktat geheime Artikel vorhanden wären; „allein," fügte er hinzu, „keiner derselben bringt Englands Vortheil in Gefahr; denn keiner derselben verlangt, daß die russischen Häfen dem brittischen Handel verschlossen werden; keiner legt Rußland irgend eine Verbindlichkeit auf, die England feindselig nennen könnte. Die Handelsverhältnisse mit Frankreich bilden kein Hinderniß, da sie auf denselben Fuß wieder hergestellt sind, worauf sie vor dem Ausbruch des Krieges bestanden. Und wenn gleich Napoleon dem russischen Kaiser die Grundlage mitgetheilt hat, auf welcher er einen Frieden mit England zu schließen bereit ist: so folgt daraus noch nicht, daß auch Alexander über die künftigen Absichten Rußlands Mittheilungen gemacht hat."

Wie oft nun auch der englische Botschafter auf die geheimen Artikel des Tilsiter Traktats zurückkommen mochte: die Mittheilung derselben erfolgte nicht; und diese Zurückhaltung brachte Wirkungen hervor, auf welche Niemand gerechnet hatte.

Es war nämlich an und für sich unmöglich, daß geheime Artikel, die man so standhaft vorenthielt, nicht gegen Englands Vortheil hätten gerichtet sein sollen; denn, wenn England noch länger das sogenannte Gleichgewicht Europa's leiten und als vorwiegende Macht anerkannt sein sollte, so mußte es in Hinsicht seiner keine politischen Geheimnisse geben, welche National-Verhältnisse betrafen. Das brittische Ministerium empfand dies nur allzu tief; und es sei nun, daß es von einem bloßen Verdacht geleitet wurde,

oder daß es durch die Geschwätzigkeit irgend eines diplomatischen Agenten besser unterrichtet war, als Frankreich und Rußland glaubten, so verlor es wenigstens keinen Augenblick, den Unfall abzuwenden, womit es England bedroht glaubte, oder womit dies Reich wirklich bedroht war. Die sehr einfache Frage für Englands Minister war: wird Dänemark in seinem Verhältnisse zu Frankreich seine bisherige Neutralität bewahren können? und wenn dies nicht der Fall ist, wie viel läßt sich von dem Umstande befürchten, daß Dänemark im Besitz einer Flotte ist, die einen reichlichen Ersatz für den Verlust darbietet, den Frankreich bei Trafalgar gelitten hat?

An dem guten Willen der dänischen Regierung, ihre bisher befolgte Neutralität zu bewahren, ließ sich um so weniger zweifeln, da sie zur Durchführung derselben, seit dem Eintritt des Rheinbundes, nicht bloß ihrem alten Verhältnisse zu Deutschland entsagt, sondern auch ihr ganzes Heer in Holstein aufgestellt hatte, um Gewaltzüge abzuhalten. Desto mehr ließ sich an ihrer Kraft, dem gebietenden Willen Napoleons nach dem Frieden mit Rußland zu widerstehen, zweifeln. Die Maßregel, welche der französische Kaiser zu Berlin genommen hatte, war von einer so allgemeinen Beschaffenheit, daß Dänemark sich ihr nicht versagen konnte, wenn Napoleon auf eine Befolgung derselben drang. Hatte dieser eigensinnige Herrscher den Abgeordneten der Hanse-Städte nicht gesagt: „dieser kleine Fürst (der Kronprinz von Dänemark) möge sich in Acht nehmen?“ Und war zu glauben, daß der Kronprinz eine abschlägige Antwort geben würde, wenn Napoleon, es sei in Person, oder durch irgend einen seiner Stellvertreter, die Grenzen Holsteins an der Spitze von etwa 50000 Mann beträte, um sich die dänische Flotte auszubitten, weil er ihrer in seinen Unternehmungen gegen England bedürfe? Von dieser Ansicht geleitet, beschloß das brittische Ministerium, sich einer gefährlichen Angriffswaffe zu bemächtigen, ehe der Feind in den Besitz derselben gelangte; und die

Durchführung dieses Beschlusses war in der That um so leichter, da sich das dänische Heer noch immer an den Grenzen Holsteins befand und die Überfahrt desselben nach Seeland so mühelos verhindert werden konnte.

Während also die englische Flotte, bestehend aus 23 Linienschiffen, 9 Fregatten und einer großen Anzahl von Kuttern und Briggs, begleitet von 500 Transportschiffen, welche nicht weniger als 32000 Mann Truppen unter dem Oberbefehl Lord Cathcarts führten, vor Kronenburg am Eingange des Sundes erschien, begab sich, von der brittischen Regierung gesendet, Sir Francis Jakson (ehemals englischer Botschafter am preußischen Hofe) auf einer Fregatte nach Helsingör, von wo er sogleich nach Kiel zum Kronprinzen eilte. Jakson eignete sich vor vielen Anderen zu dem ihm aufgetragenen Geschäft, „das," wie er sagte, „kein anderes war, als Englands Antrag mit den Gefühlen des dänischen Hofes in Übereinstimmung zu bringen;" denn nicht leicht gab es einen rohern, die hergebrachten Formen bestimmter verachtenden Gesandten. Vor den Kronprinzen geführt, erklärte er ohne Umschweif: „Dänemark müsse wählen zwischen einem engen Bündniß mit England, und Krieg; als Unterpfand der Treue solle die dänische Flotte bis zum allgemeinen Frieden in englischen Häfen aufbewahrt werden; sein König wisse, daß Frankreich auf Theilnahme an dem Kriege gegen England dringen werde, und dies bestimme ihn, den Zwang zuerst auszuüben." Als der Kronprinz über dies Ansinnen erstaunte, sprach der Gesandte einige unzusammenhangende Worte von Gewährleistung und Ersatz auf den schlimmsten Fall; und als der Kronprinz fragte: „wer Dänemark die verlorene Ehre wieder geben würde," schwieg Jakson. Der Kronprinz sagte ihm hierauf: „das Ministerium des Königs, seines Vaters, befinde sich in Kopenhagen; dahin müsse er sich mit seinem Antrage wenden, um Bescheid zu erhalten." Durch diese Rückkehr zu den Formen wurde eine kostbare

Zeit gewonnen, von welcher, in dieſer Lage der Dinge, keine Minute verloren gehen durfte.

Schon vor Jakſon's Ankunft durch einen Eilboten von dem Durchgang der engliſchen Flotte durch den Sund benachrichtigt, eilte der Kronprinz, noch denſelben Abend, nach Kopenhagen, wohin er die erſte Nachricht von Englands Abſichten brachte. Dieſe Abſichten zu vereiteln und die Engländer eben ſo ſehr zu überraſchen, als ſie die Dänen zu überraſchen gedachten, gab es ein wirkſames Mittel; dies war die entſchloſſene Vernichtung einer Flotte, die nicht gerettet werden konnte. Doch, indem das Herz der Dänen an dieſem mühſam erſparten Schatze hing, konnte ein ſo heroiſcher Gedanke in ihnen nicht aufkommen. Sie dachten alſo nur auf die Vertheidigung ihrer Hauptſtadt und ihres Hafens, und die Anweſenheit eines geliebten Kronprinzen trug nicht wenig bei, ihren Muth zu erhöhen und ihre Bereitwilligkeit zu jedem Opfer zu verſtärken. Wenn ſie übrigens glaubten, daß der Kronprinz die Gefahr mit ihnen theilen werde, ſo irrten ſie: er begnügte ſich, den allgemeinen Befehl zur Vertheidigung Kopenhagens zu geben und reiſete hierauf mit ſeinem Vater und ſeinen übrigen Angehörigen nach Corſoer, um über den großen Belt nach Holſtein zurück zu gehen. Den Oberbefehl erhielt der General-Major von Peymann, und unter ihm befehligten der Artillerie-Oberſt von Bielefeld und der Kommandeur Sten Bille: lauter erprobte Männer.

Voll Verwunderung vernahm Jakſon, nach ſeiner Ankunft in Kopenhagen, daß der Kronprinz vor ihm angelangt und wieder abgereiſet ſei. In der Unterredung, die er mit dem jüngern Graf Bernſtorff hatte, blieb er ſich in Forderung und Ton gleich; die Nothwendigkeit der von England gebrauchten Maßregel war, nach ihm, der gültigſte Entſchuldigungsgrund. Vergebens forderte Graf Bernſtorff Beweiſe über die Gefahr, womit Dänemark von Frankreich bedroht ſei; die Antwort des Geſandten war,

daß, wenn man auch die vollkommenste Überzeugung von einem Gegenstande dieser Art habe, man deswegen noch nicht im Stande sei, Beweise beizubringen. Eben so vergebens stellte Bernstorff vor, daß man die Wirklichkeit der Gefahr abwarten könne, und daß es dann noch Zeit für England sein werde, Dänemark zu helfen; Jakson antwortete: „so langsam und systematisch gehe man nur in Privat-Unterhandlungen zu Werke; Staaten handelten in einem andern Geiste." Der dänische Minister bemerkte, „daß Dänemark, wenn es angefallen werden sollte, alle seine Kräfte anstrengen würde, um Ehre und Unabhängigkeit zu behaupten;" Jakson aber bemerkte dagegen, „daß England nichts Höheres kenne, als nichts geschehen zu lassen, was seinem Vortheil entgegen sei." Als alles erschöpft war, fragte ihn Bernstorff: „ob er denn von seinem Souverän den Auftrag habe, dem Könige von Dänemark, seinem nächsten Verwandten, den Krieg zu erklären;" und Jakson antwortete: „was ich vorhin gesagt habe, kommt in Hinsicht des Sinnes diesem gleich." Hiermit war die Unterredung beendigt und noch an demselben Abend begab sich der brittische Minister mit zwei anderen diplomatischen Personen, die in dieser Angelegenheit thätig gewesen waren, auf die englische Flotte, um anzuzeigen, daß die Feindseligkeiten ihren Anfang nehmen könnten.

Um kurz zu sein: von Seiten der Dänen fehlte es nicht an Lust zum Widerstande; die Bürgerschaft Kopenhagens, so wie die Landleute Seelands und der übrigen Inseln, hatten zu den Waffen gegriffen; der Hafen war durch Versenkung eines großen Schiffs gesperrt, und während man die Wälle mit zahlreichem groben Geschütz besetzt hatte, gedachte man die Stadt von der Seeseite durch dreißig Blockschiffe, schwimmende Batterien und Kanonenböte zu vertheidigen. Alles war vergeblich: die Engländer landeten mit Übermacht, sprengten die dänische Landwehr aus einander, und nachdem sie ihre Belagerungsanstalten voll-

endet hatten, hoben sie, nach abgewiesener Aufforderung, am Abend des 2. Septembers aus 72 Mörsern und schweren Kanonen ein so fürchterliches Feuer an, daß die Hauptstadt in allen ihren Theilen erschüttert wurde. Dies Feuer wurde in den nächsten Tagen fortgesetzt. Am 5. September lagen 305 Häuser nebst der Frauenkirche in Asche; mehr als 800 wehrlose Bürger und Bürgerinnen waren getödtet; noch weit mehr schwer verwundet. Angst, Hunger und Beschwerden hatten die Widerstandskraft erschöpft, als endlich Peymann in eben dem Augenblicke, wo das Bombardement aufhörte, den Engländern durch einen Parlementär erklären ließ, „daß er bereit sei, auf der Grundlage der in ihrer Aufforderung enthaltenen Vorschläge zu kapituliren." Nachdem nun noch von Seiten der Engländer einige Schwierigkeiten erhoben waren, kam man am 7. September Morgens darin überein: „daß den Engländern die Flotte, der Holm und die Citadelle von Kopenhagen übergeben werden sollten, mit der Bedingung, daß sie sich anheischig machten, den Holm und die Citadelle spätestens innerhalb 6 Wochen zurück zu geben, Seeland zu verlassen und während ihres Aufenthalts auf dieser Insel alles öffentliche und Privat-Eigenthum, die dem Könige gehörigen Schiffe, nebst Schiffssachen und See-Inventarien, ausgenommen, zu respektiren."

Cathcard, dem seine, bei der Zerstörung Kopenhagens bewiesene Thätigkeit in der Folge den Orden des blauen Hosenbandes verschaffte, verlegte, vom 14. September an, sein Hauptquartier von dem Schlosse Friedrichsberg nach der Citadelle. Nie wurde die dänische Flotte mit größerer Schnelligkeit ausgerüstet, während man gleichzeitig auf dem Holm beschäftigt war, selbst die Möglichkeit einer dänischen Seemacht zu zerstören; denn zerhauen wurden alle noch auf dem Stapel stehenden Schiffe und Böte, zertrümmert die Dampfmaschine und die Docke, weggenommen alles Schiffbauholz. Es waren nicht weniger als 18 Linienschiffe,

15 Fregatten, 6 Briggs, 11 Kanonenböte mit zwei Kanonen im Bug, und 14 Kanonenböte mit einer Kanone im Bug und einer im Stern, was die Engländer erobert hatten; und rechnet man dazu die Schiffsmaterialien, deren sich die englischen Offiziere, theils nach dem klaren Inhalt der Kapitulation, theils gegen denselben, bemächtigten, so wie die ungeheuren Verluste, welche die Hauptstadt durch das Bombardement gelitten hatte: so läßt sich behaupten, daß der Schlag, welcher Dänemark mitten unter den lebhaftesten Bemühungen, sein Neutralitäts-System zu behaupten, traf, einer der allerhärtesten war, welche im Laufe des französischen Revolutions-Krieges irgend einen Staat zu Boden geworfen hatten. Und so bewährte sich an Dänemarks Schicksal, daß in Welt-Krisen die Neutralität eben so unmöglich ist, wie in dem Aufruhr des Oceans die Ruhe einer einzelnen Welle; und widerlegt waren, von jetzt an, die Lobredner Englands, welche noch vor Jahr und Tag behauptet hatten: „England beunruhige im Frieden kein Fischerboot, und behandle im Kriege die neutralen Nationen nach dem Buchstaben vorhandener Traktate, der einzigen völkerrechtlichen Regel.“ *)

Den 19. October überlieferten die Engländer der Garnison von Kopenhagen die beiden Holme. Ihre Einschiffung geschah noch an demselben Tage; und nur weil stürmisches Wetter ihre Abfahrt verhinderte, wurde die Citadelle erst am folgenden Tage übergeben. Triumphirend kehrten sie nach Portsmouth zurück.

Die englische Regierung rechtfertigte ihr Verfahren durch eine Deklaration, worin gesagt wurde: „Wäre Dänemark zur Behauptung seiner Unabhängigkeit geneigt oder entschlossen gewesen, so hätte es auf die Mitwirkung

*) So hatte unter andern der Verfasser der Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa geurtheilt.

Englands rechnen können: auf Beistand zu Lande und zu Wasser, auf Geld, auf Garantie seiner europäischen Gebiete und auf die Sicherheit und Erweiterung seiner Kolonial-Besitzungen. Da aber Dänemark alle diese Vorschläge verworfen hätte, so habe der König von Großbritannien, der vielleicht schon allzu lange mit gewissenhafter Enthaltung gegen schonungslose Gewalt und Unterdrückung ankämpfe, sich genöthigt gesehen, dem Plane Frankreichs, die sämmtlichen Mächte Europa's einer universellen Usurpation zu unterwerfen und durch Schrecken und Gewalt zu einer Verbindung wider die Seerechte und das politische Dasein Englands zu vereinigen, auch dadurch entgegen zu treten, daß er sich der dänischen Flotte bemächtigt habe, um so die Wirkungen der allen europäischen Völkern von Frankreich eingeflößten Furcht aufzuheben. Übrigens liege ein Krieg mit Dänemark nicht in den Absichten des Königs: er trage noch immer auf eine freundschaftliche Ausgleichung an, und wünsche nichts so sehnlich, als das gegen seinen Willen gezogene Schwert wieder in die Scheide stecken zu können, vollkommen bereit, Dänemark und der ganzen Welt zu beweisen, daß er nicht aus Beweggründen des Eigennutzes, sondern aus denen der Selbsterhaltung und Selbstvertheidigung gehandelt habe.

Diese Sprache, obgleich im Allgemeinen wahr, fand wenig Eingang. Das Schicksal Kopenhagens hingegen fand noch weit mehr Bedauern, als eine heroische Vernichtung der dänischen Flotte, wenn sie zu Stande gekommen wäre, Bewunderung gefunden haben würde. Man vergaß, daß Frankreich, von Napoleon geleitet, an dem Unglück der Dänen vollkommen eben so viel Antheil hatte, als England, und verwechselte, von großmüthigen Gefühlen hingerissen, nur allzu sehr, was kleine und was große Verhältnisse mit sich bringen. Am wenigsten nahm man Rücksicht auf Englands Eigenthümlichkeit, wie sie in diesen Zeiten war: eine Eigenthümlichkeit, vermöge welcher Krieg

und Handel sich gegenseitig unterstützen und durchaus nicht von einander getrennt werden dürfen, indem der Merkantilismus nichts weiter bezeichnet, als den Austritt aus der Barbarei, worin die Vortheile eines freien Verkehrs durch Raub ersetzt werden.

Da nichts natürlicher war, als daß der Kronprinz von Dänemark sich, um nicht ganz vereinzelt zu sein, in Napoleons Arme warf: so hatte dieser von dem Verfahren der Engländer in sofern den meisten Gewinn, als das, was er in dem letzten Krieg beabsichtigt hatte — die freie Einwirkung auf die pyrenäische Halbinsel — nur um so vollständiger erreicht war. Das ganze deutsche Festland war jetzt in seiner Gewalt; denn seit dem Traktat von Tilsit war von dem Königreiche Preußen nur das Land zwischen dem Memel und der Weichsel von den französischen Waffen geräumt worden und alles Übrige in Napoleons Händen zurückgeblieben, „damit" — so erklärte sich das französische Amtsblatt über diesen Gegenstand — „unter den außerordentlichen Umständen, worein Europa durch die Ungerechtigkeiten Großbritanniens versetzt worden, Rußland und Frankreich sich verstehen möchten.

Die nicht eingestandene Ursache der gegen Preußen verübten Unterdrückung war jedoch unstreitig, daß das Königreich Westphalen sich desto ungestörter bilden möchte.

Dies Königreich, dessen Organismus während des Sommers zu Paris entworfen war, wurde zusammengesetzt aus acht Departements; namentlich aus dem der Elbe, aus dem der Fulda, aus dem des Harzes, aus dem der Leine, aus dem der Ocker, aus dem der Saale, aus dem der Werra und aus dem der Weser. Eine vollständige Urkunde bestimmte die Form der Regierung. Zum König hatte Napoleon seinen jüngsten Bruder, Hieronymus, ernannt, der, mit einer Tochter des Königs von Würtemberg vermählt, sich Jerome Napoleon unterzeichnete. Einige 20 Jahr alt, langte dieser König den 10. December mit seiner

Gemahlin in Kassel an, wo er, wie sich wohl von selbst versteht, seinen Wohnsitz in dem kurfürstlichen Schlosse aufschlug. Die Zahl seiner Unterthanen belief sich um diese Zeit auf 1,912303 Seelen. Der 1. Januar 1808 wurde zur Huldigung bestimmt. Zu diesem Zweck versammelten sich die Abgeordneten der Stände gegen den Schluß des laufenden Jahres in Kassel. Die Ceremonie fand in einem Saale des Orangerie-Palastes Statt. Hier stand am äußersten Ende der königliche Thron, dessen Himmel von weißem Atlas mit goldenen Franzen das königliche Wappen trug, und in dessen Hintergrunde die mit Lorbern gekrönte Büste des französischen Kaisers angebracht war. Dem Throne gegenüber befand sich die Tribune der jungen Königin. Sobald sich nun der König auf den Thron niedergelassen hatte, hielt der Minister des Innern und der Justiz, Herr Simeon, eine Rede, worin er den Zweck der Versammlung entwickelte und die Bürgschaft für die Treue der Unterthanen auf sich nahm. Nach dieser Rede schwuren die sämmtlichen Abgeordneten, in der Ordnung der Departements, Gehorsam dem Könige und Treue der Konstitution. Der König selbst beschloß die Feierlichkeit mit einer Rede, wodurch man ihn sagen ließ: „Der erste seiner Wünsche bei Besteigung des westphälischen Throns sei der gewesen, sich von seinen Unterthanen umringt zu sehen; er habe also nicht erst abwarten wollen, bis Westphalen, vorgeschriebenen Formen gemäß, gewählte Abgeordnete an ihn absenden würde. Groß sei das Werk, dessen Vollbringung ihm obliege, und mit Aufmerksamkeit betrachte ganz Deutschland die ersten Schritte der Westphalen. Unter mehrere Regenten getheilt, nach verworrenen und vervielfältigten Gesetzen regiert, und durch ein Lehns-System, das hier Dienstbarkeit, dort Vorurtheile erzeugt habe, darnieder gehalten, hätten diese Länder bisher Europa's blühenden Staaten nachstehen müssen. Indeß sei der Augenblick gekommen, wo es ihnen vergönnt werde, einen Platz unter

denselben einzunehmen. Die Grundsäule des Heils für jeden Staat sei der feierliche Vertrag, welcher die Rechte feststelle und die Pflichten bestimme und zwischen dem Regenten und den Unterthanen Verhältnisse begründe, worin jener, obgleich ausgerüstet mit der vollen Macht, Gutes zu wirken, kein Interesse habe, Böses zu stiften. An diesen Merkmalen werde die Versammlung die Constitution erkennen, der sie so eben Treue geschworen habe. Die Pflicht, diese Constitution in Ausübung zu bringen, werde er nach ihrem ganzen Umfange erfüllen. Von dem Tage seiner Thronbesteigung an habe er sich ein großes Vorbild gewählt, und vor allem zwei Dinge zu erreichen gestrebt: die Liebe seiner Unterthanen und die Achtung der Nachwelt. Beide zu verdienen, werde ihm kein Opfer zu theuer sein, keine Anstrengung zu groß. Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts habe eine vernünftige Politik seine Staaten mit Frankreich verbündet; und die Bande, welche ihn gegenwärtig mit dieser großen Macht vereinigten, brächten nur ein System wieder in Gang, wonach das nördliche Deutschland sich immer zurückgesehnt hätte. Diesem System getreu, werde er seine theuersten Gefühle mit seinen heiligsten Pflichten vereinbaren; und von der Versammlung dürfe er ein Gleiches erwarten. Der neuen Ordnung der Dinge werde man unstreitig einige Vortheile aufopfern, die sich damit nicht vertrügen. Privilegien, Befreiungen und persönliche Dienstbarkeiten paßten nicht zum Geiste des Jahrhunderts; endlich müsse Westphalen Bürger erhalten" ...

So sprach der junge König von Westphalen. Was in seiner Rede auch eigener oder fremder Gedanke sein mochte: durch ihn waren zwei Haupt-Ergebnisse der französischen Umwälzung — öffentliche Gerechtigkeitspflege und Militär-Conskription — in die Mitte Deutschlands versetzt, wo sie nicht verfehlen konnten, alle die Wirkungen hervor zu bringen, welche unzertrennlich sind von der Kraft des Gegensatzes.

Für Napoleon war das Königreich Westphalen eine Schutzwehr mehr für den großen Plan, den er verfolgte, durch ein und dasselbe Mittel sämmtliche Bourbons in den Privatstand zu versetzen und die Engländer in allen ihren Verhältnissen zu lähmen. Da die Zeit gekommen war, wo dieser Plan ins Werk gerichtet werden konnte, so durfte er nicht länger sein Geheimniß bleiben; in der Natur der Sache aber lag, daß er sich darüber zuerst seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten aufschloß. Also erst um die Mitte des Jahres 1807 erfuhr der Herr von Talleyrand, was in den beiden letzten Kriegen bezweckt war. Ob der überraschte Minister sich mehr seiner bisherigen Verblendung schämte, oder mehr über die Verwegenheit seines Gebieters erstaunte, läßt sich schwerlich ermitteln; genug, daß Herr von Talleyrand, welcher lieber gewinnreiche Friedens-Traktate abschloß, als weitaussehende Kriege einleitete, alles, was in seinen Kräften stand, aufbot, um Napoleon von seinem Vorsatze abzubringen.*) Dieser durfte sich jedoch um so weniger erschüttern lassen, je vollständiger der von ihm verfolgte Gedanke sich in ihm ausgebildet hatte, und je mehr die beiden letzten Kriege eine bloße Vorbereitung für sein neues Unternehmen gewesen waren. Da er sich nun von dem Beistande eines sein Verfahren mißbilligenden Ministers nichts Vortheilhaftes versprechen konnte, so versetzte er den Herrn von Talleyrand in den Ruhestand und ernannte den Herr von Champagney, bisherigen Minister des Innern, wegen seiner größern Geschmeidigkeit, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Auch im Kriegs-Ministerium ging gleichzeitig eine wesentliche Veränderung dadurch vor, daß an die Stelle des Fürsten von Neufchatel

*) Was zwischen Napoleon und dem Herrn von Talleyrand bei dieser Gelegenheit vorging, ist nicht vollständig bekannt geworden. Über die Ursache seiner Ungnade, doch nicht über die von ihm gebrauchten Abschreckungsgründe, sprach Herr von Talleyrand noch im Jahre 1823 in der Pairkammer.

der General Clarke trat: ein Mann, der sich unglücklich fühlte, so oft es ihm an Gelegenheit gebrach, des gnädigen Beifalls seines Gebieters inne zu werden, und den Napoleon nur zu gut von dieser Seite kannte.

Napoleon hatte, nach seiner Zurückkunft nach St. Cloud (welche den 27. Juli 1807 erfolgt war), es seine erste Sorge sein lassen, das Tribunat, als eine von jetzt an ganz überflüssige Staatsbehörde, aufzuheben. Dagegen erhielt Frankreich durch die Errichtung eines Rechnungs-Hofes (cour des comptes) ein neues Institut, zusammengesetzt aus drei Rechnungskammern, von welchen (gerade wie in dem alten Frankreich) die eine die Ausgabe, die andere die Einnahme, die dritte die Ausgaben und Einnahmen der Städte und Gemeinden zu revidiren hatte. Bei diesem Institut fand der ehemalige Schatzmeister Barbé Marbois (den, weil durch seine Unbehülflichkeit die französische Bank beim Ausbruch des Krieges von 1805 in Mißkredit gerathen war, die Ungunst des Kaisers getroffen hatte) als erster Präsident seine Wiederanstellung, und in ihr die vollkommenste Genugthuung für sein beschränktes Talent und seine unbestrittene Rechtschaffenheit. Die beiden anderen Präsidenten waren Jard Panvillers und Delpierre, ehemalige Tribunen; was wir hier bloß deshalb anführen, damit der Leser erfahre, wie Napoleon die Wunden, die er durch seine Willkühr schlug, zu heilen verstand. Mit dem frühern Republikanismus der Franzosen war es dahin gekommen, daß er nur noch der Schatten eines Traumes war, den man irgend einmal geträumt hat.

Die Hauptangelegenheit Napoleons war, die Eroberung der pyrenäischen Halbinsel zu Stande zu bringen. Durch eine kluge Benutzung der am spanischen Hofe herrschenden Verhältnisse hoffte er diese Aufgabe mit dem geringsten Aufwande von Kraft und Zeit zu lösen. Für das spanische Volk war dieser Hof bei weitem mehr ein Artikel des Luxus, als der Nothwendigkeit. Eben deswegen stand

die königliche Familie ganz vereinzelt da, abgeschlossen auf den engen Kreis, dessen Durchschnittlinie der Weg von Madrid bis Aranguez war. König Karl IV., jetzt in einem Alter von beinahe 60 Jahren, hatte nie irgend eine von den Eigenschaften gehabt, welche die königliche Profession erfordert; als leidenschaftlicher Jäger fand er seine Genugthuung in Genüssen, von welchen zu wünschen gewesen wäre, daß er sie Anderen überlassen hätte. Die Freiheit, welche seine Gemahlin Marie Luise, eine Tochter des Herzogs Philipp von Parma, durch seine Schwäche erhielt, war für die spanische Nation ein Gegenstand des Ärgernisses, weil sie der guten Sitte, welche von Königinnen nicht streng genug bewahrt werden kann, Hohn sprach. Emanuel Godoi, Sohn eines unbegüterten Edelmannes im spanischen Estremadura, verdankte der Leidenschaft, welche die Königin für ihn gefaßt hatte, jene schnelle Erhebung, wodurch er von einem Gardisten in sehr kurzer Zeit zu den ersten Staatsämtern emporstieg, und nach und nach die Titel eines Herzogs von Alkudia, eines Friedensfürsten, eines Generalissimus der Land- und Seemacht Spaniens und zuletzt eines Admirals von Spanien und Indien erhielt, nachdem er sich, schon 10 Jahre früher, mit einer Nichte des Königs, der Tochter des Infanten Don Luis, vermählt hatte und folglich förmlich Mitglied der königlichen Familie geworden war. Dieser Emanuel Godoi, den man gemeinhin den Friedensfürsten nannte, stand dadurch an der Spitze der Regierung, daß er die Königin beherrschte, die ihrerseits ihren Gemahl nach den Absichten ihres Lieblings bestimmte. Im Urtheil der Nation galt Godoi für schwachköpfig und stumpfsinnig;*) und wiewohl er dies nur nach einer Partei-Ansicht sein mochte, so fehlten ihm doch gewiß alle die Gesinnungen und Einsichten, wodurch man allein

*) Die Ausdrücke, wodurch man ihn bezeichnete, waren in der Regel: inepto und imbecille.

an der Spitze eines großen Staats zu stehen verdient. Godoi's entschiedenste Feinde waren die Großen, und ihre Feindschaft wirkte nicht wenig zur Verschlimmerung seiner Lage, worin nur dadurch auszuhalten war, daß es in Spanien an Öffentlichkeit fehlte. Von allen seinen Feinden war der Prinz von Asturien, der um diese Zeit ein Alter von 23 Jahren zurückgelegt hatte, der gefährlichste, nicht durch sich selbst, wohl aber dadurch, daß Andere ihn zu ihrem Stützpunkt machten, indem sie ihn beredeten, es komme auf nichts Geringeres an, als ihn von der Krone auszuschließen.

Wenn Umstände dieser Art sich für einen Plan, wie der von Napoleon verfolgte war, sehr leicht benutzen ließen, so kam noch ein anderer hinzu, dessen Kraft den Ausschlag geben mußte. Dies war die Furcht, welche der spanische Hof vor der französischen Umwälzung hegte: eine Furcht, die ihn seit dem Jahre 1795 zu jeder Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der französischen Regierung, sogar zur Erneuerung des Familien-Pakts mit dem Direktorium, vermocht hatte. Auch alles, was Spanien seit dem Anfange des neuen Jahrhunderts gethan und gelitten hatte, um Napoleons Wünsche zu befriedigen, hatte seine Quelle nur in dieser Furcht gehabt; und der auffallendste Beweis lag darin, daß, als sich am Schlusse des Jahres 1806 in dem Kriege zwischen Frankreich und Preußen ein Hoffnungsschimmer zur Verbesserung der Lage Spaniens dargeboten hatte, der Friedensfürst nicht säumig gewesen war, ihn aufzufassen. Dies war geschehen durch eine Proklamation, welche die Spanier aufforderte, die Waffen zu ergreifen, um den gemeinschaftlichen Feind (der jedoch nicht näher bezeichnet wurde) zu bekämpfen. Napoleon hatte diese Proklamation bald nach der Schlacht bei Jena gelesen, und gesagt: „das soll der Friedensfürst mir büßen." Inzwischen ist man nicht berechtigt, das, was er gegen Spanien vorhatte, als eine Wirkung seiner Empfindlichkeit

wegen der einfältigen Proklamation Godoi's zu betrachten.*) Wie er mit dem spanischen Hofe stand, wußte er nur allzu gut; und eben deswegen konnte ein wirkungsloser Einfall des Friedensfürsten ihm nichts verschlagen. Die Eroberung Spaniens war vor dem Kriege mit Preußen beschlossen. Napoleon sah in der pyrenäischen Halbinsel nur Lissabon und Cadiz, als die beiden Punkte, welche Englands Handel und Englands Starrsinn nährten; und um in den Besitz dieser beiden Punkte zu kommen und darin zu bleiben, sollten die spanischen Bourbons ihm ihren morschen Thron abtreten.

Um nun zu seinem Zweck zu gelangen, knüpfte er den Fuchsschwanz an die Löwenhaut, wodurch er herrschte. Wohl wissend, in welchen Besorgnissen Emanuel Godoi lebte, flößte er diesem, auf eine überraschende Weise, das Vertrauen ein, daß er, als sein Werkzeug, zur Souveränetät emporsteigen könnte. Das Dekret, wodurch England, von Berlin aus, in den Blokade-Zustand erklärt worden, gab den Vorwand zur Vertreibung der Engländer aus Portugal; und damit diese Vertreibung bleibend werden möchte, sollte das Haus Braganza aufhören zu regieren, und Portugal so getheilt werden, daß dem Friedensfürsten die Souveränetät von Algarvien zufiele, während Nord-Lusitanien der Königin von Hetrurien zu Theil werden sollte.

Der Prinz-Regent von Portugal war ein Schwiegersohn des Königs von Spanien; folglich für alles, was ihm von Frankreich her begegnen konnte, auf den Schutz Spaniens auf mehr als eine Weise angewiesen. Wenn nun gleichwohl der Friedensfürst auf Napoleons Antrag einging: so setzt dies eine Gesinnung voraus, worin sich

*) Diesen Fehler hat der Herr von Pradt in seinen sonst sehr geistreichen Mémoires historiques sur la Révolution d'Espagne begangen; mit ihm viele Andere.

alles vereinigt, was ein rechtschaffenes Gemüth zu verabscheuen Ursach hat. Dennoch war die, von Begehrlichkeit verstärkte Furcht Godoi's vor Napoleon so groß, daß er den ihm gemachten Antrag mit beiden Händen annahm. Es wurde demnach, mittelst des besondern Gesandten, welchen der Friedensfürst am französischen Hofe unterhielt (sein Name war Izquierdo), am 27. October zu Fontainebleau eine Convention geschlossen, nach welcher das Haus Braganza aus Portugal verjagt, dies Königreich aber in drei Theile gesondert werden sollte; nämlich 1) in Nord-Lusitanien für den König von Hetrurien, der dagegen Toskana an Frankreich zurückgeben sollte; 2) in Süd-Lusitanien, bestehend in den beiden Algarvien, bestimmt zu einem Fürstenthum für den Friedensfürsten; 3) in die in der Mitte belegenen Provinzen, über welche man erst nach dem allgemeinen Frieden verfügen wollte. Eine bedeutende Stipulation dieses Vertrages war noch, daß der König von Spanien den Titel eines Kaisers Beider Amerika annehmen sollte.

Mitten unter diesen Intriguen verkündigte der Moniteur (diesmal seiner Benennung genau entsprechend): „daß der Prinz-Regent von Portugal durch den Einfluß der Ränke Englands seinen Thron verlieren und daß der Sturz des Hauses Braganza von neuem beweisen werde, wie unvermeidlich der Fall jener Mächte sei, die es mit England hielten." Unmittelbar nach dem Abschlusse des Traktats kündigte Napoleon der verwittweten Königin von Hetrurien an, daß ihr Königreich ihr nicht länger angehöre und daß sie sich nach Spanien zu begeben habe, wo ihrer ein anderes Schicksal warte: ein Befehl, der um so weniger zurück zu weisen war, weil die spanischen Truppen, welche der Königin zu Gebote standen, etwa 15000 Mann stark, schon früher nach Deutschland hatten aufbrechen müssen, um die dänischen Inseln gegen die Angriffe der Engländer zu vertheidigen. An den Vertrag von Fontainebleau schloß sich

eine Übereinkunft an, durch welche alles, was auf die Besitznahme Portugals Bezug hatte, geregelt wurde. Zehn tausend Mann spanischer Truppen sollten die Provinz Entre Minho e Duero, so wie die Stadt Oporto besetzen, und eine andere Abtheilung von 6000 Mann von den Provinzen Alemtejo und Algarvien Besitz nehmen. Frankreich wollte 25000 Mann Fußvolk und 3000 Mann Reiterei durch Spanien in Portugal einrücken lassen; und an dies Herr sollten sich noch 8000 Mann spanischen Fußvolks und 3000 Mann spanischer Reiterei anschließen. Von dem Augenblick an, wo die kombinirten Truppen das portugiesische Gebiet würden betreten haben, sollte die Verwaltung der Provinzen Beira, Tras os Montes und Estremadura dem französischen Obergeneral, die der übrigen Provinzen den spanischen Generalen zukommen; die in diesen Provinzen zu hebenden Contributionen aber sollten zum Vortheil der französischen und der spanischen Regierung sein. Würde der König von Spanien oder der Friedensfürst für gut befinden, sich zur Armee zu begeben: so sollten die französischen Truppen unter ihren Befehlen stehen; auf den Fall aber, daß die Engländer Miene machten, Portugal anzugreifen, sollte eine französische Reserve-Armee von 40000 Mann bei Bayonne in Bereitschaft gehalten werden, ohne gleichwohl eher in Spanien einzurücken, als bis ein besonderes Abkommen darüber getroffen sein würde.

Auf diese Weise verschwur sich der spanische Hof mit dem französischen — freilich zunächst nur zum Untergange des Hauses Braganza, doch, bei seiner Verblendung, im Grunde zu seinem eigenen. Die nach Portugal bestimmten französischen Truppen waren, als die Übereinkunft geschlossen wurde, längst unterwegs. An ihre Spitze hatte Napoleon den Marschall Junot gestellt. Durch diesen wurde also die große Revolution eingeleitet, welche sich mit der Freiwerdung des spanischen und des portugiesischen Amerika endigen sollte . . . Die Dinge nahmen folgenden Gang.

Napoleon hatte dem Prinz-Regenten von Portugal im Laufe des August kund thun lassen, „daß er alle Verbindungen mit England aufgebrn, die zu Lissabon und in den übrigen Städten des portugiesischen Königreichs befindlichen englischen Waaren konfisciren und dem Continental-System förmlich beitreten müsse, wenn das Haus Braganza im Besitz des portugiesischen Throns bleiben wollte." Befand sich jedoch jemals ein Souverän in der Unmöglichkeit, dem Befehl des französischen Autokraten Folge zu leisten, so war dies der Prinz-Regent; denn nicht genug, daß er nach dem Fundamental-Gesetz des Königreichs (so wie dieses von dem Stifter der Dynastie Braganza herrührte), nichts gegen den Vortheil, d. h. die Privilegien und Vorrechte, der Stände seines Machtgebiets unternehmen durfte, trat für ihn noch der besondere Fall ein, daß Portugal, seit einem Jahrhundert, nur als eine englische Kolonie betrachtet werden konnte, die, von England nicht bloß gekleidet, sondern auch zum Theil genährt, mit den Produkten ihres Bodens, weit mehr aber noch mit den kostbaren Erzeugnissen Brasiliens bezahlte. Hier half also selbst der gute Wille nicht. Erschreckend vor der an ihn gemachten Forderung, hatte der Prinz-Regent Anfangs weder den Muth, einzuwilligen, noch die Entschlossenheit, sich zu versagen. Anstatt, der Wahrheit gemäß, sich mit den gesellschaftlichen Nothwendigkeiten seines Königreichs zu entschuldigen, die sich nicht mit plötzlichen Reformen vertrugen, ergriff er, bald wollend, bald nicht wollend, lauter sich widersprechende Maßregeln. Ein Moratorium von drei Monaten sollte die Trennung Portugals von England einleiten; er hob es aber wieder auf, weil, was vorherzusehen war, der Handel darüber ins Stocken gerieth. Voll Verlegenheit, ließ er hierauf die Möglichkeit einer Versetzung seines Hauses nach Brasilien ahnen, und hatte gleichwohl nicht das Herz, sich offen darüber auszusprechen. Er pflog Besprechungen mit dem englischen Gesandten, ver-

schaffte sich Geld und ertheilte der englischen Faktorei den guten Rath, sich mit ihren Personen und Gütern zu rechter Zeit einzuschiffen. Über dies alles nun erschollen von Frankreich her jene Donnerworte, deren wir oben gedacht haben: Worte, auf welche die Abreise des französischen und des spanischen Gesandten an einem und demselben Tage erfolgte. Von jetzt an seines Schicksals gewiß, wollte der Prinz-Regent lieber Europa verlassen, als sich in die Gefahr bringen, von seinem eigenen Schwiegervater, auf das Geheiß eines dritten, gemißhandelt zu werden. Schon näherten sich 30000 Franzosen, denen man nichts entgegen stellen konnte. Die Gefahr wuchs mit jedem Augenblicke. Aufgemuntert nun von dem englischen Ministerium, führte der Prinz-Regent in dem entscheidenden Moment, wo der Vortrab des französischen Heeres sich der Hauptstadt näherte, den Entschluß aus, sich nach Brasilien einzuschiffen. Nachdem er also eine interimistische Regierung angeordnet und seine Unterthanen mit den Beweggründen seiner Abreise bekannt gemacht hatte, ging er, am 29. November, mit seiner Gemahlin, seinen sieben Kindern, seiner geistes-kranken Mutter (in deren Namen er regierte) und mit seinen Tanten an Bord, begleitet von den vornehmsten Personen seines Hofes und der Regierung, welche lieber sein Schicksal theilen, als ihr Vaterland in Feindes Händen sehen wollten; zu ihnen gehörten der Herzog von Cadaval, der Markis von Pombal und der Staatsminister von Aranjo. Die Einschiffung geschah auf acht Linienschiffen und zwei Fregatten; die Witterung begünstigte die Abfahrt, und dieser Umstand war um so glücklicher, weil, wenige Stunden darauf, sich ein heftiger Wind erhob, der das Auslaufen verhindert haben würde. Tages darauf hielt Junot seinen Einzug in Lissabon. Hierdurch war die Eroberung Portugals vollendet.

Gleichzeitig aber erfolgten in Spanien Auftritte, wie das Verwaltungs-System des Friedens-Fürsten sie nothwendig

herbeiführen mußte. Da der Inhalt des Traktats von Fontainebleau ein Geheimniß geblieben war, so hatte die Einbildungskraft der Gegner des Ersten Ministers nur desto freiern Spielraum gewonnen; und wie hätten diese Gegner in der Voraussetzung irren können, daß Spanien in den Händeln mit dem Prinz-Regenten von Portugal zugleich gemißbraucht und betrogen sei und daß die Schuld der ganz verkehrten Politik auf Don Emanuel Godoi zurückfalle? So urtheilten, außer dem Herzog von Infantado und dem Kanonikus Escoiquiz, dem Erzieher des Thronfolgers, alle Freunde und Vertraute des Prinzen von Asturien, welcher, als Thronfolger, in der Sache Spaniens freilich am meisten betheiligt war. Hieraus nun bildete sich eine Verschwörung, welche keinen andern Zweck hatte, als den verhängnißvollen Ersten Minister vom Staatsruder zu entfernen. Dieser, unterrichtet von dem, was wider ihn im Werke war, beredete Karl IV. leicht, daß es auf seine Entthronung abgesehen sei; und die natürliche Folge des väterlichen Argwohns war eine Verhaftung des Sohnes. In der Brieftasche des Verhafteten fand man, außer anderen verdächtigen Schriften, ein Heft in zwölf Blättern, worin der Prinz von Asturien seinem Vater Nachricht gab von der Abkunft, den Handlungen, dem Vermögen und dem Despotismus des Friedensfürsten, mit der hinzugefügten Bitte, die Wahrheit der in diesem Aufsatze enthaltenen Thatsachen untersuchen zu lassen und demnächst den Friedensfürsten aus seiner Umgebung zu verbannen: eine Maßregel, welche allgemeine Freude verursachen würde. Ähnlichen Inhalts waren die übrigen Papiere, so daß aus keinem derselben eine Verschwörung gegen das Leben des Königs hervorging. Nichts desto weniger wurde Karl IV. vermocht, als Ankläger seines Sohnes vor der ganzen Nation aufzutreten. Dies geschah durch eine Mittheilung an den großen Rath von Castilien, welche folgenden Inhalts war: „Seine Völker, seine Unterthanen, die ganze

Welt kenne seine Religion und die Regelmäßigkeit seiner Lebensweise. Ruhig habe er in der Mitte seiner Familie gelebt, als eine unbekannte Hand ihm das abscheulichste Komplot aufgedeckt habe, das in seinem eigenen Palast gegen sein Leben geschmiedet worden. Dieses habe sich verwandelt in eine Last für seinen Nachfolger, der, hingerissen von vorgefaßten Meinungen und geschlagen mit Blindheit, allen Grundsätzen der Religion und Tugend zum Trotz, einen Plan zu seiner Entthronung entworfen habe. Zwar habe er ihn über die Wahrheit dieser Thatsache täuschen wollen; allein die Vorlegung von Chiffern des Einverständnisses und von Aufforderungen der Übelgesinnten zur Beschleunigung der ungeheuren That habe ihm das Geständniß entrissen. Alles sei geschehen; man kenne die verschiedenen Schuldigen; ihre Verhaftung sei verordnet; der verbrecherische Sohn werde in seiner eigenen Wohnung aufbewahrt. Sein (des Königs) Schmerz fordere Rechtfertigung. Das Ergebniß der Untersuchung solle bekannt gemacht werden."

Diese unkönigliche Beichte vor einem Volke, das in dem Friedensfürsten den Urheber des öffentlichen Elends sah und in Karl IV. nicht einmal den Hausvater achten konnte, machte einen um so gefährlichern Eindruck, weil sie alles bestätigte, was die große Menge bisher nur geahnet hatte, und weil sie in ihren Theilen viel zu unbestimmt war, als daß sie der Vermuthung nicht ein weites Feld hätte eröffnen sollen. Das Schlimmste dabei war, daß die von einer richterlichen Junta angestellte Untersuchung gar nicht das Ergebniß gewährte, dessen der König und sein Hof zu ihrer Rechtfertigung bedurften. Der Prinz gestand, daß er bei allem, was er gethan, nur die Absicht gehabt habe, seine Eltern hinsichtlich des Vertrauens, das sie in Don Emanuel Godoi setzten, eines Bessern zu belehren, und daß er aus Besorgniß, dieser möchte, beim Hintritt des Königs, seine Gewalt mißbrauchen, dem Herzoge von Infantado eine von seiner Hand geschriebene,

schwarz gesiegelte Vollmacht mit weiß gelassenem Datum ertheilt habe, auf diesen Fall das Kommando der Truppen in Kastilien zu übernehmen. Dabei berief er sich darauf, daß er bei dem Sturz des Friedensfürsten nicht die Entthronung seines Vaters habe beabsichtigen können, da er gerade durch diesen Vater den Sturz seines Feindes habe bewirken wollen. Sobald nun die Sache diese unerwartete Wendung genommen hatte, mußte der Hof auf Mittel denken, seine Übereilung wieder gut zu machen. Zu diesem Endzweck erschien der Friedensfürst selbst in dem Gefängniß des Prinzen und legte ihm einen fertigen Brief vor, der eine Abbitte enthielt. Der Prinz unterzeichnete den Brief, ohne zu ahnen, daß er bekannt gemacht werden sollte; indeß erfolgte die Bekanntmachung, und unmittelbar darauf erhielt der Prinz seine Freiheit zurück. Der ganze Proceß endigte damit, daß der Herzog von Infantado, der Kanonikus Escoiquiz, der Markis von Ayerbe, Kammerherr des Prinzen, die Grafen Orgaz und Bornos und die Herren von Villena und Giraldo aus der nächsten Umgebung der Hauptstadt verbannt wurden, nicht weil irgend ein gegründeter Verdacht auf diesen Personen ruhete, sondern weil der Hof nicht ganz Unrecht haben wollte. Der Friedensfürst glaubte die Ruhe auf diesem sanften Wege wieder hergestellt zu haben; doch die Umstände, worin sich Spanien durch den Traktat von Fontainebleau befand, hätten minder kritisch sein müssen, wenn der niedergeschlagene Proceß nicht hätte die Einleitung zu einer Thronumwälzung werden sollen.

Diese Umwälzung noch vollständiger einzuleiten, machte Napoleon gegen das Ende des Jahres 1807 eine Reise nach Italien. Begleitet von dem Großherzog von Berg und von dem Fürsten von Neufchatel, begab er sich zunächst nach Mailand, wo er eine Zusammenkunft mit seiner Schwester, der Fürstin von Lucca und Piombino, und mit seinem ältern Bruder, dem König von Neapel, hatte.

Ohne sich in Mailand länger aufzuhalten, als gerade nöthig war, um die drei Wahl-Kollegien des Königreichs Italien auf den 30. December zusammen zu berufen, setzte er in der Gesellschaft seines Adoptiv-Sohnes, des Vice-Königs von Italien, seine Reise nach Venedig fort, wo eine Zusammenkunft mit dem Könige von Baiern und dessen Familie Statt finden sollte. Gemeinschaftlich hielten alle diese fürstlichen Personen ihren Einzug in Venedig, wo sie in dem königlichen Palaste der ehemaligen Prokuratie beisammen wohnten. Nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen bereisete Napoleon, in Begleitung des Großherzogs von Berg, des Fürsten von Neufchatel und seines Adoptiv-Sohnes, die Grenzen des Herzogthums Venedig nach Deutschland hin und kehrte hierauf nach Mailand zurück. Zu Mantua hatte er eine Zusammenkunft mit seinem Bruder Lucian Bonaparte, welcher von Rom her zu ihm berufen war. Bot er ihm die spanische Krone an? Dies ist deshalb nicht unwahrscheinlich, weil er sich gedrückt fühlte durch den Schatten, den Lucians Grundsätze auf ihn warfen. Wie es sich damit auch verhalten mochte, das Verhältniß der beiden Brüder blieb für den Augenblick unverändert. Je standhafter aber Lucian blieb, desto auffallender spielte Napoleon den alten Kaiser: eine Rolle, worin er sich um so mehr gefiel, je leichter er in derselben täuschen zu können glaubte. Der Stadt Venedig einen Beweis seines Wohlwollens zu geben, sollte der Vice-König von Italien künftig den Titel eines Fürsten von Venedig führen. Zu gleicher Zeit ertheilte er der neugeborenen Tochter dieses Vice-Königs den Titel einer Prinzessin von Bologna. Der ehemalige Vice-Präsident und jetzige Groß-Siegelbewahrer Melzi d'Erile wurde, wegen seiner Verdienste und weil er auf dem Schlachtfelde von Lodi die Schlüssel der Stadt Mailand überreicht hatte, für sich und seine Erben zu dem Range eines Herzogs von Lodi mit einer angemessenen Ausstattung von Gütern, die der Kirche genommen

wurden, erhoben. Wegen der bedeutenden Vergrößerung des Königreichs Italien seit dem Jahre 1806 wurde festgesetzt, daß der Orden der eisernen Krone mit 15 Dignitarien, 50 Kommandeuren und 300 Rittern vermehrt werden sollte. Alle diese Einrichtungen und Gesetze wurden in der Versammlung der Wahl-Kollegien in Gegenwart des Königs von Baiern bekannt gemacht; und als dies geschehen war, hielt Napoleon eine Rede, worin er sagte: „Er sei zufrieden mit den Fortschritten, die seine italienischen Völker während seiner fast dreijährigen Abwesenheit gemacht hätten. Allein um die Schuld der Väter auszulöschen und sich eines hohen Geschicks würdig zu machen, bleibe noch viel zu thun übrig. Er setze seinen Ruhm darin, den Glanz und die Tugenden zurück zu führen, um welche Italien durch innere Zwietrachten und durch die bürgerliche Selbstsucht seiner frühern Bewohner gebracht worden sei. Wie viel er auch bereits für die Italiener gethan habe, so werde er doch noch weit mehr für sie thun, wenn sie die Franzosen wie ihre älteren Brüder betrachten und in der Vereinigung der eisernen Krone mit der französischen Kaiserkrone immer den Morgenstern ihrer Glückseligkeit und die Gewähr für ihre Institutionen und ihre Unabhängigkeit sehen wollten.“ So ahmte Napoleon die Sprache früherer Kaiser nach, ohne ein Gefühl davon zu haben, daß er von ihnen durch Jahrhunderte getrennt war, von welchen jedes die Gewalt, als Entwickelungsmittel der gesellschaftlichen Thätigkeit, immer überflüssiger gemacht hatte.

Inzwischen hatte sich das von ihm gestiftete Königreich Hetrurien zurückverwandelt in ein Großherzogthum Toskana, das, mit französischen Truppen besetzt, vorläufig zum französischen Reiche geschlagen war. Der 10. December war der Tag, an welchem die Königin Marie Luise mit ihren Kindern und mit einem bedeutenden Theile ihres Hofstaats Florenz verließ, um sich über Turin nach Madrid zu begeben. Schwerlich ahnete die junge Wittwe etwas von

den Schicksalen, die ihr bevorstanden. In ihrer Abschieds-Proklamation sagte sie denen, die bisher ihre Unterthanen gewesen waren: „daß, wenn je ein Gedanke den Schmerz der Trennung von ihnen lindern könnte, es der sein würde, daß so folgsame Unterthanen unter die glückliche Herrschaft eines Monarchen kämen, der, ausgestattet mit allen heroischen Tugenden, die Wohlfahrt seiner Völker auf alle Weise zu befördern verstehe.“ In Mailand traf sie mit Napoleon zusammen, und wohnte, welches auch ihre Empfindungen sein mochten, allen den Festen bei, wodurch der Aufenthalt des französischen Kaisers verherrlicht wurde: Festen, unter welchen sich besonders eine Naumachie in dem Circus des Forums Bonaparte auszeichnete.

Ganz Italien war am Schlusse des Jahres 1807 ein Bestandtheil des französischen Reichs; nur der Kirchenstaat, bestehend aus den Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino, ging davon ab. Auch diesem Staate stand eine wesentliche Veränderung bevor, von welcher im nächsten Kapitel die Rede sein wird. Wie hätte Napoleon des Pabstes schonen können bei seinen Entwürfen gegen Spanien, das ein so wesentlicher Bestandtheil des alten Kirchenreichs geblieben war?

Merkwürdig vor allem aber ward Napoleons Aufenthalt in Italien durch ein neues Dekret, das die Benennung des Dekrets von Mailand erhielt.*) Hierbei müssen wir um so mehr verweilen, weil in diesem neuen Gesetz sich der Aufklärungsgrad des anfangenden Jahrhunderts in Beziehung auf das, wodurch der Friede der Gesellschaft am sichersten bewahrt wird — wir meinen den freien Verkehr unter den verschiedenen Gliedern des menschlichen Geschlechts — sehr vollständig spiegelte.

Nach dem Frieden von Tilsit war, zur Fortsetzung des Streits um die Freiheit der Meere, von französischer

*) Es war vom 17. December 1807.

Seite ein kaiserlicher Beschluß bekannt gemacht worden, nach welchem die Douanen-Vorsteher von Curhaven bis nach Travemünde, sowohl auf dem Elbufer, als an den Landgrenzen, bevollmächtigt waren, alle aus englischen Fabriken oder vom englischen Handel herrührende Waaren, die man durch die ihrer Aufsicht anvertraute Linie einzuführen versuchen würde, wegzunehmen; wobei sowohl die Fabrik-, als die Kolonial-Waaren genau spezifizirt waren. Da nun dieser Beschluß, sofern er der Zerstörung des englischen Handels galt, von bei weitem größerer Wirkung sein mußte, als jenes allgemeine Dekret, wodurch die brittischen Inseln in Blokade-Zustand erklärt waren: so fühlte sich Großbritanniens Regierung dadurch zu Gegen-Maßregeln geneigt, von welchen man eingestehen darf, daß sie im Geiste der Präpotenz waren. Ein brittischer Kabinets-Befehl verordnete also: „daß alle Häfen und Plätze Frankreichs und seiner Verbündeten, auch jedes andern, mit England im Kriege begriffenen Landes, ferner alle Häfen und Plätze in Europa, von welchen, auch wenn sie nicht im Kriege mit Frankreich begriffen wären, die englische Flagge ausgeschlossen würde, endlich alle Häfen und Plätze in den Kolonien, die zu den Feinden Englands gehörten, in Absicht des Handels und der Schifffahrt eben den Einschränkungen unterworfen sein sollten, als wenn sie wirklich durch eine englische Seemacht blokirt würden.“ Zugleich verordnete dieser, nicht mehr Küstenstrecken, sondern den halben Erdball in Blokade-Zustand versetzende Kabinets-Befehl: „daß aller Handel mit Waaren, welche Produkte dieser Länder oder Kolonien wären, als ungesetzmäßig betrachtet und alle Schiffe, die von oder nach jenen Ländern oder Kolonien handelten, mit allen Gütern an Bord genommen und als gute Prisen den Wegnehmern zuerkannt werden sollten.“ Um indeß die Neutralen keinen anderen Beschwerden auszusetzen, als welche zur Ausführung dieses Beschlusses nothwendig wären, ja, um diesen Neutralen

sogar eine Gelegenheit zu verschaffen, sich mit Kolonial-Produkten, sowohl zum eigenen Bedarf, als zum Handel mit den Feinden Großbritanniens, zu verschaffen, wollte die englische Regierung gestatten: „daß Schiffe, welche nach einer, dem Blokade-Stande nicht unterworfenen Gegend gehörten, der Wegnahme und Condemnation nicht unterworfen wären, vorausgesetzt jedoch, daß diese Schiffe mit ihrer Ladung von einem Hafen oder Platze desjenigen Landes, zu welchem sie gehörten, unter solchen Umständen ausklarirt wären, unter welchen es erlaubt sei, direkt von einem Hafen oder Platze in den Kolonien der Feinde Englands, oder von diesen Kolonien direkt nach einem Lande, dem die Schiffe angehörten, oder nach einem Freihafen in den englischen Kolonien zu handeln." Gleichmäßig sollten von der Wegnahme und Condemnation ausgenommen sein: erstlich, Schiffe und Ladungen, welche nach einer Gegend gehörten, die mit England nicht im Kriege wäre, den von der englischen Regierung vorgeschriebenen Gesetzen gemäß ausklarirt hätten und direkt von einem Hafen oder Platze Großbritanniens, oder von Gibraltar oder Malta, oder endlich von irgend einem, den Verbündeten Englands gehörigen Hafen nach einem in der Klarirung angegebenen Hafen gingen; zweitens, Schiffe und Ladungen, welche nach einer, nicht im Kriege mit England begriffenen Gegend gehörten und nach einem englischen Hafen segelten. Endlich setzte die englische Regierung fest: „daß alle, mit französischen Certifikaten versehenen Schiffe, wenn sie vor ihrem Auslaufen Zeit gehabt hätten, sich von dem Inhalt dieser Ordre zu unterrichten, ohne Weiteres weggenommen und kondemnirt werden sollten."

Diesen englischen Kabinetsbefehlen setzte Napoleon Anfangs Anordnungen entgegen, wodurch er die Nordamerikaner zwang, den Vortheilen zu entsagen, welche diese, als brittische Frachtfuhrleute, schon seit mehreren Jahren gewonnen hatten; er ordnete nämlich sogenannte Ursprungs-

Certifikate an, welche sie in die Unmöglichkeit versetzten, den Engländern ihren Beistand in Vertreibung von Kolonial- und Manufaktur-Waaren noch ferner zu leisten. Hiermit jedoch nicht zufrieden, schleuderte er, von Mailand aus, ein neues Dekret in die Welt, nach welchem „jedes Schiff (von welcher Nation es auch sein möchte), das eine Durchsuchung von einem englischen Schiffe ausgestanden, oder sich einer Reise nach England unterworfen, oder an die brittische Regierung eine Abgabe gezahlt haben würde, für entnationalisirt gelten sollte." Als solches sollte es für englisches Eigenthum gelten, und wenn es in französische oder von französischem Militär besetzte Häfen einliefe, weggenommen und konfiscirt werden. Die brittischen Inseln wurden von neuem zu Wasser und zu Lande in Blokade-Stand erklärt, und jedes Fahrzeug, es möchte gehören welcher Nation es wolle, wenn es aus den Häfen Englands, oder aus den Häfen englischer Kolonien käme, oder dahin ginge, sollte, von französischen Kriegsschiffen oder Kapern aufgebracht, als gute Prise betrachtet werden; und diese Maßregeln sollten fortdauern, bis die englische Regierung zu den Grundsätzen des Völkerrechts zurückgekehrt sein würde.

Das Dekret von Mailand, worin Napoleon im Namen der sämmtlichen Souveräne Europa's sprach, konnte nicht verfehlen, in Erstaunen zu setzen. Dies Erstaunen war jedoch um so weniger gerechtfertigt, weil in der Periode, wo das Dekret von Mailand bekannt gemacht wurde, sämmtliche christliche Souveräne des europäischen Festlandes, den Pabst und den König von Schweden ausgenommen, gemeinschaftliche Sache mit Napoleon für die Bekämpfung Englands gemacht hatten. Die Veranlassung dazu hatte England selbst durch die gewaltsame Entführung der dänischen Flotte gegeben, worin man eine positive Verletzung des europäischen Völkerrechts zu sehen für gut befand.

Rußlands Kriegserklärung war vom 6. November. In ihr machte Alexander der englischen Regierung den Vorwurf, daß sie, dem guten Glauben und dem ausdrücklichen Inhalt der Traktaten zuwider, den russischen Seehandel zu eben der Zeit gedrückt habe, wo Ströme russischen Bluts in glorreichen Schlachten für Englands Sache geflossen wären. Außerdem sei Rußlands Friedensvermittelung verworfen worden, wie sehr die Natur der Sache es auch mit sich bringe, daß durch den Frieden zwischen Frankreich und Rußland die Einleitung zu einem allgemeinen Frieden gegeben sei. Das Verfahren gegen Dänemark, und Englands Bemühungen, die Genehmigung des russischen Kaisers in dieser, allen Grundsätzen des Völkerrechts Hohn sprechenden Angelegenheit zu gewinnen, habe der langen Mäßigung ein Ziel gesetzt. An eine Wiederherstellung der alten Verbindung zwischen England und Rußland sei nicht eher zu denken, als bis Dänemark befriedigt worden. Auch erwarte der russische Kaiser, daß der König von Großbritannien, anstatt seinen Ministern zu erlauben, die Kriegsfackel aufs Neue zu schwingen, aus eigenem Gefühl zur Abschließung des Friedens mit dem Kaiser der Franzosen schreiten werde: eines Friedens, dessen Abschluß die unschätzbaren Früchte der allgemeinen Ruhe über alle Völker ausbreiten werde.

So sprach Rußland, indem es vier Tage nach dieser Erklärung ein Embargo auf die englischen Schiffe in russischen Häfen legte.

Preußens Kriegserklärung entsprach der Lage, worin sich dies Königreich seit der Beendigung des letzten Krieges befand; sie war kaum noch mehr, als eine Klage über die harten Verpflichtungen, die der Tilsiter Traktat aufgelegt hatte. „Da" — so hieß es am Schlusse dieses merkwürdigen Manifestes — „alle Beziehungen zwischen Rußland und England aufgehört haben, und der König von Preußen durch seine Verhältnisse mit der Sache und dem System der benachbarten

und befreundeten Mächte genau verbunden, keine andere Regel seines Verhaltens kennt, als seine durch das Interesse seiner Staaten motivirten Pflichten und seine durch Traktaten feierlich kontrahirten Obliegenheiten: so entsagt er den Rücksichten, die bisher, in der eitlen Hoffnung eines schleunigen allgemeinen Friedens, waren respektirt worden." Diese Kriegserklärung war vom 1. December.

Österreich, dessen Grenzfestung Braunau seit dem Kriege von 1805 in den Händen Frankreichs geblieben war, hatte seit dem 9. November 1807 eine additionelle Friedens- und Grenzberichtigungs-Convention mit Frankreich abgeschlossen, nach welcher der Thalweg des Isonzo zur Grenzscheide zwischen dem Königreich Italien und den auf dem linken Ufer dieses Flusses gelegenen österreichischen Provinzen angenommen war. Da alle Schwierigkeiten wegen der Mündungen des Cattaro seit dem Frieden von Tilsit gehoben waren: so machte Frankreich sich anheischig, auch Braunau von seinen und seiner Verbündeten Truppen räumen zu lassen. Drei Monate nun nach Abschluß dieser Convention, hob Österreich seine öffentlichen Beziehungen mit England auf; die Kriegserklärung aber enthielt nur eine Herzählung der Schritte, welche Österreich theils vor, theils nach dem Frieden von Tilsit gemacht haben wollte, um England zu einem Frieden mit Frankreich zu bewegen. Hinsichtlich des Bombardements von Kopenhagen und der Wegnahme der dänischen Flotte, beklagte sich das Wiener Kabinet, „daß England diesen Eingriff in die Rechte neutraler Mächte mit offiziellen Erklärungen begleitet hätte, die den allgemein angenommenen Grundsätzen zuwider wären, so daß man in dem Gange des brittischen Ministeriums nichts weniger verkennen könne, als den festen Entschluß, selbst die Möglichkeit des Friedens zu entfernen und jedem auf die Wiederherstellung der Ruhe Europa's abzweckenden Vorschlage Gehör zu geben."

England nahm die beiden letzten Kriegserklärungen für

das, was sie waren, nicht für das, was ihre Überschrift besagte. Nur auf das russische Manifest antwortete es durch ein Gegen-Manifest voll bitterer Vorwürfe, die sich auf Rußlands Betragen nach dem Frieden von Tilsit bezogen. „Wenn dieser Friede" — so drückte es sich aus — „als die Folge und Strafe der vorgeblichen Unthätigkeit Englands betrachtet werden sollte: so könne der König von England nicht umhin, zu bedauern, daß der Kaiser von Rußland zu einer so übereilten und fatalen Maßregel seine Zuflucht in einem Augenblick genommen habe, wo er die bestimmteste Versicherung erhalten, daß Großbritannien die nachdrücklichsten Anstrengungen machen werde, um die Wünsche und Erwartungen seiner Verbündeten zu erfüllen: Anstrengungen, welche nach dem Frieden leider! hätten gemacht werden müssen, um eine Combination zu vereiteln, welche gegen Englands unmittelbare Sicherheit gerichtet gewesen wäre" . . .

Diese Auflösung früherer Coalitionen, verbunden mit einer Richtung gegen England, als Mittelpunkt und Seele aller bisher gegen Frankreich zu Stande gebrachten Verbindungen, erhob Napoleon auf den höchsten Punkt, der je von ihm erstiegen werden konnte. In der That, sofern hinsichtlich dieses Außerordentlichen von einem Culminations-Punkt des Ansehns die Rede sein kann, war derselbe am Schlusse des Jahres 1807 erreicht, so daß sein Herrscherleben in zwei gleiche Theile zerfällt, von welchen der erste die Geschichte seines Aufsteigens, der zweite die seines Niedersteigens enthält. Wir haben es von jetzt an nur mit der letztern zu thun und bitten vorläufig den Leser, genau auf alle die Stufen zu achten, die ihn bis ins Grab auf St. Helena führen. Der Abgangspunkt ist das Dekret von Mailand, worin er am vollständigsten als der europäische Universal-Monarch erscheint.

Wie man sich auch die gesellschaftlichen Erscheinungen der Vergangenheit auflösen möge: immer gelangt man zu

dem Ergebniß, daß Krieg und Handel die beiden Pole sind, um welche sich alles Gesellschaftliche von jeher gedreht hat. Hierbei aber ist nichts noch merkwürdiger, als das natürliche Verhältniß, worin Krieg und Handel zu einander stehen. Im Wesentlichen ist die Tendenz des Krieges niemals eine andere gewesen, als die Hindernisse fortzuschaffen, die sich dem freien Verkehr der Völker entgegen stellten; und selbst wenn aus dem Kriege nichts weiter hervorging, als eine Vergrößerung der Staaten, so war schon dadurch etwas für den freien Verkehr gewonnen. Allein die menschliche Natur bringt noch etwas mehr mit sich, als Bürger irgend eines größern oder kleinern Staats zu sein; der Mensch will dem ganzen menschlichen Geschlechte angehören, weil er ein Theil desselben ist, und für die Erreichung dieses Zwecks ist der Handel das einzige wirksame Mittel. Während demnach der Krieg nur für den Handel arbeitet, ohne sich um die wahre Bestimmung des letztern zu bekümmern, arbeitet der Handel gegen den Krieg; was dieser nur durch Gewaltmittel erreichen kann, dasselbe sucht jener durch die, in der Anerkennung des gegenseitigen Vortheils enthaltenen sanften Überredungsmittel zu erreichen. Im Kampfe zwischen England und Frankreich stand die Sache so, daß, während jenes, vermöge eines, seinen ganzen gesellschaftlichen Zustand durchdringenden Merkantilismus, die Gegenseitigkeit von dem Wesen des Handels ausschloß und sein fehlerhaftes System durch den Krieg vertheidigte, dieses die Gegenseitigkeit durch den Krieg zu erobern gedachte. Der Irrthum war auf beiden Seiten unstreitig gleich groß. Indeß, so wie die Begebenheiten das Schicksal der Menschen überhaupt unendlich mehr bestimmen, als Einsicht und Verstand, so ward es auch in diesem Kampfe der Fall, daß sich das Gesuchte zuletzt durch die Begebenheiten fand. Das Wie kann sich nur nach und nach offenbaren.

Sechstes Kapitel.

Ankunft des französischen Prätendenten in England. — Krieg zwischen Rußland und Schweden. — Vorkehrungen. — Schlau herbeigeführte Thron-Umwälzung in Spanien. — Napoleons Erscheinung auf dem Schlosse Marrac an der Grenze Spaniens, und Versetzung der spanischen Bourbons nach Frankreich. — Verhandlungen mit den Notablen Spaniens und Erhebung Joseph Napoleons auf den spanischen Thron. — Kapitulation des Generals Dupont. — Napoleons Zusammenkunft mit dem russischen Kaiser zu Erfurt.

Der Graf von Provence, von seinen Anhängern Ludwig der Achtzehnte genannt, hatte sich seit dem Schlusse des Jahres 1803 von Warschau nach Kiow begeben, weil er in dem russischen Reiche sicherer zu sein glaubte, als in der Hauptstadt einer abgelegenen Provinz Preußens. Bei dem innigen Verhältnisse Alexanders und Napoleons sich auch in Rußland nicht für gesichert haltend, faßte er, nach dem Frieden von Tilsit, den Entschluß, sich über Schweden nach England zu begeben, und kam den 30. October 1807 in Yarmouth an. Seine Zulassung fand Anfangs Schwierigkeiten: er mußte mehrere Tage im Hafen und zu Schiffe bleiben, bis er sich zuletzt gefallen ließ, statt eines Aufenthalts in der Nähe von London, um welchen er ge-

beten hatte, mit Holywoodhouse bei Edinburg vorlieb zu nehmen, wo von jetzt an sämmtliche Prinzen von der ältern Linie des Hauses Bourbon versammelt waren. Mehr, als jemals, knüpfte sich also das Schicksal dieses Hauses an das Schicksal Englands, was nicht ohne Erfolg blieb, als der Zeiten Erfüllung gekommen war . . .

Napoleon hatte zu Anfang des Jahres 1808 die Städte Kehl, Kassel und Wesel dem französischen Reiche einverleibt, und sich durch die Abtretung von Ostfriesland nebst Jever gegen die Stadt Vließlingen an den König von Holland einen gleich freien Einschritt in das letztere Königreich gesichert, als der Krieg zwischen Rußland und Schweden seinen Anfang nahm: dieser Krieg, der für Schweden nur allzu verhängnißvoll war.

Aufgefordert, bestehenden Traktaten gemäß, die Ostsee für ein geschlossenes Meer zu erklären und seine Waffen mit den Waffen Rußlands und Dänemarks gegen Englands Gewaltthaten zu vereinigen, läugnete Gustav IV. Adolph zwar keineswegs seine Verbindlichkeit zur Mitwirkung; aber, indem er sich darauf berief, daß jener Traktat unter Umständen geschlossen sei, die nicht mehr Statt fänden, verweigerte er seine Unterstützung, bis die französischen Truppen die Küsten der Ostsee verlassen haben und die Häfen Deutschlands dem englischen Handel geöffnet sein würden. Jene Aufforderung war zu einer Zeit gemacht worden, wo der Bruch zwischen England und Rußland noch nicht entschieden war (24. September). Als nun dieser zu Anfang des Novembers erfolgte, forderte der russische Kaiser den König von Schweden von neuem zur Mitwirkung gegen England auf. Doch Gustav IV. Adolph verfuhr gegen seinen kaiserlichen Schwager diesmal eben so, wie er im Jahre 1806 gegen den König von Preußen verfahren hatte: erst schob er die Antwort beinahe zwei Monate auf, während welcher er eine neue Allianz mit England unterhandelte, und als er sich endlich erklärte, geschah es mit bitteren Bemerkungen

über die Blödsichtigkeit der Freunde Napoleons. Von diesem Augenblick an war der Krieg gegen Schweden entschieden. Rußlands und Dänemarks Kriegserklärungen erschienen in einem und demselben Monat: jene den 10., diese den 29. Februar. Dem russischen System ergeben, brach auch Preußen alle seine Verbindungen mit Schweden ab, indem es den schwedischen Schiffen seine Häfen verschloß.

Schon den 20. Februar rückte ein russisches Heer, von dem General Burhöwden geführt, in Finland ein; und da zum Schutze dieser Provinz keine hinreichenden Streitkräfte vorhanden waren, so mußte General Klingsporn überall der russischen Übermacht weichen. Schon in den ersten sechs Tagen besetzten die Russen die Städte Lowisa, Burgo und St. Helsingfors und marschirten hierauf gerade auf die Hauptstadt Abo los, die keinen Widerstand leistete. Eine Proklamation des russischen Obergenerals enthielt, außer den Zusicherungen von Alexanders wohlwollenden Absichten, das Versprechen, daß, wenn die schwedischen Soldaten ihre Waffen freiwillig niederlegen wollten, für jedes Gewehr zwei Rubel, für jeden Säbel ein Rubel und für jedes Pferd zehn Rubel bezahlt werden sollten. Die Wirkungen dieser Bestechung blieben nicht aus, und der Verrath der Schweden vollendete, was Überraschung nicht vermocht haben würde. Die Festung Schweaburg, deren kräftiger Widerstand Finland gerettet haben würde, wurde mit der im Hafen liegenden Scheerenflotte von 94 Fahrzeugen den Russen von dem Vice-Admiral Cronstädt übergeben, der nun sogleich in russische Dienste trat. Unmittelbar nach diesem Ereigniß erklärte ein Manifest Alexanders, daß Finland seinem Reiche einverleibt sei und legte den Einwohnern die Pflicht der Huldigung auf. Empört von diesem Verfahren seines Schwagers, ließ Gustav IV. Adolph zu Stockholm den russischen Gesandten Alopäus sammt allen ihm beigegebenen Personen, so wie den russischen Konsul in Gothenburg verhaften, ohne davon irgend einen andern

Vortheil zu ziehen, als daß man, auch in Beziehung auf ihn, über Verletzung des Völkerrechts schrie und die Meinung noch mehr gegen ihn wendete.

Inzwischen hatten auch die Feindseligkeiten zwischen Dänemark, unterstützt von Frankreich auf der einen, und Schweden, unterstützt von England auf der andern Seite, ihren Anfang genommen. Den 13. März war König Christian VII. gestorben und der bisherige Kronprinz Friedrich auf den Thron gelangt. Mit Hülfe der von dem Prinzen von Ponte-Corvo befehligten Truppen hoffte der neue König sich der schwedischen Landschaft Schonen zu bemächtigen, welche schon in früherer Zeit Dänemark unterwürfig gewesen war. Doch die strenge Wache, welche die englischen Schiffe im Sunde hielten, verhinderte die Überfahrt der Truppen nach Schweden; und diesen glücklichen Umstand benutzend, ließ Gustav IV. Adolph solche Angriffe auf Norwegen machen, wodurch er die Wahrscheinlichkeit gewann, einen Ersatz für das verlorene Finland zu gewinnen. Im Laufe des Sommers kam dem bedrängten König noch ein Ereigniß zu Statten, das in kurzer Zeit durch ganz Europa wiederhallete. Dies war das Verschwinden der von Napoleon im Spätjahr 1807 nach Dänemark versetzten spanischen Truppen, welche unter dem General la Romana in Hetrurien gestanden hatten. Doch ehe wir dieses Ereignisses ausführlicher gedenken können, müssen wir nach Frankreich zurückkehren.

Nur darauf bedacht, wie er seinen Entwurf hinsichtlich Spaniens ins Werk richten wollte, jetzt aber über alle seine Erwartungen begünstigt durch den nordischen Krieg, fand Napoleon für gut, den Fortgang seines Unternehmens durch zwei Maßregeln zu unterstützen, denen er die Kraft zutraute, daß sie jeden Erfolg sichern würden.

Die erste dieser Maßregeln war die Beschränkung des Pabstes auf die geistliche Macht, oder vielmehr die Zurückführung desselben auf gänzliche Ohnmacht.

Dieſe ſchien ihm deshalb nöthig, weil, bei der Geneigtheit des ſpaniſchen Volks zum kirchlichen Fanatismus, durch den heiligen Vater leicht Kräfte angeregt werden konnten, die ſonſt, ſeiner Vorausſetzung nach, fortſchlummern würden. Er ertheilte alſo ſeinem General Miollis den Befehl, ſich nicht nur Roms, ſondern auch des ganzen Kirchenſtaats zu bemächtigen, und den Pabſt auf eine ſolche Weiſe gefangen zu halten, daß von ihm nichts zum Nachtheil Frankreichs ausgehen könnte. Miollis, verſchlagen und geiſtreich, war für einen ſolchen Auftrag wie geſchaffen. Als er mit ſeinen Truppen vor Rom erſchienen war, bat er um freien Durchzug nach Neapel, wohin ſeine Beſtimmung ihn führe. Der Durchzug wurde ihm bewilligt, weil er ihm nicht verſagt werden konnte. Sobald er nun in den Ringmauern Roms angelangt war, fuhr er ſein Geſchütz gegen den päbſtlichen Palaſt auf, blieb mit dem größten Theile ſeiner Truppen in Rom und verlegte die übrigen in die vornehmſten Städte des Kirchenſtaats, nicht ohne ſich der öffentlichen Einkünfte zu bemächtigen. Über den wahren Zweck ſeines Verfahrens äußerte er ſich mit keinem Worte. Durch die europäiſche Welt flog unterdeß die Kunde, „der heilige Vater leide dieſe gerechte Züchtigung, weil er unter dem Vorwande, die Religion verwerfe ein Bündniß, deſſen Zweck die Hemmung des Verkehrs ſei, ſich der Continental-Sperre widerſetzt habe:" eine Kunde, welche bei allen Leichtgläubigen Eingang fand und ſich bis auf dieſen Tag bei Denen erhalten hat, die in Napoleon nur den oberflächlichen Politiker ſehen, der ſich von dem Zufall der Ereigniſſe leiten läßt . . . Die ſeltſame Lage des Pabſtes dauerte anderthalb Jahre, bis er genöthigt wurde, ſie gegen eine noch ſeltſamere zu vertauſchen.

Die zweite Maßregel Napoleons war die Stiftung eines neuen Erbadels.

Ihre Nothwendigkeit lag in der Annahme des Kaiſertitels. Wollte Napoleon mit demſelben nicht vereinzelt ſein,

so mußte er Könige, Prinzen und Herzöge schaffen. Doch auch hierbei konnte er nicht stehen bleiben, weil Jeder über das, was er in der Gesellschaft vorstellt, sich immer nur durch Vergleichung zurecht findet. Es mußten also untergeordnete Titel hinzukommen. Diese nun waren die Titel von Grafen, Baronen und Rittern. Freilich waren diese Benennungen alt; der neue Erbadel unterschied sich deshalb jedoch nicht weniger von dem alten Erbadel: einmal, vermöge seiner Ausstattung, an welche sich keine Vorrechte knüpften; zweitens, sofern durch ihn eine Abstufung gebildet wurde, worin die Benennung von Herzog, Graf, Baron und Ritter eine bestimmte Bedeutung erhielten, und für die Mehrzahl der Geadelten eine Staatswürde bezeichneten; drittens, sofern, während der Feudaladel (wenigstens in den meisten Reichen) sich auf alle Mitglieder derselben Familie fortpflanzte, die Übertragung des neuen französischen Erbadels sich auf Ein Individuum beschränkte, obgleich mit Ausnahme der unteren Grade, welche mehreren Gliedern derselben Familie zu Theil werden konnten, wenn ihre Vermögensumstände sich damit vertrugen. Nach der Angabe des französischen Kaisers war der Zweck der neuen Institution ein doppelter; nämlich „den kaiserlichen Thron mit dem Glanze zu umgeben, die seiner Würde zukäme," und „in den Herzen der Franzosen eine lobenswürdige Nacheiferung dadurch anzuregen, daß neben glänzenden Zurückerinnerungen das Bild der Belohnungen erhalten würde, die, unter einer gerechten Regierung, auf große, dem Staate geleistete Dienste folgten." Sagen, daß der Senat die neue Schöpfung Napoleons mit Lobpreisungen überschüttete, dürfte fast überflüssig sein; in der Ansicht dieser Behörde hatte der Kaiser „durch diese große Institution allen den Einrichtungen, welche das französische Volk seiner Weisheit verdanke, das Siegel der Dauer aufgedrückt." Das mit derselben in Verbindung gesetzte sogenannte Siegel-Conseil der Titel kam bald in Thätigkeit.

Es erfolgte aber nicht bloß eine Veränderung der Titel, sondern auch eine Veränderung der Namen für Diejenigen, die durch ihren Stand als Prinzen, Reichsmarschälle, Minister, Senatoren, Staatsräthe, Gesetzgeber u. s. w. gesetzlichen Antheil an der Schöpfung des neuen Erbadels hatten. Der Reichs-Erzkanzler Cambaceres erhielt den Titel eines Herzogs von Parma, der Reichs-Erzschatzmeister Lebrun den eines Herzogs von Piacenza. Als Reichsmarschälle wurden zu Herzögen ernannt: Augereau zum Herzog von Castilien, Bessieres zum Herzog von Istrien, Davoust zum Herzog von Auerstädt, Moncey zum Herzog von Conegliano, Kellermann zum Herzog von Valmy, Lannes zum Herzog von Montebello, Massena zum Herzog von Rivoli, Mortier zum Herzog von Treviso, Ney zum Herzog von Elchingen, Soult zum Herzog von Dalmatien, Victor zum Herzog von Belluno. Die beiden General-Obersten Junot und Viesse de Marmont erhielten, jener den Titel eines Herzogs von Abrantes, dieser den eines Herzogs von Ragusa. Der Großstallmeister Coulaincourt sah sich in einen Herzog von Vicenza, der Großmarschall des Palastes, Duroc, in einen Herzog von Friaul verwandelt; eben so die Divisionsgenerale Arrighi de Casanova und Savary, jener in einen Herzog von Padua, dieser in einen Herzog von Rovigo. Die meisten Minister, Senatoren, Staatsräthe auf Lebenslang, Erzbischöfe, Präsidenten fügten ihrem Namen nur den Grafentitel hinzu; doch veränderten mehrere von ihnen mit dem Titel auch den Namen. Man unterschied sehr bald zwischen Titeln des Statuts vom 1. März (denn an diesem Tage machte Napoleon seine Schöpfung bekannt) und Titeln in Kraft kaiserlicher Spezial-Dekrete. Die Altadeligen, welche ihre Titel nicht hatten vergessen können, traten jetzt mehr, als jemals, in den Hintergrund zurück; und wollten sie wohl oder übel, so blieb ihnen nichts Anderes übrig, als ihrer bisherigen Sprödigkeit zu entsagen, den Staatsdienst für

ehrenvoll anzuerkennen, ihr Geschlecht gleichsam von neuem zu beginnen und ihre Beruhigung in dem Gedanken zu finden, daß alles der Veränderung unterworfen ist; wobei es denn freilich auch nicht an Solchen fehlte, die ihren Grundsätzen getreu blieben und über den Glanz der Neuadeligen nicht den Schmutz vergaßen, aus welchem er gleichsam filtrirt war.

Frankreich erfuhr diese Verwandlung am Vorabend der großen Begebenheit, bei welcher es auf nichts Geringeres angesehen war, als die ganze pyrenäische Halbinsel in das Machtgebiet Napoleons auf eine solche Weise zu ziehen, daß er zugleich seine Zwecke hinsichtlich der Bourbons und Großbritanniens erreichte.

Wir enthüllen, von jetzt an, eine Handlung, die sich in dem Zeitraum von fünf Jahren vollendet hat und in allen ihren Theilen so merkwürdig ist, daß sich in der Weltgeschichte schwerlich eine noch merkwürdigere antreffen läßt.

Als Frankreichs Verbündeter war Spanien seit dem Schlusse des Jahres 1804 in einem offenen Kriege mit England begriffen. In der Schlacht bei Trafalgar hatte es den Kampf um die Freiheit der Meere mit dem Verlust von mehreren Linienschiffen unterstützt; und im Jahre 1807 hatte es nicht bloß einen bedeutenden Theil seiner Truppen aus dem Königreich Hetrurien nach den Gestaden der Ostsee marschiren lassen, sondern auch seine Gefälligkeit so weit getrieben, daß es, mit Hinwegsetzung über die Forderungen der Blutsverwandtschaft, zur Vertreibung des Hauses Braganza mitgewirkt hatte. Wie unlauter nun auch die Beweggründe eines solchen Verbündeten sein mochten: so ließ sich doch an ihm nicht wiederholen, was die neapolitanischen Bourbons und der Prinz-Regent von Portugal hatten vernehmen müssen, nämlich, „daß er aufgehört habe, zu regieren.“ Wiederum war alles, was Napoleon bis zum Jahre 1808 in den Kriegen mit Österreich, Preußen und Rußland geleistet hatte, durchaus vergeblich, wenn

die Bourbons im Besitz des spanischen Thrones blieben; denn an diesen Besitz knüpfte sich eben so sehr die Unsicherheit der Dynastie Bonaparte, als der ungewisse Zustand des französischen Volks in dessen Verhältniß zu England. Wie aber aus dieser Verlegenheit kommen? oder vielmehr, wie es einleiten, daß das Beschlossene als ein Werk des bloßen Zufalls erscheinen möchte? Zu diesem Endzweck gab es nur Ein Mittel; und dies bestand darin, daß man die am spanischen Hofe herrschende Zwietracht und Karls IV. Schwäche benutzte, eine Entsagung herbei zu führen, die, wenn sie auch nicht die Rechtmäßigkeit, doch den Schein derselben gäbe. Es kam also darauf an, List und Gewalt auf eine solche Weise zu verbinden, daß der Erfolg unfehlbar würde, und daß es hinterher scheinen möchte, als habe Frankreich nur das gethan, was sich nicht habe vermeiden lassen. Für ein solches Werk war Napoleon auch dadurch der rechte Mann, daß er unerschütterlich war in Beschlüssen, die er sich einmal als nothwendig gedacht hatte . . .

Gleich zu Anfang des Jahres war eine neue Aushebung von 80000 Konskribirten durch einen Bericht des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Champagny, an den Kaiser gerechtfertigt worden, worin gesagt war: „England bedrohe die portugiesischen Häfen und Küsten, so wie Ceuta und Cadiz; die ganze pyrenäische Halbinsel verdiene folglich die Aufmerksamkeit des Kaisers.“ Dies waren nur Redensarten, wodurch in diesen Zeiten die Einbildungskraft der europäischen Völker beschäftigt und auf gewisse Ziele hingeleitet wurde. Zu eben der Zeit nun, wo im französischen Senate eine neue Menschenernte, die Napoleon zu halten für gut befand, Gegenstand einer leichten Erörterung war, näherte sich bereits ein zahlreiches französisches Heer, dessen Reiterei von dem Großherzog von Berg geführt wurde, der Scheidewand, welche Spanien von Frankreich sondert, während die allgemeine Voraussetzung war, daß die Höfe beider Länder im besten

Einverständniß lebten. Es war von Seiten Spaniens keine Hülfe gefordert worden; ungestört trieb Junot die den Portugiesen aufgelegte Kriegssteuer ein; und wenn England wirklich an der Küste Afrika's, oder auch auf Gibraltar, Truppen gesammelt hätte, was war davon zu fürchten, da es Spanien nicht an Mitteln fehlte, den Unternehmungen des Feindes in den Weg zu treten?

Was konnten also die in Spanien eindringenden französischen Armee-Corps bezwecken?

Zu dieser Frage waren die Spanier um so mehr berechtigt, da das Verfahren der französischen Generale im höchsten Grade auffällig war. Ihrem Vorgeben nach kamen sie als Verbündete, und die Mannszucht, welche sie übten, bewies, daß sie nicht als Feinde kamen. Gleichwohl bemächtigten sie sich der Grenzfestungen mit einer Entschlossenheit, die keinen Widerspruch gestattete. General Lecchi, welcher ein Armee-Corps führte, stellte sich am 29. Februar zu Barcellona an die Spitze der Wachtparade und marschirte ohne Musik und Trommelschlag nach der Festung, wo er auf dem Waffenplatze dem Kommandanten anzeigte, daß er im Namen seines Kaisers von der Festung Besitz nehmen werde. Überrascht, doch nicht die Besinnung verlierend, wollte der Kommandant sich und die Besatzung als kriegsgefangen betrachten; aber Lecchi sagte: „dazu sei keine Veranlassung, sie wären ja Freunde und Verbündete." Auf ähnliche Weise wurden Pamplona, St. Sebastian und Figueras erobert, und als das Fort Montjoui seine Thore verschloß, war es der spanische General-Kapitän von Barcellona, welcher sie den Franzosen zu öffnen befahl.

Nicht besser unterrichtet, als der große Haufen, gerieth der spanische Hof, der sich um diese Zeit in Aranguez aufhielt, in eine um so größere Verlegenheit, als man ihn von allen Seiten mit der Frage bestürmte, wie man das Betragen der französischen Generale zu deuten habe?

Der Friedensfürst — er, der sich bis jetzt bei weitem mehr durch die Gunst der französischen Regierung, als durch seine eigene Kraft behauptet hatte — mußte an sich selbst verzweifeln, sobald in Spanien etwas vorging, worüber er keine Rechenschaft zu geben vermochte. Lange unentschlossen, weil er an seinen Verhältnissen nichts verderben wollte, bequemte er sich endlich, jene Truppen, welche am Schlusse des abgewichenen Jahres nach Portugal gezogen waren, zurückkommen zu lassen; doch hatte der Generalissimus der Land- und Seemacht Spaniens wiederum nicht den Muth, an der Spitze eines Heeres zu fragen: was Napoleon in Beziehung auf Spanien wolle? Endlich langte Don Izquierdo, der geheime Botschafter des Friedensfürsten am französischen Hofe, ganz unerwartet in Aranguez an und überbrachte seinem Gebieter von Seiten Napoleons mündliche Anträge, welche die Bestürzung des Hofes vermehrten. Von welcher Beschaffenheit diese Anträge waren, ist das Geheimniß des Hofes geblieben; allein sie mußten ungewöhnlicher Art sein, weil die königliche Familie, nach einer fast dreitägigen Ungewißheit zwischen Annahme und Verwerfung, sich sogar entschloß, dem Beispiel des Prinz-Regenten von Portugal zu folgen, d. h. nach Mexiko auszuwandern.

Dies geschah zu einer Zeit, wo der Großherzog von Berg sich der Hauptstadt näherte und die Bewohner derselben dem Verdachte Raum gaben, die ganze spanische Nation sei von ihrer Regierung verrathen. Nicht vergessen waren die Auftritte vom October des abgewichenen Jahres. Der Friedensfürst, ein Gegenstand des allgemeinsten Abscheus, der Prinz von Asturien, ein Gegenstand der allgemeinsten Liebe — wie hätte es bei den Anreizungen, welche der geheimnißvolle Einmarsch der Franzosen gab, an Volksbewegungen fehlen können? Alles drehete sich um diese beiden Personen, und ihr Verhältniß schien das Schicksal des Königreichs entscheiden zu müssen, vorzüglich durch den

vom Volke unterhaltenen Wahn, daß die Franzosen nur zur Verdrängung des Prinzen von Asturien herbei geeilt wären. Man kannte nicht die grausame Verlegenheit des Friedensfürsten; und man kannte noch weit weniger die Hülflosigkeit des Prinzen von Asturien, einem französischen Heere gegenüber. Die Entscheidung konnte nun nicht lange mehr ausbleiben.

Am 15. März verbreitete sich von Aranguez her die Nachricht, „es werde im Staatsrathe die Frage verhandelt: ob die königliche Familie sich nach Sevilla begeben solle oder nicht; der Friedensfürst und die Königin wären für die Abreise, der Prinz von Asturien und sein Bruder Karl, unterstützt von vielen Räthen, widersetzten sich derselben, der König, unentschlossen, wie immer, zaudere, den Ausschlag zu geben, werde sich aber gewiß auf die Seite der Gemahlin und des Günstlings neigen." Mehr als jemals irre geführt durch dies Gerücht, fragten die Heftigeren unter den Bewohnern der Hauptstadt: „Soll denn auch in dieser verhängnißvollen Zeit der Wille eines unklugen, seine Nation verachtenden Ministers entscheiden und über den des Thronfolgers siegen, wie gut der letztere auch weiß, daß seine Krone in Gefahr schwebt? Wozu noch länger einen Menschen ertragen, dessen Hochmuth jeden Biedermann gekränkt hat, dessen Unfähigkeit nur allzu erwiesen ist und der in seiner Ehrlosigkeit keinen süßern Genuß kennt, als eine ganze große Nation zu entehren? Sind wir denn nicht mehr dasselbe Volk, das vor Jahrhunderten über zwei Erdtheile gebot? Nur allzu lange haben wir uns eine Schmach gefallen lassen, die, wenn wir sie noch länger ertragen, uns des Vorrechts berauben wird, in den Angelegenheiten des Vaterlandes ein Wort zu reden."

Die Leidenschaft des Volks stieg, so wie die Franzosen der Hauptstadt näher rückten; in gleichem Maaße nahm die Verlegenheit des Friedensfürsten zu. Schon wagte er nicht mehr, seinen Palast zu verlassen; und um sich

noch mehr zu sichern, verdoppelte er seine Wachen, die ein besonderes Losungswort erhielten. Eine Proklamation des Königs, in welcher die Versicherung gegeben wurde, daß der Hof mit nichts weniger, als mit einer Flucht, umgehe und daß die französische Armee das spanische Gebiet mit friedlichen und freundschaftlichen Gesinnungen durchziehe — diese Proklamation fand keinen Glauben. Die Zeiten der Täuschung waren vorüber; und obgleich der König in den Bewegungen der Hauptstadt nur Beweise von Anhänglichkeit an seine Person finden wollte und sich selbst, treuherzig genug, einen guten König nannte: so waren doch alle Bande der Achtung zerrissen; denn ein unmittelbares Gefühl sagte den Spaniern, daß, wer die Ehre des Hausvaters nicht zu retten vermag, nichts in sich trägt, um die Ehre der Nation zu retten. Auch geschah so Manches, das mit den Erklärungen des Hofes in geradem Widerspruch stand, wohin vorzüglich der Befehl gehörte, daß die Garden sich von Madrid nach Aranguez begeben sollten.

Kaum hatten diese die Hauptstadt verlassen, so eilte ein großer Theil von den Bewohnern derselben ihnen nach, fragend: „ob sie das Vaterland aufgeben und einem Könige folgen wollten, der seinen Unterthanen in dem entscheidenden Augenblick den Rücken weise und Spanien in Portugals Schicksal verwickeln wolle?“ Solche Reden machten Eindruck. Als man in Aranguez angelangt war, richtete sich die Leidenschaft sogleich gegen den Günstling. Er floh. Nach einigen Tagen entdeckt auf einem Kornboden, wurde er gemißhandelt vom Volke, und würde ganz unstreitig das Opfer der Rache geworden sein, wenn die Leibwache sich seiner nicht angenommen und wenn der Prinz von Asturien ihn nicht durch das Versprechen gerettet hätte, daß gutes und schnelles Gericht über ihn gehalten werden sollte.

Gleichzeitig (19. März) erfolgte die Abdankung Karls IV., welcher nur allzu gut fühlte, daß er seine bisherige Rolle

nicht länger fortsetzen könne. Der Prinz von Asturien, emporgetragen von der Volksgunst, wurde auf der Stelle zum König ausgerufen; und da auf diese Weise die Volksleidenschaft befriedigt war, so kehrte die Ruhe ganz von selbst zurück. Die königliche Familie blieb in Aranguez.

Die ersten Tage der Regierung Ferdinands VII. verstrichen unter Dienstbesetzungen, Amtsbestätigungen und Kundmachungen an auswärtige Höfe. Des jungen Königs erste Handlung war, die Staats-Sekretäre und den hohen Rath von Kastilien zu bestätigen, obgleich sich unter beiden Personen befanden, die ihre erste Anstellung dem Friedensfürsten verdankten und diesem bisher aufs Höchste ergeben gewesen waren; zu ihnen gehörte, als Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, Don Pedro de Cevallos, ein naher Verwandter Godoi's. Auch der Marine-Rath, an dessen Spitze der Friedensfürst, als General-Admiral von Spanien und Indien gestanden hatte, sollte in seiner bisherigen Zusammensetzung fortdauern, nur mit dem Unterschiede, daß der junge König den Vorsitz in demselben zu übernehmen gedachte. Eine Bekanntmachung vom 21. März stellte den Herzog von Infantado an die Spitze der spanischen Garden, indem sie ihn zugleich zum Präsidenten des hohen Raths von Kastilien erhob. Freudige Erwartungen beim Volke zu erregen, forderte Ferdinand VII. einen umständlichen Bericht über den Bau der Kanäle und Kunststraßen, und eine seiner Verordnungen beschränkte die Jagdgerechtigkeiten zum Vortheil der Stadt Madrid und ihrer Umgebungen. Den französischen Kaiser für die geschehene Thronveränderung zu gewinnen, war der Herzog von Frias an ihn abgesendet worden.

Ferdinand VII. verweilte noch zu Aranguez, als am 23. März, aus dem Hauptquartier von Somosierra abgesendet, Herr von Monthion, Adjutant des Großherzogs von Berg, daselbst anlangte und die Königin von Hetrurien zu sprechen wünschte. Diese hatte das ihr überreichte

Schreiben kaum gelesen, als sie den Überbringer bat, einen Augenblick zu verweilen, damit sie ihren Eltern die freundschaftlichen Gesinnungen des Großherzogs mittheilen könnte. Nach einer halben Stunde kam sie mit dem König und der Königin zurück; und nun zeigte sich sogleich, wie Karl IV., unter dem Einfluß seiner Gemahlin und seiner Tochter, die Begebenheiten der letzten acht Tage aufgefaßt hatte. Er trug dem Herrn von Monthion auf, dem Großherzog in seinem Namen für den Antheil zu danken, den er an seinem widrigen Schicksal nähme. Sein Unglück sei um so größer, als er seinen eigenen Sohn als den wahren Urheber desselben betrachten müsse. Künstlich habe man diese Revolution vorbereitet; große Geldsummen seien angewendet worden, sie in Gang zu bringen. Nur um sein und der Königin Leben zu retten, habe er der Krone entsagt; denn es sei nur allzu gewiß, daß man ihn, ohne diese Entsagung, in der nächsten Nacht ermordet haben würde. Jetzt verlange der Prinz, daß seine Eltern sich aufs Schleunigste nach Badajoz zurückziehen sollten. Das Klima dieser Gegend sage ihm aber nicht zu, und deshalb habe er um die Erlaubniß gebeten, einen andern Aufenthaltsort wählen zu dürfen, und vorläufig beschlossen, sich, mit Genehmigung des französischen Kaisers, in Frankreich niederzulassen ... „Ich habe," fiel die Königin ihrem Gemahl ins Wort, „meinen Sohn gebeten, unsere Abreise nach Badajoz wenigstens zu verschieben; allein er ist unerbittlich, und wir sollen den nächsten Monat fort" ...

Der Adjutant des Großherzogs von Berg wollte sich eben entfernen, als der König bemerkte: er habe an den Kaiser geschrieben und sein Schicksal in dessen Hände gelegt; dies Schreiben habe durch einen Courier überbracht werden sollen, allein die Gelegenheit, die sich ihm in der Person des Adjutanten darbiete, sei besser und sicherer. Mit diesen Worten ging er in sein Kabinet, holte das Schreiben und übergab es dem Adjutanten, mit dem Zusatze:

„O wie traurig ist meine Lage! Man zwang mich, den Friedensfürsten zu entfernen, den man jetzt zum Tode verurtheilen wird. Und worin besteht sein Verbrechen? Darin, daß er mir sein ganzes Leben hindurch zugethan war. Alles habe ich versucht, meinen unglücklichen Freund zu retten; da man aber taub geblieben ist für meine Bitte, so muß ich mich darauf gefaßt halten, daß der Tod des Friedensfürsten den meinigen beschleunigen werde.“

Man sieht, daß Napoleons aus List und Gewalt zusammengesetztes Verfahren die volle Wirkung hervorgebracht hatte, die seinen Absichten entsprach. Um das, was noch übrig war, zu erreichen, brauchte er sich nur zum Richter über Vater und Sohn aufzuwerfen; und wir werden nun sehen, welchen Ausgang dieser wichtige Handel gewann.

Weder die Ankunft des großherzoglichen Adjutanten in Aranguez, noch die geheime Unterredung, welche derselbe mit der Königin von Hetrurien gehabt hatte, konnte für Ferdinand VII. ein Geheimniß bleiben. Von diesem Augenblick an eilte er, nach Madrid zu kommen, dessen Bevölkerung bei einer so bestimmt ausgesprochenen Vorliebe für seine Person zu einer Schutzwehr für seine Rechte auf den spanischen Thron geworden war. Doch ehe er daselbst anlangen konnte, war ihm der Großherzog von Berg zuvorgekommen; und die Stellung, welche dieser einnahm, war so beschaffen, daß sie zugleich freundschaftlich und feindselig genannt werden konnte. Nur die Division Musnier war in Madrid eingerückt; die übrigen Truppen lagerten auf den Anhöhen, welche die Hauptstadt umgeben. Die Frage, was dadurch bezweckt werde, konnte niemand beantworten; denn die Antwort lag in den Absichten des französischen Kaisers, die niemand errathen konnte. Über die Vorgänge in Aranguez beobachtete der Großherzog von Berg ein hartnäckiges Stillschweigen; nur daß er zu verstehen gab, „daß, bis zur Anerkennung Ferdinands durch Napoleon, nichts von ihm verlangt werden könne, was

einer Anerkennung ähnlich sähe, und daß er folglich nur mit dem alten Könige unterhandeln werde. Diesen umgab er mit Wachen, damit weder ihm, noch dem Friedensfürsten etwas wiederfahren möchte, wodurch Napoleon verhindert würde, den sich darbietenden Knoten nach seinem Wohlgefallen zu lösen. Der französische Gesandte, welcher es bisher mit dem Prinzen von Asturien gegen den Friedensfürsten gehalten hatte, folgte der Richtung, die ihm der Großherzog gab.

Die letzten Tage des Märzes verstrichen so ruhig, als ob nichts weniger im Werke gewesen wäre, als eine gänzliche Umwälzung der Dinge in Spanien. Ferdinand VII., mit seinen Ministern im Kabinet beschäftigt, nahm nicht nur die Miene an, als ob er nichts befürchte, sondern suchte sogar das Wohlwollen des französischen Kaisers durch jede Gefälligkeit zu gewinnen, die sich mit seiner Würde vertrug. Da der Großherzog von Berg gegen den Staats-Sekretär, Don Pedro des Cevallos, geäußert hatte, daß es dem Kaiser Vergnügen machen werde, jenen Degen zu besitzen, den Franz I. in der Schlacht bei Pavia an die Generale Karls V. verloren, so mußte sich der Markis von Astorga, Oberstallmeister des Königreichs, mit einem zahlreichen Gefolge von Staatsbeamten in den Palast des Großherzogs verfügen, um diese Reliquie des spanischen Ruhms zu überliefern. Die Lage des neuen Königs zwischen fremdem Militär und einer ihm mit Begeisterung ergebenen Menge würde noch weit größere Opfer, wenn diese wären gefordert worden, gerechtfertigt haben.

Die französischen Blätter, welche Anfangs von den Begebenheiten zu Aranguez als von solchen gesprochen hatten, wodurch der spanische Thron erschüttert würde, stimmten, nach der Besetzung der Hauptstadt mit französischen Soldaten, einen Ton an, der weniger Gleichgültigkeit verrieth. Jetzt hieß es in ihnen: „die Behauptung, daß Karl IV. die Krone freiwillig niedergelegt habe, sei unhalt-

bar: Gewalt sei im Spiele gewesen, die äußerste, die widerrechtlichste Gewalt; der große Prozeß schwebe vor dem Richterstuhl des Kaisers und werde zu Bayonne abgeurtheilt werden." Man ging so weit, sich selbst des Friedensfürsten anzunehmen gegen Beschuldigungen, die der Parteigeist gegen ihn vorgebracht habe.

Den 2. April verließ Napoleon St. Cloud, um sich nach Bayonne zu begeben; und dies geschah, dem Vorgeben nach, auf den Empfang des Schreibens, das Karl IV. dem großherzoglichen Adjutanten Monthion anvertraut hatte, während die höchste Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß dies Schreiben eigentlich von St. Cloud ausgegangen war.*) Der wesentliche Inhalt desselben war, daß Karl erklärte, er sei zu allem, was sein Dekret vom 19. März, die Abtretung seiner Krone an seinen Sohn betreffend, enthalte, gezwungen worden, und hinzufügte: „gegenwärtig sicher und voll Vertrauens zu dem Edelmuth und dem Genie des großen Mannes, welcher sich immer als seinen Freund bewiesen habe, sei er bereit, die Entscheidung seines Schicksals, so wie des Schicksals der Königin und des Friedensfürsten, dem Ermessen Napoleons anheim zu stellen" . . .

Wenige Meilen von Tours stieß Napoleon auf den Herzog von Frias, der ein Schreiben von Ferdinand VII. überbrachte, worin dieser, nach einer kurzen Erwähnung der Vorgänge zu Aranguez, den schon früher ausgesprochenen Wunsch, sich mit einer Prinzessin des kaiserlichen Hauses zu verbinden, wiederholte; denn seine und seiner Vertrauten Voraussetzung war, der Ehrgeiz Napoleons finde seine Rechnung bei einer Verschwägerung mit dem bourbonischen Hause in einem so hohen Grade, daß man

*) Herr von Pradt in seinen Mémoires historiques sur la Révolution d'Espagne giebt dies sehr deutlich zu erkennen, und der Hauptbeweis liegt darin, daß der König Karl IV. und sein ganzer Hof das Französische viel zu sehr verlernt hatten, um einen so korrekten Brief zu schreiben.

dies als seine schwache Seite benutzen könne. Der französische Kaiser befahl dem Abgesandten, ihm nach Bayonne zu folgen; an diesem Orte gedachte er sämmtliche Glieder des spanischen Königshauses zu versammeln und das Schicksal dieser Dynastie zu entscheiden.

Es war indeß nicht leicht, Ferdinand VII. zu einer Reise nach Frankreich zu bewegen; denn wie konnte er die Hauptstadt Spaniens verlassen, ohne dem einzigen Mittel zu entsagen, wodurch er Autorität genoß? Um ihn gleichwohl zu einer solchen Verzichtleistung zu bewegen, wurden mehrere Listen angewendet. Zuerst verbreitete man das Gerücht, daß der Kaiser Willens sei, selbst nach Madrid zu kommen, und nöthigte dadurch den jungen König, Zimmer für den hohen Gast in Bereitschaft setzen zu lassen, sich selbst aber mit dem Gedanken einer Entgegenreise vertraut zu machen. Sodann erschien, von Napoleon gesendet, der General Savary, um sich zu erkundigen, ob die Gesinnungen des jungen Königs in Beziehung auf Frankreich denen des Königs, seines Vaters, gleich wären. Ferdinand gab hierüber die befriedigendsten Antworten, ohne zu ahnen, daß die Absicht dieser außerordentlichen Sendung keine andere war, als ihn zu einer Reise nach Bayonne zu bestimmen. Zwar ließ sich Savary darüber nicht aus; allein er wiederholte, daß der Kaiser nach Madrid kommen werde, daß er schon unterwegs sei, daß kein Augenblick verloren gehen dürfe, wenn man ihn außerhalb der Ringmauern von Madrid bewillkommnen wollte. Er fügte noch hinzu, daß Napoleon, von den Gesinnungen des jungen Königs vergewissert, kein Bedenken tragen werde, ihn als König von Spanien und Indien anzuerkennen.*)

Ob Ferdinand VII. sich hierdurch bewegen ließ, die

*) Savary handelte hierin bona fide; denn was Napoleon vorhatte, war ihm eben so unbekannt, als allen übrigen. Siehe Herrn von Pradts Mémoires historiques etc. pag. 80.

Hauptstadt zu verlassen, ist ungewiß. Indeß war seine ganze Lage so angethan, daß es in jedem Betracht besser für ihn war, Vertrauen zu dem französischen Kaiser zu fassen, als im Mißtrauen auszuschweifen. In Madrid glühete das Feuer unter der Asche; denn überdrüssig waren die Bewohner dieser Hauptstadt der lästigen Gäste, deren zweideutiges Verweilen ihre Kräfte erschöpfte. Ein einziges Wort, ja eine halbe Äußerung war hinreichend, einen Krieg zu entzünden, dessen Folgen sich nicht berechnen ließen. Es war doch wenigstens möglich, daß des Kaisers Entwürfe gegen England sich mit der Erhaltung der bisherigen Dynastie in Spanien vertrügen; der Kanonikus Escoiquiz, Ferdinands VII. erster Rathgeber, war sogar bei sich selbst überzeugt, daß Napoleon, ohne seinen Vortheil im höchsten Grade zu verkennen, keine Veränderung bewirken könne. Ferdinand entschloß sich also zur Reise, weil man hofft, was man wünscht. Doch war die Voraussetzung, daß diese Reise höchstens bis Burgos gehen würde; und in dieser Voraussetzung war man um so ruhiger, weil der General Savary um die Erlaubniß bat, den Wagen des Königs begleiten zu dürfen.

Ehe Ferdinand Madrid verließ, errichtete er eine Regierungs-Junta, an deren Spitze er seinen Oheim, den Infanten Don Antonio, stellte; sie erhielt die Vollmacht, alle vorkommenden wichtigen Angelegenheiten abzumachen und den besondern Auftrag, den Friedensfürsten gefangen zu halten. Die Abreise erfolgte den 10. April. Im Gefolge des Königs befanden sich: der Oberst-Hofmeister, Herzog von San Carlos, der Herzog von Infantado, der Kanonikus Escoiquiz, die Minister Cevallos, Musquiz und Labrador, die Grafen Villariero und Orgaz und der Markis von Ayerbe y Guadalcanar; denn es kam darauf an, in Ferdinands Person den König fühlbar zu machen. Für die Bewohner von Madrid war der Tag der Abreise ein Tag der Trauer, indem ein Vorgefühl ihnen sagte,

daß sie den jungen König nicht wieder sehen würden; doch legten sie der Abreise keine Hindernisse in den Weg . . .

Man langte zu Burgos an, fand aber den französischen Kaiser keineswegs daselbst. Sollte Ferdinand VII. weiter reisen, oder umkehren? Beides war gleich bedenklich. Falsche Schaam über eine vergebliche Reise und die Versicherung des Generals Savary, daß man den Kaiser gewiß in Vittoria antreffen werde, entschieden über Klugheit und sogar über Wohlanständigkeit. General Savary reisete rasch voran; der König und seine Begleiter folgten langsam.

Inzwischen war der Großherzog von Berg bemüht, den Friedensfürsten in Freiheit zu setzen, und der Widerstand, den die Regierungs-Junta Anfangs leistete, wurde dadurch besiegt, daß man ihr sagte, der Kaiser und der Prinz von Asturien wären darüber einig geworden, daß Don Emanuel Godoi nach Frankreich versetzt werden sollte. Kaum war diese Befreiung erfolgt, so kehrte der gefallene Günstling zu der königlichen Familie nach Aranguez zurück und fand sie beschäftigt mit den Anstalten zur Abreise nach Bayonne. Das ganze Drama näherte sich von jetzt an seinem Ausgange.

Auch in Vittoria befand sich der Kaiser nicht, als der junge König daselbst anlangte. Hier erfuhr dieser jedoch, daß Napoleon von Bordeaux abgereiset sei und sich auf dem Wege nach Bayonne befinde. Der Infant Don Carlos, der seinen Bruder begleitete, nahm, auf diese Nachricht, seinen Weg nach Bayonne. Ferdinand VII. war von neuem ungewiß darüber, ob er umkehren oder seine Reise fortsetzen sollte, als, ihm und seinen Begleitern unerwartet, der General Savary von Bayonne nach Vittoria zurück kam und folgendes kaiserliche Schreiben überbrachte, das die Antwort auf mehrere Zuschriften enthielt, womit Ferdinand seit dem November des abgewichenen Jahres sich an Napoleon gewendet hatte:

„Mein Bruder! Durch die Ihnen von dem Könige

Ihrem Vater, mitgetheilten Papiere, müssen Sie sich von dem Interesse überzeugt haben, das ich immer für Sie hegte. Sie werden mir also erlauben, unter den gegenwärtigen Umständen freimüthig und bieder zu Ihnen zu reden. Ich hoffte, bei meiner Ankunft in Madrid, meinen erlauchten Freund zu einigen nöthigen Reformen in seinen Staaten zu vermögen und der öffentlichen Meinung Genugthuung zu verschaffen; die Entfernung des Friedensfürsten schien mir für sein und seiner Unterthanen Glück nothwendig. Die Angelegenheiten des Norden verzögerten meine Reise, und während dem traten die Ereignisse von Aranguez ein. Ich bin nicht Richter weder über das Vergangene, noch über das Betragen des Friedensfürsten; aber das weiß ich, daß es gefährlich für Könige ist, wenn man den Völkern erlaubt, Blut zu vergießen und sich selbst Rache zu verschaffen; Gott bitte ich, daß Ew. Königliche Hoheit nicht einst selbst die Erfahrung davon machen möge. Es ist nicht zu Spaniens Vortheil, einen Fürsten übel zu behandeln, der eine Prinzessin aus königlichem Geblüte geheirathet und das Reich so lange regiert hat. Er hat keine Freunde mehr; aber Ew. Königliche Hoheit werden auch keine mehr haben, wenn Sie je unglücklich werden sollten; die Völker rächen sich gern für die Huldigungen, die sie uns darbringen. Wie könnte man übrigens auch dem Friedensfürsten den Prozeß machen, ohne ihn zugleich der Königin und dem Könige, Ihrem Vater, zu machen? Dieser Prozeß würde nur Haß und Parteisucht nähren und sein Ergebniß würde für Ihre Krone sehr nachtheilig ausfallen; denn Ew. Königliche Hoheit haben darauf keine Rechte, die Ihnen nicht durch Ihre Mutter übertragen wären; und wird diese durch den Prozeß entehrt, so zerreißen Sie Ihre eigene Gerechtsame. Verschließen Sie also schwachen und treulosen Rathgebern Ihr Ohr. Sie sind nicht einmal befugt, über den Friedensfürsten zu richten; denn seine Verbrechen, wenn ihm dergleichen vorzuwerfen

sind, verlieren sich in die Rechte des Throns. Ich habe oft den Wunsch geäußert, daß der Friedensfürst von den Geschäften entfernt werden möchte; aber meine Freundschaft für den König Karl vermochte mich, noch öfter zu schweigen und die Augen von der Schwachheit seiner Anhänglichkeit abzuwenden. Ist denn nicht Schwachheit und Irrthum unser gemeinschaftliches Loos? Doch dies alles läßt sich beilegen. Man verweise den Friedensfürsten aus Spanien, und ich biete ihm einen Zufluchtsort in Frankreich an. Was die Abdankung Karls IV. betrifft, so hat sie Statt gefunden in einem Augenblick, wo meine Armeen Spanien bedeckten: Europa und die Nachwelt werden dem Scheine nach urtheilen, ich hätte nur deshalb so viel Truppen nach Spanien geschickt, um meinen Bundesgenossen und Freund vom Throne zu stoßen. Als benachbartem Souverän ist es mir erlaubt, diese Abdankung kennen zu wollen, ehe und bevor ich darüber erkenne. Ich erkläre Ew. Hoheit, den Spaniern, der ganzen Welt: wenn die Abdankung des Königs Karl aus reinem Willen geschah, wenn er dazu nicht durch den Aufstand und den Volks-Tumult von Aranguez gezwungen wurde, so mache ich keine Schwierigkeit, sie zuzulassen und Ew. Königliche Hoheit als König von Spanien anzuerkennen. Ich wünsche daher, mich über diesen Gegenstand mündlich mit Ihnen zu unterhalten. Die Zurückhaltung, die ich hinsichtlich dieser Angelegenheit seit einem Monate beobachte, muß Ew. Königlichen Hoheit die Unterstützung verbürgen, welche Sie bei mir finden werden, wenn Faktionen irgend einer Art Sie auf Ihrem Throne beunruhigen sollten. Als der König Karl mir von den Ereignissen im letzten October Kunde gab, schmerzte mich dies aufs Empfindlichste, und ich glaube durch meine Vorstellungen zu dem guten Ausgange der Händel im Eskurial beigetragen zu haben. Dennoch hätten Ew. Königliche Hoheit in Manchem gefehlt; zum Beweise will ich mich nur auf den Brief beziehen, den Sie mir schrieben und

den ich gefliſſentlich immer ignorirt habe. Wenn Sie Ihrerſeits König ſind, ſo werden Sie erſt fühlen, wie heilig die Rechte des Throns ſind. Jeder Schritt eines Thronerben bei einem fremden Souverän iſt ein Verbrechen ... Jetzt kennen Ew. Königliche Hoheit meine Denkungsart ganz. Sie ſehen, daß ich zwiſchen verſchiedenen Gedanken ſchwanke, die fixirt werden müſſen. Indeß können Sie gewiß ſein, daß ich in allen Fällen mich gegen Sie, wie gegen den König, Ihren Vater, betragen werde. Glauben Sie an meinen Wunſch, alles im Guten beizulegen und Gelegenheit zu finden, Ihnen Beweiſe meiner Zuneigung und Hochachtung zu geben."

Dies Schreiben, worin ſich die ärgſte Liſt hinter der Larve der höchſten Offenheit verbarg, brachte die volle Wirkung hervor, die in Napoleons Wünſchen lag. Fortgezogen durch die Kraft von Worten, die deſto mehr Vertrauen einflößten, je weniger ſie irgend eine Schmeichelei enthielten — hingeriſſen zugleich von jenem gewaltigen Schickſal, das über Sterbliche waltet, ſetzte Ferdinand VII. ſeine Reiſe von Vittoria nach Bayonne fort, ohne auf den Rath ſeiner Miniſter zu achten, von welchen Cevallos ihn am meiſten mit abſchreckenden Vorſtellungen beſtürmte. In der That war es jetzt zu ſpät, ans Umkehren zu denken, da man nicht wiſſen konnte, welche Maßregeln für dieſen Fall genommen waren. Savary ſeinerſeits verſicherte: er wolle den Kopf verlieren, wenn der Kaiſer den jungen König nicht eine Viertelſtunde nach ſeiner Ankunft in Bayonne anerkannt habe. „Vielleicht, fügte dieſer General hinzu, wird der Kaiſer, um konſequent zu ſein, Ihnen anfänglich nur den Titel Hoheit geben; aber nach fünf Minuten wird er Ihnen die Majeſtät bewilligen und nach drei Tagen wird alles in Ordnung gebracht ſein, und Ew. Majeſtät werden ſogleich nach Madrid zurückkehren." *)

*) So erzählt Cevallos, und es iſt kein Grund vorhanden, die Treue ſeines Berichtes in Zweifel zu ziehen.

Indem Ferdinand VII. seinen Weg fortsetzte, erschienen endlich jenseits St. Juan de Luz, begleitet von einer Abtheilung der Ehrenwache, welche die Einwohner von Bayonne für den Empfang des Kaisers errichtet hatten, der Fürst von Neufchatel (Alexander Berthier) und der Herzog von Friaul (Duroc), den König von Spanien nach Bayonne einzuladen, wo, wie sie sagten, ein Haus zu seinem Empfang bereitet sei. Dies war das verfallene Hotel des ehemaligen Intendanten; vielleicht die angemessenste Wohnung für Ferdinand VII., aber deshalb nicht weniger ein Gegenstand spöttischer Bemerkungen für seine Begleiter, welche ganz aus der Acht ließen, daß Bayonne nicht die Hauptstadt des Reichs war.

Den 20. April, in der Mittagsstunde, war Ferdinand VII. in der für ihn bestimmten Wohnung angelangt, als zwei Stunden darauf Napoleon, begleitet von mehreren Generalen, vom Schlosse Marrac her erschien, um ihm den ersten Besuch abzustatten. Ferdinand geht ihm bis an die Hausthüre entgegen; Beide umarmen sich; Napoleon verweilt nur einige Augenblicke und entfernt sich nach einer zweiten Umarmung. Unmittelbar darauf von dem Großmarschall des kaiserlichen Palastes zur Mittagstafel eingeladen, begiebt sich Ferdinand in einem Wagen des Kaisers nach Marrac, wird von Napoleon am Kutschenschlage empfangen und von dessen Hand in sein eigenes Wohnzimmer geführt. Man setzt sich zur Tafel, die Unterhaltung ist förmlich und einsylbig, Napoleon aber unterläßt nicht, seinen Gast, nach aufgehobener Tafel, bis an den Kutschenschlag zurück zu führen. Kaum ist Ferdinand nach seiner Wohnung zurück gekommen, als eben der General Savary, der sich noch gestern mit seinem Leben für die Anerkennung des jungen Königs verbürgt hat, bei ihm anlangt, um ihm anzuzeigen, „daß sein Kaiser unwiederruflich beschlossen habe, seine Dynastie an die Stelle der spanischen Bourbons zu setzen." Da dies bei weitem mehr ist, als Ferdinand

und seine Begleiter erwartet haben, so gerathen sie in das größte Erstaunen; denn wie schwach auch ihre Erwartungen gewesen sein mögen, so haben sie sich doch nicht einbilden können, daß eine so wichtige Sache mit so wenigen Worten abzumachen sei.

Gleich am folgenden Tage offenbarte sich der Unterschied des französischen und des spanischen Geistes in den Unterredungen, welche erst der Minister Graf Champagny und dann der Kaiser selbst mit dem Staats-Sekretär Cevallos hatten. Ihm begreiflich zu machen, daß Spaniens Glück und das Interesse der Bourbons zwei ganz verschiedene Dinge wären, war durchaus unmöglich; seine Gesetzlichkeit trotzte jeder Vorstellung, wodurch man ihn in eine andere Bahn zu leiten gedachte, und wenig fehlte daran, daß er sich beleidigt fühlte, als Napoleon zu ihm sagte: „er müsse schulterfreier werden — er müsse liberalere Ideen annehmen." Gleichen Starrsinn bewies Don Pedro Labrador, der zweite Minister, mit welchem der Graf Champagny unterhandelte; denn auch er konnte sich nicht darin finden, daß die Sache bereits abgemacht sei und daß es nur darauf ankomme, alles zur Zufriedenheit der dabei betheiligten Personen auszugleichen. Mit Unwillen verwarf er den Vorschlag, daß der Prinz von Asturien durch den hetrurischen Thron entschädigt werden sollte, und fand es seltsam, als ihm gesagt wurde: „ein Thron sei kein Eigenthum, und werde immer nur unter der Bedingung gegeben, daß man ihn zu vertheidigen verstehe." Den hartnäckigsten Widerstand leistete der Kanonikus Escoiquiz, der geistreichste von den Vertheidigern Ferdinands. In den wiederholten Unterredungen, die er mit Napoleon hatte, stellte er in den lebhaftesten Farben alle die Folgen dar, welche die Verdrängung der Bourbons aus Spanien nach sich ziehen würde: die Empörung der Spanier gegen ein so gewaltsames Verfahren — den Abfall der Kolonien — die Erbitterung der europäischen Mächte. Napoleon hörte ihm

aufmerksam zu; da er sich jedoch von dem einmal gefaßten Entschluß nicht abbringen lassen konnte, ohne sein ganzes bisheriges Verfahren zu verdammen und für die Zukunft mit sich selbst in Widerspruch zu treten: so war er nur allzu geneigt, die Vorstellungen des kühnen Kanonikus als Übertreibungen zu betrachten. „In den Mönchen," sagte er, „finde ich das beste Mittel, die Nation im Zaum zu halten; ich mache sie verantwortlich für die öffentliche Ruhe. Die Kolonien werden nicht abfallen; ich weiß dies, weil ich Einverständnisse mit ihnen unterhalte. Was die Mächte betrifft, so fürchte ich nichts von der einzigen, die mir einige Unruhe verursachen könnte. Der Kaiser von Rußland, dem ich zu Tilsit meine Entwürfe auf Spanien mittheilte, billigte dieselben und gab mir sein Ehrenwort, sich ihnen nicht zu widersetzen. Die übrigen Mächte werden sich nicht rühren.*) Ich habe den unwiederruflichen Beschluß gefaßt, meinen Entwurf hinsichtlich einer Dynastie-Veränderung in Spanien ins Werk zu richten. Sagen Sie dies dem Prinzen Ferdinand und fordern Sie ihn auf, mir kategorisch auf den Vorschlag zu antworten, den ich ihm habe machen lassen, mir seine Rechte auf den spanischen Thron gegen Toskana abzutreten, und zwar vor der Ankunft des Königs Karl, seines Vaters. Sagen Sie ihm, daß sein Starrsinn zu nichts dienen wird, weil ich von

*) Napoleons Worte waren: Je ne crains rien de l'unique puissance qui pourrait me donner quelque inquiétude. L'Empereur de Russie, à qui je communiquai à Tilsit mes projects sur l'Espagne, qui datent de cette époque, les approuva et me donna sa parole d'honneur de ne point s'y opposer. Quant aux autres puissances, elles se garderons bien de remuer. Siehe die Unterredung des Kanonikus Escoiquiz in den Mémoires historiques etc. par M. de Pradt. Hat Escoiquiz dies nicht erfunden, so liegt darin eine Bestätigung unserer Behauptung, daß der Krieg mit Österreich, Preußen und Rußland nur die Einleitung zur Besitznahme des spanischen Throns gewesen sei.

seinem Vater alles erhalten werde, was ich verlange, und daß in diesem Falle Toskana bei Frankreich bleibt."

Die Ankunft Karls IV. und seiner Gemahlin machte diesen Unterhandlungen ein Ende. Seit der Befreiung des Friedensfürsten sich selbst zurückgegeben, folgten beide mit Freuden dem Rufe Napoleons; denn nichts galt ihnen ein Thron, den sie nicht länger mit dem bisherigen Günstling theilen sollten. Zu Vittoria zerriß Karl IV. zuerst die Bande, welche ihn an Spanien knüpften, indem er hundert Gardisten, die seine Wache bilden wollten, entfernte und den General Verdier um eine Wache bat. Von dem Fürsten von Neufchatel beim Eintritte in das französische Gebiet empfangen, langten König und Königin den 30. April in Bayonne an, wo alle Anstalten so getroffen waren, daß man in Karl IV. den einzig rechtmäßigen König erkennen mußte. Vor ihnen war der Friedensfürst angelangt, und in den Unterredungen, welche dieser mit Napoleon gehabt hatte, war das Verfahren gegen Ferdinand festgestellt worden. Sobald nun die zu Bayonne anwesenden Granden dem König und der Königin ihre Aufwartung gemacht hatten, erfolgte eine erste Unterredung zwischen Vater und Sohn. Sie war nur kurz. Der König machte dem Prinzen den Vorwurf, daß er seine grauen Haare beleidigt habe, behauptete, daß er mit innerm Vorbehalt der Krone entsagt habe, und verlangte von seinem Sohne Verzichtleistung auf dieselbe. Ferdinand, dessen Lage mit jedem Augenblick mißlicher wurde, nahm Rücksprache mit seinen Räthen und entschloß sich zu einer bedingten Entsagung, wobei er seinem Vater gewissermaßen zur Pflicht machte, nach Madrid zurück zu gehen, daselbst, wo nicht die Cortes, doch wenigstens die Tribunäle des Königreichs zu versammeln und in deren Gegenwart das ihm angeblich entrissene Zepter zurück zu nehmen.

Der Kampf zwischen Vater und Sohn war hierdurch seiner Entscheidung näher gebracht, und Napoleons Unge-

bald beschleunigte dieselbe. Karl IV. forderte gleich am folgenden Tage (3. Mai) unbedingte Entsagung in einem Schreiben, worin er sagte: „Ferdinands Betragen habe zwischen ihm und dem spanischen Thron eine eherne Scheidewand gezogen; König von den Rechten seiner Väter her, habe er nichts von ihm anzunehmen; am wenigsten werde er in eine Versammlung der Cortes willigen; alles müsse für das Volk, nichts durch dasselbe geschehen; diesen Grundsatz vergessen, heiße, sich eines Verbrechens schuldig machen; sein ganzes Leben hindurch habe er sich seinen Völkern aufgeopfert und die Bitterkeit seiner letzten Jahre werde er dem unwürdigen Sohne nur dann verzeihen, wenn er mit der Gewißheit ins Grab steige, daß Spanien seine Religion, die Unversehrtheit seiner Provinzen und seine Unabhängigkeit gerettet habe."

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß, wenn Karl IV. der in diesem Schreiben enthaltenen Gesinnungen und Grundsätze wirklich fähig gewesen wäre, er nie nöthig gehabt hätte, sie in Bayonne auszusprechen oder vielmehr durch Andere aussprechen zu lassen. Ferdinand ermangelte nicht, den Inhalt des väterlichen Briefes zu widerlegen und dem Könige zu wiederholen, daß er bereit sei, ihn nach Spanien zu begleiten und vor den versammelten Cortes einer Krone zu entsagen, die sein Vater zurücknehmen wolle; könne sich aber der König nicht zu einer Rückkehr nach Spanien entschließen, so möchte er wohl bedenken, daß es auf nichts Geringeres ankomme, als die bourbonische Dynastie für immer vom spanischen Throne auszuschließen, und daß er auf französischem Boden nicht dem Verdacht entgehen könne, als habe er unfrei gehandelt: ein Verdacht, der allein hinreichen würde, seine Handlung zu entkräften.

Dies Schreiben war vom 4. Mai; und zugleich war es das letzte, das in dieser wichtigen Angelegenheit verfaßt wurde. Am folgenden Tage ließ Karl, nachdem der französische Kaiser einen Theil des Nachmittags bei ihm zuge-

bracht hatte, seinen Sohn rufen, überschüttete diesen, in Gegenwart Napoleons und seiner Gemahlin, mit den bittersten Vorwürfen und verlangte unbedingte Entsagung. Dabei blieb es nicht. Auch die Königin trat, gleich einer Megäre, hervor, bedeckte ihren Sohn mit Flüchen und Schmähungen der niedrigsten Art, und forderte den französischen Kaiser auf, „den Entarteten aufs Blutgerüst führen zu lassen." Jetzt widerstand Ferdinand nicht länger. Die unbedingte Entsagungs-Akte wurde aufgesetzt und den 6. Mai eingehändigt . . .

Zu den Eigenthümlichkeiten Napoleons gehörte, daß er bei aller Gefühllosigkeit, wenn es die Durchführung seiner Entwürfe galt, doch durch ein einziges Wort, einen einzigen Zug tief erschüttert werden konnte. Er hatte ein unermeßliches Königreich durch den letzten Auftritt gewonnen; und doch vermochte er sich nicht von der Erinnerung zu trennen, daß eine Mutter ihn ersucht hatte, ihren Sohn aufs Blutgerüst führen zu lassen. Wie besessen von diesem Gedanken, begab er sich, um frische Luft zu schöpfen, in den Garten von Marrac, den er in allen Richtungen durchlief. Zuletzt versammelte er Alle, die sich in seiner Nähe befanden, um sich, und erzählte diesen, mit der ihm eigenthümlichen Lebendigkeit, was ihm begegnet war. Er malte den König Karl, wie er sich gegen seinen Sohn über Verschwörungen, Kränkungen aller Art und Verlust der Krone beklagt, die er, unter den Stürmen Europa's, gerettet hat. „Das war," fügte er hinzu, „der König Priamus, wie er leibt und lebt; und der Auftritt fing an sehr schön zu werden, als die Königin hinzutrat und unter Schimpfreden und Drohungen, deren Gegenstand ihr Sohn ist, mich bittet, diesen Sohn das Blutgerüst besteigen zu lassen. Welches Weib! welche Mutter! Sie hat mir Entsetzen eingeflößt; ich habe Bedauern mit dem Unglücklichen gefühlt." . . . Dann, gleichsam wieder zu sich kommend, fuhr er also fort: „Unter diesem Volk ist der Friedensfürst

der einzige Mann von Kopf; er wollte alle nach Amerika versetzen und gerade das war groß und schön gedacht. Welche unermeßliche Throne, die von Mexiko und Peru! Wie viel läßt sich da schaffen und wirken! Und welche Ergebnisse für die ganze Welt!*) . . .

Karl IV., durch Ferdinands unbedingte Entsagung wieder König, rief seinen Bruder, den Infanten Don Antonio, von der Spitze der Regierungs-Junta nach Bayonne und übertrug dem Großherzog von Berg, als General-Lieutenant des Kaisers in Spanien, den Vorsitz bei dieser Junta, damit er bis zur Besetzung des spanischen Throns durch Vereinigung der Civil- und Militär-Macht die öffentliche Ruhe um so nachdrücklicher beschützen möchte. Dies war der letzte Regierungs-Akt des alten Königs, der ohne Bedauern alle seine Rechte als König von Spanien in die Hände Napoleons legte. Hierüber wurde ein förmlicher Vertrag geschlossen, wodurch ihm der kaiserliche Palast zu Compiegne mit den dazu gehörigen Parks und Forsten, eine Civilliste von 30 Millionen Realen, 2 Millionen Wittwengehalt für die Königin und 400,000 Franken Rente für die sämmtlichen Infanten, mit Vorbehalt des Anheimfalls dieser Rente von einem Zweige an den andern, im Fall einer von ihnen aussterben sollte, und des Rückfalls an die französische Krone, wenn alle Zweige ausgestorben sein sollten, gesichert wurde. Für die Entsagung aller Allodial- und Privat-Besitzungen erhielt er außerdem das Schloß Chambord und den Genuß der Einkünfte von Kommenthureien für die spanischen Infanten.

Mit dem Prinzen von Asturien wurde ein besonderer Vertrag geschlossen. Dieser Prinz trat in demselben der Verzichtleistung seines Vaters auf den Thron Spaniens und Indiens bei und entsagte als Thronerbe allen seinen

*) S. Mémoires historiques etc. par Mr. de Pradt, pag. 130 und 131.

Kirchen. Selbe bewilligte ihm der päpstliche Kollektor Ubal. Königliche Gebäude, und alles Kirchengut, das vor Zeiten den Juden gehört hatte, Schulen und seine Bibliotheken den Juden. Einkünfte: Die Synagogen, die Juden den Katholiken entrissen hat Peter von Pavillac, Pavie und Valladolid von Rauenes in Spanien (Rauenes kommt) und den Juden gehörige Gebäuden von 50000 Thaler, und Einkünfte, Jenen den Judenzoll beim Eingange und die jährliche Steuer und so die Schulen und Judenten Don Rodrigo, so daß der König von Spanien beziehen soll. Gold und Silber, welches den Gerard einen Synagogen Thaler von 40000 Dukaten, gegossen und gemünzt, Juden gehörten Gold und gemünzt zum größten Theil. Auch Jenen Schmuck der Juden, Ihre Kasse und Ihre Zeichen wurde der Kön. Königliche Schatz, so wie Ihren Judenzoll beim Eingange Ihre Synagogen Thaler von 40000 Dukaten, die Juden Gold und Silber, welches den Juden gehörte zum größten Theil. Auch Jenen Schmuck der Juden, Ihre Kasse und Ihre Zeichen und seine Bibliotheken den Juden. Einkünfte: Die Synagogen, die Juden den Katholiken entrissen hat Peter von Pavillac, Pavie und Valladolid von Rauenes in Spanien (Rauenes kommt) und den Juden gehörige Gebäuden von 50000 Thaler, und Einkünfte, Jenen den Judenzoll beim Eingange und die jährliche Steuer und so die Schulen und Judenten Don Rodrigo, so daß der König von Spanien beziehen soll. Gold und Silber, welches den Gerard einen Synagogen Thaler von 40000 Dukaten, gegossen und gemünzt, Juden gehörten Gold und gemünzt zum größten Theil. Auch Jenen Schmuck der Juden, Ihre Kasse und Ihre Zeichen wurde der Kön. Königliche Schatz, so wie Ihren Judenzoll beim Eingange Ihre Synagogen Thaler von 40000 Dukaten, die Juden

Schulen. Selbe bewilligte ihm der päpstliche Kollektor Ubal. Königliche Gebäude, und alles Kirchengut, das vor Zeiten den Juden gehört hatte, Schulen und seine Bibliotheken den Juden. Einkünfte: Die Synagogen, die Juden den Katholiken entrissen hat Peter von Pavillac, Pavie und Valladolid von Rauenes in Spanien (Rauenes kommt) und den Juden gehörige Gebäuden von 50000 Thaler, und Einkünfte, Jenen den Judenzoll beim Eingange und die jährliche Steuer und so die Schulen und Judenten Don Rodrigo, so daß der König von Spanien beziehen soll. Gold und Silber, welches den Gerard einen Synagogen Thaler von 40000 Dukaten, gegossen und gemünzt, Juden gehörten Gold und gemünzt zum größten Theil. Auch Jenen Schmuck der Juden, Ihre Kasse und Ihre Zeichen wurde der Kön. Königliche Schatz, so wie Ihren Judenzoll beim Eingange Ihre Synagogen Thaler von 40000 Dukaten, die Juden

um ein Volk in seine Gewalt zu bringen und es gleichsam in die Tasche zu stecken, nichts weiter erforderlich sei, als es seiner höchsten Autoritäten zu berauben. Er machte jedoch bald nach der Ankunft des Königs Karl IV. in Bayonne die Erfahrung, daß auch Völker eines Entschlusses fähig sind. Am zweiten Mai gab die Abreise des Infanten Don Antonio und der Königin von Hetrurien die Veranlassung zu einem blutigen Kampfe. Diese Fürstin wollte eben in den Wagen steigen, als das Volk von Madrid Händel mit einem Adjutanten begann, den der Großherzog von Berg abgeschickt hatte, um der Fürstin Glück zur Reise zu wünschen. Der Adjutant entkam der ihn bedrohenden Gefahr nur dadurch, daß zehn Grenadiere von der nächsten Wache ihm zu Hülfe eilten. Dieser Lärm war noch nicht vorüber, als ein zweiter französischer Offizier von einem andern Volkshaufen angegriffen und verwundet wurde. Bald zeigte sich, daß alles vorbereitet war. Die große Straße von Alkala, das Sonnenthor, die Piazza mayor füllten sich mit Volk. Der Großherzog von Berg, ohne auf die Rathgebungen der Minister Azanza und Offaril zu achten, ließ General-Marsch schlagen und alle französischen Truppen ins Gewehr treten. Mehr bedurfte es nicht, um ein Gemetzel herbeizuführen, in welchem die Bewohner Madrids freilich unterlagen, doch nicht ohne 2000 Franzosen getödtet zu haben; denn so weit reichte ihre Wuth, daß sie sich mit bloßen Knitteln und Messern auf die Bajonette ganzer Kompagnien warfen. Als das Unglück geschehen war, verordnete die Regierungs-Junta eine Entwaffnung. Die Militär-Polizei begann hierauf ihr kurzes und strenges Geschäft. Ein Winkel des Prado wurde zum Schauplatz für die Bestrafung der Ruhestörer erkoren und hier ließ der Großherzog von Berg Überwiesene und Verdächtige erschießen, ohne des Unterschiedes zwischen Geistlichen und Weltlichen zu achten.

So endigte dieser erste Versuch, einen jungen König

wieder zu erkämpfen, den man aus Gründen liebte, worüber sich keine Rechenschaft geben ließ. Die Kunde von dem, was am 2. Mai in der Hauptstadt vorgegangen war, verbreitete sich mit den üblichen Übertreibungen bald über die ganze Oberfläche der Halbinsel; und, indem die Gesinnung fast überall dieselbe war, wie hätte es fehlen mögen, daß im ganzen spanischen Volke der Geist des Widerstandes erwachte? Zwar versprach Napoleon in einer Proklamation, wodurch er die Spanier mit dem Ausgange der Unterhandlungen zu Bayonne bekannt machte: „daß er, ohne selbst in ihren Provinzen zu regieren, sich ewige Ansprüche auf ihre Liebe und Dankbarkeit durch Verbesserung ihrer Einrichtungen und durch Erneuerung ihrer veralteten Monarchie erwerben wolle;" allein dies waren Worte, die, wie in einer Wüste, verhalleten. Es fehlte in Spanien freilich nicht an hellen Köpfen, welche der von Napoleon beabsichtigten Reform getrosten Muthes entgegen gingen; doch ihre Zahl war nur allzu gering in Vergleich mit dem großen Haufen, der, von Priestern und Priestergenossen geleitet, nichts weiter wollte, als was bisher bestanden hatte. Nur allzu bestimmt ließen sich also die Krämpfe vorhersehen, welche Spaniens Wiedergeburt begleiten würden — begleiten mußten, weil diese das Werk der Gewalt, nicht der Überredung, das Werk einer plötzlichen Schöpfung, nicht allmäliger Reformen werden sollte.

Den erledigten Thron von Spanien und Indien von neuem zu besetzen, berief Napoleon seinen Bruder Joseph, welcher seit dem 30. März 1806 die Neapolitaner mit einer Milde und Einsicht regiert hatte, die, wenn es möglich wäre, alten Gewohnheiten auf der Stelle zu entsagen, gute Früchte getragen haben würde. Joseph hatte, außer einer Akademie der Wissenschaften und der Künste, den Orden beider Sicilien zur Belohnung derer gestiftet, welche zur Wiedergeburt des Königreichs beigetragen hatten oder noch beitragen würden, und war damit beschäftigt, den Neapolitanern

die Wohlthat einer bleibenden Verfassung zu gewähren, als die Befehle des Kaisers der Franzosen seine Bestimmung veränderten. Er reisete von Neapel an eben dem Tage ab, wo Karl IV. mit seinem Gefolge in Fontainebleau anlangte (23. Mai). Der 7. Juni war der Tag seiner Ankunft in Bayonne, wo er von dem Kaiser mit allen den Auszeichnungen empfangen wurde, welche die Würde eines Königs von Spanien und Indien zu erheischen schien. Wenig Tage darauf (10. Juni) kündigte er sich den Spaniern als ihren künftigen König durch eine Proklamation an, worin er sagte: „die Vorsehung werde ihm die nöthige Stärke geben, das Glück des edlen Volks, das sich seiner Sorgfalt anvertraut habe, zu begründen; er selbst werde sich nicht eher glücklich fühlen, als bis er, so vielen Hoffnungen entsprechend, sich selbst das Zeugniß geben könne, das ihm auferlegte glorreiche Geschäft vollendet zu haben, bei welchem die Erhaltung der heiligen Religion und die Behauptung der Integrität und Unabhängigkeit des spanischen Königreichs seine ersten Pflichten sein würden."

Inzwischen hatten sich, von Napoleon zusammenberufen, auch die Notablen des spanischen Volks in Bayonne versammelt, um, 90 an der Zahl, die Vorschläge zu vernehmen, die man ihnen, zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes ihrer Landsleute machen würde. Unter ihnen bemerkte man die Erzbischöfe von Burgos und Sevilla, die Bischöfe von Palencia, Zamora, Orense, Pamplona, Girona und Urgel; ferner die Ordensgenerale der Benediktiner, Dominikaner, Franciskaner, unbeschuheten Karmeliter, barmherzigen Väter und Augustiner; ferner den Herzog von Frias, den Herzog von Medina-Celi, den Grafen Orgaz, den Grafen Fuentes, den Markis von Santa Cruz, den Grafen Ferdinand Nuñez, den Herzog von Ossuna, den Herzog del Parque, den Grafen von Santa-Colonna, als Granden von Spanien; ferner sieben Titulados von Castilien; ferner die adeligen Abgeordneten

mehrerer Städte; ferner die Abgeordneten des Handelsstandes aus den Städten Cadiz, Barcellona, Coruña, Bilbao, Valencia, Sevilla u. s. w.; endlich die für die amerikanischen Städte gewählten Repräsentanten. Die Granden Spaniens wurden dem Könige Joseph von dem daheim gebliebenen Herzog von Infantado vorgestellt; und sobald dies vollbracht war, versammelten sich die sämmtlichen Abgeordneten unter der Benennung einer Staats-Junta in einem Saale des ehemals bischöflichen Palastes zu Bayonne, um über die einzelnen Verfügungen eines ihnen mitgetheilten Verfassungs-Entwurfs zu berathschlagen: eines Entwurfs, der aus 128 Artikeln bestand. Was konnte, was mußte geschehen, um die theologisch-feudalistischen Elemente, aus welchen die Eigenthümlichkeit der spanischen Monarchie zusammengesetzt war, dahin abzuändern, daß der Betriebsamkeit freiere Bahn gebrochen wurde? War diese Aufgabe überhaupt zu lösen, so war sie es zum wenigsten nicht mit Notablen, wie Napoleon sie zusammenberufen hatte. Vielleicht aber hatte Napoleon an die Lösung einer solchen Aufgabe nicht einmal gedacht. Was er den Abgeordneten vorlegen ließ, war eine Kopie der Verfassung, welche Frankreich durch ihn erhalten hatte. In seinem Entwurf beschränkte sich also alles auf die Einführung eines Staatsraths zur Ergänzung des Königs, eines Senats, als Wächters über die organischen Gesetze, und auf eine Volksvertretung, wie sie in Frankreichs gesetzgebendem Körper bestand. Dem Eidschwur des Königs wurde Achtung für das Eigenthum einverleibt. Der Regentschaftsrath (im Falle der Minderjährigkeit des Königs) sollte nicht aus den Ministern, sondern aus den sieben ältesten Senatoren, und der Vormundschaftsrath aus fünf von dem letzten Könige ernannten, und, wenn keine solche Ernennung geschehen wäre, aus den fünf Senatoren, welche den obigen sieben nach der Ordnung des Alters folgen würden, bestehen. Um die Würde eines Senators be-

kleiden zu können, sollte man das vierzigste Jahr zurückgelegt haben und die Würde dafür auf Lebenszeit sein. Von seinem 15. Jahre an sollte der Thronerbe den Sitzungen des Staatsraths beiwohnen dürfen. Die Cortes sollten aus 172 Mitgliedern bestehen und in die drei Bänke (estamentos) der Geistlichkeit, des Adels und des Volks eingetheilt werden. In den spanischen Königreichen und Provinzen Amerika's und Asiens sollte jede Art von Kultur und Industrie gestattet sein, ohne daß noch länger von Ein- und Ausfuhr-Privilegien die Rede wäre. Über die Inquisition und die Fortdauer der Ordensgeistlichkeit wurde eben so wenig etwas festgesetzt, wie über das Verhältniß der großen Gutsbesitzer zu ihren Unterthanen. Überhaupt blieb Vieles, was geschehen mußte, wenn Spanien jemals mit den civilisirten Staaten Europa's auf gleiche Linie kommen sollte, unterdrückt, und nur die Gleichheit vor dem Gesetz in Hinsicht der Vertheidigung des Vaterlandes und der zu tragenden Staatslasten blieb keinem Zweifel unterworfen.

Die Abgeordneten billigten, was sie zu verwerfen kein Recht hatten. Den 7. Juli wurde die neue Constitution von Seiten des Königs und der Abgeordneten beschworen. Unterzeichnet von allen Mitgliedern der Versammlung, wurde die Akte dem Könige übergeben. Die Junta verfügte sich hierauf nach dem Schlosse Marrac, um dem Kaiser für die Sorgfalt zu danken, womit er sich des Glücks von Spanien und des großen Werks der Constitution angenommen habe. Ihre Arbeiten waren beendigt, und während Napoleon nach Paris zurückging, trat sein Bruder Joseph, begleitet von den scheinbar für ihn gewonnenen Granden und übrigen Abgeordneten, seine verhängnißvolle Reise nach Madrid an.

Was am 2. Mai zu Madrid geschehen war, hatte mit ansteckender Kraft auf alle Abtheilungen des Königreichs zurückgewirkt. Es fehlte in Spanien nicht an Ver-

ſtändigen, die, indem ſie die Nothwendigkeit politiſcher Reformen begriffen, die Einleitung, welche in Bayonne dazu gemacht wurde, nicht unbedingt tadelten. Doch ihre Zahl war nur gering. Der große Haufen, empört von dem Gedanken, daß er ſeiner Eigenthümlichkeit entſagen ſollte, noch mehr empört von der gewaltſamen Entführung eines jungen Königs, an welchem er mit ſeinen liebſten Erwartungen hing, hielt nicht länger mit ſeinem Unwillen, mit ſeiner Wuth zurück. Auf allen Punkten des Königreichs traten Inſurgenten hervor. In Valencia wollte ſich der General-Kapitän Don Abula ihnen widerſetzen; allein die Volkswuth zwang ihn bald zur Flucht, und nachdem er in Regueño entdeckt worden war, führte man ihn im Triumph nach Valencia zurück, wo er vor dem Hauſe des Grafen Cerbellon ermordet wurde, worauf man ſeinen abgeſchlagenen Kopf auf eine Pike ſteckte und durch die Straßen der Stadt trug. Um nicht allzu weitläufig über dieſen Gegenſtand zu werden, bemerken wir, daß daſſelbe Schickſal, bald in der einen, bald in der andern Geſtalt, alle Diejenigen traf, denen man irgend eine Hinneigung zu den Franzoſen, oder auch Vorliebe für Verbeſſerung des bisherigen Geſellſchaftszuſtandes zutraute: den General-Kapitän der Marine, Don Francisco de Borja; den General-Kapitän von Andaluſien, Markis Del Soccoro; den Gouverneur von Badajoz, Grafen von Torrefresno; den Gouverneur von Tortoſa, Don Santiago de Guzman; den General-Lieutenant Filangieri; die General-Majore Don Miguel de Cavalhos, Don Pedro Trurillo, Don Juan de Tola; den Grafen von Aguisla zu Sevilla; den Gouverneur von Cadiz, Don Solano. Durch dies Verfahren brachte der Pöbel es dahin, daß die Regierer ſich in ſeine Launen fügten; die allgemeine Gährung aber gab Spanien Heere, die, was ihnen auch an innerer Vollkommenheit abgehen mochte, durch ihre Zahl und ihren eigenthümlichen Geiſt ſehr bald um ſo furchtbarer wurden,

je mehr Napoleon sich hinsichtlich der Widerstandskraft der Spanier verrechnet hatte: einer Widerstandskraft, deren Stärke eben so sehr auf Unermüdlichkeit und Leidenschaft, als auf Unregelmäßigkeit beruhete.

Am vollständigsten offenbarte sich der Starrsinn der Spanier bei der Belagerung von Saragoza. Hier befehligte General Palafox. Die Belagerung abzuwenden, als das Geschütz von Bayonne und Pamplona anlangte, ließen die Insurgenten kein Mittel unversucht; täglich fielen im Laufe des Juli Gefechte vor, welche für beide Theile gleich blutig waren, und noch am 23. Juli hatten die Insurgenten in einem heftigen Ausfall ihre Feinde auf das linke Ebro-Ufer zurückgedrängt. Nach der Ankunft des Geschützes veränderten sich die Auftritte. Drei Tage hinter einander beschossen und von 2000 Bomben und Granaten in allen Abtheilungen zerschmettert, schien Saragoza nicht länger widerstehen zu können; und doch geschah kein Schritt, der auf Kapitulation hindeutete. Am 4. August hielten die Belagerer die Bresche für praktikabel. Angelegt wurde der Sturm, und die Franzosen bemächtigten sich der Thore San Gracia und Carmes; allein es erfolgte keine Übergabe. Unter heftigen Gefechten mußten vierzehn verschanzte Klöster erobert werden, und jeder Fortschritt war mit Blut bezeichnet. Nach und nach waren drei Viertel der Stadt erobert und noch immer widerstanden die Einwohner. Nicht zu ihrem Glück, wohl aber zu ihrer Erleichterung, waren inzwischen Umstände eingetreten, welche die Fortsetzung der Eroberung verhinderten; und damit verhielt es sich, wie folgt.

Während Joseph Napoleon im Begriff stand, seine Reise von Bayonne nach Madrid anzutreten, brach, unter der Anführung des Generals Cuesta, von Gallizien her ein 35000 Mann starkes Corps mit 40 bespannten Artillerie-Stücken bei Benevent hervor, um nach Burgos vorzugehen und den überall vertheilten französischen Truppen den

Rückzug abzuschneiden. Hiervon unterrichtet, vereinigte der Herzog von Istrien (Marschall Bessieres) die Infanterie-Divisionen der Generale Mouton und Merlin mit der Kavallerie-Division des Generals Lasalle in der Absicht, den Feind zu schlagen, wo er ihn antreffen würde. Die Schlacht erfolgte am 14. Juli auf den Anhöhen von Medina de Rio-Secco. Ihr Ausgang blieb lange zweifelhaft. Zuletzt erklärte sich der Sieg zwar für die Franzosen, doch nach so großem Verluste auf beiden Seiten, daß die Pfarrer der benachbarten Örter dem Marschall Bessieres versicherten, daß nicht weniger als 27000 Leichname verscharrt worden seien.*) Diese Schlacht bahnte dem neuen Könige den Weg nach der Hauptstadt, und Marschall Bessieres galt in diesen Zeiten für den Helden, der Joseph Napoleon auf den Thron gesetzt habe. Dieser Ruf war jedoch sehr vorübergehend.

Den 20. Juli langte Joseph Napoleon in Madrid an. Sein Gefolge war glänzend. Zu der unmittelbaren Umgebung des Monarchen gehörten, außer dem Finanz-Minister, Don Miguel de Azanza, und dem diensthuenden Garde-Kapitän, Herzog del Parque, alle Großbeamten der Krone, namentlich der Herzog von Infantado, der Prinz von Castel-Franco, der Herzog von Hijar, der Herzog von Frias, der Graf von Fernan-Nuñez, der Graf von Orgaz, der Graf von Santa-Colonna und der Markis von Santa-Cruz. Dabei war die Einrichtung getroffen worden, daß die Mitglieder der Staats-Junta in drei Abtheilungen früher angelangt waren; und um das Vertrauen der Spanier noch von einer andern Seite zu gewinnen, hatte Joseph Napoleon geflissentlich vermieden, irgend einen Franzosen im Staatsdienst anzustellen. Nach seiner Ankunft in Madrid

*) Siehe Pradts Mémoires historiques etc. pag. 190. Der Verfasser versichert, dies aus dem Munde des französischen Marschalls vernommen zu haben.

wurden am 23sten die Mitglieder des Staatsraths zur Ablegung des Eides vorgelassen, und an demselben Tage bewilligte ein königliches Dekret allen, die zum Gehorsam zurückkehren würden, Verzeihung für ihre gegen die Ruhe des Staats begangenen Vergehungen. Die Ceremonie der Ausrufung geschah den 25. nach einer alten Formel, um die neue Dynastie mit den früheren in Zusammenhang zu bringen; und bei dieser Gelegenheit fehlte es weder an Standeserhöhungen, noch an Ernennungen zu höheren Staatsämtern. Alle diese Mittel, die Herzen zu gewinnen, waren jedoch unzureichend; und indem ein großer Theil der Staats-Junta, nach der Ankunft in der Hauptstadt, trotz allen geleisteten Eiden, in seinen Vorsätzen wankend geworden war, bedurfte es nur eines Unfalls im Felde, um Joseph Napoleon von Madrid nach der Grenze des Reichs zurück zu schleudern.

Ein solcher Unfall aber blieb nicht aus.

General Dupont, welcher zu Ende des Mai von Madrid nach Andalusien aufgebrochen war, hatte, jenseits der Sierra Morena, zu Andujar erfahren, daß sich zu Sevilla eine Insurgenten-Junta gebildet habe, welche die Provinzen Cordoba, Granada und Sevilla, so wie auch Jaen, zum Aufstand reize. Diesen, wo möglich, in der Geburt zu ersticken, war der französische General unter unsäglichen Anstrengungen bis nach Cordoba vorgedrungen; und nachdem ihm die Erstürmung dieser berühmten Stadt gelungen war, hatte Mangel an Lebensmitteln ihn genöthigt, das verschanzte Lager der Insurgenten bei Jaen zu erobern. Mit wie großen Verlusten diese Operationen verbunden waren, ist unnöthig zu sagen. Nach der Einnahme von Jaen und des festen Schlusses dieser Provinz, glaubten sich die Franzosen in dieser Gegend gesichert, als zwei Divisionen sogenannter Smuggler, zusammen etwa 3000 Mann stark, nach der Sierra Morena vordrangen und die Communikation mit der Hauptstadt abschnitten. Diesen

neuen Feind zu vertreiben, ließ der Herzog von Rovigo (General Savary), welcher, nach dem Abgange des zum Könige von Neapel ernannten Großherzogs von Berg, den Oberbefehl in der Hauptstadt übernommen hatte, den General Wedel mit seiner und mit des Generals Gobert Division nach der Sierra Morena aufbrechen. Die Communikation mit dem General Dupont war auf diese Weise zwar wieder hergestellt; bald aber traten noch dringendere Umstände ein, die sich mit keinem Widerstande vertrugen. Es fehlte an Lebensmitteln. Um als Insurgenten zu dienen, hatten die Landleute der ganzen Umgegend ihre Ernten dem Feinde überlassen; und wollte der Soldat nicht Hungers sterben, so mußte er das preisgegebene Korn mähen und in Brot verwandeln. In dieser beklagenswerthen Lage, die auf der einen Seite eine Zerstreuung der Truppen nothwendig machte, indem sie auf der andern jede Verstärkung ausschloß, sah sich General Dupont von einem zahlreichen Insurgenten-Corps angegriffen, an dessen Spitze der General Castaños stand. Er vertheidigte sich mehrere Tage hindurch mit eben so viel Entschlossenheit, als Geistesgegenwart; doch, am 19. Juli von allen Seiten eingeschlossen, und zugleich von vorn, in dem Rücken und auf den Flanken angefallen, verlangte er, von Hunger und Hitze erschöpft, zu kapituliren. Castaños schrieb die Bedingungen so vor, daß die National-Erbitterung ihre Genugthuung dabei fand; die Hauptpunkte waren: Niederlegung der Waffen, Ergebung auf Gnade und Ungnade, Zurückstellung der in den spanischen Städten gemachten Beute. Dupont, sonst ein tapferer Mann, ließ sich diese Bedingungen gefallen, weil er keine besseren erhalten konnte; und 8000 Mann geriethen darüber in spanische Gefangenschaft. Dabei blieb es aber nicht. Auch General Wedel wurde zu einer Kapitulation gezwungen, wiewohl man ihm gestattete, sich mit seiner Division zu Cadiz nach Rochefort einzuschiffen . . .

Da jetzt Madrid nicht mehr durch eine französische Süd-Armee beschützt war, so durfte Joseph Napoleon nicht länger in der Hauptstadt verweilen; was Marschall Bessieres bei Medina de Rio Secco gewonnen hatte, das war durch Dupont bei Baylen — so hieß der Ort, bei welchem Duponts Niederlage erfolgt war — wieder verloren gegangen. Joseph, seine Lage auf der pyrenäischen Halbinsel gehörig würdigend, stellte es in das Belieben der spanischen Großen, ob sie sich der Insurrektion anschließen oder ihm folgen wollten. Nur der Finanz-Minister Azanza, der See-Minister Massaredo, der General D'Faril und der Graf von Campo-Alange (letzterer war ein reicher Gutsbesitzer) hatten den Muth, an der Seite des Königs eine Krisis zu bestehen, deren Dauer sich nicht berechnen ließ; alle Übrigen blieben daheim, sogar Cevallos, welcher auf seinen frühern Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zurückgekehrt war. Der Rückzug wurde in der Nacht vom 31. Juli zum 1. August angetreten; er führte nach Burgos. Unter diesen Umständen mußte die Eroberung von Saragoza aufgegeben werden, und auch der Herzog von Istrien kehrte aus dem nordwestlichen Theile des Königreichs nach dem Nordosten desselben zurück. Man nannte dies, die Erfrischungs-Quartiere beziehen. Der Ebro wurde zu einer Scheidewand zwischen den Insurgenten und den Franzosen, und das Hauptquartier des Königs war erst zu Burgos, dann zu Miranda, zuletzt zu Vittoria. Es bedurfte neuer Mittel, die Insurrektion zu dämpfen. Diese wurden von der Mitte des August an vorbereitet.

Der Rückzug hinter den Ebro war um so nothwendiger geworden, weil England, nachdem es mit den Insurgenten gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, nichts unversucht ließ, was die Befestigung Josephs auf dem spanischen Thron verhindern konnte. Es hob die Blokade der spanischen Häfen auf; es begann, die spanischen Fahrzeuge als befreundete zu behandeln; es gestattete einen ungehinderten

Verkehr zwischen dem Mutterlande und dessen Kolonien; es setzte alle spanische Kriegsgefangene, 15000 an der Zahl, in Freiheit; es versprach Unterstützung zu Lande und zu Wasser, so wie Waffen, Geld, Kleidungsstücke und was die erbitterten Spanier sonst noch fordern mochten; es traf Anstalten zur Landung auf der Nordküste Spaniens; es erwarb sich vor allem das Verdienst, jene 12000 Spanier, welche, unter dem General la Romana, an den Küsten der Ostsee, fern von ihrem Vaterlande, der Politik Napoleons dienten, auf zahlreichen Transportschiffen nach den Küsten des atlantischen Meeres zurück zu versetzen: ein Streich, der um so leichter ausgeführt werden konnte, weil diese Spanier auf den dänischen Inseln, gesondert von den Franzosen, lebten.

Noch mehr gerechtfertigt waren die Erfrischungs-Quartiere hinter dem Ebro durch das, was gleichzeitig in Portugal vorging. Aufgemuntert durch das Beispiel der Spanier, verschworen sich die Portugiesen auf allen Punkten ihres schmalen Königreichs zur Vertreibung der Franzosen: ein Unternehmen, das sie für um so ausführbarer hielten, da sich die Spanier von den Franzosen getrennt hatten, diese aber, der Zahl nach, allzu schwach waren, um nachhaltigen Widerstand leisten zu können. Im Laufe des Juli brach also die portugiesische Insurrektion auf allen Punkten aus: zuerst zu Villa-Vicosa, wo die französische Besatzung theils ermordet, theils zum Rückzug in ein Fort genöthigt wurde; dann zu Beja, im südlichen Portugal; dann im Norden dieses Königreichs; zuletzt auch in der Provinz Entre Minho-Duero, nachdem die spanischen Truppen den Einwohnern eine Freiheit zurückgegeben hatten, die sie als ihr schönstes Erbtheil vertheidigen zu müssen glaubten. Es wurde den Franzosen nicht schwer, über diese theilweisen Aufstände zu siegen. Bald aber zeigte sich, daß die Portugiesen bei ihren muthigen Unternehmungen nicht ohne Aussicht auf Beistand waren. Sie hatten die Hülfe Englands

nicht vergeblich angerufen. Schon näherten sich die brittischen Fahrzeuge; schon wählten sie die bequemsten Landungsplätze. Hiervon unterrichtet, hielt der Herzog von Abrantes (Marschall Junot) es für seine Pflicht, die Portugiesen aufmerksam zu machen auf den Abgrund, in welchen sie sich stürzen würden. Er erinnerte sie an die Großmuth, womit Napoleon die Hälfte der Kriegs-Contribution erlassen habe; er verhieß ihnen die Fortdauer ihrer National-Unabhängigkeit;*) er bezeichnete ihnen die Engländer als Ketzer, die auch dann noch nach dem Blute der Völker lechzen würden, wenn das ganze feste Land entzweit wäre. Alles vergeblich; denn wie hätte die Insurrektions-Lust der Portugiesen durch schöne Worte gedämpft werden können, nachdem die Engländer wirklich gelandet waren?

Diese Landung erfolgte in den ersten Tagen des August mit einem überlegenen Heere unter Sir Arthur Wellesley; und der Herzog von Abrantes, welcher, nach dem Abzuge der Spanier aus den südlichen und nördlichen Provinzen, kaum den Portugiesen gewachsen war, gerieth durch diese Landung in eine um so größere Verlegenheit, da es, im Fall einer Niederlage, keinen Rückzug für ihn gab, weder zu Wasser, noch zu Lande. Nur Verzweiflung konnte in dieser Lage Rettung bringen. Vereinigt mit den Portugiesen, drangen die Engländer auf dem rechten Ufer des Duero vor und ihr erster Kampf mit den Franzosen endigte mit einem Siege über diese. Eben so der zweite Kampf, durch welchen der französische General Laborde aus seiner festen Stellung zu Roleja vertrieben wurde. Die Engländer und Portugiesen waren den 21. August um das Dorf Vimeira versammelt, als sie sich von dem Herzog von Abrantes, der seine ganze Macht vereinigt hatte, ange-

*) Wie man behauptet hat, rechnete der Marschall Junot darauf, König von Portugal zu werden; und zwar vorzüglich wegen seiner Gemahlin, die aus dem Geschlecht der Komnenen abstammte.

griffen sahen; ihre Stellung war besonders dadurch vortheilhaft, daß das in einem, von dem Flusse Maceira durchschnittenen Thale gelegene Dorf in seinem Rücken einen Berg hat, dessen westliche Spitze an die See stößt. Das Treffen dauerte den größten Theil des Tages hindurch, bis endlich die Franzosen mit einem Verlust von 13 Kanonen und 23 Munitions-Wagen das Schlachtfeld räumten.

Von diesem Augenblick an hing es unstreitig nur von den englischen Generalen ab, die Bedingungen einer Kapitulation vorzuschreiben. Doch indem sie, wie es scheint, sich der errungenen Vortheile nicht deutlich bewußt waren, gelang es der französischen Geistesgegenwart und Überredungsgabe, den schwachen Überrest der Truppen eben so sehr dem Untergange, als der Schande zu entziehen. Nach weitläuftigen Unterhandlungen zwischen dem französischen Divisions-General Kellerman und dem englischen General-Quartiermeister Murray, wurde zu Cintra eine Convention geschlossen, in welcher den Franzosen für die Abtretung der Forts Cascaes, St. Julien und Bugio gestattet wurde, Portugal mit Waffen und Bagage zu räumen, sich auf englischen Schiffen nach den französischen Häfen zwischen l'Orient und Rochefort zu begeben, nach ihrer Ankunft in Frankreich sogleich wieder zu dienen, auch alle Artillerie von französischem Kaliber mit den dazu gehörenden Pferden und Munitions-Wagen mit sich zu nehmen. Nicht minder vortheilhaft waren die übrigen Artikel der Convention, so daß man hätte glauben mögen, die Franzosen wären aus der Schlacht bei Vimeira als Sieger geschieden. Ihre Schadloshaltung für so viel Großmuth fanden die Engländer in der russischen Flotte, die, sechs Linienschiffe und eine Fregatte stark, seit dem Herbst des abgewichenen Jahres in dem Hafen von Lissabon lag und jetzt, zugleich von der Land- und Seeseite angegriffen, sich ergeben mußte, was durch den Admiral Siniavin mit der Bedingung geschah, daß die Schiffe, sechs Monate nach dem Abschluß des

Friedens zwischen Großbritannien und Rußland, zurückgegeben werden sollten, während er und seine Mannschaft, ohne irgend eine Stipulation in Betreff künftiger Dienste, das Recht hätten, nach Rußland zurück zu kehren.

So verhielt es sich mit dem Anfang der großen Rolle, welche Sir Arthur Wellesley in den Angelegenheiten der europäischen Welt zu spielen bestimmt war . . .

Nach den Niederlagen bei Baylen und Vimeira fühlte Napoleon wohl, daß er sich in seinen Voraussetzungen hinsichtlich der pyrenäischen Halbinsel geirrt hatte; allein er fühlte zugleich, daß es jetzt zu spät sei, von seiner Unternehmung abzustehen. Handlungen, wie die, wodurch er das Haus Braganza nach Brasilien gesprengt, das Haus Bourbon aus Spanien nach Frankreich versetzt hatte, wollten durchgeführt sein. Was nun ihre Durchführung auch immer kosten mochte: da Ruf und Ruhm auf dem Spiele standen — da alles, was seit dem Jahre 1804 geschehen war, nur die Eroberung Spaniens vorbereitet hatte — da der ganze Föderativ-Bau mit seinen sieben königlichen Karyatiden unnütz wurde, wenn nicht die pyrenäische Halbinsel hinzu kam: so durfte kein Opfer, wie groß es immer sein mochte, gescheut werden. Keine Wahrscheinlichkeit sprach für das Gelingen, da das, was nur das Werk der Überzeugung und der Zeit sein konnte, in die Hände der Gewalt gelegt war; es ließ sich sogar vorhersehen, daß die Schwierigkeiten wachsen, d. h. daß die Spanier außer den Engländern noch andere Verbündete finden würden. Doch selbst bei dieser Aussicht war nicht an ein Zurücktreten zu denken. Entschlossen, sich selbst an die Spitze des gefahrvollen Unternehmens zu stellen, dachte Napoleon nur auf Mittel, den Erfolg desselben in neuen Glanzthaten zu sichern. Abgerufen wurden also die krieggewohnten Truppen, die bisher in Preußen zurückgeblieben waren; und so erhielt dies unglückliche Königreich die erste Erleichterung. Um zugleich die öffentliche Meinung irre zu leiten, d. h.

um zu bewirken, daß diese ihm gewogen bliebe, ladete er den russischen Kaiser zu einer Zusammenkunft im Erfurt ein. Der Hauptzweck hierbei war, Österreich in Zaum zu halten; denn diese Macht hatte seit einiger Zeit solche Anstalten getroffen, daß es das Ansehn gewann, als sei sie entschlossen, den Kampfplatz aufs Neue zu betreten.

Alexander hatte keine Ursache, die Gefälligkeit zu versagen, die Napoleon von ihm verlangt hatte; er war ja Napoleons Verbündeter und als solcher in einen Krieg mit Schweden und England verwickelt, der die Fortdauer des seit der ersten Besprechung auf dem Niemen bestehenden Verhältnisses wünschenswerth machte. Es wurde also festgesetzt, daß die beiden Kaiser den 27. September in Erfurt zusammentreffen wollten. Napoleon, zuerst an Ort und Stelle, sah sich von dem Könige von Sachsen in dem Regierungspalaste empfangen und hatte diesen Besuch kaum erwiedert, als er sich zu Pferde setzte, um seinem von Weimar kommenden Freunde entgegen zu reiten, dem er eine Stunde von Erfurt begegnete. Wir halten uns nicht mit Schilderungen auf, die nur die Personen betreffen; sonst müßten wir einen langen Katalog von allen den Königen, Großherzögen, Herzögen, Fürsten, Marschällen, Generalen und Ministern entwerfen, welche, während dieser Zusammenkunft, sich um die beiden Hauptpersonen stellten. Genug, daß der Glanz Frankreichs, Rußlands und Deutschlands für die Dauer von etwa 17 Tagen in Erfurt zusammenfloß. Der eigentliche Zweck der Zusammenkunft war von Seiten Napoleons eine Wiederholung des alten Blendwerks von Friedensliebe, wodurch er seit 10 Jahren getäuscht hatte. Beide Kaiser vereinigten sich also zu einem Schreiben an den König von England, das in folgenden Worten abgefaßt war:

„Sire, die gegenwärtige Lage Europa's hat uns in Erfurt zusammengeführt. Unser erster Gedanke ist, dem Wunsch und dem Bedürfniß aller Völker nachzugeben und

in einer schleunigen Pazifikation mit Ew. Majestät das wirksamste Heilmittel gegen die Leiden zu suchen, welche auf die Nationen drücken. Der lange und blutige Krieg, welcher den Continent zerrissen hat, ist geendigt, ohne daß er wieder erneuert werden kann. Viele Veränderungen haben Statt gefunden in Europa; viele Staaten sind über den Haufen geworfen worden. Die Ursache liegt in dem Zustande von Unruhe und Unglück, worein der Stillstand des Seehandels die stärksten Völkermassen versetzt hat. Es können noch größere Veränderungen vorgehen und alle werden der Politik Englands entgegen sein. Der Friede ist also zugleich die Angelegenheit der Völker des Continents und die der Völker Großbritanniens. Wir vereinigen uns, um Ew. Majestät zu bitten, daß Sie auf die Stimme der Menschlichkeit achten, die der Leidenschaften unterdrücken, mit Aufrichtigkeit alle Interessen ausgleichen und das Wohl Europa's und der gegenwärtigen Generation, an deren Spitze uns die Vorsehung gestellt hat, sichern mögen."

Dies Schreiben wurde den 12. October in einer doppelten Abschrift über Frankreich nach England gesendet. Jenes Exemplar, welches der russische Staats-Minister, Graf von Romanzoff, an den englischen Staats-Sekretär Canning richtete, war, dem diplomatischen Herkommen gemäß, von Alexander und Napoleon, dasjenige hingegen, das der französische Minister, Graf von Champagny, an denselben Staats-Sekretär übersendete, von Napoleon und Alexander unterzeichnet. In ihren Begleitungsschreiben versicherten die beiden Staats-Minister, daß die Verbindung ihrer Souveräne über alle Veränderung erhaben und für den Krieg, wie für den Frieden geschlossen sei; wobei sie auch noch anzeigten, daß die Bevollmächtigten ihrer Kaiser sich nach derjenigen Stadt des festen Landes begeben würden, wohin die Bevollmächtigten Englands und seiner Verbündeten würden gesendet werden. Sie gaben endlich,

in Hinsicht der Grundlagen für die Friedensunterhandlung, zu verstehen, daß die Kaiser kein Bedenken trügen, alle diejenigen anzunehmen, welche England ehemals vorgeschlagen habe, nämlich das Uti possidetis, oder jede andere Grundlage, die sich auf Wechselseitigkeit und Gleichheit stütze.

Zwei Tage nach dem Abgange dieser Schreiben verließen die beiden Kaiser Erfurt, um in ihre Heimathen zurück zu kehren; und von diesem Augenblick an war der Erfurter Congreß beendigt.

In welche Verlegenheit auch die englische Regierung durch die Ankunft dieser, ihrer Form nach seltsamen Schreiben gesetzt werden mochte: das Rettungsmittel, welches Canning fand, bestand darin, daß er sie in einer offenen Note beantwortete, und nebenher rund heraus sagte: „die Art und Weise, wie die beiden Briefe unterzeichnet gewesen wären, habe den König in die Unmöglichkeit versetzt, selbst darauf zu antworten, indem dies zu einer Anerkennung von bisher versagten Titeln geführt haben würde.“ Der Inhalt der Note war, wie er sein konnte: „Der König von England bedaure, daß das feste Land von Europa sich in einem Zustande der Gährung und des Elendes befinde; allein er tröste sich mit dem Gedanken, daß keine von den bereits geschehenen, oder für die Zukunft angedroheten Umwälzungen ihm zur Last gelegt werden könne. Es sei überall unbillig, von ihm zu verlangen, daß er die Wirkungen eines zur Vernichtung des Handels seiner Unterthanen ausgedachten Systems bedauern sollte, da diese Wirkungen vorzüglich auf die Urheber und deren Werkzeuge zurückgefallen wären. Indeß liege es weder in seinem Herzen, noch in dem Charakter seiner Völker, sich über Entbehrungen, noch über das Unglück der gegen ihn verbündeten Nationen zu freuen; er wünsche vielmehr, daß das Elend des festen Landes sein Ziel finden möge, und fortgesetzt werde der Krieg von ihm um derjenigen Mächte

willen, welche, um die Angriffe des gemeinſamen Feindes abzutreiben, ſich gezwungen geſehen hätten, gemeinſchaftliche Sache mit ihm zu machen."

Wahrlich, um eine ſolche Antwort zu verdienen, war es nicht der Mühe werth, von Petersburg und Paris nach Erfurt zu reiſen; und doch ließ ſich keine andere erwarten, weil England für den Augenblick allzu ſehr im Vortheil war, als daß es hätte zu einem Frieden hinneigen können, der ſein Verderben geweſen ſein würde.

Siebentes Kapitel.

Lage der europäischen Staaten am Schlusse des Jahres 1808. — Napoleons Siege in Spanien, mit Eroberung der Hauptstadt. — Vertreibung der Engländer unter Moore durch den Marschall Soult, Herzog von Dalmatien. — Napoleons Rückkehr nach Paris.

Während sich die Eroberung Finlands durch die Waffen der Russen je mehr und mehr vollendete und die Verlegenheit des Königs von Schweden mit jedem Tage zunahm, erfolgte jener Streich an den Gestaden der Ostsee, dessen wir oben im Vorbeigehen gedacht haben; wir meinen die Entführung der 12000 Spanier, welche Napoleon, zur Erreichung seiner politischen Zwecke, aus dem Königreich Hetrurien in die Staaten des Königs von Dänemark versetzt hatte: eine Begebenheit, deren wir, um ihrer wichtigen Folgen willen, ausführlicher gedenken müssen.

Die Lage der dänischen Staaten begünstigte den Entwurf des brittischen Kabinets; noch mehr begünstigte ihn die Denkart des Marquis la Romana und der übrigen spanischen Offiziere. Ungern gehorchten sie den Befehlen Napoleons und des französischen Marschalls, der an ihrer Spitze stand. Zwar hatte la Romana mit seinem Corps dem Könige Joseph Napoleon gehuldigt; allein dies war unter Umständen und Voraussetzungen geschehen, welche keine andere Wahl ließen; und während sich die Neigungen

des Spaniers mehr auf das Vaterland, als auf den Herrscherstamm bezogen, verschlug es dem Geiste des Soldaten nur wenig, was jenes durch eine Umwälzung gewinnen sollte, deren Wohlthätigkeits-Bedingung auf der Zurückversetzung der Bourbons in den Privatstand beruhete. Um so leichter war also die Ausführung des Unternehmens, womit der in der Ostsee kreuzende Vice-Admiral Keats von seiner Regierung beauftragt war. Dennoch fehlte es demselben nicht ganz an Schwierigkeiten. Die hauptsächlichste war, dem Marquis von la Romana beizukommen, ihn, den der Prinz von Ponte-Corvo so umgeben hatte, daß er, bei allem Schein der Freiheit, in den nöthigen Fesseln ging. Ein dänischer Landgeistlicher, dessen Name unbekannt geblieben ist, übernahm das Geschäft, den Marquis sowohl von der besondern Lage seines Vaterlandes, als von den Absichten des englischen Vice-Admirals zu unterrichten; und indem er sich in der Verkleidung eines reisenden Kaufmanns dem spanischen General näherte, war dieser scharfsinnig genug, um seine wahre Bestimmung zu errathen, und viel zu unzufrieden mit seiner Lage, um ihm nicht halben Weges entgegen zu kommen. Beide vereinigten sich bald über Versammlungsort und Einschiffungspunkt. Zu jenem wurde die Insel Fühnen, zu diesem die Stadt Nyburg gewählt. Das Geheimniß blieb um so besser bewahrt, da Wenige darum wußten, und la Romana die Vorsicht gebrauchte, in dieser für ihn so wichtigen Angelegenheit keine Zeile zu schreiben. Es kam nur noch darauf an, auch denjenigen Theil des spanischen Corps, der sich auf der Insel Seeland befand, zu einer Entweichung zu bewegen. Seine Bereitwilligkeit dazu war nicht geringer, als die des Obergenerals. Sämmtliche Spanier sollten sich, nach der Idee des englischen Vice-Admirals, mit Gewalt den Weg nach der Halbinsel bahnen, von welcher Hatskoe bei Corsoer die hervorragende Spitze nach Sproe bildet; hier wollte er sie in Empfang nehmen. La Romana, der

seine Leute unter einem scheinbaren Vorwande nach Fühnen zog, bemächtigte sich gegen die Zeit, wo die Einschiffung beginnen sollte, der festen Stadt Nyburg, indem er den Befehl des Prinzen von Ponte-Corvo vorschützte. Sobald nun der englische Vice-Admiral mit seinen Schiffen erschienen war, wurde der Widerstand, welche die in dem Hafen von Nyburg liegenden Fahrzeuge leisten wollten, dadurch besiegt, daß die Spanier den dänischen Matrosen in den Rücken fielen. Freilich mußte viel zurückgelassen werden, weil es den Schiffen sonst an Raum gefehlt haben würde; aber alle auf Fühnen befindlichen Spanier, 10000 an der Zahl, wurden glücklich entführt. Nicht so diejenigen, die sich in Kopenhagen befanden. Diese empörten sich zwar und schossen sogar auf den französischen General, der sie befehligte; allein sie wurden entwaffnet und bald darauf durch Deutschland nach Frankreich geführt, wo sie kriegsgefangen blieben. Die Fahrt der Übrigen ging über England nach Spanien, wo sie zeitig genug ans Land gesetzt wurden, um sich den übrigen Insurgenten anschließen zu können, und wo la Romana späterhin der Urheber eines neuen Kriegs-Systems wurde, das der Leser unter der Benennung von Guerilla kennen lernen wird.

Der Eifer, womit England sich der pyrenäischen Halbinsel angenommen hatte, erfüllte Viele mit der angenehmen Erwartung, daß Napoleon scheitern und eine neue Ordnung der Dinge eintreten werde. Doch war die Aussicht auf Erleichterung und Rettung weder nahe noch sicher.

Preußen war und blieb geknebelt, theils durch die starke Kriegs-Contribution, die es an Frankreich bezahlen sollte, theils durch die Besetzung der Festungen Glogau, Stettin und Küstrin mit französischen Truppen, die verpflegt werden mußten, theils endlich durch die Verbindlichkeit, die es übernommen hatte, in den nächsten zehn Jahren nicht mehr als 40000 Mann Truppen zu unterhalten. Auf das Vollständigste war dies Königreich das Opfer des

Verhältnisses geworden, worein Napoleon zu Alexander getreten war; nur daß dies noch immer nicht erkannt wurde. In dieser Lage nicht zu verzweifeln, war alles, was billiger Weise gefordert werden konnte von dem Manne, dem Friedrich Wilhelm III. das Staatsruder anvertraut hatte. Dies war der Freiherr von Stein, welcher vor der Katastrophe von 1806 als Finanz-Minister mehrere Mißbräuche im Accise- und Zoll-Wesen abgeschafft hatte und nicht leicht ein Unternehmen für seine Kräfte übersteigend hielt. Herr von Stein eröffnete seine neue Laufbahn durch ein Edikt, welches den Erwerb von Eigenthum jeder Art für sämmtliche Bürger des preußischen Staats erleichterte, die allein ausgenommen, welche durch Religionsbegriffe verhindert würden, ihre Bürgerpflichten nach deren ganzen Umfange zu erfüllen; dies war die Grundlage der spätern Gewerbefreiheit. Um einer plötzlichen Versetzung des Vermögens zuvor zu kommen, wurde den Schuldnern ein Indult bewilligt, der bis zum 24. Juni des Jahres 1810 dauern sollte, vorausgesetzt, daß die laufenden Zinsen der Kapitale bezahlt würden. Eine Kommunal-Ordnung, wodurch ein höheres Maaß von bürgerlicher Freiheit erzielt werden sollte, würde viel Gutes gewirkt haben, wäre sie auf ächte Grundsätze gebaut worden; als Gesetz war sie nur auf den gegenwärtigen Stand der Dinge berechnet und ihr Hauptzweck war nicht sowohl bleibende Ordnung, als Anregung der Gemüther für nahe bevorstehende neue Kämpfe. Mitten unter diesen nützlichen Beschäftigungen wirkte die ungewisse Zukunft, verbunden mit den besonderen Schwierigkeiten, welche die inneren und äußeren Verhältnisse des preußischen Staats darboten, so auf den Geist des Herrn von Stein zurück, daß er, um alles zu gewinnen, alles wagen zu müssen glaubte. Durch das Beispiel der Spanier über die Möglichkeit eines kräftigen Widerstandes belehrt, aber von den Ursachen desselben allzu wenig unterrichtet, um sich nicht in der Voraussetzung

zu übereilen, daß in Deutschland Ähnliches geschehen könne, hoffte er durch seine mannichfaltigen Verbindungen, sowohl im Königreich Westphalen, als in anderen Theilen Deutschlands, eine Opposition gegen Frankreich in Gang zu bringen, von welcher er sich um so mehr versprach, da er auf den entfernten Beistand der Spanier eben so sehr rechnete, als auf den nahen der Österreicher. Sein Gedanke, einem Schreiben an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein anvertraut, kam dadurch zur Kenntniß der Franzosen, daß der Überbringer dieses Schreibens zu Berlin verhaftet wurde. Herr von Stein meldete seinem Vertrauten, daß der Prinz Wilhelm (Bruder des Königs und nach Paris gesendet, um daselbst die Räumung des Landes zu bewirken) den Auftrag erhalten habe, dem französischen Kaiser Allianz- und Hülfstruppen anzubieten, wenn er dafür Milderung oder Fristung der Contribution erhalten könnte, sich aber auf eine anständige Weise zu entfernen, wenn der Kaiser, Beides verschmähend, zu neuen Unternehmungen schritte. „Nimmt der Kaiser," — so fuhr der Briefsteller fort — „unser Anerbieten nicht an, so beweiset er dadurch, daß er entschlossen ist, uns zu vernichten und daß wir Alles erwarten müssen. In Deutschland wächst die Erbitterung mit jedem Tage, und es ist rathsam, sie zu nähren, und auf die Menschen zu wirken. Ich wünschte, daß die Verhältnisse in Hessen und Westphalen unterhalten werden, und daß man sich auf gewisse Fälle vorbereite, auch fortdauernden Zusammenhang mit thatkräftigen und gutgesinnten Männern unterhalte, und diese wieder mit Andern in Berührung setze. Die spanischen Angelegenheiten machen einen lebhaften Eindruck und beweisen handgreiflich, was wir längst hätten glauben sollen. Es wird nützlich sein, sie auf eine vorsichtige Art möglichst zu verbreiten. Hier (in Königsberg) sieht man den Krieg mit Österreich als unvermeidlich an. Dieser Kampf wird das Schicksal Europa's entscheiden, und also auch unseres. Welchen Erfolg

erwarten Ew. Durchlaucht? Es ließen sich Plane, die man im Frühling 1807 hatte, jetzt erneuern. Der Graf von Vincent wird mich bald besuchen und einige Zeit hier bleiben" . . . Was der Brief sonst noch enthielt, betraf die persönlichen Angelegenheiten des Ministers. Zur Entschuldigung des Verfassers ließ sich nichts weiter sagen, als daß er, vermöge einer fehlerhaften Anschauung, in den europäischen Begebenheiten nichts weiter sah, als die Wirkungen eines unermeßlichen Ehrgeizes von Seiten des französischen Kaisers. Dafür sah die französische Regierung in dem Herrn von Stein einen Verschwörer gegen die Ruhe Deutschlands, besonders des neuen Königreichs Westphalen. Um ihn als einen solchen zu bestrafen, machte sie sein Schreiben bekannt und forderte ihn vor den westphälischen Gerichtshof, um Rechenschaft zu geben über seine Entwürfe, oder, im Weigerungsfall, seine Besitzungen in diesem Königreiche, so wie im Herzogthum Warschau, zu verlieren. Herr von Stein schien Anfangs entschlossen, dem Ungewitter, das sich über seinem Haupte zusammengezogen hatte, zu trotzen; doch als die französische Regierung nicht aufhörte, sein angebliches Verbrechen zur Sprache zu bringen, gab er seine Entlassung ein. Die Entdeckung, daß er an der Spitze einer Verbindung stand, welche die Benennung des Tugendvereines führte, bewog Napoleon, ihn für vogelfrei zu erklären, worauf er den preußischen Staat verließ und sich nach Österreich begab.

Während dies im Königreich Preußen vorging, war man in den Rheinbunds-Staaten nur damit beschäftigt, die Bande zu verstärken, wodurch man an Frankreich gefesselt war, und dieser Theil von Deutschland verwandelte sich, nach und nach, in einem so hohen Grade, daß er für eine Fortsetzung Frankreichs gelten konnte.

Im Königreich Westphalen wurde am 1. Juli die erste Stände-Versammlung von dem Könige Jerome Napoleon durch eine Rede eröffnet, worin er die öffentliche Schuld

(112 Millionen Franken) als den wichtigsten Gegenstand der Erwägung empfahl und die Theilnahme des ganzen Königreichs an dieser Schuld als das Siegel der Vereinigung aller seiner Theile darstellte. „Durch die Verfassung," sagte der junge König, „ist die öffentliche Schuld eine gemeinsame Last. Wo wäre auch die verfassungsmäßige Einheit und Gleichheit, wenn man die Privat-Verhältnisse der einzelnen Landschaften außer Verbindung mit dem allgemeinen Wohle betrachten müßte — wenn man Provinzial-Abgaben, Kassen und Verwaltungen wieder einführen und so die alte Abmarkung herstellen sollte, die der neuen Eintheilung und einer gemeinschaftlichen Verwaltung entgegen strebt? Die Verfassungs-Urkunde fordert Gewährleistung für die Kriegssteuer. Von den Landständen, die nicht mehr sind, würde wohl keiner diese Gewährleistung annehmen; sie muß also von den Reichsständen kommen, in deren Versammlung alle Provinzial-Standschaften sich vermischt haben." — Die Stände-Versammlung blieb nicht zurück hinter dem Wunsche des Königs. Drei Kommissionen, die in ihrem Schooße gebildet wurden, ordneten den Staatshaushalt nach allen seinen Theilen; und damit nicht jede Zurückerinnerung an das ehemalige Königreich Westphalen verschwinde, wollen wir hier in Erinnerung bringen, daß, für das Jahr 1809, die Staatsabgabe berechnet war auf 37 Millionen und 375,000 Franken, wovon 5 Millionen auf die Civilliste, 13 Millionen auf das Ministerium des Krieges, 8 Millionen 403,000 auf das der Finanzen, des Handels, des Schatzes u. s. w. angewiesen waren. Die Versammlung der Reichsstände dauerte bis zum 21. August.

Der Fürst Primas und Herzog von Frankfurt führte das französische Gesetzbuch in seinen Staaten ein und stiftete eine besondere Rechtsschule zu Wetzlar, die sich nur mit dem Studium der französischen Gesetze befassen sollte, wobei sie auf den Geist des Code Napoleon, ein von

dem französischen Staatsrath Locrée gearbeitetes Werk, als kommentirendes Handbuch angewiesen war.

Auch der Großherzog von Hessen-Darmstadt entschied sich für die Einführung des französischen Gesetzbuches in seinen Staaten, ohne sogleich etwas an der Regierungs-Verfassung zu ändern.

In einem weit größern Umfange glaubte der Großherzog von Baden, ein fast achtzigjähriger Greis, das Wehen des Zeitgeistes zu vernehmen. Durch ihn wurde der Code Napoleon mit Aufhebung der verschiedenen Provinzial-Gesetzgebungen für das Großherzogthum angenommen, und ein gleichförmiges, auf richtigen Verhältnissen und den Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze beruhendes Abgaben-System in Gang gebracht. Das Band zwischen dem Souverän und den Staatsbürgern enger zu knüpfen, stiftete er eine Landes-Repräsentation. Das sogenannte Geheimerath-Kollegium wurde durch einen Kabinets-Rath ersetzt, der aus einem Minister, einem Direktor, einem Staats- und Kabinetsrath und einem Staats-Sekretär bestand, und dessen Mitglieder in Gegenwart des Souveräns berathende, in Abwesenheit desselben entscheidende Stimmen haben sollten. Dem nächsten Erben des großherzoglichen Hauses wurde das Recht ertheilt, den Sitzungen des Kabinets-Raths beizuwohnen, und für die Central-Verwaltung ordnete der Großherzog fünf Ministerial-Departements an, nämlich der Justiz, der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern, der Finanzen und des Kriegswesens. Gegenstände höherer Wichtigkeit vorzubereiten, Grundgesetze und Hauptverordnungen zu entwerfen und über die Frage zu entscheiden: ob ein Verwaltungsbeamter entsetzt oder vor Gericht gezogen werden sollte? wurde ein Staatsrath errichtet. An alle diese Einrichtungen schloß sich eine Rangordnung an, für welche der Grundsatz galt, „daß Rang ohne Amt im Staatsdienste nicht mehr Statt finden und Titel ihre Benennung einzig von dem Amte ableiten sollten.“

Doch in einem noch weit größern Umfange trug Maximilian Joseph, König von Baiern, die konstituiven Ideen, welche Frankreich unter so großen Schmerzen geboren hatte, auf sein Erbkönigreich über. Vereinigung der verschiedenen Bestandtheile, welche, seit dem Frieden von Presburg, das Königreich Baiern ausmachten, zu einem Ganzen: dies war der Zweck der neuen Constitution. Die wirksamsten Mittel zur Erreichung desselben waren: Aufhebung aller besonderen Verfassungen, Privilegien, Erbämter und landschaftlichen Korporationen in den einzelnen Provinzen, und Einführung einer National-Repräsentation mit durchgängiger Gleichheit vor dem Gesetz. Abgeschafft wurde die Leibeigenschaft; und obgleich der Adel im Besitz seiner Titel und gutsherrlichen Rechte blieb, so wurde er doch in Rücksicht der Staatslasten den übrigen Staatsbürgern gleich gestellt und in Ansehung der Staatsämter und Staatspfründen auf die Gleichheit des Anspruchs zurückgeführt. Allen Bürgern Sicherheit der Personen und des Eigenthums, vollkommene Gewissensfreiheit, Preßfreiheit nach dem Censur-Edikt vom 13. Juni 1803, Ausschließung der Nicht-Eingeborenen von den Staatsämtern, Verpflichtung jedes Einzelnen, nach zurückgelegtem 21. Jahre vor der Verwaltung des Kreises den Treu-Eid zu schwören: dies waren die Haupt-Fundamentalgesetze. Zur Vereinfachung der Verwaltung wurde das Königreich in funfzehn Departements getheilt, die man Kreise nannte. Baiern, welches als Kurfürstenthum auf 1074 Geviertmeilen etwa 2 Millionen Einwohner zählte, hatte, seit dem Friedensschluß von Preßburg auf 1636½ Geviertmeilen eine Bevölkerung von 3 Millionen 231,570 Menschen. Die einzigen Keime der Zwietracht, welche das Königreich in sich schloß, wurden auf der einen Seite von den Tyrolern und Voralbergern, auf der andern von der Reichs-Ritterschaft gebildet; jene, wie diese, waren allzu tief in alten Gewohnheiten versunken, um sich dem allgemeinen Vortheile des

Königreichs anzuschließen; und wenn die Tyroler und Voralberger ihren, durch die plötzliche Abschaffung des österreichischen Papiergeldes geschwächten Vermögens-Zustand schmerzlich empfanden: so bejammerten die Reichsritter den Verlust einer Souveränetät, die, so lange sie vorgehalten hatte, die Grundlage der politischen Schwäche Deutschlands gewesen war. Beide neigten nach Österreich hin, und ertrugen ihr Schicksal nur, weil es sich für den Augenblick nicht ändern ließ.

Von den sämmtlichen Mächten Deutschlands war Österreich die einzige, welche nicht auf die Ergebnisse der französischen Umwälzung einging; unstreitig, weil das Wesen dieses aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengesetzten und nur auf eine bedeutende Militär-Macht berechneten Kaiserreichs sich nicht mit durchgreifenden Reformen vertrug. Je mehr nun das übrige Deutschland sich Frankreich anbequemte, desto mehr war Österreich nur darauf bedacht, seine bisherige Eigenthümlichkeit zu retten; und da dies nur unter sehr günstigen Umständen mit Erfolg geschehen konnte, so betrachtete es den unvermeidlichen und weit aussehenden Krieg zwischen Frankreich und Spanien als die vortheilhafteste Gelegenheit, die sich ihm darbieten könnte, Verlorenes wieder einzubringen. Zu diesem Endzweck vermehrte die Regierung vor allen Dingen ihre Streitkräfte. Die ungarischen Stände, welche schon am Schlusse des Jahres 1807 zwölf tausend Rekruten zur Ergänzung der Regimenter und als Geld-Subsidie den sechsten Theil des jährlichen Ertrages ihrer Besitzungen, diese mochten adeliche sein oder bürgerliche, bewilligt hatten, gingen in ihrer Freigebigkeit noch weiter, als der Kaiser, hiermit nicht zufrieden, in den ersten Monaten des folgenden Jahres noch größere Forderungen an sie machte: sie beschlossen nämlich, aus Dankbarkeit für den ihnen zugestandenen freien Vertrieb ungarischer Erzeugnisse, nicht allein, die Regimenter jährlich vollzählig zu machen, sondern auch,

sie mit so starken Reserven zu versehen, daß das österreichische Heer einen bleibenden Zuwachs von 80000 Mann Kerntruppen erhalten sollte. Eine nicht geringere Bereitwilligkeit, die Entwürfe der Regierung zu unterstützen, zeigten die Stände in Böhmen und Nieder-Österreich: jene am Schlusse des Mai, diese im Julius 1808, beide gedrängt durch die Vorstellung, daß französische Truppen, von Schlesien und dem Herzogthum Warschau aus, in Böhmen und in Gallizien eindringen könnten. Mit diesen Vorbereitungen aber stand eine Veränderung des bisherigen Militär-Systems in der genauesten Verbindung. Geschleift wurden die Festungswerke von Braunau, und dasselbe Schicksal erfuhren die von Eger. Zum Generalissimus des österreichischen Heeres ernannt, theilte der Erzherzog Karl dasselbe in 9 Corps, von welchen jedes, nach dem Muster der französischen, seinen besondern Befehlshaber erhielt. Mehr, als alles dieses, deutete die Errichtung einer zahlreichen Landwehr auf einen nahen Krieg mit Frankreich hin. Zwar wurde mehr, als einmal, die Versicherung gegeben, daß alle diese Zurüstungen keine kriegerische Absicht hätten, und daß man mit Frankreich in dem besten Vernehmen stehe; allein dieser Versicherung widersprach der fortdauernde Verkehr mit England, dem man den Krieg erklärt hatte, und die Freude über die Unfälle Frankreichs in Spanien. Am wenigsten glaubte Napoleon an die Fortdauer des Friedens. Bald nach seiner Zurückkunft von Bayonne stellte er den österreichischen Gesandten an seinem Hofe, Herrn (jetzt Fürsten) von Metternich, in einer an seinem Geburtstage (15. August) gegebenen diplomatischen Audienz über Österreichs Rüstungen zur Rede, durch die Frage: ob Österreich ihm Furcht einjagen wolle? Als nun der Gesandte zur Antwort gab, „daß die Gesinnungen seines Hofes friedlich wären, und daß alle die Rüstungen, welche er mache, nur auf Vertheidigung abzweckten," ließ Napoleon seiner Beredsamkeit freien Lauf. „Wer bedroht

Sie?" fragte er. „Ist nicht alles um Sie her ruhig? Hat seit dem Frieden von Presburg zwischen Österreich und mir auch nur die geringste Differenz obgewaltet? Habe ich irgend eine für Österreich beunruhigende Forderung gemacht? . . . Sie wissen, daß ich die Erhaltung Ihrer Monarchie, in ihrem gegenwärtigen Zustande, sowohl für das europäische System, als für die Angelegenheiten Frankreichs, für vortheilhaft halte. Ich habe meine Truppen in Deutschland Lager beziehen lassen, damit sie nicht unthätig werden möchten; auf französischem Gebiete geschieht dies nicht, weil es allzu kostbar ist. Meine Lager aber sind zerstreut gewesen und keines hat Sie bedroht; ja, hätte ich Absichten wider Sie gehabt, so würde ich keine Lager haben beziehen lassen . . . Was wird geschehen? Sie heben 400,000 Mann aus, und ich bin im Begriff, eine Aushebung von 200,000 zu veranstalten . . . In einem solchen Zustande der Dinge, wenn alle Federn aufs Höchste gespannt sind, wird der Krieg sogar wünschenswerth werden, um Erleichterung herbeizuführen. Ein starkes und kurzes Übel ist besser, als ein verlängerter Leidenszustand. Darüber aber verschwinden alle Hoffnungen auf den Seefrieden; und dies ist das größte Übel, das Sie hervorbringen, ohne es gerade zu bezwecken. Sind Ihre Absichten wirklich friedlich, so müssen Sie Maßregeln einstellen, welche eine so gefährliche Gährung hervorgebracht haben; ganz Europa muß davon überzeugt werden, daß Sie den Frieden wollen. Ich, meiner Seits, werde Ihnen alle Sicherheit gewähren, die Sie nur wünschen können."

Diese Rede, gewissermaßen im Angesicht des ganzen Europa gesprochen, verfehlte nicht ganz die Wirkungen, die sie hervorbringen sollte: Österreich stellte einen Theil seiner Rüstungen ein, und betrieb den andern mit so viel Geheimniß, als die Natur der Sache es erlaubte. Als Napoleon und Alexander in Erfurt vereinigt waren, überbrachte der General-Lieutenant von Vincent ein Schreiben

des Kaisers von Österreich, voll von Zusicherungen friedlicher und freundschaftlicher Gesinnungen. Napoleon, ohne diesen zu vertrauen, warnte in seiner Antwort vor den Gefährlichen, die, indem sie von den Gefahren der Monarchie redeten, nur Unfrieden beabsichtigten und fügte am Schlusse in dem Tone eines Mentors hinzu: „die beste Politik sei heut zu Tage Einfachheit und Wahrheit, und wenn es gelingen sollte, dem Kaiser von Österreich Besorgnisse einzuflößen, so mache er sich verbindlich, diese auf die erste Mittheilung zu zerstreuen." „Ich bitte" — so endigte er seine Antwort — „Ew. Majestät, bei Lesung dieses Schreibens meine gute Absicht nicht zu verkennen und sich überzeugen zu wollen, daß ich dabei ganz allein das Wohl und die Ruhe Europa's und Ewr. Majestät vor Augen habe."

Wir werden im nächsten Kapitel sehen, daß der Krieg deshalb nicht weniger zum Ausbruch kam. Um in diesem Zusammenhange das Gemälde der Lage Europa's in der letzten Hälfte des Jahres 1808 zu vollenden, müssen wir noch einen Blick auf die Türkei werfen.

Der russisch-türkische Feldzug von 1807 hatte zu keinem Resultat geführt. Die wichtigste Begebenheit in demselben war die Seeschlacht bei Lemnos, worin die russische Flotte, unter dem Vice-Admiral Siniavin, den Kapudan-Pascha, welcher, nach dem Rückzuge Duckworths, aus den Dardanellen ausgelaufen war, in die Flucht schlug. Diese Seeschlacht erfolgte den 1. Juli 1807. Inzwischen hatte Selim III., gedrängt von den Janitscharen, welche sich dem Nizzam Dschedid, d. h. der Einführung einer westeuropäischen Militär-Ordnung, widersetzten, seit dem 29. Mai die Regierung in die Hände seines Vetters, Mustapha's IV., Sohns Abdul Hamids, niedergelegt. Der Vorwand der Janitscharen bei dieser Thronveränderung war, daß jeder Sultan, der, nach einer Regierung von sieben Jahren, noch keine Nachkommenschaft habe, dem

Herkommen gemäß, des Thrones unwürdig sei. So mußte sich denn Selim, der seit 17 Jahren regiert hatte, glücklich schätzen, daß er nur der Gefangene seines Nachfolgers wurde. Dieser erkannte in einer allgemeinen Amnestie den Janitscharen das Recht zu, jedem Großherrn, der sich von den herkömmlichen Gebräuchen entfernen würde, sofort den Gehorsam aufzukündigen und ihm einen Nachfolger zu wählen. Hierüber kam es zu dem Tilsiter Friedensvertrag, worin Kaiser Alexander die Moldau und Wallachei zu räumen versprach, wiewohl mit der Beschränkung, daß die Türken erst nach dem Abschlusse eines Definitiv-Friedens diese beiden Provinzen sollten besetzen dürfen. Napoleon willigte in diese seltsame Beschränkung aus keinem andern Grunde, als weil es ihm vortheilhaft war, die Russen im Osten beschäftigt zu sehen, während er seine Entwürfe gegen den Westen zur Ausführung brachte. Zu Slobosia kam, unter Vermittelung des französischen Generals Guilleminot, wirklich ein Waffenstillstand zwischen Rußland und der Pforte zu Stande. Doch war die Folge desselben nicht die Räumung der Moldau und Wallachei; die Sachen blieben in der bisherigen Lage, nur daß die Richtung, welche die russische Politik, nach der Wegnahme der dänischen Flotte, gegen England und Schweden nahm, den Wiederausbruch des Krieges verzögerte. Der russisch-schwedische Krieg war in vollem Gange, als zu Konstantinopel eine neue Thronumwälzung erfolgte.

Mustapha Bairaktar (d. h. der Fahnenretter), Pascha von Ruschtschuck, und, als solcher, ein treuer Diener Selims III., dessen Reformen er nach besten Kräften unterstützt hatte, dachte, nach dem Sturze seines Gebieters, nur darauf, wie er die Herrschaft der Janitscharen vernichten wollte. Vereint mit dem Groß-Vezier, brach er nach der Hauptstadt des Reichs auf, in deren Nähe er von dem Sultan selbst bewillkommt wurde. Als nun in den letzten Tagen des Juli 1808 alles vorbereitet war, erfolgte das

Zeichen zu einer neuen Thronumwälzung in der Umringung des Palastes des Groß-Veziers, den Bairaktar unter dem Vorwande, daß er ein Staatsverräther sei, verhaften ließ. Ganz Konstantinopel gerieth in ein um so größeres Erstaunen über dies Verfahren, weil man allgemein die innigste Freundschaft zwischen Bairaktar und dem Groß-Vezier voraussetzte. Der Sultan selbst, der sich auf einige Tage aus der Hauptstadt entfernt hatte, ahnete nichts Böses, als er von seiner Mutter, der Sultanin Valide, die Aufforderung erhielt, schleunigst in das Serail zurück zu kehren, weil eine Verschwörung gegen ihn im Werke sei. Seine Ankunft erfolgte zu Wasser in demselben Augenblick, wo Bairaktar, vereinigt mit dem Kapudan-Pascha, vor den Thoren des Serails erschien und die Auslieferung Selims III. forderte, der, wie er sagte, von dem neuen Mufti und den Mitgliedern des Divans für den einzig rechtmäßigen Padischah erklärt worden sei. Hierüber entstand im Innern des Serails ein entsetzlicher Aufruhr. Mustapha IV., unvorbereitet und zu nichts weniger als zu einer Thronentsagung geneigt, glaubte sich nur dadurch retten zu können, daß er den Befehl zur Ermordung Selims ertheilte. Zwei Verschnittene, unterstützt von acht Schwarzen, vollzogen diesen grausamen Befehl, ohne eine Minute zu verlieren, und als die blutige That vollendet war, warfen sie Selims Leichnam über die Mauer mit den verhöhnenden Worten: „da habt ihr euren rechtmäßigen Padischah.“ Dem Kapudan-Pascha sank der Muth bei diesem Anblick. Nicht so dem Pascha von Ruschtschuk. „Es ist nichts verloren!“ rief er aus. Zugleich erklärte er Mustapha IV. für unfähig zu regieren, und rief dessen jüngern Bruder Mahmud zum Padischah aus. Kanonendonner verkündigte dem erstaunten Volke diese Veränderung, während Bairaktar die Thore des Serails sprengte, die Leibwache des Sultans niederhauen ließ, in die Zimmer desselben eindrang, und ihn, als er eben im Begriff war,

seinen Bruder Mahmud zu ermorden, von dem Thron in den Kerker herabzusteigen zwang. Welche Opfer um den Thron her fielen, ist unnöthig zu sagen.

Dieser rauchte noch vom Blut der Erschlagenen, als Mahmud II., der so eben sein 25. Jahr zurückgelegt hatte, ihn bestieg. Da er dem Pascha von Ruschtschuck seine Erhebung verdankte, so ernannte er diesen zu seinem Groß-Vezier. Die Zügel der Regierung waren von diesem Augenblick an in Bairaktars Händen, der sich nun einzig damit beschäftigte, das türkische Kriegswesen dem westeuropäischen näher zu bringen, indem er einmal über das andere wiederholte: „die Pforte müsse, um zu bestehen, Feinde haben und Krieg führen können." Die Janitscharen schwiegen, weil sie der Übermacht nicht gewachsen waren, die Bairaktar entgegen stellen konnte; allein ihre Denkart blieb sich gleich, und gierig erspäheten sie den Augenblick, wo die Zahl der Seymens sich vermindert haben würde. Dieser Augenblick kam mit der Fastenzeit. Bairaktar hatte die Nacht vom 26sten des Fastenmonats, in welcher der Koran auf die Erde gefallen sein soll, bei dem Mufti mit Gebet zugebracht, als er sich auf dem Rückwege von einem Janitscharen-Haufen angefallen sah, der nichts Geringeres bezweckte, als ihn und seine Begleitung niederzuhauen. Diesmal rettete ihn die Tapferkeit seiner Seymen; und durch diesen Vorfall gewarnt, nahm er sich wohl in Acht, bei einer Feuersbrunst zu erscheinen, welche die Janitscharen für die nächste Nacht veranstaltet hatten, damit sie Gelegenheit haben möchten, ihn aus dem Wege zu räumen. Bei dem Allen verhehlte sich der Groß-Vezier nicht, daß seine letzte Stunde geschlagen habe. Sein Werk zu sichern, ließ er Mustapha IV. und dessen Mutter, deren Ränken er die Bewegungen in der Hauptstadt zuschrieb, ermorden und zog sich sodann in ein befestigtes Haus zurück, wohin er zuvor einen bedeutenden Pulvervorrath hatte bringen lassen. Hier vertheidigte er sich gegen die Angriffe der Janitscharen,

minder mit der Absicht, sich zu retten, als vielmehr, um die möglich größte Zahl seiner Feinde in sein Verderben zu verwickeln. Schon sollte er verhaftet werden, als er sich plötzlich in die Luft sprengte und mehreren Hunderten seiner Widersacher dasselbe Schicksal bereitete. So heftig war der Luftschlag, daß selbst die entferntesten Theile der Hauptstadt davon erschüttert wurden.

Bairaktar war nicht mehr; allein sein Entwurf lebte fort in dem Sultan, den er auf den Thron erhoben hatte. Mahmud II. ließ den Janitscharen erklären, daß er die Einrichtungen des Nizzam Dschedid aufrecht erhalten würde. Diese, hierdurch in Wuth gesetzt, suchten sogleich das Serail zu erstürmen, welches jedoch, von dem muthigen Soliman Aga, einem ungarischen Renegaten, vertheidigt, diesmal unerobert blieb. Dreimal trieb der Aga die Andrängenden zurück, die, nachdem sie etwa drei tausend Mann verloren hatten, sich in das steinerne Haus ihres neugewählten Aga Kapussi zurückzogen. Hier nahm sich der Zufall ihrer an. Sie waren dem Unterliegen nahe, als Soliman Aga fiel und die Seymen, ihres muthigen Anführers beraubt, zurückwichen. Hierdurch ermuthigt, brachen die Janitscharen aus ihrem Schlupfwinkel hervor, steckten die Kasernen der Seymen in Brand, und ließen alles, was nicht in den Flammen umkommen wollte, über die Klinge springen. Mehrere tausend Häuser, von der Sophienkirche an bis zum Hyppodrom, wurden bei dieser Gelegenheit ein Raub der Flammen; und da der Kapudan-Pascha und der Kadi-Pascha bei diesem Anblick entflohen, so wurde auch der neue Sultan nachgiebig. Die Aussöhnung kam um so leichter zu Stande, weil vom Geschlecht der Osmaniden, außer Mahmud Han, nur noch ein einziger Prinz, Namens Abdul Hamid, übrig war. Von dieser Zeit an prangte der Name des Sultans in der Janitscharen-Orta, zu welcher er gehörte; ja, um die Mißvergnügten mit sich auszusöhnen, bezog der Großherr,

von jetzt an, die tägliche Löhnung eines gemeinen Janitscharen. Um sich der Dinge zu bemächtigen, muß man damit anfangen, daß man sich ihnen unterordnet . . .

Durch alle diese Umwälzungen war die Politik der Pforte so verändert, daß es ihr gänzlich an Charakter fehlte, bis sie sich zu Anfang des Jahres 1809 für England erklärte.

Dies zusammen genommen waren die Umstände, unter welchen Napoleon das Wagestück unternahm, seinen Bruder Joseph durch Waffengewalt auf dem spanischen Thron zu befestigen. Wie er selbst auch über den Erfolg urtheilen mochte: zurücktreten konnte er nicht, nachdem so Vieles voran gegangen war, das jetzt als Antriebskraft wirkte.

Die Rede, womit er seine aus Deutschland zurückkehrenden Truppen empfing, ist der Aufzeichnung werth, weil sie den Zustand seines Innern malt. „Soldaten!" — so sprach er zu ihnen — „nachdem ihr an den Ufern der Donau und der Weichsel triumphirt habt, laß ich euch Frankreich durchziehen, ohne euch einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Ich bedarf euer. Die scheußliche Anwesenheit des Leoparden besudelt das feste Land von Spanien und Portugal. Er fliehe erschrocken bei eurem Anblick. Laßt uns unsere triumphirenden Adler bis zu den Säulen des Herkules tragen; auch dort haben wir Beleidigungen zu rächen. Ihr habt die Berühmtheit der neueren Armeen übertroffen; aber habt ihr wohl den Ruhm jener römischen Legionen erreicht, die in Einem Feldzuge am Rhein und am Euphrat, in Illyrien und am Tagus siegten? Ein langer Friede, ein dauerndes Glück werden der Preis eurer Anstrengungen sein. Ein wahrer Franzose kann nicht, darf nicht ruhen, bevor die Meere nicht geöffnet und befreit sind. Soldaten! alles, was ihr für das Wohl des französischen Volks und für meinen Ruhm thun werdet, wird ewig in meinem Herzen leben."

Diese Rede wurde kurz vor der Abreise des Kaisers

nach Erfurt gesprochen. Nach seiner Zurückkunft aus Deutschland eröffnete er die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers; und ohne nun noch einen Augenblick zu verlieren, trat er den 29. October die Reise nach Bayonne an, wo er den 3. November anlangte. Tages darauf stand er auf spanischem Grund und Boden; neben ihm die Göttin des Sieges. Am 7. November sah er seinen Bruder Joseph zu Vittoria.

In Spanien hatte sich seit der Kapitulation des Generals Dupont die Gestalt der Dinge aufs Wesentlichste verändert. Aus der Junta zu Sevilla war eine Central-Junta geworden, die ihren Wohnsitz in Madrid aufgeschlagen hatte, und, von dem General Cuesta geleitet, den Titel Durchlaucht führte. In jeder Provinz bestand eine besondere Insurrektions-Junta, bestimmt, den von Madrid her erhaltenen Befehl zur Ausführung zu bringen. Auf allen Punkten des Königreichs hatte sich das Militär mit den Insurgenten vereinigt und die Spanier droheten mit nicht weniger, als mit 600,000 Mann. Die Unglücklichen ahneten nicht, daß es unter ihnen keinen Geist gab, der eine so ungeheure Masse zu bewegen fähig gewesen wäre. Inzwischen hatten sich drei Heere gebildet, von welchen das zahlreichste unter Cuesta vorwärts von Burgos, das zweite unter Bläke bei Espinosa, das dritte unter Castaños und Palafox bei Tudela stand. Alle drei hatten die Bestimmung, die Hauptstadt zu beschützen, welche außerdem in dem Engpaß von Somosierra vertheidigt war, den die Spanier als ihre Termopylen betrachteten. In und um Madrid her stand ein Corps Engländer, das aus Portugal unter dem General Moore vorgerückt war.

Unmittelbar nach seiner Ankunft in Vittoria traf Napoleon Anstalten zum Angriff, und schon am 10. November stieß er auf das spanische Armee-Corps, das Burgos vertheidigen sollte. Der Kampf hatte noch nicht lange gedauert, als die spanischen Reihen aus einander fielen. Die Zahl

der Todten belief sich auf Seiten der Spanier auf nicht mehr, als auf 400, und die der Gefangenen mochte doppelt so groß sein. So kamen Besiegte und Sieger fast gleichzeitig in Burgos an, und die Plünderung dieser unglücklichen Stadt war eine gemeinschaftliche. Ging dies so fort, so war der Unterschied zwischen Besiegten und Siegern in kurzer Zeit ausgeglichen. Glücklicher Weise hatte das reizende Biscaya nicht gelitten. Von hier aus also konnte das französische Heer unterstützt werden. Am 11. November wurde Blake bei Espinosa geschlagen, am 23sten das Heer unter Castaños und Palafox aus einander gesprengt, und schon am 30. waren die Schwierigkeiten überwunden, welche die Somosierra entgegen stellte: Schwiekeiten, welche nur in den Augen der Spanier groß waren; denn an und für sich konnten sie nur gering sein, da sie durch einen Aufwand von etwa 50 Mann Franzosen überwunden wurden und 80 polnische Lanzenreiter, von Philipp von Segur angeführt, die ganze hier versammelte spanische Macht aus einander trieben.

Auf die Nachricht von der Niederlage in der Somosierra setzte sich die ganze Bevölkerung von Madrid in Bewegung: die Thore wurden verrammelt, das Straßenpflaster aufgerissen, die Straßen mit Gräben durchschnitten; kurz, die Einwohner von Madrid hatten den guten Willen, nicht hinter ihren Brüdern in Saragoza zurück zu bleiben und das Beispiel einiger Hauptstädte zu erneuern, die so lange Widerstand leisten, bis sie dem erbitterten Feinde unterliegen. Am 2. December kamen die Franzosen vor der Hauptstadt Spaniens an, und in Napoleons Absichten lag nichts weniger, als Trümmer zu schaffen, unter welchen sein Bruder seinen Thron aufschlagen möchte. Gleichwohl war es nicht leicht, die Madridter zur Übergabe ihrer Stadt zu bewegen. Dies gelang erst nach wiederholten Unterhandlungen mit dem General Morla, oder vielmehr nach der Einnahme von Retiro. Sobald die Übergabe erfolgt

war, herrschte eine Ruhe in Madrid, welche, sieben Wochen hindurch, durch keinen Unfall unterbrochen wurde, außer durch die Ermordung eines Spaniers, der zu Josephs Leibwache gehörte.

Als Joseph Napoleon, welcher, während des Fortgangs der französischen Waffen, in Burgos zurückgeblieben war, nach Madrid zurückkam, fand er in seinem Palaste alles eben so, wie er es verlassen hatte; selbst das Bild seiner Gemahlin und ein Gemälde, das Bonaparte'n zu Pferde auf dem St. Bernhard darstellt, waren unberührt geblieben. Seine Lage war verändert; nicht so sein Verhältniß zu den Spaniern. Das letztere war sogar verschlimmert. Über Madrid hinaus geführt, hatten nur die französischen Armee-Corps das Ansehn, das dem Könige hätte zu Theil werden sollen; und Spaniens ganzer gesellschaftlicher Zustand, in Verbindung mit der Gestalt seines Bodens, trug nicht wenig dazu bei, daß der Widerstand, auf welchen der neue König allenthalben stieß, unbesieglich blieb: denn, indem Spanien, statt der Dörfer, fast nur Städte hat, war die Vertheidigung der Rebellen überall erleichtert. Napoleon selbst, nachdem er Spanien genauer kennen gelernt hatte, begriff sehr wohl, daß hier keine neue Lorbern für ihn einzuernten waren. Um den Thron seines Bruders gehörig zu unterstützen, hätte er, vor allen Dingen, große Geldopfer darbringen müssen. Dies vertrug sich jedoch weder mit seiner Denkweise, noch mit seinen Umständen. Nach jener war er gewohnt, den Krieg auf Kosten seiner Gegner zu führen; diese erlaubten ihm nicht, von den 600 Millionen Franken, welche das jährliche Einkommen Frankreichs ausmachten, etwas Bedeutendes abzugeben. Mit seinem bisher befolgten System konnte er nur dahin wirken, daß, was auch theilweise geschehen mochte, um den Schein einer Aussöhnung der Spanier mit seinem Bruder herbeizuführen, die allgemeine Abneigung von der französischen Herrschaft sogar verstärkt

wurde. Hierin lag es unstreitig, daß er bald nach seiner Ankunft in Spanien die zu Bayonne gegebenen Zusicherungen von Ungetheiltheit und Fortdauer der Monarchie nach ihrem ganzen Umfange, bereuete und damit umging, die pyrenäische Halbinsel in 5 große Vice-Königreiche zu zerschlagen*) . . .

Für den Augenblick war die Hauptaufgabe, jene Engländer, welche, von Portugal aus, den spanischen Boden betreten hatten und bis nach Valladolid vorgedrungen waren, zu vernichten. Nachdem also Napoleon während seines Aufenthalts zu Chammartin, einem Landhause der Herzogin von Infantado — denn in Madrid selbst erschien er nur ein einziges Mal, um den königlichen Palast zu sehen — jene Großen, welche von seinem Bruder abgefallen waren, für vogelfrei erklärt, das Inquisitions-Gericht aufgehoben und die gesetzliche Zahl der spanischen Klöster auf ein Drittel der bisherigen zurückgesetzt hatte, brach er den 22. December auf, den Engländern den Rückzug abzuschneiden. Diese, von einem geschickten General geleitet, befanden sich jedoch bereits auf ihrem Rückzuge nach Coruña, wo sie ihre Transportschiffe erwarteten. Was dem französischen Kaiser gelungen sein würde, wenn schlechte Wege und die Engpässe des Guardarrama nicht einen Aufenthalt von zwei Tagen verursacht hätten, ist kaum in Zweifel zu ziehen. Als er sah, daß General Moore einen allzu starken Vorsprung gewonnen hatte, übertrug er die Verfolgung der Engländer seinen Generalen und ging für seine Person von Benevent, wohin er unter großen Beschwerden gelangt war, nach Astorga zurück, ohne Madrid noch einmal berührt zu haben. Hier war man, um dringenden Bedürfnissen abzuhelfen, mit der Confiskation der Inquisition beschäftigt, die für sehr reich gehalten wurde. Man

*) S. Mémoires historiques sur la Révolution d'Espagne par M. de Pradt, pag. 224 etc.

fand in ihren Kassen 750,000 Franken; in ihren Gefängnissen aber auch keinen einzigen Angeklagten, so daß das Verdienst, welches Napoleon sich durch die Aufhebung dieses verschrieenen Instituts erworben zu haben glaubte, nur allzu gering war.

General Moore wurde den 10. Januar von Lugo aus erreicht und verlor in dem hitzigen Treffen, welches er lieferte, um die Einschiffung zu decken, zwar sein Leben, doch so, daß die Einschiffung deshalb nicht minder erfolgte und daß Coruña erst mehrere Tage darauf in die Hände der Franzosen gerieth. Zu Ferrol, das sich den 27. Januar ergab, fand der Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, 11 Linienschiffe, drei Fregatten und mehrere Hundert Kanonen: ein großer Schatz, doch unbrauchbar für Joseph Napoleon, weil die amerikanischen Kolonien schon seit dem December 1808, zum wenigsten im mittäglichen Amerika, auf den gesunden Gedanken gerathen waren, daß nur die Trennung vom Mutterlande sie vor großen Leiden bewahren könnte. Saragoza, aufs Neue angegriffen, bewies inzwischen eine beispiellose Standhaftigkeit. Drei und zwanzig Tage hindurch vertheidigten sich die Bewohner dieser ehemaligen Hauptstadt des Königreichs Aragon von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Jedes Haus, jede Kirche, jedes Kloster wurde zu einer Festung, die nicht übergeben werden durfte. Männer, Weiber, Kinder, Priester, Mönche, alle wollten lieber sterben, als Unterthanen Joseph Napoleons werden, und mehr als 40000 von ihnen erfüllten die Ringmauern mit Leichenduft, ehe der schwache Überrest der Vertheidiger sich ergab, um mit Palafox nach Bayonne geführt zu werden. In diesem Widerstande las Joseph Napoleon sein künftiges Schicksal, schon jetzt höchst unzufrieden mit dem Loose, das ihm zu Theil geworden war, und doch außer Stande, an diesem Loose das Mindeste zu seinem und der Spanier Vortheil zu verändern.

Inzwischen hatte sich die Central-Junta von Madrid durch die Sierra Morena nach Sevilla zurückgezogen. Sie führte die Benennung, „Junta Spaniens und Indiens;" und mit ihr wurde am 14. Januar 1809 ein Friedens- und Bündniß-Vertrag geschlossen, worin Georg III. die Verbindlichkeit übernahm, aus allen Kräften zur Vertheidigung der Unabhängigkeit Spaniens mitzuwirken. Für den Augenblick ließen sich die Wirkungen dieses Bündnisses nicht berechnen; und wenn England dabei vorzüglich die Fortdauer seiner bisherigen Handelsverhältnisse im Auge hatte: so sah es sich in seinen Erwartungen betrogen. Besondern Nachdruck erhielt jedoch dies Bündniß durch die Anstalten, welche Österreich traf, die Angelegenheiten Deutschlands durch eine entschlossene Vernichtung des Rheinbundes in eine andere Bahn zu bringen. Über die Beweggründe dieser Macht zum Abfall von ihren Verträgen wird im nächsten Kapitel die Rede sein. Jetzt bemerken wir nur, daß die Meinung derer, welche dem französischen Kaiser einen Vorwurf daraus machen, daß er, anstatt die Engländer aus Portugal zu vertreiben und die Eroberung der pyrenäischen Halbinsel zu vollenden, nach Paris zurückgegangen sei, um sich an die Spitze seiner deutschen Heeresmacht zu stellen, sehr wenig für sich hat. Allerdings konnte die Vertreibung der Engländer gelingen; allein, was war dadurch für die Eroberung der Halbinsel gewonnen, wenn die Bewohner derselben fortfuhren, ihre Eigenthümlichkeit zu vertheidigen? Auf der andern Seite darf man nicht vergessen, daß Napoleon, bei der Einheit des Krieges, sich nur die Frage zu beantworten hatte, von welcher Seite er am meisten bedroht sei? Es handelte sich um die Fortdauer der Bollwerke, die er zur Vertheidigung seines Hauptzwecks in Deutschland errichtet hatte. Diese Preis geben, hieß für ihn, von vorn wieder anfangen, wo nicht, seine ganze meteorisch-politische Laufbahn beendigen. Wollte er also fortwirken, so mußte er Spanien

verlaſſen, um Öſterreich zu bekämpfen; und ſonach war nichts mehr gerechtfertigt, als ſeine Rückkehr nach Paris unter Umſtänden, welche für ihn um ſo gefährlicher waren, als er für das Gelingen ſeiner Unternehmungen immer nur auf die Wirkſamkeit zweier Triebfedern rechnen konnte, welche der Abnutzung gleich ſehr ausgeſetzt ſind; nämlich Furcht und Eigennutz.

Achtes Kapitel.

Thron-Umwälzung in Schweden. — Erneuerter Krieg mit Österreich. — Neben-Auftritte in Westphalen, in Sachsen, in Tyrol und an der Schelde. — Versetzung des Pabstes von Rom nach Savona. — Wiener Friedensschluß. — Stabs Mordversuch.

Eine Politik, wie die des französischen Kaisers, wird nie verfehlen, den allgemeinsten Unwillen in Gang zu bringen, weil sie von den Triebfedern staatsrechtlicher Handlungen alles Sittliche ausschließt. Es kamen aber zu Anfang des Jahres 1809 noch andere Beweggründe hinzu, die Achtung zu vermindern, welche man bis dahin für die Persönlichkeit Napoleons gefühlt hatte. Auf der einen Seite war man aufs Vollständigste unterrichtet von der Hinterlist, womit er die Versetzung der spanischen Bourbons nach Frankreich betrieben hatte; auf der andern fing man an, zu fühlen, daß die Mittel, wodurch er den See-Despotismus der Engländer bekämpfte, nicht die rechten seien. In dem täglich zunehmenden Verfalle des Handels sah man einer traurigen Zukunft entgegen: einer Zukunft, welche keine andere Wahl ließ, als Bedürfnissen zu entsagen, die in dem dreihundertjährigen Verkehr zwischen Europa und Amerika zu natürlichen geworden waren. Die ganze Gesellschaft war auf diese Weise in ihren Fundamenten erschüttert durch einen Krieger, der, nach dem Beispiele Karls des Großen, die von ihm ausgegangenen Gesetze (Einfälle) mit dem

Degenknopf beſiegelte, ohne jemals zu fragen, was der Entwickelungs-Grad des neunzehnten Jahrhunderts erforderte. Fürſten, wie Privatleute, waren, ſofern ſie nicht durch Furcht oder durch Eigennutz gegen die ihnen bevorſtehenden Gefahren verblendet wurden, gleich ſehr bedroht; und ſie waren es um ſo mehr, weil die bewegliche Einbildungskraft des Mannes, der die europäiſche Welt mit der Unumſchränktheit eines Gottes beherrſchen wollte, ſich mit keiner Beharrlichkeit auf einmal gefaßten Beſchlüſſen vertrug.

Es war daher kein Wunder, daß Öſterreichs Entſchluß, den Kampfplatz aufs Neue zu betreten, eben ſo viel Billigung, als Bewunderung fand; nur daß man die nächſten Folgen dieſes Entſchluſſes nicht als unbedingt günſtig für die Befreiung Europa's aus den Banden der franzöſiſchen Herrſchaft betrachten konnte, weil dieſe Bande für den Augenblick noch allzu ſtark waren. Napoleon hatte nämlich nicht weniger als zwölf Armeen auf den Beinen, die, indem ſie von dem Marke Polens, Preußens, Dänemarks, Hannovers, Dalmatiens, Albaniens, Italiens, Neapels und Spaniens genährt werden mußten, es ihm nicht an Widerſtandsmitteln fehlen ließen. Dazu kamen, außer den zahlreichen Truppen des Rheinbundes, 160,000 Konſkribirte, welche der franzöſiſche Senat am Schluſſe des abgewichenen Jahres bewilligt hatte. Die Zuſammenziehung dieſer Armeen war zum Theil leicht; und wer die feldherrliche Überlegenheit Napoleons aus Erfahrung kannte, ſah vorher, daß, wie auch immer der Ausgang des neuen Feldzugs ſein möchte, ſelbſt der große Umfang des Kriegsſchauplatzes das Seinige dazu beitragen werde, die gewünſchte Entſcheidung zu verzögern.

Ehe wir an die Hauptbegebenheiten dieſes Krieges zurückerinnern, müſſen wir einer Umwälzung gedenken, welche, ohne ſeinem Ausbruch voranzugehen, ganz gewiß nicht ohne Einfluß auf die Ereigniſſe an den Ufern der Donau blieb.

Die Hoffnung, Finland wieder zu erobern, oder Schweden durch die Einverleibung Norwegens für den bevorstehenden Verlust zu entschädigen, ging durch die schlecht berechneten Maßregeln Gustav IV. Adolphs in den letzten Monaten des Jahres 1808 gänzlich verloren. Mit falscher Thatkraft schrieb dieser leidenschaftliche König einen Erfolg, den seine fehlerhaften Anordnungen herbeigeführt hatten, der Feigheit seiner Truppen zu; und da ein Theil seiner Garden die Niederlagen in Finland getheilt hatte, so trug er kein Bedenken, sie dadurch zu bestrafen, daß er sie auflöfete und ihnen ihre Fahnen nahm. Dies geschah zu einer Zeit, wo die Meinung, die sich in Deutschland und Frankreich von Gustav IV. Adolphs Geist und Charakter zuerst entwickelt hatte, in Schweden dadurch zu einer allgemeinen geworden war, daß man ihn die ihm dargebotene Hülfe von 10000 Engländern hatte verschmähen gesehen. Unbeständig in allen seinen Beschlüssen, war er zu Anfang des Jahres 1809 auf den Gedanken gerathen, sich mit dem Könige von Dänemark zu versöhnen; und schon hatte er, ohne Mitwissen seiner Minister, zu diesem Endzweck ein Schreiben an Friedrich VI. entworfen, als er durch die Nachricht von den Versuchen der Dänen, die Einwohner Schonens zum Aufstande zu bewegen, noch einmal auf England zurückgeführt wurde; wahrscheinlich nur, um sein Geldbedürfniß zu befriedigen.

Am 1. Mai 1809 ward mit England ein neuer Vertrag geschlossen, worin dieses sich zu einer jährlichen Subsidie von 1,200000 Pf. Sterling verpflichtet hatte. Schon glaubte der König von Schweden, alle Hindernisse überwinden zu können, als eine Verschwörung gegen ihn losbrach, welche, lange vorbereitet, ihren Mittelpunkt unter den Großen der Hauptstadt, ihre Riesenarme in den beiden Heeren hatte, von welchen das eine gegen Finland, das andere gegen Norwegen gerichtet war. Das letztere war nur noch 15 Meilen von der Hauptstadt entfernt, als

Gustav auf dem Schlosse Haga die Kunde erhielt, daß Adlersparre — dies war der Name des Obergenerals — damit umgehe, den Gewaltthätigkeiten und Leiden, unter welchen das Vaterland seufze, ein Ende zu machen. In Leidenschaft gesetzt durch diese Nachricht, eilte der König nach der Hauptstadt, wo er die wirksamsten Vertheidigungsmittel zu finden hoffte. Als man ihn mit Kälte empfing, beschloß er, nach Linköping zu gehen. Zwei Millionen Thaler Vorschuß, die er zu diesem Ende von der reichsständischen Bank forderte, wurden ihm versagt; und als er Anstalten traf, diese Summe mit Gewalt zu nehmen, glaubten die Verschworenen nicht länger zögern zu dürfen. Während sein Staatsrath ihn beschwor, einem sinnlosen Kampfe zu entsagen, welcher dem Reiche bereits zwei so wesentliche Provinzen, wie Pommern und Finland, gekostet habe, traten der Feldmarschall Klingsporn und der General Adlerkreuz hinzu und verlangten, daß er entweder den Bitten des Staatsraths nachgeben, oder dem Thron entsagen sollte. Am heftigsten redete Adlerkreuz. Durch Scheltworte trieb ihn der König fort. Allein er kam, nicht lange darauf, mit dem Hofmarschall Silversparre und fünf Adjutanten zurück, und eröffnete dem Könige, „daß er ihn im Namen der Nation verhafte.“ Der Degen, den Gustav zog, war ihm bald entwunden. In dem Getümmel, das hierüber entstand, rettete sich der König nach dem Schloßhofe, um den Beistand der Hauptwache zu finden. Doch ehe er diese erreichte, fiel ein athletischer Bedienter ihn von hinten an und trug ihn die Treppe hinauf. Erschöpft in seiner Gereiztheit, fand er sich in sein Schicksal, indem er nur allzu gut fühlte, daß der Widersinn seines Betragens ihm alle Herzen entfremdet hatte. Noch an demselben Tage übernahm sein Oheim, der Herzog Karl von Südermanland, die Regierung, als ältester mündiger Prinz; und was dabei sehr merkwürdig war, gar nicht als Vormund der männlichen Nachkommen Gustavs.

In der nächsten Nacht wurde dieser nach dem Schlosse Drottningholm gebracht, wo er eine Urkunde unterzeichnete, wodurch er der Regierung entsagte, um den Rest seiner Tage der Ehre Gottes zu weihen; er hatte, als dies geschah, ein Alter von 32 Jahren zurückgelegt. Die Reichsstände nahmen diese Urkunde den 10. Mai an; und ohne diese als nothwendig für ihr Verfahren zu erkennen, erklärten sie an demselben Tage: „daß sie jeder Treue und jedem Gehorsam, die sie, als Unterthanen, ihrem bisherigen König Gustav IV. Adolph schuldig gewesen wären, abschwören und ihn, so wie seine Erben, diese möchten bereits geboren sein, oder noch geboren werden, der Krone und Regierung Schwedens für verlustig erkenneten." Diese Erklärung erfolgte auf den Antrag des Barons von Mannersheim, Expeditions-Sekretärs des Reichstages; was aber diese fast beispiellose Strenge gegen Gustav's natürliche und rechtmäßige Erben hervorrief, ist bis jetzt noch das Geheimniß der Faktion geblieben, welche diese Thronveränderung herbeiführte. Von Drottningholm nach Gripsholm versetzt, sollte der entthronte König der Gefangene der schwedischen Nation auf einem alten Schlosse der waldreichen Insel Wisings-Oe bleiben; da man aber auch dies nicht für sicher genug hielt, so wurde ihm die Erlaubniß ertheilt, sich mit seiner Familie nach Deutschland zu begeben. Sein standesmäßiges Einkommen sicherte der Reichstag dadurch, daß er den Zinsbetrag seines Privat-Vermögens bis auf 66666 Thaler Banko erhöhete. Die Abreise nach Deutschland erfolgte noch im Jahre 1809. Hier lebte Gustav IV. Adolph Anfangs unter dem Namen eines Grafen von Gottorp, später unter der Benennung eines Obersten Gustavson. Der kinderlose Herzog Karl von Südermanland nahm, als König von Schweden, den Prinzen Christian August von Holstein-Sonderburg-Augustenburg an Kindesstatt an. Der Friede mit Dänemark war hierdurch geschlossen, und mit keinem Verlust verbunden. Nicht so der Friede mit Rußland;

dieser mußte durch die Abtretung Finlands, Westbothniens bis an den Torneo und eines Theils der Alandsinseln erkauft werden, als er endlich am 17. September 1809 zu Friedrichsham zu Stande kam. Frankreich gab Schwedisch-Pommern zurück; doch gingen von den Einkünften dieses Landes die Domänen ab, welche Napoleon inzwischen an seine Marschälle und Generale verschenkt hatte . . .

So verhielt es sich mit der Umwälzung, welche den Ausbruch des Krieges zwischen Österreich und Frankreich begleitete; sie wurde eben deswegen weniger beachtet und verhallte nur allzu schnell in dem Getöse der Begebenheiten, welche in den nächsten Monaten die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zogen . . .

Von Valladolid aus hatte Napoleon die Fürsten des Rheinbundes aufgefordert, ihre Contingente in Bereitschaft zu halten. Gleichzeitig erhielten seine Marschälle den Befehl, nach Baiern zu ziehen; als Hauptquartier war Strasburg bezeichnet. Österreich seinerseits vollendete seine Rüstungen im Laufe des Februar und März. Den 27. des letztern Monats erschien zu Wien ein Aufruf des Kaisers an seine Völker, worin der bevorstehende Krieg als ein Akt der Selbsterhaltung bezeichnet wurde. „Nicht Angriff, sondern Vertheidigung sei der Zweck des letzten Krieges gewesen. Doch der Eroberer könne nicht ertragen, daß ein Regent und sein Volk, durch wechselseitiges Vertrauen vereint, stark genug seien, seinen Anmaßungen zu widerstehen. Feindlich habe er sich gegen Österreich erklärt, wenn dieses seine Vertheidigungs-Maßregeln nicht einstellen wollte. Einen so unwürdigen Antrag zu verwerfen, ziehe man jetzt in den Krieg."

Es waren drei Armeen gebildet worden, von welchen die erste und zahlreichste gegen Baiern, die zweite, etwa 70000 Mann stark, gegen das Königreich Italien, die dritte, 36000 Mann stark, gegen das Herzogthum Warschau bestimmt war. An der Spitze jeder dieser Armeen stand ein Erzherzog: an

der Spitze der ersten der Erzherzog Karl; an der der zweiten der Erzherzog Johann; an der der dritten der Erzherzog Ferdinand. General Chasteller hatte den Auftrag, die Tyroler in ihren Unternehmungen gegen die Baiern zu unterstützen. Aufrufe an die deutsche Nation blieben ohne Wirkung, weil sämmtliche Fürsten Deutschlands dem Rheinbunde angehörten; eine von dem Erzherzog Karl an den König von Baiern gerichtete Aufforderung zur Abwerfung des französischen Joches, wurde durch einen Empfangsschein des Ministers beantwortet. Stellte denn nicht des Kaisers eigener Bruder, der Großherzog von Würzburg, sein Contingent zur Vertheidigung eines Verhältnisses, das er verabscheuen mochte, dem er sich aber nicht entziehen konnte?

Den 9. April ging der Erzherzog Karl mit 220,000 Mann über den Inn nach der Isar vor, anzeigend, daß er den Befehl habe, Jeden, der sich ihm widersetzen würde, als Feind zu behandeln. Auf dieses Wort appellirte der König von Würtemberg an das Urtheil Europa's „wegen der weltbekannten Bundbrüchigkeit Österreichs" — dies war sein Ausdruck — „und wegen des Angriffs, der seine Staaten bedrohe." Der König von Sachsen blieb mit seinen Klagen nicht zurück. Langsam rückte inzwischen der Erzherzog Karl vor — so langsam, daß er in 11 Tagen nur 15 Meilen zurücklegte. Die Baiern leisteten den schwachen Widerstand, der ihnen vorgeschrieben war und der seine Rechtfertigung darin fand, daß Regensburg bereits von dem Marschall Davoust, Ulm von dem Marschall Massena, Augsburg von dem General Oudinot besetzt war, während die Truppen des Königs von Sachsen, geführt von dem Prinzen von Ponte-Corvo, heranrückten.

Am 12. April Abends von dem Übergang des Erzherzogs Karl über den Inn unterrichtet, war Napoleon, der diese Nachricht zu Paris erhielt, schon am 16. bei dem König von Baiern zu Dillingen, um ihm das Versprechen

geben, „daß er ihn nach spätestens 14 Tagen nach inchen zurückführen und größer machen wolle, als irgend er seiner Vorfahren gewesen.“ Am 17. April war das serliche Hauptquartier zu Donauwerth. Jetzt von der ellung des Erzherzogs vollständig belehrt, rief Napoleon s: „Die Rechnung ist leicht gemacht; innerhalb drei agen wird Deutschlands Sache entschieden sein.“ Sobald n folgenden Tage das Hauptquartier nach Ingolstadt ver= zt war, eröffnete der von Augsburg ausgezogene General udinot am 19. April den Kampf, indem er bei Pfaffen= fen 4000 Österreicher zerstreute. Gleichzeitig schlug Mar= all Davoust den Feind bei Thann, und brachte seine erbindung mit dem Marschall Lefevre zu Stande, der, er Abensberg anrückend, die Niederlage der Österreicher ollenden half. Am folgenden Tage griff Napoleon, unter= ützt von Davoust, von Massena und von Lannes, den Mittelpunkt der Österreicher, etwa 60000 Mann stark und on dem Erzherzog Ludwig und dem Feldmarschall Hiller efehligt, mit Baiern und Würtembergern bei Abensberg n. Der Kampf war hartnäckig; allein er endigte mit der Niederlage der Österreicher, die, außer mehreren tausend Gefangenen, acht Fahnen und zwölf Kanonen einbüßten. Von jetzt an konnte Baiern als befreit betrachtet werden. Es blieb zwar noch der Erzherzog Karl zu besiegen übrig; allein von allen Seiten umgangen und angegriffen, ver= mochte auch er nicht zu widerstehen. Entschieden wurde das Treffen durch die Hartnäckigkeit, welche der Marschall Davoust bei Eckmühl bewies: ein Ort, der später zur Erweiterung seines Titels diente.*) Mehrere tausend Ge= fangene, sehr viel Geschütz und funfzehn Fahnen waren wiederum die Tropäen des Tages. Der Rückzug der Öster= reicher war von nun an unvermeidlich, und der Erzherzog

*) Davoust führte von jetzt an den Titel eines Herzogs von Auer= städt und Eckmühl.

Karl, indem er über Cham nach Böhmen zu ziehen beschloß, deckte ihn dadurch, daß er sechs Regimenter in Regensburg warf. Diese Stadt wurde von den Franzosen erstürmt; und da die Österreicher die Brücke abzutragen versäumten, so konnten die Franzosen das linke Donau-Ufer betreten. Dies geschah am 23. April. Der Weg nach Wien war geöffnet. Marschall Davoust verfolgte den Erzherzog Karl; die Marschälle Massena und Lannes erhielten die Richtung auf Passau und Mühldorf. Außerordentliches war vollbracht und Napoleon selbst betrachtete späterhin das Geschehene als ein Werk der höchsten Kunst im Verein mit der größten Kühnheit.

Beide feindliche Heere eilten nun nach der Hauptstadt: der Erzherzog Karl auf dem linken, Napoleon auf dem rechten Donau-Ufer. Während der letztere mit einem Theile seines Heeres am 2. Mai zu Ried und zu Lambach anlangte, befanden sich die Marschälle Bessieres und Lannes zu Wels. Am folgenden Tage stießen Bessieres und Oudinot auf Massena, welcher gleichzeitig in Linz eingerückt war. General Hiller, der von dem Marschall Lannes umgangen zu werden befürchtete, warf sich mit 9000 Mann in die furchtbare Stellung von Ebersdorf, um von hier über die Traun zu gehen. Hieraus entwickelte sich ein fürchterlicher Kampf, dessen Opfer die unschuldige Stadt wurde und der damit endigte, daß Hiller, nachdem seine Widerstandskraft erschöpft war, sich nach der Ens zog, die Brücke abbrannte und seine Flucht über St. Pölten nach Wien fortsetzte.

Am 10. Mai, Morgens um 9 Uhr, langte Napoleon vor den Pforten der österreichischen Hauptstadt an, deren Vorstädte bereits mit französischen Truppen besetzt waren. Erzherzog Maximilian war Anfangs entschlossen, Wien auf jede Gefahr zu vertheidigen; als aber Napoleon die Stadt mit Haubitzen beschoß und als das Feuer auf allen Punkten ausbrach, stellte der Erzherzog die Vertheidigung ein und

zog sich über die Brücken zurück, die er hinter sich abbrennen ließ. Wien ging mit Kapitulation über. Im Besitz der Hauptstadt, aber verdrießlich wegen der Schwierigkeiten, welche mit dem Vordringen auf dem jenseitigen Ufer verbunden waren, nahm Napoleon aufs Neue seine Zuflucht zur Rolle eines europäischen Kaisers. Er befahl die Auflösung der österreichischen Landwehr, und um seinem Befehl Nachdruck zu geben, bedrohete er die Offiziere derselben, die nicht binnen 14 Tagen nach ihrer Heimath gehen würden, mit Abbrennung ihrer Häuser und Einziehung ihres Vermögens. Hiermit nicht zufrieden, forderte er die Ungarn auf, sich von dem Hause Österreich loszusagen und nach eigener Wahl einen König aus ihrer Mitte zu erheben, der, im Bunde mit Frankreich, Frieden und Unabhängigkeit gewähren würde. Die letzte Maßregel war eine von denen, wodurch er zu schrecken liebte. Sie zu verstärken, erlaubte er, daß in den französischen Armee-Berichten von dem Erzhause als von einer ausgearteten Dynastie geredet wurde, deren Untergang nahe sei. Doch alle diese Mittel waren bereits so abgenutzt, daß sie nur noch einen schwachen Eindruck machten.

Die Hauptsache war, über die Donau zu kommen. Zu diesem Endzweck sollten zwei Brücken geschlagen werden: die eine bei Nußdorf, die andere bei Ebersdorf. Die Leitung dieser mühevollen Arbeit wurde den Generalen St. Hilaire und Pelet übertragen. Jener scheiterte an den Schwierigkeiten, auf welche er stieß; fast die ganze Mannschaft, die ihm anvertraut war, unterlag einem unerwarteten Angriff, der auf sie gemacht wurde; es waren ihrer nicht weniger als 500.

Besser gelang Pelets Werk bei Ebersdorf. Zwar boten die vier Arme des Flusses in dieser Gegend eine Breite von fast 400 Klaftern dar; allein die Donau-Inseln, unter welchen Lobau die größte ist, dienten den Brücken zur Stütze. Als Napoleon am 20. Mai zu Ebersdorf die

Kähne vereinigt sah, befahl er, die Brücken zu werfen. Der Übergang auf das linke Ufer fand am folgenden Tage Statt. Fünf Divisionen, theils Fußvolk, theils Reiterei, zusammen etwa 50000 Mann, hatten gegen Mittag das linke Ufer betreten und sich der Dörfer Aspern und Esling bemächtigt. Das Hauptquartier des Erzherzogs Karl war nicht fern; die größere Streitmasse auf Seiten der Österreicher. Ehe sich nun die Zahl der Franzosen verstärken konnte, schritt der Erzherzog Karl zum Angriff. Den 21. Mai wurde um die Dörfer Aspern und Esling von beiden Seiten mit Löwenmuth gestritten. Dort befehligte Massena, hier Lannes. Vertrieben und wieder vertreibend häufen beide Leichen auf Leichen. Nacht und Ermüdung machen endlich dem Kampfe ein Ende, nachdem die Dörfer in Flammen aufgegangen sind. Die Waffenruhe dauert jedoch nur drei Stunden. Mit frischen Kräften erneuert der Erzherzog den Kampf und die Franzosen sind verloren, wenn Davoust nicht zu ihrem Beistande herbei eilt. Mit Sehnsucht wird er von seinen Waffenbrüdern erwartet, die inzwischen alles aufbieten, um sich auf dem linken Donau-Ufer zu halten. Napoleon bietet zugleich seine ganze Geschicklichkeit auf und beweiset dabei so viel Todesverachtung, daß General Walther zu ihm sagt: „Gehen Sie zurück, Sire, oder ich lasse sie durch meine Grenadiere aufheben." Um 8 Uhr Vormittags langt die Nachricht an, daß durch plötzliches Anschwellen des Flusses, verbunden mit der Gewalt starker Baumstämme und fortgerissener Flußmühlen, die Schiffsbrücke nach dem rechten Ufer zu zerstört ist, daß Davoust also nicht kommen wird. Auf diese Nachricht muß der Kampf aufgegeben werden. Die Aufgabe ist nur noch, nach der Insel Lobau zu entkommen. Napoleons Glück schwebt mehr als jemals am Rande des Abgrundes. Doch seine Getreuen opfern sich ihm muthig auf. St. Hilaire stürzt, von einer Kugel getroffen, todt zu Boden; dem Marschall Lannes werden beide Füße über den Knieen

abgeschossen; viele andere Tapfere büßen ihr Leben ein. Mit diesen Opfern gelingt ein Rückzug nach der meistens überschwemmten Lobau-Insel — wahrscheinlich unter allseitiger Ermattung der Österreicher. Acht und vierzig Stunden verstrichen, ehe es gelingt, die weggerissenen Brücken wieder herzustellen; aber Napoleon ist gerettet und der Krieg kann seinen Fortgang nehmen.

Volle sechs Wochen verstrichen, ehe der Kampf erneuert werden konnte; aber dieser Zeitraum war angefüllt mit dem mannichfaltigsten Begebenheiten, die hier um so weniger mit Stillschweigen übergangen werden dürfen, da sie sich ohne Ausnahme auf die Haupthandlung bezogen.

Der Krieg in Italien nahm unter dem Erzherzog Johann vollkommen dieselbe Wendung, die er im Jahre 1805 unter dem Erzherzog Karl genommen hatte. Johanns Gegner war der Prinz Eugen, Napoleons Adoptiv-Sohn. Dieser wurde den 16. April bei Sacile aufs Haupt geschlagen; sobald jedoch die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Regensburg in Italien angelangt war, gab der Erzherzog Johann, unstreitig auf höhern Befehl, seine Entwürfe auf, und trat den Rückzug an. Auf diesem wurde er an der Piave geschlagen; und indem der Vice-König von Italien die Verfolgung fortsetzte, litt der österreichische Nachtrab eine zweite Niederlage zu St. Daniel und zu Venzone. Die Verfolgung des Vice-Königs von Italien dauerte den ganzen Mai hindurch und hörte nicht eher auf, als bis der Erzherzog bei Raab in Ungarn zum dritten Male geschlagen war, worauf Prinz Eugen sich mit dem Hauptheere vereinigte.

Nicht glücklicher war der Zug des Erzherzogs Ferdinand nach Polen. Er hatte den Fürsten Poniatowsky geschlagen, und war über Warschau bis nach Thorn vorgedrungen, als ein Aufstand, der sich in seinem Rücken gebildet hatte, ihn zum Rückzug zwang und den Fürsten Poniatowsky in den Stand setzte, Lublin und Krakau zu

erobern. Vergeblich rechnete Napoleon auf den Beistand der Russen. Diese wurden nirgend sichtbar. Gegen Ende des Mai erschienen endlich 15000 Mann unter den Befehlen des Fürsten Gallitzin an den Grenzen Galliziens. Doch ohne irgend einen thätigen Antheil am Kriege zu nehmen, traten sie von dem Kriegsschauplatz ab, wie sie gekommen waren, und diese ihre Flauheit wurde späterhin die Ursache der größten Begebenheiten unseres Zeitalters.

Unendlich thätiger zu Österreichs Vortheil waren die Tyroler. Aufgeregt von geheimen Emissaren und unterstützt von dem Markis von Chasteller, zerrissen sie rücksichtslos die Bande, die der Friede von Presburg ihnen angelegt hatte. Noch waren Franzosen und Österreicher nicht handgemein geworden, als jene (12. April) sich erhoben und Inspruck eroberten. Tages darauf zwangen sie ein französisches Corps unter General Bisson auf den Feldern bei Wiltau zur Niederlegung der Waffen; es waren Neu-Conskribirte, die durch Tyrol nach Baiern zu ziehen befehligt waren. Anführer bei diesen Unternehmungen war der Gastwirth Hofer von Passayer: ein Mann von athletischer Gestalt, blindem Aberglauben und kühnem Muthe. Wer möchte von einem solchen Anführer Milde und Menschlichkeit erwarten? Selbst österreichische Armee-Berichte leugneten nicht, daß von den Baiern und Franzosen nur wenige dem Tode entgangen wären. Befreit von jedem Zwange, verbreiteten sich die Tyroler Insurgenten auf der einen Seite nach Schwaben, auf der andern nach der Lombardei, bis auf zehn Meilen von Mailand. Je mehr nun hiervon zu befürchten war, desto strenger waren Napoleons Gegenmaßregeln. Der Markis von Chasteller wurde für vogelfrei erklärt. Gegen die Tyroler sendete Napoleon den baierschen General Wrede und den Marschall Lefebre. Ihr Auftrag lautete auf Wiederherstellung des Friedens; bei der gegenseitigen Stimmung der Gemüther eine Berechtigung zu jeder Grausamkeit. Auch blieben Greuel nicht aus. Sobald die Baiern ins

Land gebrungen waren, wurden vierzehn blühende Ortschaften, unter diesen die Kreisstadt Schwaz, in Schutthaufen verwandelt. Hiermit nicht zufrieden, rächten die Baiern ihre gefallenen Brüder dadurch, daß sie Hunderte von Unbewaffneten an Bäumen henkten, Menschen und Vieh in Ställen verbrannten, Weiber und Kinder zusammenmetzelten und noch viel andere Barbareien übten, deren Bezeichnung nicht Abscheu, sondern Ekel erregen würde. Der baiersche General forderte seine Leute auf, wieder Menschen und Soldaten zu werden, und der französische Marschall gestand, solche Abscheulichkeiten selbst in Spanien nicht erlebt zu haben. Welche Folgen diese Scheußlichkeiten hatten, wird sich weiter unten ergeben . . .

Was im nördlichen Deutschland zur Abschüttelung des französischen Joches versucht wurde, schlug fehl, weil es von jungen Männern herrührte, die in ihrer Eitelkeit den Maaßstab für ihr Ansehn fanden. Oberst Dörnberg, der gegen den König von Westphalen einen Aufstand in Gang bringen wollte, rettete sich mit Mühe vor der Verurtheilung, die gegen ihn ausgesprochen war, durch eine schleunige Flucht. Anders fiel das Schicksal des preußischen Majors von Schill, eines jungen Mannes, den gelungene Parteigänger-Streiche in dem Kriege von 1806 und 1807, noch mehr aber die Verführungskünste geheimer Emissäre, zu dem Wahn bethört hatten, die Rolle eines Wallenstein oder Mansfeld lasse sich unter allen Umständen wiederholen. Dieser Verwegene rückte am 29. April (wo der Ausgang des Kampfes an der Donau hinreichend bekannt war) mit 500 Husaren, an welche sich 300 Mann Fußgänger anschlossen, aus Berlin mit dem Glauben aus, daß er in kurzer Zeit an der Spitze eines Heeres stehen werde. Arge Täuschung! Niemand schloß sich an ihn an; und nachdem er sich aus dem Magdeburgischen in das Mecklenburgische geworfen hatte, endigte er zu Stralsund, in dessen Ringmauern er unter den Säbeln dänischer und holländischer

Reiter fiel, welche der dänische General Ewald gegen ihn anführte. Seine Waffenbrüder zerstreuten sich nach allen Gegenden, sofern sie nicht erschossen oder nach Frankreich geführt wurden.

Während Napoleon und der Erzherzog Karl, durch die Donau getrennt, neue Kämpfe vorbereiteten, trat für Deutschlands Befreiung vom französischen Joche ein neuer Streiter auf. Dies war der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Öls, jüngster Sohn des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, der zu Ottensen im Dänischen gestorben war. Das verlorene väterliche Erbe wieder zu erobern, war die Absicht des unternehmenden jungen Fürsten. An der Spitze eines von ihm selbst geworbenen Frei-Corps, brach er aus Böhmen in Sachsen ein, wo er Contributionen ausschrieb. Wie sein Versuch endigte, wird sich am schicklichsten weiter unten enthüllen.

Verstärkt durch mehrere Armee-Corps, traf Napoleon am Schlusse des Juni Anstalten zu einem zweiten Übergang über die Donau. Diese wurden in den ersten Tagen des Juli vollendet. Unter dem Feuer von 109 Feldstücken, begleitet von einem heftigen Gewitter, ging Napoleons ganzes Heer in der Nacht vom 4. auf den 5. Juli über den Fluß und stellte sich mit Sonnenaufgang im Marchfelde auf. Beide Heeresmassen beobachteten sich eine Zeitlang. Gegen Mittag ging Napoleon vor, und bald sah der Erzherzog seine Werke umgangen, sich selbst aber genöthigt, Enzersdorf zu räumen, das in Flammen aufging. Die Dörfer Esling und Aspern, welche so viel Blut gekostet hatten, sollten nicht die einzigen Zeugen des Riesenkampfes sein, der sich zwischen zwei mächtigen Reichen erhob; sie wurden von den Kämpfenden schnell durchlaufen. Als der Erzherzog sich auf Wagram und Stammersdorf zurückgezogen hatte, dehnte sich das französische Heer nach Breitenlee aus. Auf den Mittelpunkt des Erzherzogs wurde ein heftiger Angriff gemacht; allein, indem der Erzherzog

eben so heftigen Widerstand leistete, sahen die Divisionen Macdonald und Oudinot sich über den Nußbach zurückgeworfen und ein panisches Schrecken bemächtigte sich dieses Theils des französischen Heeres. Der Prinz von Ponte-Corvo, welcher Wagram hatte nehmen sollen, kam daselbst kaum zum Vorschein; seine aus diesem Dorfe vertriebenen Sachsen zogen sich auf Aderklaa zurück, das sie nach wenig Stunden verließen. So endigte sich dieser Tag, den man den Tag von Enzersdorf nennt. Der Erzherzog Karl brachte die Nacht auf den Höhen von Wagram zu.

Hier entwickelte sich am folgenden Tage (6. Juli) der furchtbare Kampf, der über die Dauer des Feldzugs entschied. Ohne ihn seinen Wendungen und seinen Wechseln nach ausführlich zu beschreiben, begnügen wir uns, zu sagen, daß auf beiden Seiten mit gleichem Heldenmuth, mit gleicher Erbitterung gestritten wurde. Der rechte Flügel des Erzherzogs trat um zehn Uhr in Linie: er dehnte sich von der Donau bis Wagram; sechzig Kanonen gingen vor ihm her und indem er das französische Heer in den Rücken zu nehmen strebte, bedrohete er die Lobau-Insel und die Brücken. Doch jetzt brach auch Napoleon los. Hundert Kanonen, welche, eine Viertelmeile Erdreich einnehmend, seinem Heere vorangingen, zerschmetterten die Massen, deren Bewegung unaufhaltbar schien. Die zerstörende Gewalt des Kanonenfeuers wurde von der Division Macdonald und von der Garde zu Fuß und zu Pferde unterstützt. Ein Adjutant Massena's überbrachte die Nachricht, daß das Klenauische Corps sich im Rücken des französischen Heeres befinde und daß General Boudet, nach der Lobau-Insel vertrieben, seine Kanonen verloren habe. Napoleon, ohne hierauf zu achten, heftete seinen Blick nur auf den Thurm von Neusiedel, und sobald er bemerkte, daß Davousi's Feuer über denselben hinausging, sendete er den Adjutanten an Massena mit dem Befehl zurück, daß er angreifen möchte und daß die Schlacht gewonnen sei. Es war gegen Mittag,

als dies vorging. Des Erzherzogs Mittelpunkt war der Kirchthurm von Süßenbrunn. Hier nun entlud sich das Gewitter, zu welchem Napoleon das Zeichen gegeben hatte. Macdonalds furchtbare Kolonne durchbrach das Centrum der Österreicher; Davoust bemächtigte sich Neusiedels; Massena trat, nach Überwindung aller Hindernisse, in die Leopoldsau, und der Sieg der Franzosen sprach sich dadurch aus, daß Napoleons Zelt zwischen den Dörfern Aderklaa und Rachsdorf, welche beiden Heeren so viel Blut gekostet hatten, aufgeschlagen wurde. Selten war eine Schlacht blutiger, als die von Wagram. In die Hände der Franzosen geriethen 20000 Gefangene und dreißig Kanonen. Am meisten bedauerte Napoleon den Tod des Generals Lasalle, seines trefflichsten Kavallerie-Generals. Außer diesem waren auf beiden Seiten mehrere Generale und Obersten geblieben. Der Erzherzog Karl selbst war mehr als einmal verwundet worden. Wer ermißt, wodurch die Schlacht für Österreich verloren ging? Ein großer Theil der Schuld wurde dem Erzherzog Johann beigemessen, der erhaltene Befehle nicht befolgt hatte. In Fällen dieser Art ist nichts schwieriger, als Gründe und Gegengründe abzuwägen.

Das Schlachtfeld räumend, zog sich der Erzherzog Karl in guter Ordnung nach Mähren zurück. Ihm folgte Napoleon dahin, und in der Nähe von Znaym schien es am 11. Juli zu einer erneuerten Schlacht kommen zu müssen, als der Fürst von Lichtenstein bei den französischen Vorposten erschien und im Namen des Kaisers auf einen Waffenstillstand antrug. Dieser Antrag wurde angenommen und schon am 12. Juli zu Znaym ein Waffenstillstand unterzeichnet, dessen lästige Bedingungen die Schwäche des österreichischen Heeres nach der Schlacht bei Wagram verriethen; denn nicht genug, daß ein Drittel der Monarchie mit den Städten Wien, Linz, Gräz, Klagenfurt, Laybach, Triest, Salzburg, Brünn, Lemberg, Krakau, Presburg, Ödenburg und Raab dem Feinde überlassen blieb, mußte

Franz I. sich auch entschließen, die Voralberger und Tyroler durch Zurückziehung seiner Truppen ihrem Schicksal zu überlassen. Abgeschlossen für den nächsten Monat mit der Voraussetzung, daß sich in der Zwischenzeit alles werde ausgleichen lassen, wurde, weil mehrere neue Begebenheiten eintraten, welche die Ausgleichung verhinderten, der Waffenstillstand am 12. August auf unbestimmte Zeit verlängert. Ausgeschieden war inzwischen der Erzherzog Karl; und da vorherzusehen war, daß der Kabinets-Minister Stadion dem Friedens-Abschlusse bedeutende Hindernisse in den Weg legen würde: so war von Seiten des österreichischen Kaisers der Herr von Metternich zum Friedensunterhändler ernannt worden. Von Seiten des französischen Kaisers fungirte Herr von Champagny bei diesem Geschäft. Die Besprechungen nahmen den 17. August ihren Anfang.

Inzwischen hatte der Krieg in den Tyrolern entschlossene Fortsetzer gefunden. Nach der Schlacht bei Aspern war ihnen verheißen worden, daß Kaiser Franz keinen Frieden schließen wolle, wodurch sie von dem Körper des österreichischen Kaiserstaats gesondert würden; und diesem Versprechen vertrauend, hatten sie den Baiern unter dem Marschall Lefebre und dem General Wrede Widerstand geleistet. Nach dem Abzug der österreichischen Generale und Intendanten in Folge des Znaymer Waffenstillstandes, das Schlimmste von der Erbitterung und dem Hasse der Baiern befürchtend, beschlossen sie, sich selbst Recht zu verschaffen. An ihrer Spitze stand noch immer Andreas Hofer und diesem zur Seite der Kapuziner Haspinger. Beider Rathgebungen folgend, faßten sie den Entschluß, denselben Tag, an welchem sie ihre Waffen niederlegen sollten, durch Vertreibung des Marschalls Lefebre sammt seinen Franzosen, Baiern und Sachsen, zu ihrer Befreiung zu verwenden. Bei der Ausführung dieses Entschlusses zeigte sich aufs Neue, wie schwach die Kriegskunst ist, wenn sie auf furchtfreie Gegner stößt. Die kriegsgeübte Mannschaft wurde

den 13. August bei Inspruck geschlagen; und als ihr Rückzug durch Thäler erfolgte, an welche sich hohe Bergrücken lehnten, vermehrten selbst Weiber die Niederlage, indem sie Steinmassen und Baumstämme niederrollen ließen, während Scharfschützen aus Waldschluchten und von Felsenspitzen herab den Einzelnen, auf den sie zielten, unfehlbar zu Boden streckten. So wurde Tyrol zum zweiten Male befreit, und von diesem Augenblick an waren Andreas Hofer und der Kapuziner Haspinger mehrere Monate hindurch die Regenten der alten Grafschaft Tyrol.

Anders endigte für den Augenblick der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Öls. Er verschmähete den ihm angebotenen Znaymer Waffenstillstand, weil er nur als österreichischer Parteigänger, nicht als Souverän in denselben aufgenommen werden sollte. Lieber wollte er sich mit seiner kleinen Schaar bis zu den Mündungen der Weser durchschlagen, wo er zu einer Überfahrt nach England die nöthigen Fahrzeuge zu finden hoffte. Zu diesem Endzweck drang er durch Sachsen nach Westphalen, brachte den General Reubel, der seinen Marsch hemmen sollte, in der Nähe Braunschweigs zum Weichen, wendete sich hierauf nach Hannover, und während seine Verfolger glaubten, daß er Ostfriesland zu erreichen strebe, ging er plötzlich über die Hunte, bemächtigte sich aller in Elsfleth liegenden Fahrzeuge, schiffte seine Mannschaft in der Nacht vom 6. bis 7. August ein und ging nach Helgoland unter Segel, von wo er den 11. August glücklich nach England entkam.

Indeß hatte sich die Kriegsbühne aufs Wesentlichste durch die Erscheinung der Engländer an den Ufern der Schelde verändert. Den ganzen Mai und Juni hindurch hatte der österreichische Gesandte zu London vergeblich um Mitwirkung, d. h. um eine nachdrucksvolle Diversion, gefleht; erst acht Tage, nachdem der Znaymer Waffenstillstand in England bekannt geworden war, hielt das brittische Ministerium es für rathsam, eine Flotte auslaufen

zu lassen, deren Bestimmung keine andere war, als die Schiffe, Werften und Arsenäle von Antwerpen und Vließingen zu zerstören und die Insel Walcheren zu besetzen. Eine Summe von 20 Millionen Pf. Sterling war auf diese Expedition verwendet worden, welche aus nicht weniger als 74 Kriegsschiffen bestand, die 38000 Mann Landungstruppen an Bord führten. Sir Richard Strachan führte die Flotte; die Landungstruppen standen unter dem Befehl des Grafen von Chatam, ältern Bruders des verstorbenen Ministers Pitt. Dieser Graf führte in England den Titel eines Feldzeugmeisters, und die Voraussetzung war, daß er seiner Profession Ehre machen würde. Dem war jedoch nicht also. Ohne große Anstrengungen bemächtigte sich Lord Chatam der Insel Walcheren; allein, anstatt von jetzt an auf Antwerpen loszugehen, das bei dieser Expedition der Hauptgegenstand war, erschöpfte der brittische Oberbefehlshaber den besten Theil seiner Kraft an Vließingen, und gewährte durch diesen Fehlgriff die zur Rettung der französischen Flotte und zur Vertheidigung Antwerpens gleich nöthige Zeit. Zwar blieb der König von Holland so sehr ruhiger Zuschauer aller Vorgänge, daß Napoleon ihn deshalb mit Vorwürfen überschütten ließ;*) allein, indem General Fauconnet, welcher in Antwerpen befehligte, den Beistand des Obersten Lair und des

*) Napoleon ließ seinem Bruder durch den Kriegs-Minister (Clarke) schreiben: que le royaume de Hollande était beaucoup moins utile à la cause commune que ne l'avoit été l'ancienne république. Eine Bemerkung, die an Einfalt grenzt. Wenn der König von Holland (wie es wirklich der Fall war) einen guten Theil seiner Land- und Seetruppen entlassen hatte: so rührte dies nur daher, daß es ihm an den Mitteln fehlte, sie länger zu erhalten; es fehlte ihm daran aber nur in Folge des Continental-Systems, das allen Handel zum Stillstand gebracht hatte in einem Lande, das den Handel nicht entbehren konnte. Das politische System machte hierbei keinen Unterschied.

Bataillons-Chefs Bernard fand, wurden die Forts und Batterien bewaffnet und das Geschwader legte unter der Festung vor Anker. So wurde die Vertheidigung Antwerpens eingeleitet. Nicht lange darauf führte der Senateur Rampon von St. Omer National-Garden herbei, die sich nach und nach auf 35000 Mann verstärkten. Behauptet wird, daß die Engländer selbst Vließingen nicht erobert haben würden, wenn General Monnet, der in diesem Platze befehligte, die Dämme hätte durchstechen lassen. Wie es sich auch damit verhalten mochte: Monnet kapitulirte den 15. August mit 4000 Mann, welche als Kriegsgefangene nach England gesendet wurden. Unstreitig hatte der französische General Verrath geübt; doch blieb Antwerpen gerettet. Die ganze Expedition, ein Werk Cannings, war in einem so hohen Grade verfehlt, daß sie im brittischen Ministerium die Ursache einer Entzweiung wurde, welche damit endigte, daß Canning, nachdem er sich mit Lord Castlereagh auf Pistolen geschlagen hatte, ausschied und seinem Gegner seinen Platz überließ. Noch im August mußte Lord Chatam sich aus der Schelde zurückziehen; den Ausgang der Expedition werden wir weiter unten erzählen.

In Beziehung auf die Haupthandlung in Mähren war diese Expedition kaum noch etwas mehr, als eine Mißbilligung des Znaymer Waffenstillstandes. Österreichs Kabinet nahm sie jedoch für etwas, das leicht vortheilhaftere Friedensbedingungen herbeiführen könnte. Darüber verzögerte sich der Friedens-Abschluß bis zum 14. October; und wir benutzen die lange Dauer des Waffenstillstandes, unseren Lesern zu erzählen, auf welche Veranlassung Pius VII. in einem offenen Wagen aus Rom entführt, und, geschieden von aller geistlichen und weltlichen Macht, nach einem kurzen Aufenthalt zu Grenoble, der Gefangene des von ihm gesalbten Kaisers zu Savona wurde.

Alle Versuche, Pius VII. zu einer Verzichtleistung auf

seine weltliche oder zeitliche Gewalt zu bewegen, waren an der Standhaftigkeit dieses Pabstes gescheitert, als Napoleon für gut befand, diesen langen Streit durch einen Gewaltstreich zu beendigen. Das in ein Großherzogthum zurückverwandelte Toskana war durch ein Senatus-Consult vom 2. März auf die Fürstin von Lucca und Piombino, des Kaisers älteste Schwester, übertragen worden, und gleichzeitig hatte Napoleon das erledigte Großherzogthum Berg an seinen Neffen, den Sohn des Königs von Holland, jedoch mit dem Vorbehalt, diesen Staat bis zur Volljährigkeit des jungen Prinzen zu regieren, abgetreten, als den 17. Mai der gesammte Kirchenstaat durch ein kaiserliches Dekret für einen Bestandtheil des französischen Reichs erklärt wurde. Der entscheidende Schlag war also endlich erfolgt. Wie Napoleon sich die Wirkungen dachte, steht dahin. Seinem Entwurfe nach sollte der Pabst, der zeitlichen Macht entkleidet, Oberhaupt der Kirche bleiben, sein Eigenthum und seine Paläste behalten und ein Jahrgehalt von 2 Millionen Franken aus kaiserlichen Kassen beziehen; Rom dagegen wurde für eine kaiserliche und freie Stadt erklärt. Was hierdurch geschah, stand mit den verworrenen Ideen in Verbindung, welche Napoleon von dem alten Kaiserthum hatte: Ideen, nach welchen er sich berechtigt hielt, dem natürlichen Entwickelungs-Gesetz überall vorzugreifen, um für ein Wesen höherer Art zu gelten. Diesmal entsprach jedoch der Erfolg seinen Erwartungen so wenig, daß die nächste Wirkung seines Verfahrens nur eine Demüthigung war. Die Besitznahme des Kirchenstaats erfolgte den 9. Juni, also um dieselbe Zeit, wo Napoleon den zweiten Übergang über die Donau betrieb. Gleich am folgenden Tage erließ Pius VII. eine Erklärung und eine Bannbulle, wodurch der große Bann und alle damit verbundenen Kirchenstrafen und Verluste an Indulten und Privilegien über sämmtliche Verüber von Gewaltthätigkeiten im Kirchenstaate verhängt, zugleich aber, den päbstlichen

Unterthanen sowohl, als allen christlichen Völkern, untersagt wurde, auf den Grund oder unter dem Vorwande dieses Bannes den davon Betroffenen Schaden oder Nachtheil an ihren Gütern, Rechten und Vorrechten zuzufügen. Man sieht, daß der heilige Vater, indem er von seinem Vertheidigungsmittel Gebrauch machte, dabei mit großem Glimpf verfuhr. Durch eine Anzeige vom 11. Juni wurde erklärt, daß der Kaiser der Franzosen mit seinen Mithelfern an dem so eben vollbrachten Attentat in den Bann gethan seien; doch wurde der Kaiser nur ganz im Allgemeinen bezeichnet. Eine spätere Bekanntmachung (von 12. Juni) dehnte den Bann über diejenigen aus, die in irgend eine Weise sich der Bekanntwerdung des Gegenwärtigen widersetzen würden . . .

So war denn der mächtige Kaiser der Franzosen um eben die Zeit, wo er, nach den Siegen in Baiern und auf dem Marchfelde, den Znaymer Waffenstillstand geschlossen hatte, der ganzen christlichen Welt auf beiden Halbkugeln als ein Gebannter bezeichnet, d. h. als Einer, der nicht zu ihr gehöre. Wie stumpf und kraftlos nun auch die Blitze des Vatikans im Verlauf der Zeit geworden sein mochten: so waren sie bei der allgemeinen Stimmung, die sich seit Jahr und Tag gegen den Gebannten entwickelt hatte, doch nicht ganz zu verachten. Eben deshalb nichts weniger als gleichgültig gegen den förmlich ausgesprochenen Bann, faßte Napoleon den Entschluß, Pius VII. aus Rom nach Frankreich zu versetzen, wo er ihn, späteren Erklärungen zufolge, zu einem Werkzeug für seine politischen Entwürfe zu machen gedachte. Die Ausführung dieses bedenklichen Unternehmens wurde dem König von Neapel anvertraut. Dieser schlug Anfangs den Weg der Überredung ein; als aber auf diesem nichts auszurichten war, nahm er seine Zuflucht zur Gewalt.

Ein Gensd'armen-General, Namens Radet, erhielt den Auftrag, sich der Person des Pabstes zu bemächtigen,

um ihn nach Frankreich zu führen. Pius VII., gefaßt auf einen solchen Streich, hatte die Hauptzugänge zu seinem Palaste vermauern lassen. Dies setzte die Satelliten Murats in die Nothwendigkeit, eine Mauer zu übersteigen, um in den Hofraum des Quirinals und von da in die Zimmer des Pabstes zu kommen. Sie fanden ihn in seinen Amtskleidern, ein Crucifix und ein Brevier in den Händen. Nach vollbrachtem Einbruch würde es gegen die päbstliche Würde gewesen sein, irgend einen Widerstand zu leisten. Pius VII. ergab sich also in sein Schicksal; und von dem General Radet in einen offenen Wagen geführt, verließ er Rom und den Kirchenstaat, gleich einem Staatsverbrecher, unter der Bedeckung von Gensd'armen. Die Römer, von Miollis im Zaum gehalten, sahen diesem Schauspiele mit der Gelassenheit zu, die das Außerordentliche, wenn es überraschend eintritt, zu begleiten pflegt. Gleich einem gemeinen Gefangenen durchreisete der Pabst Toskana und Savoyen; weder dort, noch hier, nahm die Regierung von ihm die mindeste Kenntniß. Erst auf der Grenze Italiens wurden ihm Huldigungen zu Theil, welche, auf eine Märtyrer-Krone hindeutend, ihm zu erkennen gaben, daß seine Tiare nicht zerbrochen sei. Zu beiden Seiten seines Weges lag das Volk auf den Knieen, um seinen Segen zu empfangen; und diesen rechts und links ertheilend, langte er in Grenoble an.

Wenn in diesem Verfahren, wie Viele behauptet haben, nicht Napoleons Wille erfüllt wurde, so stand es doch hinterher nicht in seiner Gewalt, das Geschehene zu mißbilligen, ohne seinen Schwager, den König von Neapel, Preis zu geben. Wahrscheinlich ist, daß er dem Pabst die Kränkung gönnte, die ihm wiederfahren war. Da jedoch die Rache nicht noch weiter getrieben werden konnte, so lenkte er bei Zeiten ein, um seine eigene Lage nicht zu verschlimmern. Pius VII. wurde also der bischöfliche Palast zu Savona zum Aufenthalte angewiesen; und damit die Welt den

Pabst im Auge behalten möchte, gab Napoleon zur Bedienung desselben einen Theil seiner eigenen Dienerschaft ab, indem er 100,000 Franken monatlich zum Unterhalt seines Gefangenen bestimmte, und den Bruder des Fürsten von Neufchatel, Cäsar Berthier, zum Hofmarschall des päbstlichen Palastes ernannte. Pius VII. kannte indeß seinen Vortheil allzu gut, um seinen Triumph nicht in dem reinsten Gegensatz von dem zu finden, was Napoleon bezweckte. In seinem weitläuftigen Palaste genügte ihm ein einziges Zimmer; die ihm angewiesene Ausstattung verschmähete er gänzlich, so wie auch die zu einer päbstlichen Kapelle bestimmte Hauptkirche zu Savona. Mit einem Worte: er verwarf alles, was seiner Gefangenschaft Anstrich oder Glanz gewähren sollte; und da er nicht Pabst nach seiner Weise sein konnte, so versagte er die Bestätigungen, die man von ihm forderte. Unter diesen Umständen blieb dem Kaiser der Franzosen nichts Anderes übrig, als Erzbisthümer und Bisthümer aus eigener Machtvollkommenheit zu besetzen, was denn die natürliche Folge hatte, daß Spaltungen aller Art in der Regierung der katholischen Kirche entstanden . . .

Während dies im Süden Frankreichs vorging, rückten die Unterhandlungen zu Altenburg nicht von der Stelle. Von so vielen widerwärtigen Erscheinungen niedergedrückt, suchte Napoleon sich durch alte Künste zu heben. Er ernannte Berthier zum Prinzen von Wagram, Davoust zum Prinzen von Eckmühl, Massena zum Prinzen von Esling, mehrere Generale zu Herzogen; er dekretirte Pensionen für Verstümmelte und für die Wittwen der Gebliebenen; er verordnete die Errichtung eines Obelisk mit der Inschrift: Napoleon dem französischen Volke; er stiftete den Orden der drei Vließe, einen rein militärischen Orden, den die Franzosen den Orden des Grabes nannten, wegen der harten Bedingungen, unter welchen er allein gewonnen werden konnte; denn bestimmt war die Zahl der Schlachten und der Wunden,

welche der Kandidat mitgemacht und empfangen haben mußte. Alle diese Ernennungen und Stiftungen erfolgten an seinem Geburtstage. Die letzten kamen nicht zu Stande, es sei nun, weil es damit nicht Ernst war, oder weil dringende Hindernisse eintraten.

Mit welcher Hartnäckigkeit auch Herr von Metternich den Vortheil des Kaiserstaats vertheidigen mochte — und er trieb die Vertheidigung desselben so weit, daß es nach der Mitte des September den Anschein gewann, als könnte der Krieg erneuert werden: — immer war der Aufenthalt feindlicher Heere in fast allen Provinzen viel zu lästig, als daß nicht Nachgiebigkeit hätte eintreten müssen. Napoleon seinerseits hatte gute Ursachen, nicht länger an den Ufern der Donau zu verweilen, wenn seine und Frankreichs Angelegenheiten sich nicht täglich verschlimmern sollten; vor allem brachte er in Anschlag, daß Kaiser Alexander als Bundesgenosse so viel als gar nichts für ihn gethan hatte und nur allzu leicht zu seinen Feinden übergehen konnte. Man wurde also gegen die Mitte des Octobers, nachdem Herr von Metternich seine Rolle an den Fürsten von Lichtenstein abgetreten hatte, darüber einig, daß Österreich abtreten sollte: 1) an den französischen Kaiser, zu Gunsten der Rheinbundsfürsten: Salzburg, Berchtolsgaden, das Innviertel und die zum Herzogthum Österreich gehörige Hälfte des Hausrückviertels; 2) an Napoleon selbst: das österreichische Friaul, Triest, Krain, den Villacher Kreis, einen Theil von Kroatien und Dalmatien, Fiume und das ungarische Littorale, das österreichische Istrien und die Herrschaft Räzuns in Graubündten; im Ganzen 1,750000 Einwohner; 3) an den König von Sachsen: einige bisher zu Böhmen gehörige im Sächsischen gelegene Dörfer, und, außer ganz Westgalizien nebst Krakau, den Zamosker Kreis von Ostgalizien; 4) an Rußland: einen von einer Kommission näher zu bestimmenden Strich von Galizien mit 400,000 Seelen. Die Absicht bei diesen erzwungenen

Abtretungen liegt allzu stark am Tage, als daß wir nöthig hätten, dabei zu verweilen. Österreich verlor dadurch an Gebietsumfang 2058 Geviertmeilen, mit einer Bevölkerung von 3½ Millionen und mit einem jährlichen Einkommen von 20 Millionen Gulden, so daß der Monarchie etwa noch 9500 Geviertmeilen mit 19 bis 20 Millionen Einwohnern blieben. Dafür, daß Napoleon ihren Fortbestand gewährleistete, verzichtete Franz I., im Namen seines Bruders, des Hoch- und Deutschmeisters Anton, auf die Güter des deutschen Ordens, deren sich die Rheinbundsfürsten während des Krieges bemächtigt hatten. Zugleich bequemte sich Österreich zur Anerkennung der in Portugal, Spanien und Italien vorgegangenen Veränderungen, so wie zur Annahme des Continental-Systems: eine Bedingung, welche durch die Trennung von dem Meere, d. h. durch den Verlust der Küstenstaaten, sehr leicht wurde. Über dies alles machte sich Österreich noch anheischig, eine Kriegs-Contribution von 85 Millionen Franken zu zahlen. Mit Thränen in den Augen unterzeichnete der Fürst von Lichtenstein in der Nacht vom 14. October.

Am Tage vor dem Abschluß dieses verhängnißvollen Friedens-Vertrages lief Napoleon Gefahr, von einem jungen Deutschen ermordet zu werden, der, man weiß nicht wodurch getrieben, ein Markus Brutus zu werden wünschte. Sein Name war Friedrich Stabs. Gebürtig aus Naumburg, wo sein Vater Prediger war, hatte er sich mit einem scharfen Küchenmesser auf den Weg gemacht, den Verderber Deutschlands — in diesem Lichte betrachtete er den französischen Kaiser — zu tödten. Diesen fand er bei Schönbrunn, als er eben Parade hielt. Napoleon stand zwischen Berthier und dem General Rapp, als Stabs sich mit einer Bittschrift näherte. Durch Berthier, der zuerst hervortrat, an Rapp verwiesen, weil dieser Deutsch sprach, erregte der achtzehnjährige Jüngling durch die Wildheit seines Blicks den Verdacht, daß er etwas im Schilde trage.

Man bemächtigte sich seiner und fand bei ihm ein großes Messer und ein Bildniß. Von dem letztern sagte er aus, daß es das Bild seiner Herzensfreundin, der Adoptiv-Tochter seines Vaters, sei; und über die Bestimmung des erstern befragt, gab er zur Antwort, daß er sich darüber gegen Napoleon zu erklären wünsche. Mit über den Rücken zusammengebundenen Händen vor den Kaiser geführt, betheuerte er, „daß er nur gekommen sei, sein Vaterland von dessen Unterdrücker zu befreien.“ Napoleon war geneigt, ihn für krank oder für einen Narren zu halten. — „Ich bin weder das eine, noch das andere,“ erwiederte Stabs. — Corvisart, des Kaisers Leibarzt, mußte den Puls des Verwegenen untersuchen, und bestätigte seine Aussage. Stabs freute sich darüber. Napoleon, getroffen von so viel Zuversicht, versprach Verzeihung, wenn der Schuldige darum bitten wollte. „Ich kann nur bedauern,“ erwiederte Stabs, „daß mein Unternehmen fehlgeschlagen ist; denn Dich tödten ist nicht ein Verbrechen, sondern eine Pflicht.“ Napoleon fragte ihn hierauf, wie er sich hätte einbilden können, zu entkommen, wenn er ihn wirklich getödtet hätte; und Stabs Antwort war, daß er sich nur darüber wundere, daß er noch lebe. — „Und wenn ich Euch gleichwohl begnadige?“ fragte Napoleon. — „So würde ich Euch nicht minder tödten,“ erwiederte Stabs. — Hierauf abgeführt, enthielt der junge Mensch sich aller Nahrung bis zu seiner Hinrichtung. Diese erfolgte am folgenden Tage Morgens um 7 Uhr. Niederknieend, rief er: Es lebe der Friede! Es lebe Deutschland! Sein Messer nahm Napoleon an sich.

An solchen Fäden hängt das Schicksal so vieler Millionen!!

Neuntes Kapitel.

Nachspiele des Krieges mit Österreich. — Verluste Frankreichs. — Erscheinung der Mitglieder des Rheinbundes in der Hauptstadt Frankreichs. — Napoleons Scheidung von der Kaiserin Josephine und dessen Wiedervermählung mit der ältesten Tochter des Kaisers von Österreich. — Neue Einverleibungen und Handelsverordnungen. — Erste Ursache eines förmlichen Bruchs mit Rußland.

Ehe der französische Kaiser Schönbrunn verließ, um sich über Passau und München nach Paris zurück zu begeben, ertheilte er seinem General-Major Berthier die gemessensten Befehle zur Zerstörung der Festungswerke, in deren Besitz er durch den Krieg gelangt war. Der Anfang dieser Zerstörung wurde mit den Festungswerken am Burg-, Kärnthner- und Schotten-Thore zu Wien gemacht. Dann kam die Reihe an die Festungswerke des Spielbergs bei Brünn und an die Citadelle von Grätz. Zuletzt wurden die Festungswerke bei Klagenfurt gesprengt: die letzteren mit so viel Übereilung, daß viele Personen dadurch getödtet oder verwundet wurden. Unstreitig wollte Napoleon an Österreich den Schaden rächen, den die Engländer ihm auf der Insel Walcheren zuzufügen nicht verfehlen konnten.

In Krain und Istrien erfolgte ein Volksaufstand. Ob die Ursache desselben mehr in dem, von dem französischen

Militär in diesen Gegenden ausgeübten Druck, oder mehr in der Vorliebe der Bewohner für das Haus Österreich lag, von welchem sie getrennt werden sollten, ist ungewiß; genug, die Landleute fingen damit an, daß sie die bei ihnen einquartierten Offiziere und Soldaten der italienischen Armee ermordeten, und bald darauf rotteten sie sich in den Bezirken von Gottschee und Möttling zusammen, um entscheidende Angriffe auf ihre Feinde zu machen. Indem sich nun General Baraguay d'Hilliers, der in diesen Provinzen den Oberbefehl führte, zur Gegenwehr genöthigt sah, gingen Polland und Kastel, die Hauptsitze der Rebellion, in Flammen auf. Vergeblich begab sich der Bischof von Laybach, begleitet von dem Pfarrer zu St. Peter, nach den im Stand der Widersetzlichkeit befindlichen Ortschaften: seine Ermahnungen blieben ohne Wirkung und die Insurrektion wuchs mit jedem Tage. Schon machten die Bewohner Istriens gemeinschaftliche Sache mit denen des Unterkrains, als Baraguay d'Hilliers, nach Tyrol abberufen, dem General Quetard das Kommando übertrug, der die Ruhe in diesen Küstenländern wieder herstellte, nachdem er die Insurgenten bei Pola geschlagen und neun ihrer Anführer hatte erschießen lassen.

Mit weit größeren Schwierigkeiten war die Unterjochung Tyrols verbunden. Von Ungarn aus brach der Vice-König von Italien mit einem starken Armee-Corps über Kärnthen nach Lienz auf; und sobald er in Villach angelangt war, lud er die sämmtlichen Tyroler zur Annahme der in dem Wiener Friedensschlusse ihnen bewilligten Amnestie ein. Der Eindruck dieser Proklamation wurde nicht wenig dadurch verstärkt, daß um eben diese Zeit die Baiern aufs Neue in das nördliche Tyrol eindrangen; und da dies Heer stark genug war, um die Insurgenten bei Lofer zu schlagen und in einem Zuge bis nach Insbruck vorzugehen, so entstanden in Andreas Hofer die ersten

Friedensgedanken. Diese wurden nicht wenig verstärkt, als, nach Erstürmung der Scharnitz, die Tyroler auch von dem Iselberg, auf welchem sie sich gelagert hatten, nach einem hartnäckigen Kampfe vertrieben waren. Auf diesen Sieg folgte ein Waffenstillstand; und die Niederlegung der Waffen von Seiten der Tyroler war um so nothwendiger geworden, weil der baiersche General Minucci auch die mit 4000 Insurgenten besetzte Stellung bei Zell im Zillerthal, und der Graf Beckers die Anhöhen von Mattrei bei Steinach erobert hatte. Wiewohl nun, auf Hofers Ermahnungen, mehrere Patrimonial-Gerichte wirklich ihre Waffen ablieferten, so dauerte doch auf beiden Seiten der Argwohn fort. Die Tyroler schmerzte es, sich entwaffnet zu sehen, die Baiern und Franzosen aber glaubten, der Unterpfänder künftigen Gehorsams nicht genug erhalten zu können. Dazu kam, daß Hofer auf der einen Seite allzu unbedeutend war, als daß man in Unterhandlungen mit ihm nicht jede Würde verletzt hätte, auf der andern wiederum bedeutend genug, um Aufmerksamkeit zu verdienen. War es übrigens ein Unglück für die Tyroler, von einem Manne geleitet zu werden, der durch die Niedrigkeit seines Standes und die Roheit seiner Formen sich selbst von aller Autorität ausschloß: so war es nicht weniger ein Unglück für Hofer, daß das Schicksal ihm eine Rolle auferlegt hatte, zu deren Durchführung ihm die nöthigen Eigenschaften fehlten. Alles gehörig überlegt, mußten die Anführer der baierschen und französischen Truppen wünschen, daß eine neue Insurrektion sie berechtigen möchte, das auf dem Wege der Gewalt zu erreichen, was, so lange Hofer lebte und sich als ihres Gleichen betrachtete, auf dem Wege der Güte nicht vollständig zu erhalten war. Was sie wünschten, blieb nicht aus. Zu einer Zeit, wo sie sich in Brixen die Hände reichten, erließ Hofer von Saltaus im Passeier neue Befehle zum Aufstand: Befehle, worin er sich von den Geistlichen betrogen nannte und aufmerksam machte auf die

Folgen eines Friedens, „der," wie er sagte, „Tyrol in 14 Tagen seiner jungen Mannschaft berauben und alle Gotteshäuser und Klöster zerstören würde." Man folgte seinem Ruf und Brixen wurde auf eine kurze Zeit von den Tyrolern eingeschlossen. Indeß beschränkte sich die Insurrektion auf das Winschgau und Passeier; und indem Baraguay d'Hilliers, dem der Vice-König von Italien bei seiner Abreise nach Mailand den Oberbefehl übertragen hatte, keinen Augenblick verlor, die Stadt Meran zu besetzen, waren selbst jene Thäler bedroht. Die bereits eingetretene Kälte trug nicht wenig zur Verminderung des Widerstandes bei; denn der Aufenthalt auf den Alpen wurde je länger, desto unerträglicher. Die Tyroler ergaben sich also in ihr Schicksal. Während nun ein großer Theil ihrer Anführer mit dem Tode bestraft wurde, verbarg sich Andreas Hofer in einem abgelegenen Winkel des Passeierthals, auf einer der höchsten Alpen, wo er, in der Gesellschaft eines Bettelstudenten aus Grätz, in einer bretternen Hirtenhütte lebte. Den auf seinen Kopf gesetzten Preis erwarb, wie man sagt, ein Priester, Namens Donai, ehemals Hofers vertrauter Freund. Entdeckt und verhaftet, bat er nicht für sich, wohl aber für Weib und Kinder, die für sein Betragen nicht verantwortlich wären. Man führte ihn über Botzen nach Mantua, wo ein Militärgericht ihn zum Tode verurtheilte und wo er wirklich auf einer Bastion der Festung erschossen wurde. Bald nach seiner Hinrichtung verschwand, wenigstens für einige Jahre, selbst der Name seines Vaterlandes, indem der nördliche Theil desselben zu Baiern, der südliche zu dem Königreich Italien, der östliche zu den illyrischen Provinzen geschlagen wurde, welche Napoleon als einen besondern Staat verwalten ließ. Die unverkennbare Absicht dieser Zerstückelung war, daß die Tyroler sich nie wieder empören sollten. Wäre es nur eben so leicht, National-Eigenthümlichkeiten auszutilgen, als Eroberungen zu machen! Die Benennung der Tyroler blieb um so mehr,

je stärker ihr Freiheitssinn in dem letzten Kriege hervorgetreten war.

Dies waren die Nachspiele eines Krieges, dessen Ausgang man im Frühling des Jahres 1809 ganz anders berechnet hatte. Was das Ergebniß desselben beschränkte, war, außer dem Patriotismus der Österreicher, der sich in diesem Kriege wahrhaft verherrlichte, der Beistand, den sie in den Gesinnungen anderer Völker fanden. Man durfte es sogar zweifelhaft finden, ob Frankreich durch den Wiener Friedens-Traktat mehr gewonnen, oder mehr verloren habe. Nicht unbedeutend war der Schade, den die Schelde-Expedition der Engländer verursacht hatte. Dazu aber kamen die beträchtlichsten Verluste in Amerika, in Afrika und in den ostindischen Gewässern. Ein englischer Schiffskapitän, Namens Yeo, und ein portugiesischer Oberst, Namens Marques, bemächtigten sich der Insel Cayenne und des ganzen französischen Guyana's. Der Admiral Beckwith und der Gegen-Admiral Cochrane nahmen die Insel Martinique durch Kapitulation ein. Das französische Fort St. Louis auf der Insel Senegal fiel im Juni 1809 in die Hände der Engländer, und einen Monat darauf wurden die Franzosen durch den englischen General Carmichael und durch ein aus Puerto Rico angelangtes spanisches Corps aus dem ehemals spanischen Antheil von St. Domingo vertrieben. Schon im Frühling um dieselbe Zeit, wo die Kämpfe in Baiern Statt fanden, zerstörten der Admiral Gambier und Lord Cochrane, zum Theil durch Congrevische Racketen, auf der Basken-Rhede bei der Insel Aix vor Rochefort, eine französische Flotte unter den Befehlen der Vice-Admirale Villaumez und Lallemand, und in der ersten Hälfte des October nahmen der Admiral Collingwood und der General Oswald Besitz von den jonischen Inseln, welche Rußland in dem Tilsiter Frieden an Frankreich abgetreten hatte. Im Laufe des folgenden Jahres kam zu diesen Einbußen noch der Verlust von Guadeloupe in Westindien, so wie

der der Insel Bourbon und Isle de France in den ostindischen Gewässern, so daß Frankreich seit dem 3. December 1810 aller seiner Kolonien beraubt war.

Wie diese Begebenheiten auf Napoleons Gemüth zurück wirkten, werden wir weiter unten zu bemerken Gelegenheit finden.

Den 26. October kam der Kaiser der Franzosen nach Paris zurück. Dahin folgten ihm in den letzten Monaten dieses Jahres die sämmtlichen Könige des Rheinbundes, der Fürst Primas und mehrere Großherzöge und Herzöge. Was der Stolz der deutschen Fürsten einem deutschen Kaiser unbedingt versagt haben würde, das wurde dem Beschützer des Rheinbundes mit einer Nachgiebigkeit bewilligt, die an gekrönten Häuptern sogar anstößig war, sofern sich Abhängigkeits- und Sklavensinn darin nicht verkennen ließen. Unstreitig verdiente die glückliche Beendigung eines Krieges, in welchem das politische Dasein der Rheinbundsfürsten auf dem Spiele gestanden hatte, die Anerkennung der Bedroheten; da sie aber die Reise nach Paris nicht aus freiem Antriebe, sondern auf den Befehl des französischen Kaisers machten, so mußte man annehmen, daß sie nur bestimmt wären, den Parisern die Größe ihres Kaisers einleuchtend zu machen und den Traum einer europäischen Herrschaft der Erfüllung näher zu bringen: ein Traum, zu dessen Erfüllung die Herabwürdigung der Königswürde vor allem nothwendig war.

In Gegenwart dieser Fürsten, der Könige von Neapel und von Holland, so wie des Vice-Königs von Italien, wurde der Tag der Kaiserkrönung (2. December) mit großem Pomp gefeiert. Nach der Ankunft des Kaisers in der Kirche Unserer lieben Frauen hielt der Bischof von Metz die Messe; und nachdem der Bischof von Troyes in einer Predigt den Kaiser als das Werkzeug der Vorsehung zur Beglückung des menschlichen Geschlechts gepriesen hatte, stimmte der Kardinal Fesch das Te Deum an.

Von dem Altar hinweg begab sich der Kaiser in den Palast des gesetzgebenden Körpers, an dessen Eingange, der Sitte gemäß, fünf und zwanzig Abgeordnete, den Präsidenten an ihrer Spitze, seiner Ankunft harreten. Auch hierhin begleiteten ihn die Könige von Sachsen und von Würtemberg (der König von Baiern war um diese Zeit noch nicht angelangt); und sobald Napoleon sich niedergelassen und die Könige von Westphalen und Neapel, die Prinzen, die Großwürden und die Oberbeamten des Reichs und der Krone ihre Sitze eingenommen hatten, erfolgte, nach dem Namenaufruf und der Vereidung der neugewählten Glieder, die Eröffnung der Sitzung durch folgende, auf ganz Europa berechnete Rede, deren Inhalt durch spätere Ereignisse nur noch merkwürdiger wurde:

„Ich habe," sagte der Kaiser zu den Abgeordneten der verschiedenen Departemente, „seit Ihrer letzten Sitzung Aragon und Kastilien unterworfen, und von Madrid jene unrechtmäßige Regierung verjagt, welche England eingesetzt hatte. Schon ging ich auf Cadiz und Lissabon los, als ich umkehren und auf den Wällen Wiens meine Adler aufpflanzen mußte. Drei Monate sahen diesen vierten punischen Krieg entstehen und enden. Ich kann, obgleich der Ergebenheit und des Muths meiner Truppen gewohnt, doch nicht umhin, bei dieser besondern Gelegenheit die besondern Beweise von Liebe anzuerkennen, die meine deutschen Soldaten mir gegeben haben. Der Genius Frankreichs hat das englische Heer geführt: es hat seine Laufbahn in Walcherens pesthauchenden Sümpfen geendet ... Franzosen! alle die es wagen, Euch widerstehen zu wollen, werden besiegt und unterworfen werden. Eine lange Reihe von Jahren des Glücks und des Ruhms habt Ihr vor Euch, Ihr habt die Stärke und die Kraftfülle des Herkules der Alten ... Toskana habe ich mit dem Reiche vereinigt; dies Volk ist dessen würdig durch die Sanftheit seines Cha-

rakters, durch die Anhänglichkeit, die uns seine Vorfahren stets bewiesen, und durch die Dienste, die sie der europäischen Kultur geleistet haben . . . Das Verfahren, das ich gegen Rom annehmen mußte, hat die Geschichte mir vorgezeichnet. Die Päbste, nachdem sie Oberherren eines Theils von Italien geworden sind, haben sich stets als die Feinde jeder vorherrschenden Macht in jener Halbinsel gezeigt; ihren ganzen geistlichen Einfluß wendeten sie zum Nachtheile derselben an. Es wurde mir daher einleuchtend, daß der geistliche Einfluß eines auswärtigen Fürsten auf meine Staaten, der Unabhängigkeit Frankreichs, der Würde und Sicherheit meines Throns zuwider liefe. Da ich indeß die Nothwendigkeit eines geistlichen Einflusses jenes ersten Seelenhirten einsah: so konnte ich diese großen Angelegenheiten nicht anders vereinbaren, als indem ich die Schenkung meiner Vorfahren, der französischen Kaiser, vernichtete und die römischen Staaten Frankreich einverleibte . . . Durch den Wiener Friedens-Traktat haben meine Verbündeten, welche mir so viele Beweise ihrer standhaften Freundschaft gegeben haben, eine Erweiterung ihrer Gebiete erlangt und werden deren auch noch in der Folge erlangen. Die illyrischen Provinzen dehnen die Grenzen meines großen Reichs bis zur Save aus. In der Nähe des Reichs von Konstantinopel werde ich stets in der natürlichen Lage sein, auf das erste Interesse meines Handelsstandes in dem mittelländischen und adriatischen Meere und in der Levante ein aufmerksames Auge zu haben. Die Pforte werde ich beschützen, wenn sie sich Englands schädlichem Einflusse entwindet; ich werde sie aber auch zu züchtigen wissen, wenn sie sich ferner durch hinterlistige und treulose Rathschläge beherrschen läßt . . . Zwischen England und Frankreich gelegen, wird Holland von beiden gleich stark bedrängt. Indeß ist es der Hauptausfluß der Pulsadern meines Reichs: Änderungen werden nothwendig sein; die Sicherheit der Grenzen und das wohlerwogene Interesse beider Länder for-

dern sie gebieterisch . . . Schweden hat durch sein Bündniß mit England, nach einem unglücklichen Kriege, die schönste, wichtigste seiner Provinzen verloren; und dies Beispiel beweiset den Königen von neuem, daß ein Bund mit England das sicherste Vorzeichen ihres Unterganges ist . . . Mein Freund und Bundesgenosse, der Kaiser von Rußland, hat Finland, die Moldau und Wallachei und einen Bezirk von Gallizien seinem unermeßlichen Reiche einverleibt. Ich mißgönne diesem Reiche nichts von dem Guten, das ihm zu Theil werden kann; meine Gesinnungen für seinen erlauchten Beherrscher sind im Einklange mit meiner Politik... Wenn ich jenseits der Pyrenäen erscheinen werde, so wird der aufgeschreckte Leopard, um der Schande, Niederlage und Vernichtung zu entgehen, das Weltmeer suchen. Der Triumph meiner Waffen wird der Triumph des guten Genius über den bösen, der Triumph der Mäßigung, Ordnung, Sittlichkeit über Bürgerkrieg, Gesetzlosigkeit und verheerende Leidenschaften sein. Meine Freundschaft und mein Schutz werden — das hoffe ich — den Völkern Spaniens Glück und Ruhe wieder geben." . . .

So lautete diese Rede, die der treue Abdruck eines Geistes war, der keine andere Politik ehrt, als welche mit dem Schwerte in der Hand die Gegenkraft vernichtet, unbekümmert um das, was die Entwickelungsgesetze fordern. Wie den anwesenden Fürsten Deutschlands dabei zu Muthe sein konnte, ist leicht zu errathen. Das Fest, das die Stadt Paris am nächsten Tage dem glücklich zurückgekehrten Kaiser gab, war schwerlich noch etwas mehr, als ein veränderter Triumphzug, in welchem sich die Könige um den Kaiser stellten, um die Person des letztern zu erheben. Es wurde auf dem Stadthause zu Mittag gespeiset, und 3000 Personen beiderlei Geschlechts, unter welchen die gekrönten Höflinge sehr wenig bemerkt wurden, saßen zu Tische . . .

Wie Napoleon sich auch gegen die Abgeordneten der

Departemente über Frankreichs und seine Lage aussprechen mochte: seine geheimen Anschauungen wichen nur allzu sehr von denen ab, die er in Anderen anzuregen bemüht war. Von dem, was seinen Waffen auf der pyrenäischen Halbinsel wiederfahren war, wird weiter unten ausführlicher die Rede sein; in diesem Zusammenhange nur so viel, daß sie keine Fortschritte gemacht hatten und daß der Empörungsgeist der Spanier mit jedem Tage an Umfang und Stärke zunahm. Das Verhältniß Frankreichs zu Rußland war als aufgelöset zu betrachten, da die Flauheit Alexanders in dem letzten Kriege sich nicht verkennen ließ. Der Rheinbund bildete ein schwaches Bollwerk, das von dem Augenblick an, wo sich die öffentliche Meinung in irgend einer Stärke gegen das Continental-System erklärte, sogleich über den Haufen geworfen war. In Italien schwankte alles. Selbst den Bewohnern Frankreichs konnte das, was ihnen als Ruhm vorgespiegelt wurde, keinen Ersatz geben für die großen Opfer, die sie in regelmäßig wiederkehrenden Menschenernten unter Entbehrungen aller Art darzubringen hatten. War es denn nicht zuletzt der Eigensinn eines Einzigen, was die ganze europäische Welt in Fesseln schlug? und war es möglich, diesen Eigensinn auf die Dauer zu ertragen? Napoleon war einsichtsvoll genug, um sich diese Frage vorzulegen, und nicht eigenliebig genug, um sie schlechtweg zu seinem Vortheil zu beantworten. Zugleich aber erkannte er das Nothwendige in der Rolle, die er seit dem 18. Brümäre übernommen hatte. „Ein großer Ruf," sagte er zu einem seiner Vertrauten, „ist ein großer Lärm; je mehr man davon macht, desto weiter verbreitet er sich. Meine Macht hängt an meinem Ruhm; mein Ruhm aber hängt an den Siegen, die ich davon getragen habe. Eroberung hat mich zu dem gemacht, was ich bin, und nur Eroberung kann mich aufrecht erhalten. Eine neue Regierung muß blenden, muß in Erstaunen setzen. Wirft sie keinen neuen Glanz mehr, so zerfällt

sie“*) . . . Mit diesen Gesinnungen suchte und fand er neue Mittel.

Am Schlusse des Jahres 1809 kam es auf nichts Geringeres an, als eine neue Täuschung hervorzubringen, theils um die, unter Rußlands Auspizien begonnene Eroberung der pyreñäischen Halbinsel zu vollenden, theils um andere, gegen England gerichtete Entwürfe durchzuführen. Nach Rußland war Österreich die einzige europäische Macht, welche Frankreich schaden oder nützen konnte. War nun Rußland (wie die Erfahrung es im letzten Feldzuge gelehrt hatte) unzuverlässig, so blieb nichts Anderes übrig, als Österreich um jeden Preis zu gewinnen, besonders damit es sich, um Verlorenes wieder zu erobern, nicht von neuem zum Stützpunkt Rußlands gegen Frankreich gebrauchen lassen möchte. Wie aber Österreich gewinnen? Nach allem, was seit der Schlacht bei Marengo geschehen war, d. h. nach so vielen und wesentlichen Verletzungen, war Verschwägerung das einzige wirksame Mittel. Es bleibt dahin gestellt, wie viel von Seiten der Friedensunterhändler dazu vorbereitet war; zum wenigsten erklärte der österreichische Hof drei Jahre später: „er habe beabsichtigt, durch einen, auf mehrere Jahre gesicherten Frieden den bis dahin unaufhaltsamen Strom einer täglich wachsenden Übermacht wenigstens zum Stillstand zu bringen; und da dies nur durch Aufopferung des Theuersten hätte bewirkt werden können, so sei, mit einem über gewöhnliche Bedenklichkeiten erhabenen und gegen alle Mißdeutungen des Augenblicks gewaffneten Sinne, ein Band geknüpft worden, das, nach den Drangsalen eines unglücklichen Kampfes, den schwächern und leidenden Theil durch das Gefühl eigener Sicherheit habe aufrichten, den stärkern und siegreichen zur Mäßigung und Gerechtigkeit stimmen, und so, von zwei Seiten zugleich, der Wiederkehr des Gleichgewichts

*) S. Mémoires de M. de Bourienne, Tom. III. p. 177.

der Kräfte den Weg bahnen sollen." Kurz: es ist mehr, als wahrscheinlich, daß Napoleon von Schönbrunn nach Paris mit dem Vorsatze zurückging, sich von seiner Gemahlin Josephine scheiden zu lassen, um seine politischen Verhältnisse durch eine Vermählung mit der Erzherzogin Marie Louise, ältesten Tochter des Kaisers Franz I., zugleich zu sichern und zu verbessern. Dem Manne, der, indem er nur an seinem Ruhme hing, alle Freundschaft und Liebe sehr entbehrlich fand, konnte dieser Schritt eben nicht schwer werden. Das Einzige, worauf es ihm ankam, war, alles so zu leiten, daß der Erfolg unfehlbar würde, ohne ihm in der öffentlichen Meinung zu schaden.

Seinem Adoptiv-Sohn, dem Vice-König von Italien, übertrug er das Geschäft, seine Mutter zu einer freiwilligen Trennung zu bestimmen; und sobald die Kaiserin Josephine ihre Einwilligung erklärt hatte, wurden der Erzkanzler des Reichs, Cambaceres, und der Staats-Sekretär der kaiserlichen Familie, Regnauld, in das Kabinet des Kaisers berufen. Dies geschah den 15. December Abends. Sämmtliche Mitglieder des Kaiserhauses waren versammelt, als Napoleon erklärte: „daß er und seine Gemahlin den Entschluß gefaßt hätten, ihre Ehe zu trennen, da keine Hoffnung mehr wäre, aus derselben Kinder zu bekommen, der Vortheil der Monarchie aber durchaus die Hinterlassung eines Erben auf dem Thron erfordere, worauf die Vorsehung ihn gesetzt habe. In einem Alter von 40 Jahren dürfe er die Hoffnung hegen, noch lange genug zu leben, um die Kinder, die das Schicksal ihm gewähren würde, in seinem Geiste und Sinne zu erziehen. Gott wisse, wie schwer dieser Entschluß seinem Herzen geworden sei; allein es gebe kein Opfer zu groß für seinen Muth, sobald ihm bewiesen werde, daß es für Frankreichs Glück dargebracht sei. Übrigens habe er immer Ursache gehabt, die Ergebenheit und Zärtlichkeit seiner geliebten Gemahlin zu rühmen; denn 13 Jahre seines Lebens habe sie verschönert und ihr

Andenken würde seinem Herzen immer eingeprägt bleiben. Da sie von seiner Hand gekrönt sei, so wolle er, daß sie den Rang und Titel einer Kaiserin behalte; vor allem aber sollte sie nie an seinen Gesinnungen zweifeln." Hier nahm Josephine das Wort und sagte: „sie müsse mit Erlaubniß ihres theuren Gemahls erklären, daß, da sie die, zur Befriedigung der Bedürfnisse seiner Politik und des französischen Interesses erforderliche Hoffnung, Kinder zu bekommen, nicht mehr habe, sie ihm gern den größten Beweis von Ergebenheit und Aufopferung leiste, der je auf Erden geleistet worden. Von seiner Güte habe sie Alles: seine Hand habe sie gekrönt, und auf der Höhe des Throns habe sie nur Beweise von Liebe und Zuneigung des französischen Volks empfangen. Solche Gesinnungen glaube sie mit Dank anzuerkennen, wenn sie in die Auflösung einer Ehe willige, die zu einem Hindernisse der Wohlfahrt Frankreichs geworden sei, indem sie dieses Reich des Glücks beraube, eines Tages von den Abkömmlingen des so augenscheinlich von der Vorsehung zur Vertilgung der Übel einer schrecklichen Revolution und zur Wiederherstellung des Altars, des Throns und der gesellschaftlichen Ordnung erweckten großen Mannes regiert zu werden. Nichts werde die Auflösung ihrer Ehe in den Gesinnungen ihres Herzens ändern, und der Kaiser stets seine beste Freundin in ihr haben; denn sie wisse ja, wie schmerzhaft dieser durch die Politik und durch große Angelegenheiten gebotene Schritt seinem Herzen gewesen sei. Sie beide wären stolz auf das Opfer, das sie dem Wohle des Vaterlandes darbrächten."

Man sieht, wie Kaiser und Kaiserin ihre empfindsamen Rollen eingelernt hatten; denn was konnte unhaltbarer sein, als die Gründe, wodurch beide ihre Trennung beschönigten, da durch das Erbfolge-Gesetz für die Fortdauer der Dynastie Bonaparte auf dem französischen Thron hinlänglich gesorgt war, der Erfolg der neuen Ehe, die der Kaiser eingehen wollte, aber in jeder Beziehung ungewiß

blieb. Der Senat bil[illegible] nicht an Einzelnen, für sich beschlossen hat[illegible] die Vermählung phinen übrigens durch d[illegible]ig XVI. über durch den Pabst eingese[illegible] später er- kirchliche Band durch die [illegible] Garten- werden. Diese nun erklä[illegible]ter gültig, „weil," nach de[illegible] Conciliums, „jede Ehe ung[illegible] wird von dem Pfarrer ein[illegible] tretenden Theile, oder von [illegible] zweier Zeugen." Da Napo[illegible] mit Josephinen diese Vorschri[illegible], so wurde er — lächerlich genug! [illegible]ner Geldstrafe von 6 Franken für die Armen verurheilt.

Schon zwei Tage nach den ersten Erklärungen Napoleons und Josephinens fanden über die Wiedervermählung des erstern vorläufige Besprechungen Statt zwischen dem Fürsten von Schwarzenberg, österreichischem Gesandten am französischen Hofe, und dem Grafen Alexander von Laborde, dem der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hierzu den Auftrag ertheilt hatte. Wenn der Kaiser sich das Ansehn gab, als könnte seine Wahl auch auf eine russische oder eine sächsische Prinzessin fallen: so geschah dies bloß, theils um das Bedürfniß seiner Politik zu verschleiern, theils um in der ganzen europäischen Welt eine Spannung zu unterhalten, die von seinen anderweitigen Entwürfen abzöge. Sobald sich nun der österreichische Hof Napoleons Wünschen gemäß erklärt hatte, wurde der Fürst von Neufchatel und Wagram, Alexander Berthier, zum Großbotschafter und Brautwerber ernannt: eine Eigenschaft, in welcher er seine Reise nach Wien am Schlusse des Februar 1810 antrat. Die feierliche Werbung um die Hand der Erzherzogin Marie Louise erfolgte am dritten Tage nach seinem Einzuge in die kaiserliche Burg (7. März). Mit Stillschweigen übergehen wir die dabei beobachteten Cere-

Andenken würde sein, das sich der Leser ohne Mühe denkt. Da sie von seinem Karl übernahm die ihm, im Namen des den Rang unsers Kaisers übertragene Prokuration für die Cere- sollte sie die Trauung an. Tages darauf erfolgte die Ver- Josepha Stung der Erzherzogin Braut auf die Erbfolge der österreichischen Monarchie unter Ablegung einer Eidesformel in lateinischer Sprache; und den 11. März geschah die feierliche Trauung, wobei der Erzherzog Karl die Stelle des Bräutigams versah. Nach mehrtägigen Feierlichkeiten reisete die junge Kaiserin nach Frankreich ab, von ihren Eltern bis nach St. Pölten begleitet. Die feierliche Über- gabe derselben erfolgte den 16. unter einem dazu errichteten Zelte, nahe bei Braunau. Der Fürst von Neufchatel und die Königin von Neapel, Napoleons Schwester, über- nahmen sie aus den Händen des Fürsten von Trautmanns- dorf. Die Reise führte über München, wo ein Tag ge- ruhet wurde, nach Strasburg. Für die erste Zusammen- kunft Napoleons mit seiner neuen Gemahlin waren bei Soissons auf dem Wege nach Compiegne drei prächtige Zelte aufgeschlagen; allein, von Ungeduld getrieben, eilte der französische Kaiser, begleitet von dem König von Neapel, 15 Stunden weiter entgegen. Im Dorfe Courcelles machte er die erste persönliche Bekanntschaft seiner Gemahlin. Er nahm seinen Platz bei ihr im Wagen; und so kamen beide den 27. Abends in Compiegne an. Den 1. April war die Civil-Vermählung zu St. Cloud, die kirchliche Verbindung am folgenden Tage zu Paris in der Kapelle des Louvres, vollzogen durch den Kardinal Fesch, der, um den Vor- schriften des tridentinischen Conciliums zu genügen, dies- mal nicht vergaß, den Pfarrer von St. Germain l'Auxerrois, dem Kirchsprengel des Schlosses der Tuilerien, zu seinem Beistand zu nehmen. Nicht weniger als fünf Königinnen trugen bei dieser Gelegenheit die Schleppe der jungen Kai- serin. Blind für die Zukunft, gaben sich die Bewohner der Hauptstadt dem Freudentaumel hin, zu welchem sie

aufgefordert waren. Doch fehlte es nicht an Einzelnen, die der Schicksale gedachten, welche durch die Vermählung der Erzherzogin Marie Antoinette mit Ludwig XVI. über Frankreich gekommen waren; und drei Monate später erneuerte sich diese Erinnerung durch den Brand des Gartensaales, worin der Fürst von Schwarzenberg, der Tochter seines Souveräns zu Ehren, einen Ball veranstaltet hatte. Hier wurde Marie Louise mit Mühe von Napoleon gerettet. Mehrere (unter ihnen die Schwägerin des österreichischen Gesandten) büßten ihr Leben ein; andere wurden schwer verwundet. So entstanden aufs Neue schwarze Ahnungen; doch wurde dabei schwerlich vorhergesehen, daß, nach vier Jahren, die auf den Trümmern Wiens geschlossene Ehe von Franz I. im eroberten Paris würde aufgelöset werden . . .

Der glückliche Soldat, dem, außer dem größten europäischen Thron, jetzt auch eine Kaiserstochter zu Theil geworden war, die denselben mit ihm theilen konnte, legte seine Zufriedenheit mit dem Schicksal dadurch an den Tag, daß er Gefangene frei ließ, einen General-Pardon für Ausreißer ausschrieb und (so verkündigten wenigstens Pariser Blätter seine Freigebigkeit) sechs tausend Soldaten mit Mädchen verheirathete, die von ihm ausgestattet wurden. Dabei aber benutzte er den freiern Spielraum, der ihm durch sein neues Verhältniß zu dem österreichischen Hofe zu Theil geworden war, zu neuen Vergewaltigungen, welche Schlag auf Schlag folgten. Schon den 14. Januar wurde durch einen in Paris unterzeichneten Vertrag derjenige Theil der hannöverschen Lande, den Napoleon seit dem Schlusse des Jahres 1806 hatte für sich verwalten lassen, dem Könige Hieronymus zugetheilt, um dem Königreich Westphalen einverleibt zu werden; getrennt davon blieb jedoch das Herzogthum Lauenburg, das Napoleon für sich behielt, und von den ehemals kurfürstlichen Domänen wurden so viel für Frankreich zurückbehalten, daß dem Kaiser zwei Millionen

Renten zur Ausstattung verdienter Krieger blieben. An demselben Tage, wo der Fürst von Neufchatel seinen Einzug in die kaiserliche Hofburg zu Wien hielt, wurde die Ausstattung des Fürsten Primas in ein Großherzogthum verwandelt, das die Benennung des Großherzogthums Frankfurt erhielt, nachdem das Fürstenthum Fulda und ein bedeutender Theil der Grafschaft Hanau zu demselben geschlagen war. Dies geschah nach dem angeblichen Grundsatze, daß die Ausübung der Souveränetät unverträglich sei mit der geistlichen Autorität im Innern eines Staats. Frankreich ließ jedoch diese Gelegenheit nicht unbenutzt, eine neue Erwerbung auf dem rechten Rheinufer zu machen. Da nämlich im Jahre 1806 der Kardinal Fesch zum Coadjutor und Nachfolger des Fürsten Primas ernannt war, diese Ernennung jetzt aber wegfiel: so ließ Napoleon sich die primatischen Staaten von den Fürsten des Rheinbundes erb- und eigenthümlich abtreten. In der Proklamation, welche hierüber erschien, rühmte er die Dienste, welche der Fürst Primas ihm geleistet habe und setzte sodann hinzu, „daß er, um über seine Absicht, mit seinen unmittelbaren Staaten nicht über den Rhein hinausgehen zu wollen, keinen Zweifel bestehen zu lassen, alle seine Rechte an das Großherzogthum Frankfurt seinem Sohne, dem Prinzen Eugen Napoleon, abgetreten habe, in dessen direkter, natürlicher und gesetzmäßiger Descendenz das genannte Großherzogthum nach dem Rechte der Erstgeburt mit immerwährender Ausschließung der Frauen erblich sein sollte, den Fall ausgenommen, daß dieser Prinz zur italienischen Krone berufen würde." Die ganze Maßregel war das Werk eines Traumes von zahlreicher Nachkommenschaft, die aus der zweiten Ehe entspringen könnte. Ein Senatus-Consult hatte dem jedesmaligen ältesten Sohne des Kaisers der Franzosen den Titel eines Königs von Rom verliehen und zugleich bestimmt, daß jeder Kaiser der Franzosen in den ersten zehn Jahren seiner Regierung in Rom zum zweiten

Male gekrönt werden sollte. Indem nun Napoleon in seinen Nachkommen die Erben des alten römischen Kaiserreichs sah, nahm er vorläufig Bedacht auf eine Sekudogenitur, die mit dem Königreich Italien ausgestattet werden sollte; und so wurde das Großherzogthum Frankfurt zu einer Entschädigung für den Vice-König von Italien für den Fall, daß dieser genöthigt wäre, einem zweiten Sohne Napoleons Platz zu machen.

Die Einverleibung des Kurfürstenthums Hannover in das westphälische Staatsgebiet und die Verwandlung der primatischen Staaten in ein Großherzogthum Frankfurt mit einer erträumten Bestimmung, waren jedoch nur bloße Vorspiele anderer Gewaltschritte, welche nach der Vermählung Napoleons mit einer österreichischen Erzherzogin erfolgten.

Der härteste Schlag traf Holland. Auf dem Thron dieses Königreichs saß, wie wir wissen, Ludwig Napoleon, vermählt mit der einzigen Tochter der Kaiserin Josephine. Als französischer Prinz war er der älteste König in der Kette, welche das Föderativ-System genannt wurde; und wenn er in diesem Betracht Schonung verdiente, so kam hinzu, daß die Holländer ihn liebten, daß er sich das Vertrauen anderer Fürsten erworben hatte und daß, wenn für Holland irgend ein Gedeihen Statt finden sollte, die Selbstständigkeit dieses Königreichs unangetastet bleiben mußte. Über alle diese Betrachtungen siegte der Wahn Napoleons, nach welchem er sich einbildete, das einzige Mittel, England zu Grunde zu richten, sei, dem Handel der Engländer allen nur möglichen Abbruch zu thun. Da er im südlichen Deutschland durch die Eroberung der illyrischen Provinzen allen Kommunikationen Österreichs mit England ein Ende gemacht zu haben glaubte, so wollte er denselben Versuch in Norddeutschland machen; und da die Selbstständigkeit Hollands ihn daran verhinderte, so sollte diese Selbstständigkeit aufhören. Die Sache selbst

einzuleiten, hatte er in seiner Rede an das gesetzgebende Corps Holland einen Ausfluß der Hauptpulsadern des französischen Reichs genannt. Diesen Gedanken pflichtgemäß erweiternd, sagte der Minister des Innern in seiner Darstellung der Lage des Reichs: „Man definire Holland, wenn man es eine Anschwemmung des Rheins, der Maas, der Schelde, dieser großen Pulsadern des französischen Reichs, nenne. Die Nullität seiner Zollstätten, die Stimmung seiner Beamten, die Denkart seiner Einwohner, welche unaufhörlich nach einem Schleichhandel mit England hinstrebten: alles dies lege Frankreich die Pflicht auf, ihm den Handel auf dem Rhein und der Weser zu untersagen. Auf diese Weise aber bleibe Holland, in steter Reibung zwischen England und Frankreich, sowohl der Vortheile beraubt, denen es entsagen müßte, weil sie dem französischen System entgegen wären, als auch der Vorzüge, die es genießen könnte. Es sei also Zeit, daß dies alles in seine natürliche Ordnung zurückkehre.“ Diese Worte, im Angesicht des Königs von Holland und der Rheinbundsfürsten gesprochen, erfüllten die Holländer mit Schrecken. Zitternd für den armseligen Überrest ihrer Unabhängigkeit, vielleicht noch mehr zitternd für ihren Zusammenhang mit England, der durch den Handel wenigstens einen Schatten politischen Lebens für Holland übrig ließ, wendeten sie sich an ihren König mit der Bitte, daß er alles aufbieten möchte, die Einverleibung ihres Gebiets in das französische Kaiserreich zu hintertreiben. Ludwig Napoleon ließ es nicht an sich fehlen; das Einzige jedoch, was er erreichen konnte, war ein Vertrag, nach welchem die Mündungen aller Flüsse in Holland mit 12000 Holländern und 6000 Franzosen besetzt werden sollten, um einen Schwarm französischer Zollaufseher zu beschützen, die den Auftrag hatten, für die pünktliche Erfüllung des Continental-Gesetzes zu sorgen. Außer anderen lästigen Bedingungen ließ der König von Holland sich gefallen, daß Holländisch-Brabant, Zeeland und ein

Theil von Geldern an Frankreich zurückfielen . . . Dieser Traktat war vom 16. März; und darf man sich darüber wundern, wenn er das beschleunigte, was durch ihn abgewendet werden sollte? Wie hätten die Holländer gleichgültig bleiben können gegen das bei ihnen eingeführte Zoll-System! Es kam nur allzu bald zu harten Kämpfen zwischen den holländischen Smugglern und den französischen Zollbeamten; und hieraus entwickelte sich ein so entschiedener Haß gegen den französischen Namen, daß selbst die Leute des französischen Gesandten beschimpft und gemißhandelt wurden. Der Unmuth fing an, allgemein zu werden. Ludwig Napoleon, welcher nach der Vermählung des Kaisers nach Holland zurückgekehrt war, knirschte vor Unwillen, als sein Bruder Genugthuung forderte für Beleidigungen, die er erzwungen hatte. Er knirschte aber noch mehr, als er erfuhr, daß, den Stipulationen des Traktats vom 16. März entgegen, 20000 Mann unter dem Marschall Dubinot in Holland eingerückt wären, und sich der Hauptstadt näherten. Überdrüssig eines Kampfes, der nicht zu beendigen war, weil es an allen Grundsätzen zur Beilegung desselben fehlte, faßte er endlich den muthigen Entschluß, eine Krone niederzulegen, die nicht mit Ehren getragen werden konnte. Er resignirte also, indem er den Holländern erklärte: „daß die Überzeugung, nichts weder für ihr Interesse, noch für ihre Wohlfahrt thun zu können, vielmehr ein Hinderniß besserer Gesinnungen von Seiten seines Bruders gegen die Bewohner Hollands zu sein, ihn zur Entsagung bewogen habe." Vollständiger erklärte er sich gegen das gesetzgebende Corps in einer Zuschrift, worin er, nach Aufzählung der ihm von seinem Bruder zugefügten Beleidigungen, bemerkte: „daß er, nach so vielen Beweisen von Selbstverleugnung und Unterwürfigkeit, die er seit drei Monaten gegeben, den strengsten Tadel verdienen würde, wenn er den Königstitel noch länger beibehielte, da er nur ein Werkzeug in fremder Hand wäre und selbst

in seiner Hauptstadt und in seinem Palaste nichts mehr zu befehlen hätte. Verantwortlich für alle Ereignisse, ohne ihnen zuvorkommen, oder ihnen durch seine Einwirkungen eine bessere Richtung geben zu können, würde er beiden Theilen nur Veranlassung zu Klagen geben und vielleicht großes Unglück veranlassen." Auf diesen Abschied ging er nach Deutschland, wo er, nach einem längern Aufenthalt in den Bädern von Teplitz, sich in den Staaten des Kaisers von Österreich zu Grätz niederließ.

So endigte die Rolle dieses Königs, der von allen Napoleoniden der Einzige war, welcher Vertrauen und Freundschaft eingeflößt hatte. Es war unstreitig nicht die Absicht des französischen Kaisers, einen Bruder, den er vor vier Jahren auf den Thron erhoben hatte, in den Privatstand zurück zu stoßen; allein, sobald zu der Idee eines durch die bloße Kraft eigener Persönlichkeit zusammen gehaltenen Föderativ-Systems die eines Continental-Systems gegen England hinzugekommen war, mußten nicht nur die Bande der Verträge, sondern selbst die der Blutsverwandtschaft zerreißen. Anwenden ließ sich das Continental-System auf Holland nicht; und da Holland gleichwohl keine Ausnahme machen durfte, so blieb schwerlich etwas Anderes übrig, als die Eigenthümlichkeit dieses Königreichs selbst in der Benennung auszutilgen.

Dies geschah durch ein den 9. Juli aus Rambouillet datirtes Dekret, das Holland mit dem französischen Reiche vereinigte.

Ludwig Napoleon hatte zu Gunsten seines Sohnes resignirt, der noch ein Kind war. Ihn nahm Napoleon zu St. Cloud auf den Schooß, und sagte folgende durch den Moniteur verbreitete Worte: „Komm, mein Sohn; ich werde dein Vater sein und du sollst dabei nichts verlieren. Das Betragen deines Vaters betrübt mich; es läßt

sich nur durch seine Kränklichkeit erklären. Wenn du groß bist, wirst du seine Schuld und die deinige bezahlen. Vergiß aber nie, daß, in welche Lage dich auch meine Politik oder das Interesse meines Reichs versetzen möge, deine erste Pflicht sich auf mich bezieht; deine zweite bezieht sich auf Frankreich und alle deine anderweitigen Pflichten, selbst gegen Völker, die ich dir anvertrauen könnte, kommen erst nach diesen." Durch diese fast unsinnige Erklärung war der vollständigste Aufschluß über das Föderativ-System, so wie über das Schicksal des Königs von Holland gegeben. Das Dekret von Rambouillet hob jede Ungewißheit auf. Als Bestandtheil des französischen Reichs wurde Holland berechtigt, sechs Senatoren, eben so viel Deputirte für den Staatsrath, fünf und zwanzig Deputirte für den gesetzgebenden Körper und zwei Richter im Kassations-Hofe zu ernennen. Die Offiziere der Land- und Seemacht wurden in ihren Stellen bestätigt; eben so die Beamten in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung. Eine Kommission von funfzehn Gliedern erhielt den Auftrag, die öffentliche und die Communal-Schuld zu regeln; eine andere Kommission, unter dem Vorsitze eines französischen Staatsraths, beschäftigte sich damit, Fonds zur Ausbesserung der Deiche, Dämme und Polder auszumitteln. Der Erzschatzmeister des französischen Reichs ging als General-Gouverneur nach Amsterdam, das für die dritte Stadt des Reichs erklärt war.*) Der 1. Januar 1811 wurde als der Zeitpunkt bezeichnet, wo die französische Verwaltung in Wirksamkeit treten sollte. Vorläufig setzte man, zur Erleichterung der Verwaltung, die öffentliche Schuld auf ein Drittel ihres Betrages, und mit Beibehaltung der Douanen-Linie gab man die konfiscirten Kolonial-Waaren den Eigenthümern gegen eine Abgabe von 50 Procent zurück . . .

*) Rom galt für die zweite.

Es war vorherzusehen, daß es bei dieser Einverleibung nicht sein Bewenden haben würde; die deutsche Nordküste war für das von Napoleon verfolgte System allzu wichtig, als daß sie einer Konfiskation hätte entgehen können. Ihre Einverleibung in das französische Reich erfolgte gegen das Ende des Jahres. Sie umfaßte, mit Einschluß der Hanse-Städte, alle die Länder, welche zwischen der Nordsee in einer Linie liegen, welche von dem Einfluß der Lippe in den Rhein bis Halteren, von hier bis zur Ems oberhalb Telgte, von der Ems bis zum Einfluß der Werra in die Weser, und von Stolpenau bis zur Elbe oberhalb des Einflusses der Steckenitz gezogen wurde. In der deshalb an den Senat erlassenen Botschaft rechtfertigte Napoleon sein Verfahren durch die Nothwendigkeit neuer Gewährleistungen für Frankreich, nachdem der brittische Staatsrath durch seine in den Jahren 1806 und 1807 erlassenen Beschlüsse Europa's Staatsrecht zerrissen habe; gegen ein so usurpatorisches System wäre ihm, wie er sagte, die Einverleibung der Mündungen von der Schelde, der Maas, dem Rhein, der Ems, der Weser und der Elbe als die erste und wichtigste Gegenmaßregel erschienen.

So lag denn aufs Vollständigste am Tage, was von Napoleons noch im Laufe des Jahres wiederholten Versicherungen, nicht über den Rhein hinauszugehen, zu halten gewesen war. Das ganze neu erworbene Küstenland wurde in 10 Departements getheilt; nämlich in die der Zuydersee, der Maasmündungen, der Ober-Yssel, der Ysselmündungen, Frieslands, der West-Ems, der Ost-Ems, der obern Ems, der Wesermündungen und der Elbmündungen. Die Städte Amsterdam, Rotterdam, Hamburg, Bremen und Lübeck erhielten die Ehre, in die Zahl der guten Städte begriffen zu werden, deren Maires beim Eidschwur des Kaisers am Tage seiner Thronbesteigung gegenwärtig sind. Die Übertragung der französischen Verfassung auf die zuletzt erworbenen Departements erfolgte

unter der obersten Leitung des Marschalls Davoust, Prinzen von Eckmühl, für welchen es kein höheres Gesetz gab, als den Willen seines Gebieters. Aus den drei Hansestädten begaben sich Abgeordnete nach Paris, um sich bei dem Kaiser im Namen ihrer Mitbürger für die Einverleibung zu bedanken und Treue zu geloben. Ihnen sagte Napoleon: „es sei Anfangs seine Absicht gewesen, die Hansestädte, nachdem sie aufgehört hätten, einen Theil des deutschen Reichs auszumachen, unter eine unabhängige Verwaltung zu stellen. Allein diese Absicht sei vereitelt worden durch die Veränderungen, welche die neuen Gesetze des brittischen Staatsraths in der Handelswelt hervorgebracht hätten. Die Dekrete von Berlin und Mailand, Grundgesetze des Reichs, hätten ihre Wirkung für alle die Nationen, welche keine Souveränetät vertheidigen, keine Unverletzlichkeit der Flagge behaupten konnten . . . Da England den Grundsatz aufgestellt habe, alle, seinen Feinden gehörenden Waaren, sie möchten sich befinden unter welcher Flagge sie wollten, ohne Weiteres wegzunehmen: so habe das Reich den Grundsatz zulassen müssen, die englischen Waaren, oder die Waaren, die vom englischen Handel herrührten, wegzunehmen, es sei auf welchem Gebiete es wolle. Die Einverleibung der Hansestädte in das französische Gebiet sei übrigens nicht die Wirkung eines ehrgeizigen Calkuls. Sie würden in den französischen Civil-Gesetzen einen Schutz finden, den sie, bei ihrer Lage an der See, in den politischen Gesetzen nicht länger hätten finden können. Mit seiner Seemacht werde ihr Handel wieder aufleben; die Rechte der Völker, die Freiheit der Meere und der allgemeine Friede müßten zugleich erobert werden."

Bringt man in Rechnung, daß, außer dem Kirchenstaate, im Laufe des Jahres 1810 auch das Walliserland zum französischen Reiche geschlagen wurde: so bestand dieses am Schlusse des eben genannten Jahres aus nicht weniger als 130 Departements, welche in ihrer Ausdeh-

nung von Siciliens Meerenge bis zum Sund von nicht weniger als 41 Millionen Menschen bewohnt waren. Dieser politische Koloß mit thönernen Füßen wurde von dem Geiste eines Einzigen belebt, dessen Beschlüsse um so widerspruchsvoller ausfallen mußten, je unmöglicher es war, alles über Einen Leisten zu schlagen bei der Verschiedenheit der Sitten, Sprachen und Angelegenheiten in seinem kaum übersehbaren Machtgebiet. Wenn Napoleon späterhin, im Nachdenken über sein Schicksal, zu seinen Vertrauten sagte, „es würde für den Bestand seines Kaiserthrons vortheilhafter gewesen sein, wenn er zu Schönbrunn durch die Hand des Mörders gefallen wäre, als daß er, einige Monate später, die Tochter des österreichischen Kaisers in sein Ehebett geführt habe:" so irrte er auf eine ausgezeichnete Weise. Diesem Kaiserreich fehlte es an der zum Bestande nöthigen Grundlage von dem ersten Augenblick seines Daseins an; denn was nur durch die Wirkungen des Erstaunens fortbesteht, kann nicht als dauerhaft betrachtet werden. Die Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Louise hatte kein anderes Princip, als alle seine übrigen Handlungen, bei welchen es immer nur darauf ankam, die Summe der Täuschungen zu vermehren. Sie führte, wie wir gesehen haben, zu unnatürlichen Vergrößerungen; sie führte aber zugleich zu Maßregeln, welche nur aus einer Art von Wahnsinn herrühren konnten. Dieser Art waren die Dekrete von Trianon und Fontainebleau, womit Napoleon seine Einverleibungen begleitete: Dekrete, nach welchen „alle seewärts eingegangenen Kolonial-Waaren, als aus englischem Handel herstammend, einen Impost von 50 Procent entrichten, alle englische Fabrik- oder Manufaktur-Waaren aber, welche in Frankreich und in den von Frankreich abhängigen Ländern angetroffen würden, selbst dann, wenn sie schon das Eigenthum der Käufer geworden wären, weggenommen und verbrannt werden sollten." Nie wurde die Natur der Gesellschaft und des Handels in einem höhern

Grade verkannt; nie der Grundsatz, „Lasset uns Böses thun, damit Gutes daraus hervorgehe," mehr in Anwendung gebracht. Ein Glück bei so viel gesetzgeberischem Wahnsinn war, daß die Unausführbarkeit der wilden Dekrete von Trianon und Fontainebleau allen gesunden Geistern einleuchtete, während Napoleon selbst, um dem Abscheu der Franzosen zu entgehen, sich zur Ertheilung sogenannter Licenzen bequemen mußte . . .

Man darf behaupten, daß Napoleon den Grund zum Umsturz seiner Herrschaft hauptsächlich durch die Einverleibung der deutschen Nordküste in das französische Staatsgebiet legte. Diese Einverleibung konnte nämlich nicht zu Stande kommen, ohne daß mehrere Fürsten des Rheinbundes von dem Beschützer desselben verletzt wurden. Solche Fürsten waren die von Salm und von Kyrburg, der Herzog von Ahremberg und der Herzog von Oldenburg, der letztere ein Schwager des russischen Kaisers. Als Souverän konnte dieser Herzog nach französischen Staatsgesetzen nicht im Besitz seines Landes bleiben, sobald dieses dem französischen Reiche einverleibt war. Da nun, wenn Napoleon einmal entschlossen war, die Grenzen seines unmittelbaren Machtgebiets bis über die Elbe hin auszudehnen, die Einverleibung des Herzogthums Oldenburg nicht ausbleiben konnte: so mußte daraus eine besondere Verlegenheit entstehen, der nur durch die Geschmeidigkeit des Herzogs abzuhelfen war. Der Herzog aber hatte diese Geschmeidigkeit nicht. Anstatt das ihm zur Entschädigung angebotene Fürstenthum Erfurt, in dessen Besitz Napoleon bisher geblieben war, anzunehmen, zog er, seinem Erbrechte vertrauend, vor, sich nach Rußland in den Schutz des Kaisers Alexander zu begeben. Dieser nahm sich des Beraubten an, und die Protestation, welche er gegen das Verfahren Napoleons für seinen Schwager einlegte, muß als die erste Ursache des förmlichen Bruchs betrachtet werden, der sich im Jahre 1812 in jenen verhängnißvollen

Krieg auflöſete, durch welchen Europa ſeiner natürlichen Beſtimmung zurückgegeben wurde.

Ehe wir auf dies große Ereigniß eingehen, wird vor allen Dingen nöthig ſein, zu erzählen, wie es durch anderweitige Urſachen, vorzüglich aber durch die Wendungen des Krieges in Spanien, vorbereitet wurde.

Zehntes Kapitel.

Übersicht der europäischen Begebenheiten bis zum Ausbruch des französisch-russischen Krieges.

Die gewaltsame Einverleibung Hollands und der deutschen Nordküste in das französische Kaiserreich war am meisten begünstigt durch den Krieg, welcher gleichzeitig an den Ufern der Donau zwischen den Russen und den Türken geführt wurde: ein Krieg, auf welchen wir wegen des Einflusses, den er auf die späteren Begebenheiten hatte, zunächst zurückgehen müssen.

Kaiser Alexander hatte Erfurt mit der Berechtigung zu einer unverhinderten Fortsetzung des Türkenkrieges verlassen. Unmittelbar nach seiner Zurückkunft in Petersburg ertheilte er zwar den Befehl zur Anknüpfung von Unterhandlungen mit der Pforte; doch nicht mit der Absicht, einen Frieden zu Stande zu bringen. Die zu Yassi eingeleiteten Besprechungen wurden auf der Stelle abgebrochen, als die russischen Bevollmächtigten nicht bloß die Abtretung der Moldau und Wallachei, sondern auch die Entfernung des englischen Botschafters aus Konstantinopel zu vorläufigen Friedensbedingungen erhoben.*) Die Feindselig-

*) Zwischen England und der Pforte war seit dem 5. Januar 1809 ein neuer Friedens-Traktat zu Stande gekommen, welchem zufolge Sir Robert Adair englischer Botschafter in Konstantinopel war.

keiten blieben nun nicht lange aus. Unter der Anführung des Fürsten Bagration (Fürst Prosorowsky war vor kurzem gestorben) gingen die Russen über die Donau, bemächtigten sich Ismails durch Kapitulation und lieferten dem Groß-Vezier bei Tartarizza, nicht weit von Silistria, eine blutige Schlacht, die sich damit endigte, daß sie die Belagerung dieser Festung aufgeben mußten. So schloß sich der Feldzug im Jahre 1809. Entscheidender war der des folgenden Jahres, wo die Russen unter der Anführung des Generals Kamenskoi II. stritten. Ein Bruder dieses Generals hatte, in Verbindung mit dem General Markow, die Feindseligkeiten mit der Eroberung von Basardschick begonnen, als, wenig Tage darauf (11. Juni), auch Silistria fiel. Die Einnahme dieser wichtigen Festung bahnte den Russen unter Kamenskoi II. und Langeron den Weg nach Schumla, wo der Groß-Vezier Jussuf-Pascha in einem verschanzten Lager stand. General Sabanejew schlug den 14. Juni bei Rasgard ein türkisches Corps, dessen Überreste sich ergeben mußten. Erschüttert von diesem Unfall, trug der Groß-Vezier auf einen Waffenstillstand an, um Unterhandlungen anzuknüpfen; man antwortete ihm jedoch, daß er den Frieden sogleich unterzeichnen könne, wenn er die Donau als Grenze zwischen den beiden Reichen anerkennen und sich verbindlich machen wolle, die Summe von 20 Millionen Piaster zu bezahlen, bis zu deren Abtragung Rußland in dem Besitze Bessarabiens bleiben würde. Der Groß-Vezier verwarf so harte Bedingungen. Ein Sturm, den Kamenskoi II. in den letzten Tagen des Juni auf die türkischen Verschanzungen bei Schumla anlegte, fiel so unglücklich aus, daß er nicht wiederholt werden konnte. Der russische Obergeneral ließ seinen Bruder mit einem Beobachtungs-Corps in Kargali-Dere (3 Meilen von Schumla) zurück und versuchte, Ruschtschuck mit Sturm zu nehmen. Doch er wurde auch hier zurückgewiesen, und auch Kamenskoi I. sah sich, auf die Annäherung einer

überlegenen Macht, genöthigt, seine Stellung bei Kargali-Dere aufzugeben. Zur Rettung Ruschtschucks um jeden Preis entschlossen, entsendete der Groß-Vezier ein Corps von nicht weniger als 40000 Mann, das, unter Muhtar-Pascha, eine furchtbare Stellung auf dem Punkte nahm, wo die Yantra sich in die Donau ergießt. Jetzt übertrug der russische Obergeneral dem Grafen Langeron die Belagerung von Ruschtschuck, und nachdem er die Einschließung der auf dem entgegengesetzten Donau-Ufer gelegenen Festung Giurgewo dem General Saß anvertraut hatte, brach er gegen Muhtar-Pascha auf, den er in seinen Verschanzungen bei Batyne angriff. Den 7. September erstürmten die Russen das türkische Lager nach einem fürchterlichen Gemetzel; doch so, daß Muhtar-Pascha sich mit einem schwachen Überreste rettete. In der letztern Hälfte des genannten Monats nahm der Graf von Saint-Priest Sziſtowa, sammt der ganzen türkischen Flottille. Durch den Fall von Ruschtschuck und Giurgewo, so wie durch die, einige Wochen später erfolgte Einnahme von Nicopoli und Widdin, waren die Russen gegen den Schluß des Jahres 1810 Meister von dem ganzen rechten Ufer der Donau; der Groß-Vezier aber behauptete sich standhaft in seinem verschanzten Lager bei Schumla. Die Servier bemächtigten sich in dieser Periode, unter dem Beistande der Russen, jener festen Plätze ihres Landes, in deren Besitz die Türken bisher geblieben waren, namentlich Cladowa's, Orkawa's und Praowa's.

Die Mißhelligkeiten, welche am Schlusse des Jahres 1810 wegen der Vertreibung des Herzogs von Oldenburg zwischen Napoleon und Alexander entstanden waren, machten das russische Kabinet geneigt zu einem Frieden mit der hohen Pforte; doch die Unterhandlungen, welche deshalb zu Bucharest gepflogen wurden, blieben ohne Ergebniß, weil Rußland auf die Abtretung der Moldau und Wallachei, außerdem aber auch auf eine Kriegssteuer von 40 Millionen

Piaster drang. Jene beiden Feldherren, welche sich im Laufe des abgewichenen Jahres als würdige Gegner kennen gelernt hatten, traten inzwischen, beinahe gleichzeitig, von dem Kriegsschauplatze ab: Kamenskoi, weil er erkrankte; Jussuf-Pascha, weil die Ungnade des Sultans ihn von dem Posten eines Groß-Veziers abrief und nach Demotika verwies. An Kamenskoi's Stelle kam Golenitschew Kutosow; an Jussuf-Pascha's Stelle, Achmed Aga, Nasir von Ibrail, berühmt durch seine Vertheidigung dieser Stadt. Der letztere befand sich zu Adrianopel, als er die Nachricht erhielt, daß er zur Würde eines Groß-Veziers ernannt sei. Er reisete ohne Zeitverlust nach dem befestigten Lager bei Schumla ab, wo ihm mit den übrigen Insignien seines Standes das Reichssiegel übergeben wurde. Jung und feurig, dachte er nicht auf Vertheidigung, sondern auf Angriff; und seine Entwürfe wurden unterstützt von der Beschaffenheit des russischen Heeres, das, nachdem es einen bedeutenden Theil seiner Bataillone abgegeben hatte, damit Rußland gegen das Herzogthum Warschau gedeckt sein möchte, wesentlich schwach war. Als Kutusow im Mai die Stellung seiner Truppen auf dem rechten Donau-Ufer bereisete, fand er, da die Linie ihrer Kantonnirungen viel zu ausgedehnt war, als daß sie hätte behauptet werden können, vor allen Dingen nöthig, alles um Ruschtschuck und Silistria zusammen zu ziehen. Beide Plätze konnten, von nun an, nur als Brückenköpfe betrachtet werden, durch welche die Verbindung der Russen mit dem rechten Donau-Ufer gesichert würde. Sobald nun die Pforte durch ihren Bevollmächtigten auf dem Friedens-Congreß zu Bucharest erklärt hatte, daß sie nicht eine Spanne Landes an Rußland abtreten werde, begann auch der Kampf zwischen Achmed und Kutosow. Der Vortrab des erstern folgte den Russen, als diese sich von dem rechten Donau-Ufer auf das linke zurückzogen, und Nicopoli und Sistowa fielen sogleich in die Hände der Türken zurück. Jetzt kam es

darauf an, auch Ruschtschuck und Silistria wieder zu erobern. Zu diesem Endzweck brach Achmed mit einem 50 bis 60000 Mann starken Heere von Schumla nach Ruschtschuck auf; fast in demselben Augenblick, wo Kutusow Silistria schleifen ließ, um diese Festung nicht vertheidigen zu dürfen. Kaum von Achmeds Bewegung unterrichtet, versetzte der russische Oberfeldherr sein nur 20000 Mann starkes Heer auf das rechte Donau-Ufer und stellte sich in den ersten Tagen des Juli vor Ruschtschuck auf, wo er seinen Gegner mit Vortheil empfangen zu können glaubte. Um kurz zu sein: die Russen verloren in der ersten Hälfte des Juli alle Vortheile, die sie im Laufe des vorigen Sommers errungen hatten; um aber auch in die Wallachei einzudringen, bemächtigte sich Achmed aller, oberhalb und unterhalb der Festung Ruschtschuck liegenden Donau-Inseln, vorzüglich der Insel Slobasce, sonst vom festen Lande geschieden, jetzt mit demselben zusammenhangend. Bald standen einige tausend Türken auf dem wallachischen Ufer, wo sie, gedeckt durch die auf den Inseln errichteten Batterien, sich sogleich verschanzten und zwei Lager bezogen, das eine bei dem Dorfe Tschugerten, das andere bei Kalafat. Die Russen konnten von jetzt an nur vertheidigungsweise zu Werke gehen. Mit Mühe behaupteten sie sich in ihren Stellungen, bis gegen den Eintritt des Herbstes die asiatischen Truppen, kraft ihrer Privilegien, in ihre Heimath zurückgingen und Achmed auf diese Weise das Übergewicht verlor, das er bisher durch die Mehrzahl seiner Truppen gehabt hatte. Da er seine Stellung zu verändern unterließ, so machte er dem russischen Obergeneral den Übergang von der Vertheidigung zum Angriff nur um so leichter. General-Lieutenant Markow, der den Befehl erhielt, mit 7 bis 8000 Mann ein wenig oberhalb Ruschtschuck über die Donau zu setzen und die im Lager befindliche türkische Nachhut anzugreifen, führte diesen Auftrag so geschickt aus, daß der Groß-Vezier sich plötzlich in allen seinen Entwürfen

gestört sah und das linke Donau-Ufer verließ, um großen Unfällen zu entgehen. Das befestigte Lager bei Schumla nahm ihn auf, während die Russen auf das rechte Donau-Ufer zurückgingen. Die Lage der Türken schien am Schlusse des Jahres 1811 weit mißlicher, als im vorigen Jahre. Nichts desto weniger bewilligte Kutusow jetzt den Waffenstillstand, um welchen Achmed kurz zuvor gebeten hatte. Die Verpflegung der bei Slobodce eingeschlossenen Türken wurde von dem russischen Obergeneral übernommen; und indem Rußland seine Neigung zum Frieden noch auf eine andere Weise an den Tag legte, schien es, als ob dieser schnell zu Stande kommen würde.

Doch je mehr auf dem Spiele stand, desto mehr bemühete sich Frankreich, einen Frieden zu hintertreiben, von welchem Napoleon schon vor Jahr und Tag gesagt hatte: „daß er sehr unpolitisch sein würde." General Sebastiani, berühmt durch seine Unterhandlungen mit dem Divan im Jahre 1806, mußte plötzlich Spanien verlassen und nach Konstantinopel reisen, um die türkische Regierung, die bisher nur den von England erhaltenen Richtungen gefolgt war, für Frankreich zu gewinnen. Schon wurde der Friede zu Giurgewo zwischen Hamid-Effendi türkischer, und dem Herrn von Italinsky russischer Seite unterhandelt, als Sebastiani den Ort seiner Bestimmung erreichte. Sein Einfluß bewirkte, daß, je geneigter Rußland war, seinem Verhältnisse zu Frankreich große Vortheile aufzuopfern, die Pforte sich nur um so standhafter weigerte, selbst den kleinsten zu bewilligen. Hierüber traten die Dinge in denselben Stand zurück, worauf sie sich vor der Schlacht bei Ruschtschuck befunden hatten, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn der Krieg zwischen Frankreich und Rußland zum Ausbruch kam, die hohe Pforte die Aussicht gewonnen hatte, die verlorenen Provinzen ohne bedeutende Anstrengung wieder zu erobern. Eben deswegen war dieser Friede von so großer Wichtigkeit für Rußland; und wir

werden weiter unten sehen, wie vortheilhaft der wirklich abgeschlossene Friede für Rußland war und wie durch ihn die Gestalt der Dinge in Europa aufs Wesentlichste verändert wurde.

Wir kehren jetzt in das Jahr 1810 zurück, um zu erzählen, durch welche Begebenheiten Schweden nach und nach zu der Opposition zurückgeführt wurde, welche es unter Gustav IV. Adolph gegen den französischen Kaiser durchzusetzen allzu ohnmächtig gewesen war.

Der von Karl XIII. an Kindesstatt angenommene und zum Nachfolger dieses Königs bestimmte Prinz von Augustenburg hatte, nach einer Zusammenkunft mit seinem Bruder zu Ramlöse, diesen am 28. Mai 1810 bis zur Brücke von Helsingborg begleitet und sich Tages darauf mit seiner Begleitung nach der Heide von Quiddingen begeben, wo er das Mörnersche Husaren-Regiment mit noch anderen Truppen zu mustern gedachte. Als nun der Oberst Cederström die Mörnerschen Husaren zwei Treffen bilden ließ, um einen Angriff in der Linie auszuführen, ritt der Kronprinz, auf die Anzeige eines Ordonnanz-Offiziers, links ab, um aus der Linie zu kommen. In diesem Augenblick, wo niemand einen Unfall erwartete, ergriff ihn, im vollen Rennen seines Pferdes, der Todeskampf. Erst verlor er den Hut; dann wankte er einige Augenblicke; endlich, als seine unregelmäßigen Bewegungen sein Pferd vorwärts trieben, fiel er ohne Bewußtsein auf die Erde. Sein Ober-Adjutant Holst, der ihm aus Norwegen nach Schweden gefolgt war, eilte ihm zwar mit mehreren Offizieren sogleich zur Hülfe; auch sein Leibarzt Rossi blieb nicht lange aus. Doch alle Versuche, den Entseelten ins Leben zurück zu rufen, waren vergeblich.

Dieser unerwartete Todesfall erregte den Verdacht, daß der Kronprinz vergiftet worden sei; und obgleich das Ergebniß der von dem Leibarzt Rossi veranstalteten Öffnung des Leichnams jeden Argwohn hätte in der Geburt ersticken sollen, so

dauerte doch der einmal angenommene Erklärungsgrund für die große Menge fort, welche den Reichsmarschall Axel Fersen und dessen Schwester, die Gräfen Piper, als die Urheber einer unerwiesenen Schandthat bezeichnete. Die letzte Folge hiervon war, daß, als am 20. Juni die Leiche des Kronprinzen von Quiddingen über Liljeholm zur Beisetzung nach der Residenz gebracht wurde, und der Reichsmarschall Axel Fersen, dem bei dieser Feierlichkeit der erste Platz gebührte, in einem sechsspännigen Wagen voranfuhr, der Zug kaum den Friedrichsmarkt in Stockholm erreicht hatte, als das Volk erst in Verwünschungen gegen den Reichsmarschall ausbrach, dann seinen Wagen mit Steinen angriff und ihn zuletzt auf eine barbarische Weise erschlug.*) Selbst sein Tod besänftigte die wüthende Menge nicht. Noch andere Schlachtopfer fordernd, suchte sie vor allen die Gräfin Piper und den Grafen Ugglas. Doch jetzt trat der General Adlerkreuz, an der Spitze des Militärs, mit unerbittlicher Strenge ins Mittel; und obgleich die öffentliche Unruhe noch einige Tage fortdauerte und sich in Brandstiftungen offenbarte, so wurde doch die Ordnung wieder hergestellt, sobald die Haupträdelsführer verhaftet und bestraft waren.

Was auch den plötzlichen Tod des Prinzen Christian herbeigeführt haben mochte: die erledigte Stelle wollte ausgefüllt sein. Doch durch Wen? Einige waren für eine Vereinigung Schwedens mit Dänemark; andere drangen auf die Zurückberufung des ältesten Sohnes des abgesetzten Königs; noch andere endlich stimmten für den Bruder des verstorbenen Kronprinzen. Alle diese Parteien wurden beschwichtigt durch Vorstellungen, welche von drei nicht genannten Offizieren herrührten, die sich dem Prinzen von

*) Dies war derselbe Graf Axel Fersen, welcher im Jahre 1791 die Fluchtreise Ludwigs XVI. befördert hatte. In Schweden galt er 1810 für einen halsstarrigen Anhänger Gustav IV. Adolph.

Ponte-Corvo seit dem Jahre 1807 verpflichtet fühlten. Welche Verbindlichkeiten ihnen auferlegt waren, ist weniger bekannt, als die Gründe, wodurch sie ihren Vorschlag rechtfertigten. Sie sagten nämlich: „in Zeiten kriegerischer Tumulte, wie die gegenwärtigen, bedürfe es eines Fürsten, der sich auf den Krieg verstehe, weil dies das einzige Mittel sei, einen erschütterten Thron zu befestigen; außerdem aber gebe es keine bessere Gewährleistung für die Freiheiten des schwedischen Volks, als die freiwillige Wahl eines Mannes, der, ohne Geburtsrechte und Ahnen, die Ehre, im Rathe der Souveräne einen Platz einzunehmen, nur dadurch vergelten könnte, daß er sich als unauflöslich an die Nation gebunden fühlte, die ihm ihr Geschick anvertraut hätte.“ Diese Betrachtungen entschieden; und sobald Karl XIII. seine Einwilligung gegeben hatte, reiseten jene drei Offiziere nach Paris, dem Prinzen von Ponte-Corvo das schwedische Zepter anzutragen und die Genehmigung Napoleons nachzusuchen. Jener nahm die Berufung auf den schwedischen Thron mit der Bereitwilligkeit an, welche niemals fehlt, wenn man durch Gesinnungen und Grundsätze abweicht von Denen, die in der Welt nur sich sehen. Dieser würde es gern gesehen haben, wenn die Schweden seinen Adoptiv-Sohn Eugen auf ihren Thron berufen hätten; da jedoch der Prinz von Ponte-Corvo ihm verschwägert war, und da es ihm nur schmeicheln konnte, daß man einen seiner Marschälle freiwillig zum König ernannte, so gab er seine Einwilligung. Der Prinz von Ponte-Corvo verließ am 2. October Paris und begab sich über Friedrichsburg nach Helsingör, wo er zur evangelisch-lutherischen Kirche, der herrschenden in Schweden, überging. Von hier schiffte er den 19. October nach Helsingborg über, und unmittelbar nach seiner Ankunft in Stockholm von Karl XIII. an Kindesstatt angenommen, führte er von jetzt an den Namen Karl Johann und wurde den 5. November in der Hauptstadt zum Kronprinzen und Thronfolger ausgerufen.

Kaum war dies vollbracht, als der französische Gesandte am schwedischen Hofe — sein Name war Alquier — mit einer Note auftrat, worin er erklärte, „daß, wenn Schweden nicht auf der Stelle alle englischen Waaren, wo sie sich auch befinden möchten, konfisciren und mit Wegnahme aller englischen Fahrzeuge in schwedischen Häfen den Engländern den Krieg erklären würde, er den Befehl habe, fünf Tage nach dem Datum seines Schreibens Stockholm zu verlassen." Noch größer als die Verlegenheit, worein die schwedische Regierung durch diese Note gesetzt wurde, war die des neuen Kronprinzen. Er hatte, seit seinem Eintritt in Schweden, mehr als einmal versichert, daß er aufgehört habe, ein Franzose zu sein, unfähig, irgend ein anderes Interesse zu denken und zu empfinden, als das der ihm vertrauenden Nation. Diese, seiner neuen Lage so sehr entsprechende Versicherung war nicht wenig erschüttert durch das gebieterische Verfahren des französischen Kaisers; denn was war natürlicher, als daß die Schweden glaubten, Napoleon bediene sich ihres Kronprinzen nur als eines Werkzeuges, sie in einen Krieg zu verwickeln, dem sie von keiner Seite her gewachsen waren? In dieser peinlichen Lage faßte Karl Johann den Entschluß, sich ganz der Entscheidung des Königs hinzugeben und sich aller Theilnahme an den Verhandlungen des Staatsraths zu enthalten. Dieser konnte sich nicht verhehlen, daß eine Kriegserklärung gegen England den Verlust aller der Fahrzeuge nach sich ziehen würde, welche, mit Eisen beladen, vor kurzem nach England abgegangen waren; eben so wenig konnte er sich ein Geheimniß machen aus den Schwierigkeiten, womit auf der einen Seite die Sicherstellung der Flotte von Karlskrona, auf der andern die Aufstellung eines Heeres verbunden sein würde. Gleichwohl erfolgte die Kriegserklärung, wie Napoleon sie gefordert hatte. Die Voraussetzung aber war, daß die Engländer sie nicht mißverstehen würden; und wirklich war es bereits dahin

gekommen, daß eine Kriegserklärung nicht mehr für das galt, was ihr Inhalt besagte. Dies schloß jedoch keineswegs die Ausfälle aus, welche durch den Stillstand des Handels für die Staatskassen zu entstehen pflegen. Ihren Verlegenheiten in dieser Beziehung abzuhelfen, bewarb sich die schwedische Regierung um französische Subsidien; doch alles, was Napoleon bewilligte, war eine freie Ausführung französischen Getreides, im Falle Schweden dieser Waare bedürfen sollte. Dagegen verlangte er 2000 schwedische Matrosen zur Bemannung der Brester Flotte: eine Forderung, welcher der König von Schweden nicht genügen konnte, ohne die Verfassung des Reichs zu verletzen. Je mehr die Zeit vorrückte, desto mehr offenbarte sich, daß Schweden und Frankreich eben so wenig für einander da waren, als Portugal und Frankreich im Jahre 1807. Indem England die schwedische Kriegserklärung für das nahm, was sie wirklich war, nämlich für das Werk gebietender Umstände, unterblieb der Krieg von beiden Seiten mit gleicher Bereitwilligkeit, sich gegenseitig gefällig zu werden. Der König von Schweden ernannte inzwischen seinen Adoptiv-Sohn zum Generalissimus der Land- und Seemacht, und in dieser Eigenschaft bewies Karl Johann, indem er unabwendbare Krisen vorhersah, eine bewundernswürdige Thätigkeit; denn Schwedens Landmacht wurde auf 60000, die Seemacht auf 14000 Mann gebracht, und die Folge zeigte, daß Schweden in eben dem Augenblick schlagfertig war, wo das übrige Europa seiner Hülfe bedurfte.

Während dies in Schweden vorging, fuhr Dänemark fort, den Richtungen zu folgen, welche Frankreich diesem Königreiche gab; die Einverleibung der deutschen Nordküste in das französische Kaiserreich ließ Friedrich VI. keine andere Wahl.

Auf eine ganz eigenthümliche Weise aber erwachte Preußen zu einem neuen Leben. Nach dem Wiener Frieden erfolgte die erste förmliche Aussöhnung (oder was dieser gleichgesetzt

werden mag) zwischen Friedrich Wilhelm III. und Napoleon; und gegen das Ende des Jahres 1809 verließ der preußische Hof Königsberg, um sich nach Berlin zurück zu begeben. Begleitet von seinen Ministern und Staatsräthen, langte der König mit seiner Gemahlin noch vor Ablauf des Jahres an. Der Tag seines Einzuges in Berlin (23. December) war, nach einer dreijährigen Trennung, ein Tag der allgemeinsten Freude; wie hätten die Bewohner einer großen Stadt, die, sowohl während des Krieges, als nach demselben, durch den Stillstand der Gewerbe nur allzu sehr gelitten hatte, verfehlen können, die Rückkehr des Hofes für eine überschwengliche Wohlthat zu halten? Indeß war die innere Lage des Königreichs noch immer nichts weniger, als erfreulich. Die drei Oderfestungen blieben, nach wie vor, in den Händen des französischen Kaisers; der Vorwand war, daß die Contribution noch nicht gezahlt sei, der wahre Beweggrund, daß Napoleon dem russischen Kaiser nicht traute und es in seiner Gewalt haben wollte, Rußland zu bedrohen. In Einer Beziehung hatte sich der Fluch, der in Napoleons schwerer Hand auf dem Königreiche lag, seit dem Jahre 1808 noch vermehrt. Mit einer Gewissenlosigkeit ohne Gleichen hatte nämlich der französische Kaiser dem Könige von Sachsen, als Herzog von Warschau, durch eine zu Bayonne den 10. Mai des genannten Jahres geschlossene Convention, gegen die Summe von 20 Millionen Franken nicht allein die Schuldforderungen des Königs von Preußen an seine polnischen Unterthanen, sondern zugleich die Forderungen öffentlicher Anstalten, wie der Bank, der Seehandlung, der Wittwenverpflegungs-Kasse, ja sogar die Forderungen preußischer Privat-Personen an die Bewohner des Herzogthums Warschau, abgetreten. Die, den rechtmäßigen Gläubigern auf diese Weise entzogenen Kapitalien waren Anfangs auf 43½ Millionen Franken, nebst 4 Millionen rückständiger Zinsen abgeschätzt worden; die herzoglich-warschauischen

Behörden aber ermittelten deren bis zum Betrage von 68 Millionen. Dies also war das Leiden, das der kaiserliche Muthwille zu den übrigen Bedrückungen hinzugefügt hatte. Der Stillstand des Handels kam hinzu, um alles in dem Zustande des Schmachtens zu erhalten.

Wenn Friedrich Wilhelms III. Minister unter diesen Umständen an der Rettung des Königreichs verzweifelten und (wie behauptet worden ist) durch die Abtretung Schlesiens an den französischen Kaiser die sich ihnen darbietenden Schwierigkeiten zu überwinden gedachten: so war dies eine Maßregel, die am wenigsten den Beifall des Königs finden konnte. Überzeugt nun von der Unfähigkeit seines Ministeriums, berief Friedrich Wilhelm III. den Freiherrn von Hardenberg, seinen ehemaligen Kabinets-Minister, der seit dem Frieden von Tilsit in Memel zurückgeblieben war, in der Eigenschaft eines Staats-Kanzlers an die Spitze der Verwaltung. Dies geschah um eben die Zeit, wo das Schicksal Hollands entschieden und ein in diesem Königreiche von den bisherigen Ministern angeknüpftes Anleihe-Geschäft zum Stillstand gebracht wurde. Der neue Staats-Kanzler fand im Innern des Königreichs einen Theil der Hülfsquellen, welche seine Vorgänger in Holland gesucht hatten. Seine ersten Maßregeln waren, das Gesetz, welches eine Einkommensteuer angeordnet hatte, aufzuheben, den Indult, der seinem Ablaufe nahe war, auf Ein Jahr zu verlängern und den Geldhandel in die gesetzlichen Schranken zurück zu führen. Diesen folgten bald bessere. Der Gedanke, die Staatsschuld durch den allmäligen Verkauf der Domänen zu tilgen, konnte um so weniger aufgegeben werden, da man in ihm die Aussicht gewann, durch Vermehrung des Privat-Eigenthums nicht bloß eine kraftvollere Beschützung desselben, sondern selbst einen edlern Verwaltungsgeist zu erzeugen. Aufgehoben wurden Klöster und Stifter, bis auf die wenigen, deren Nützlichkeit allgemein anerkannt wird. Mit ihnen verschwanden die

Baleien und Commenden. Da die zu tragende Last von so großem Umfange war, daß, wenn sie noch länger nur von einzelnen Klassen der Gesellschaft getragen werden sollte, diese von ihr erdrückt sein würden: so wurde in Hinsicht der Abgaben die Gleichheit vor dem Gesetze zum wenigsten eingeleitet. Mit den Vorrechten des Adels verschwanden Innungen und Zünfte. Der Bauer, von Vorspann-Diensten und Natural-Lieferungen befreit, erhielt das Versprechen, daß die Bande der Erbunterthänigkeit gelöset werden sollten. Jene Bann- und Zwangsrechte, welche große Gemeinen in der Befriedigung ihrer Bedürfnisse von der Denkart einzelner Eigenthümer und Pachter abhängig gemacht hatten, wurden aufgehoben; eben so der Gesindezwang. Die Grundsteuer sollte für Alle eingeführt werden; doch stieß dieser Akt der Gerechtigkeit noch auf bedeutende Hindernisse, unter welchen der Mangel an zuverlässigen Katastern und die Verschuldung der Grundbesitzer die hauptsächlichsten waren. Den Verkehr im Innern zu beleben, wurden die Zölle an die Grenzen verlegt. Eine Stempel-Taxe vermehrte das Einkommen, das eine Gewerbesteuer gewährte, und eine Festungssteuer diente zur Bestreitung der Ausgaben, welche die von Frankreich besetzten Festungen verursachten. So hatte die Unmöglichkeit, sich durch Anleihen im Auslande zu helfen, die glückliche Folge, daß man auf die eigene Kraft zurückging, und diese durch erleichternde Einrichtungen verstärkte. Schwerlich hat jemals ein Staatsmann unter widerwärtigen Umständen noch mehr geleistet, als der Freiherr von Hardenberg in seiner Eigenschaft eines preußischen Staatskanzlers. Die persönlichen Eigenschaften dieses ausgezeichneten Mannes, dem die Vorurtheile seines Standes in einem hohen Grade fremd waren, trugen zu dem Gelingen des von ihm unternommenen Werkes einer gänzlichen Reform des gesellschaftlichen Zustandes nicht wenig bei; denn schwerlich wird man Festigkeit des Charakters mit Leutseligkeit des Betragens und

gewinnenden Formen in einem schönern Bunde antreffen. Die Aufgabe, welche der Freiherr von Hardenberg in Beziehung auf das Ausland zu lösen hatte, war unstreitig noch schwieriger. Wer diese Zeiten durchlebt hat, weiß, welche fast unerträgliche Gewitterschwüle dem Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Rußland im Jahre 1811 voranging. In dieser Periode nichts zu übereilen, um nichts zu verderben, war eine Forderung, die nur an vollendete Staatsmänner gemacht werden kann; und im nächsten Kapitel wird sich zeigen, wie der preußische Staatskanzler auch dieser Forderung genügte.

Der Rheinbund schloß sich in den Jahren 1810 und 1811 immer enger an Frankreich dadurch an, daß er die Institutionen des französischen Kaiserreichs, so weit es durchzuführen war, je mehr und mehr zu den seinigen machte.

Österreich, scheinbar im innigsten Bunde mit Frankreich, bewarb sich, wie Preußen, um Hollands Geldbeistand; allein der Erfolg war seinen Bemühungen eben so ungünstig, wie denen der preußischen Regierung, und die letzte Folge der fehlgeschlagenen Anleihe war eine Reduktion des Papiergeldes, das, vermöge seiner Fülle, bei dem Stillstande des Gewerbes und des Handels fast allen Werth verloren hatte. Man schrie in diesen Zeiten allenthalben über Geldmangel; allein es war nur Mangel an Beschäftigung, was auf die Gesellschaft drückte, und gerade in diesem Mangel hatte der Verfall des Papiergeldes seinen Grund, so daß kein Kredit irgend einer Regierung demselben abhelfen konnte.

In Italien machte der König Joachim (Murat), nachdem er den Engländern die Insel Ischia entrissen hatte, auch einen Versuch zur Eroberung Siciliens; dieser schlug jedoch gänzlich fehl, weil die Toulonner Flotte, die ihn unterstützen sollte, ausblieb.

Mit dem Anfange des Jahres 1811 ging in England eine wesentliche Regierungsveränderung von Statten. Die

alte Krankheit Georgs III. kam mit solcher Heftigkeit zum Wiederausbruch, daß sie nicht verheimlicht werden konnte. Vor den Schranken des Unterhauses über die Beschaffenheit derselben befragt, konnten die Ärzte des Königs nicht verhehlen, daß keine Aussicht auf Genesung vorhanden sei; und da bei dieser Gelegenheit behauptet wurde, Georg III. sei, seit dem ersten Ausbruch seiner Krankheit im Jahre 1788, nie zum ungezweifelten Gebrauch seiner Vernunft zurückgekehrt: so drang die Oppositionspartei nur um so eifriger auf eine Veränderung in der Regierung des Königreichs. Die Rechte des Prinzen von Wallis wurden, von jetzt an, der Gegenstand einer lebhaften Erörterung. Nun thaten zwar die Minister das Ihrige, eine Regentschaft zu verhindern, und Pitts Ausspruch, daß jeder Engländer bei Lebzeiten des Königs mit dem Prinzen von Wallis gleiche Rechte auf den Thron habe, wurde keineswegs von ihnen mit Stillschweigen übergangen; indeß sahen sie sich zur Nachgiebigkeit genöthigt, theils um in der gegenwärtigen Lage des Königreichs nicht alle Verantwortlichkeit zu tragen, theils weil das hohe Alter des Königs, der sein zwei und siebzigstes Jahr zurückgelegt hatte, keine Wiederherstellung hoffen ließ. Dem Prinzen von Wallis wurden also die Bedingungen vorgelegt, unter welchen er die Regentschaft übernehmen sollte; und obgleich dieser sich Anfangs weigerte, so gab er doch, auf das Zureden seiner Freunde, nach, und leistete am 6. Februar 1811 den sämmtlichen Mitgliedern des geheimen Raths seinen Eid als Regent. Nicht genug aber, daß diese Veränderung ohne allen Einfluß auf das bisherige Verhältniß zwischen England und Frankreich blieb, brachte sie nicht einmal die Wirkung hervor, daß ein Ministerwechsel eingetreten wäre. Alles bewegte sich also in seiner bisherigen Bahn; und da England um diese Zeit am meisten mit dem Fortgang des spanischen Krieges beschäftigt war, so erfordert der Zusammenhang, daß wir nach der pyrenäischen Halbinsel zurück-

kehren, auf welcher, oder vielmehr durch welche, das Schicksal Europa's seiner Entscheidung näher gebracht werden sollte.

Wir begnügen uns jedoch mit einer Zusammenstellung der Hauptthatsachen, weil es mehr darauf ankommt, die Begebenheiten in ihrer Aufeinanderfolge, als nach ihrer vorübergehenden Bedeutsamkeit zu entwickeln.

Ehe Napoleon zu Anfang des Jahres 1809 Astorga verließ, um nach Paris zurück zu gehen, ernannte er den Marschall Jourdan zum General-Major seines Bruders, des Königs von Spanien, ohne diesem dadurch seinen kriegerischen Geist zu übermachen.

Nach der Vertreibung der Engländer aus Nord-Spanien und nach der Eroberung Saragoza's in der ersten Hälfte des Jahres 1809, schlug der Marschall Victor den General Cuesta bei Medellin, Marschall Süchet den General Blake bei Belchite. Inzwischen war Marschall Soult nach Portugal vorgedrungen, wo er sich Oporto's bemächtigt hatte. Geschehen war dies zu einer Zeit, wo der brittische General-Lieutenant Craddock, in der Abwesenheit Arthur Wellesley's, den Oberbefehl über die englisch-portugiesischen Truppen geführt hatte. Sobald nun der letztere von England nach Portugal zurückgekommen war, wurden die zur Vertreibung der Franzosen nöthigen Anstalten getroffen. Soult, ohne eine förmliche Schlacht zu wagen, zog sich durch Braga, Salamonde und Montalegre nach Gallizien zurück: ein Rückzug, auf welchem er den vierten Theil seines Heeres, sein Gepäck und sein Geschütz Preis gab. Die Verfolgung wurde bis Montalegre fortgesetzt, von wo die Vorhut des englisch-portugiesischen Heeres nach Oporto zurückging. Unterrichtet von Soults Niederlage, ging Marschall Victor, der bis dahin bei Badajoz gestanden hatte, nach Madrid zurück. Da von den fast 50000 Mann, welche Portugal bedroht hatten, nichts zurückgeblieben war, so beschloß Sir Arthur Wellesley, nach

Spanien vorzugehen und die Sachen, wo möglich, in der Nähe von Madrid zur Entscheidung zu bringen: ein Unternehmen, dessen Erfolg um so sicherer schien, weil General Cuesta, welcher das Heer von Estremadura befehligte, mitwirken sollte.

Das brittisch-portugiesische Heer hatte seit 14 Tagen gerastet, als es die Ufer des Tajo verließ, um in Gemeinschaft mit den Truppen unter Cuesta nach der Hauptstadt Spaniens vorzudringen. Dieser Marsch war mit um so größeren Beschwerden verbunden, weil die spanischen Behörden ihn nicht mit den nöthigen Transport- und Lebensmitteln unterstützten. Den 20. Juli brachte jedoch Sir Arthur Wellesley seine Vereinigung mit dem General Cuesta zu Stande. Gemeinschaftlich verjagten beide die französische Vorhut aus Talavera de la Reyna; sie zog sich auf das Haupt-Corps zurück, welches auf dem linken Ufer der Alberche stand. Ein Angriff auf den Marschall Victor, den Sir Wellesley in Vorschlag brachte, mußte verschoben werden, weil Cuesta's Pulvervorrath ausgegangen war. Nach einigen Hin- und Herzügen kam es den 26. Juli zu derjenigen Schlacht, welche die von Talavera de la Reyna genannt wird. Sie dauerte zwei Tage und endigte zuletzt so, daß beide Theile sich für Sieger ausgeben konnten, ohne die Wahrheit zu verletzen. Einverstanden ist man darin geblieben, daß die Niederlage der Franzosen sehr vollständig gewesen sein würde, wenn die schlechten Dienste, welche Cuesta's Truppen leisteten, dem Sieger erlaubt hätten, die errungenen Vortheile nach ihrem ganzen Umfange zu benutzen. Der Mangel an Lebensmitteln zwang den brittischen Obergeneral, über den Tajo zurück zu gehen. Was er geleistet hatte, wurde jedoch in seinem Vaterlande als ein, den brittischen Waffen zugewendeter Ruhm betrachtet; von dieser Zeit an führte Sir Arthur den Titel eines Markis von Wellington und Barons von Talavera. Die nachtheiligen Folgen des geringen Beistandes

der Spanier blieben übrigens nicht aus; denn, während Wellington nach Portugal zurückging, wurde der spanische General Vanegas von Joseph Bonaparte bei Almonacid, der englische General Wilson von dem Marschall Ney in den Engpässen von Baros geschlagen (11. August). Drei Monate später (19. November) lieferte General Arezaga den Franzosen unter Marschall Mortier die letzte förmliche Schlacht bei Ocaña; sie endigte sich mit einer gänzlichen Auflösung des spanischen Heeres und bahnte den Franzosen den Weg nach Andalusien.

So endigte das Jahr 1809 für die pyrenäische Halbinsel.

Nach der Schlacht bei Ocaña, in welcher nicht weniger als 20000 Spanier gefangen genommen wurden, beredete sich Napoleon, daß die Eroberung der Halbinsel ohne seine persönliche Mitwirkung vollendet werden könne. Demgemäß übertrug er die Vertreibung der Engländer dem zum Prinzen von Esling erhobenen Marschall Massena; und um gleichzeitig das südliche Spanien zu unterwerfen, stellte er den Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, an die Spitze derjenigen Armee, welche Andalusien zu erobern bestimmt war und eben deswegen auch die Benennung dieses Königreichs führte.

Die letztere setzte sich zu Anfang des Jahres 1810 zuerst in Bewegung. Der Marsch durch die Sierra Morena war das Werk weniger Stunden; und da man im Vorgehen auf keinen Widerstand stieß, so gewann es das Ansehn, als ob die Meinung der Spanier durch die im Laufe des abgewichenen Jahres erlebten Unfälle wesentlich verändert sei. Die Minister, welche den König Joseph begleiteten, benutzten jede Gelegenheit, ihren Einfluß zum Besten der Andalusier geltend zu machen; sie waren es, welche den Städten Jaen, Granada, Cordoba u. s. w. die Schrecknisse einer Belagerung oder eines Sturmes ersparten. Sevilla, die ihm bevorstehende Gefahr nach ihrem ganzen Umfange erkennend, öffnete seine Thore auf die

erste Aufforderung. Die Central-Junta, welche sich, nach der Eroberung der Hauptstadt, am Schlusse des Jahres 1808 nach Sevilla zurückgezogen hatte, rettete sich unter diesen Umständen nach Cadiz, wo sie von jetzt an ihren Sitz aufschlug. Sie nahm nunmehr die Form einer aus fünf Mitgliedern bestehenden Regentschaft an, und berief, in dieser Eigenschaft, die außerordentlichen Cortes nach Cadiz, bei deren Wahl jedoch die früher üblichen Formen von ihr gänzlich beseitigt wurden, indem, ihrer Vorschrift gemäß, die Abgeordneten nicht aus den Ständen der Geistlichkeit, des hohen Adels und der großen Städte, sondern aus der ganzen Volksmasse gewählt werden sollten. So wurde der Grund zu jener Verfassungsurkunde gelegt, welche später als die Ursache der heftigsten Unruhen fortwirkte. Die Übergabe Sevilla's erfolgte den 1. Februar. Das französische Heer folgte der Central-Junta nach Cadiz, und dem Marschall Victor, Herzog von Belluno, wurde der Auftrag ertheilt, diese so vortheilhaft gelegene Seestadt, welche auf der Landseite von 20000 Mann, von der Seeseite durch 25 Linienschiffe vertheidigt wurde, zu belagern oder vielmehr zu blockiren. Der König Joseph ging hierauf nach Madrid zurück, und spätere Ereignisse entschieden über den Erfolg der Eroberungsversuche, welche Victor machte.

Der Feldzug gegen die Engländer in Portugal wurde, den Anordnungen Napoleons gemäß, im Mai eröffnet. In den ersten Tagen dieses Monats trat Massena an die Spitze eines 70000 Mann starken Heeres, dessen letzter Zweck die Wiedereroberung Lissabons war. Unter Massena's Oberbefehl standen die Marschälle Ney und Junot, der General Reynier und der General Montbrun als Anführer der gesammten Reiterei. Der Anfang wurde mit Belagerungen gemacht, und in dem Zeitraum vom 6. Mai bis zum 28. August ergaben sich Astorga, Ciudad-Rodrigo und Almeida. Sobald nun die beiden Schlüssel Portugals, auf der Grenze der Provinz Salamanka, in den Händen

des französischen Obergenerals waren, rückte er gegen Lord Wellington an, der sich sehr langsam und unter Zerstörungen zurückzog, zu welchen die Regentschaft zu Lissabon ihre Einwilligung gegeben hatte. Fast die ganze Bevölkerung der Provinz Beira wurde von ihm nach dem Meeresgestade versetzt. Als das französische Heer vor Viseu anlangte, erstaunte es zum ersten Male über eine von allen ihren Bewohnern verlassene Stadt; nichts war zurückgeblieben, als einige krüppelhafte Kranke in dem Bürgerhospitale, von welchen man erfuhr, daß Lord Wellington die Flucht der Bürger erzwungen habe. Unter schwarzen Ahnungen und nicht geringen Beschwerden setzte das Heer seinen Zug fort, bis es vor Busaco auf die englisch-portugiesische Armee stieß, welche in einer vortheilhaften, die Stadt Coimbra deckenden Stellung war. Zwei Tage wurde um diese Stellung gestritten, in welcher sich Lord Wellington noch länger vertheidigt haben würde, wenn die Franzosen nicht mit Hülfe eingefangener Portugiesen den Weg entdeckt hätten, der, mit Umgehung der Berge, nach Coimbra führt. Jetzt in Gefahr, umzingelt zu werden, zog Lord Wellington sich auf Lissabon in die Linien von Torres Vedras zurück, wo er sich leicht gegen jeden noch so starken Angriff vertheidigen konnte. Zwischen dem Tajo und dem Ocean wollte also der brittische Oberfeldherr den Kampf mit dem Fürsten von Esling bestehen. Der rechte Flügel des englisch-portugiesischen Heeres stand bei Villa Franca und lehnte sich bei Ahusera an den Tajo, auf welchem die brittische Seemacht zum Vortheil des Heeres wirkte; der Mittelpunkt befand sich zu Sobral; den linken Flügel deckten mehrere Linien von Verschanzungen bei Torres Vedras. Die Zahl der Engländer wurde um diese Zeit auf 25000 Mann angegeben; die Linien-Armee der Portugiesen belief sich auf 35000, und das Insurgenten-Corps des Markis la Romana, der sich an Lord Wellington angeschlossen hatte, betrug 10000 Mann.

Wer möchte glauben, daß es dem Prinzen von Esling an dem guten Willen gefehlt habe, nach Lissabon vorzudringen? Nur der Gedanke, in diesem Unternehmen gänzlich zu scheitern, konnte ihn zurückhalten. Vier Monate lang verweilte er, zur größten Plage des Landes, in seiner Stellung. Als endlich, wegen gänzlichen Mangels an Lebensmitteln, der Rückzug unvermeidlich geworden war, gelang dieser nur dadurch, daß Ney ihn deckte. Das französische Heer war bereits so geschwächt, daß Massena es nicht einmal wagen durfte, die Festung Almeida zu vertheidigen. Nichts blieb ihm übrig, als dem Kommandanten derselben den Befehl zukommen zu lassen, daß er die Festungswerke in die Luft sprengen und sich mit der Besatzung retten möchte. Brennier — dies war der Name des Kommandanten — vollzog diesen Befehl in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai 1811; aber von der 1800 Mann starken Besatzung kam nur die Hälfte bei dem Heere an.

Der Feldzug in Portugal konnte nicht fehlschlagen, ohne den unbefestigten Thron des Königs Joseph aufs Stärkste zu erschüttern. Für den Augenblick wurde er dadurch gerettet, daß Marschall Soult sich der Festung Badajoz zu einer Zeit bemächtigt hatte, wo Lord Wellington sich noch anschickte, die Linien von Torres Vedras zu verlassen, um Massena'n zu verfolgen. Da der Besitz dieser Festung für den brittischen Oberfeldherrn von großer Wichtigkeit war: so traf er, nach der Vertreibung der Franzosen aus Portugal, zwar Anstalten zur Belagerung von Badajoz, ging aber nach dem Innern Portugals zurück, sobald Marschall Marmont, an Massena's Stelle, den Oberbefehl über die französische Nord-Armee übernommen und sich an Soult angeschlossen hatte. Eine noch wirksamere Stütze des wankenden Thrones war der General Süchet als Eroberer von Tortosa und Tarragona: Festungen, von welchen jene (1. Januar) durch Kapitulation, diese, nach langem Widerstande (19. August) durch Sturm genommen wurde.

Auf gleiche Weise wurde auch Monserrat durch Suchet erstürmt, der, nachdem er (29. October) die Generale Blake und Odonel bei Murviedro (dem alten Sagunt) aufs Haupt geschlagen hatte, sich später auch Valencia's bemächtigte und Alikante bedrohete. Was jedoch auch durch gewonnene Schlachten und durch gelungene Eroberungen für die Unterwerfung der Spanier geleistet werden mochte: alle diese Vortheile gingen dadurch wieder verloren, daß Napoleon in den nördlichen Provinzen Spaniens Militär-Regierungen errichtet hatte, welche berechtigt waren, aus diesen Ländern nicht bloß das zu ziehen, was für den Sold, die Bekleidung und den Unterhalt des Soldaten nöthig war, sondern auch alles, was das Material der Armee in Stellung von Pferden, Ausbesserung und Vermehrung des Geschützes u. s. w. anging. Napoleon verfolgte dies System mit so viel Standhaftigkeit, daß selbst in denjenigen Provinzen, wo die Militär-Verwaltung weder eingeführt, noch offen erklärt war, seine Generale, ganz nach ihrem Belieben, und ohne irgend einem Andern als dem Kaiser selbst darüber Rechenschaft abzulegen, über alle Hülfsquellen des Landes verfügten. Die natürliche Folge davon war keine andere, als daß von der königlichen Autorität, welche Joseph auszuüben bestimmt war, kaum ein Schatten übrig blieb; diesem unglücklichen Könige fehlte nicht selten das Nothwendigste, weil die Million Franken, die ihm für jeden Monat zugesichert war, nur allzu unregelmäßig gezahlt wurde. In den Köpfen der Spanier entwickelte sich hierüber der Gedanke, daß Napoleon damit umgehe, die nördlichen Provinzen Spaniens (vielleicht sogar noch einige andere, wenn das Schicksal sich günstig zeigte) dem französischen Reiche einzuverleiben; und dieser Gedanke vermehrte die Erbitterung in einem so hohen Grade, daß alle Gemeinen, welche nicht unter der unmittelbaren Aufsicht der bewaffneten Macht standen, sich förmlich für Feinde erklärten und mit Ungeduld den Augenblick erwarteten,

wo sie sich als solche beweisen könnten. Auf diese Weise handelte Napoleon seinen eigenen Zwecken entgegen: auf diese Weise war er der wahre Urheber der Guerillas, d. h. jener Banden, welche, unter selbst gewählten Anführern, die Landstraßen unsicher machten, die Zufuhren abschnitten, die Eilboten auffingen und zuletzt mit ungemeiner Kühnheit sogar in Frankreich eindrangen, um einzelne Städte und Dörfer zu brandschatzen.

Sich zum Gebieter über Spanien und Indien zu machen: dies war der Gedanke, von welchem er bei seinen ersten Einwirkungen auf die pyrenäische Halbinsel ausgegangen war. Das Fantastische dieses Gedankens bewährte sich zuerst im Jahre 1810 durch den Abfall der transatlantischen Kolonien. Buenos-Ayres machte den Anfang: um die Herrschaft der neuen Regierung von Cadiz nicht anzuerkennen, setzte es den Vice-König Don Francisco Cisneros ab, und schuf eine Junta suprema, wiewohl jetzt noch im Namen Ferdinands VII. Carracas und die ganze Provinz von Venezuela hielten den Augenblick für gekommen, wo man mehr wagen dürfe und erklärten ihre Unabhängigkeit. West-Florida, ein langes schmales Küstenland am mexikanischen Meerbusen, blieb nicht zurück. Mexiko selbst hielt sich zum Abfall berechtigt, als von Seiten des Königs Joseph an sämmtliche Spanier Amerika's der Rath erging: „daß sie, anstatt den Einlispelungen einer rebellischen General-Junta in Cadiz, oder der Leitung blutdürstiger Engländer zu folgen, sich lieber, als gute und liebende Brüder, zu einem Ganzen vereinigen und sich für unabhängig erklären möchten." König Joseph hatte freilich, als er diese Worte sprach, nichts zu gewinnen oder zu verlieren durch den Abfall der Kolonien; merkwürdig aber bleibt es, daß dieser Abfall in demselben Jahre begann, wo alles darauf abzielte, sich der Seestädte Lissabon und Cadiz zu bemächtigen. So wenig entsprechen die Wirkungen den Absichten der Menschen, wenn diese nur eigensüchtig

sind; und so erfolgen die größten Weltbegebenheiten, wenn alles für ihren Eintritt vorbereitet ist.

Obwohl zu Anfang des Jahres 1812 ganz Spanien bis auf Alikante und Cadiz erobert war: so blieb doch nichts zweifelhafter, als die Herrschaft Napoleons in diesem Lande; denn sie fand ihr Gegengewicht in dem festen und unerschütterlichen Willen der spanischen Nation, das ihr aufgedrungene Joch auf jede noch so große Gefahr zu zerbrechen. Die ewigen Quälereien des französischen Soldaten, verbunden mit den Mißbräuchen einer Militär-Verwaltung, die jede Schonung aus der Acht ließ, unterhielten einen Unwillen, welcher nach Entscheidung lechzte. Die Krisis, welche den Foltern einer so traurigen Lage ein Ende machte, trat zwar, wie wir weiter unten sehen werden, während des russischen Feldzugs ein; und was nicht geleugnet werden kann, ist, daß sie dadurch erleichtert wurde. Allein diese Erleichterung hätte wegfallen können, ohne daß die Befreiung der Halbinsel deshalb weniger erfolgt sein würde; denn alle Gewalt löset sich in Schwäche auf, sobald sie anhaltend gegen die sittliche Natur des Menschen und der menschlichen Gesellschaft gerichtet ist . . .

Dies zusammengenommen waren die Hauptbegebenheiten der europäischen Welt während der Jahre 1810 und 1811. Fast unnöthig ist, zu sagen, daß nichts fest stand, nichts gesichert war. Ohne die allgemeine Furcht, welche Napoleon eingeflößt hatte, würde das Föderativ-System, das die Grundlage seiner politischen Größe bildete, jeden Augenblick aus seinen Fugen gewichen sein. Bei der bevorstehenden Krisis war also die Hauptaufgabe, nichts zu übereilen. Wesentlich ruhete Europa's Rettung auf zwei Männern, welche, ihrem Charakter nach, in dieser verhängnißvollen Periode noch wenig gekannt waren: der eine war der Kronprinz von Schweden; der andere der preußische Staatskanzler, Freiherr von Hardenberg. Wir

deuten dies jetzt nur an; den Beweis werden die nächsten Kapitel liefern . . .

Mitten unter diesen Bewegungen erfolgte den 20. März 1811 die Niederkunft der Gemahlin Napoleons. Sie genas von einem Prinzen, der, schon vor seiner Geburt, als König von Rom bezeichnet war. Sein Eintritt in die Welt wurde als ein Unterpfand für die Fortdauer der vierten französischen Dynastie betrachtet. Es unterblieb daher auch nichts, was dazu beitragen konnte, den Werth dieses Unterpfandes zu heben. Der Reichs-Erzkanzler mußte bei der Niederkunft der Kaiserin zugegen sein, und das in seiner Gegenwart durch den Sekretär der kaiserlichen Familie, Grafen Regnault de St. Jean d'Angeli, aufgesetzte Geburts-Protokol wurde von dem Großherzog von Würzburg und dem Prinzen Eugen Napoleon, Vice-König von Italien, unterzeichnet, worauf der Kaiser und alle anwesenden Mitglieder der kaiserlichen Familie es gleichfalls mit ihrer Unterschrift versahen. Kaiserliche Pagen überbrachten die frohe Botschaft an den französischen und an den italienischen Senat, so wie an die Municipalitäts-Corps von Paris, Mailand und Rom.*) Durch den Groß-Ceremonien-Meister wurde sie den Botschaftern und fremden Ministern am französischen Hofe, durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Botschaftern und Ministern des Kaisers an den fremden Höfen, durch den Minister des Innern den sämmtlichen Präfekten, durch den Kriegs- und Marine-Minister den Festungen und Flotten und durch den General-Major des Kaisers den Armeen mitgetheilt. Die Vortaufe verrichtete der Kardinal Fesch, und da ein König der Gegen-

*) An der Spitze des Pariser Municipalitäts-Corps stand in dieser Zeit Herr Bellart, und auf seinen Antrag wurde dem kaiserlichen Pagen, der die frohe Botschaft überbrachte, ein jährliches Einkommen von 10000 Franken zugesichert. Drei Jahre später war eben dieser Bellart einer von den ersten, die Napoleons Absetzung aussprachen.

stand derselben war, so durfte es nicht befremden, daß der Marschall Moncey, Herzog von Conegliano, den Zipfel des königlichen Mantels trug und daß der Prinz, unmittelbar nach erhaltener Taufe, mit dem Bande der Ehrenlegion und dem Orden der eisernen Krone geschmückt wurde. Zwei Tage darauf nahm der Kaiser die Glückwünsche des Senats, des Staatsraths und der übrigen Staatsbehörden an. Alle diese Corps brachten hierauf dem Könige von Rom ihre Huldigungen dar, eingeführt von dem Ceremonien-Meister, der sie nach einander dem Neugeborenen, so wie er unter einem Thronhimmel in der Wiege lag, vorstellte. Selbst Reden wurden bei dieser Gelegenheit gehalten, auf welche die Gräfin von Montesquiou, als Gouvernante der Kinder Frankreichs, antwortete. Bald darauf fanden sich aus allen größeren Städten des Reichs glückwünschende Abgeordnete ein. Mit diesen wetteiferten Deutschlands Fürsten; und damit die ganze Welt Frankreichs Freude über die glückliche Geburt des römischen Königs theilen möchte, veranstalteten die kaiserlichen Botschafter und Minister in allen Hauptstädten Feste zur Feier dieser Geburt. Zu der feierlichen Taufe des römischen Königs, welche bis zum 9. Juni verschoben blieb, mußten sich (wahrscheinlich in Kraft des Familien-Gesetzes von 1806 und des Föderativ-Systems) sämmtliche Mitglieder der kaiserlichen Familie in Paris versammeln; doch fehlten der Senator Lucian Bonaparte, der seit dem Sommer des abgewichenen Jahres sich von Rom erst nach Malta und von da nach England begeben hatte, und Ludwig Napoleon, ehemaliger König von Holland, der zu Grätz blieb. Die feierlichere Taufe wurde in der Metropolitan-Kirche vollzogen, wo der Prinz die Namen: Napoleon Franz Karl Joseph erhielt. Ein feierliches Te Deum machte den Beschluß dieser prunkvollen Ceremonie. Das Tauffest, das die Stadt Paris zur Anerkennung der Ehre, daß der kaiserliche Prinz in ihren Ringmauern geboren war, gab, erwiederte

der Kaiser durch Lustbarkeiten, die er nicht lange darauf zu St. Cloud veranstaltete: Lustbarkeiten, an welchen, wie versichert worden ist, nicht weniger als 200,000 Menschen Theil nahmen. Dem ganzen Lärm, der über die Geburt des kaiserlichen Prinzen gemacht wurde, lag übrigens nichts weiter zum Grunde, als der Wunsch, die Täuschung hervorzubringen, als ob das Geschlecht der Napoleoniden sich von Seiten des Herrscherrechts jedem andern Fürstengeschlechte, wäre es auch noch so alt, gleich setzen dürfe. Napoleon glaubte, mit der Denk- und Empfindungsweise seines Jahrhunderts spielen zu können; und man darf hinzufügen, daß sein Untergang durch nichts noch mehr beschleunigt worden ist, als durch diesen Wahn.

Gedrückt von der Unthätigkeit, zu welcher sein Feldherrn-Talent seit fast zwei Jahren verurtheilt war, geängstigt zugleich von der Maxime, „daß eine neue Regierung in Erstaunen setzen muß, wenn sie sich behaupten will," traf der französische Kaiser mitten unter diesen Festlichkeiten die ernstlichsten Anstalten zu dem ewig denkwürdigen Kriege, welcher im folgenden Jahre zum Ausbruch kam. Nicht genug, daß die Besatzungen Stettins und Danzigs verstärkt und Kriegsvorräthe in diesen beiden Festungen angehäuft wurden, erhielten auch die Bewohner des Herzogthums Warschau den Antrieb zu neuen Rüstungen. Diese Maßregeln zu beschönigen, wurde ausgesprengt, sie seien gegen England gerichtet, das eine Landung auf der Ostseeküste beabsichtige; doch diese Täuschung fand keinen Eingang, weil man sich nicht verblenden konnte gegen die Abänderungen, welche Frankreichs Verhältniß zu Rußland seit dem Jahre 1809, vorzüglich aber seit der Vermählung einer österreichischen Erzherzogin mit dem Kaiser der Franzosen, erfahren hatte. Vor allem faßte man den Tarif von Trianon ins Auge, der ein bloßes Phantom war und blieb, so lange er nicht von allen Mächten des festen Landes unterstützt wurde, und den Rußland nicht unterstützen

konnte, ohne, auf der einen Seite, seiner Würde zu entsagen und ohne, auf der andern, seinen Fortschritten in der Kultur auf eine nicht zu berechnende Zeit zu schaden. Man sah also ein neues Gewitter am politischen Horizont sich heraufwälzen; und man sah es nicht ohne große Befürchtungen, weil es Entscheidung bringen zu müssen schien. Die eigentlichen Ursachen des nahen Krieges wird das nächste Kapitel entwickeln.

Eilftes Kapitel.

Napoleons Feldzug in Rußland.

Zwar hatte Rußlands Kaiser gegen die am 18. Februar 1811 erfolgte Einverleibung des Herzogthums Oldenburg in das französische Reichsgebiet protestirt; allein aus diesem Einspruch würde sich schwerlich ein Krieg entwickelt haben, wenn dieser nicht durch andere Ursachen herbeigeführt worden wäre. Die hauptsächlichste von allen war das Continental-System in der Ausbildung, welche dasselbe durch das Dekret von Trianon erhalten hatte. Rußland konnte sich diesem Dekret nicht unterwerfen, ohne allem Handel zu entsagen; und indem es, im Vertrauen auf seine Stärke, der Vorschrift Napoleons trotzte, mußte dieser sich um so mehr gereizt fühlen, weil er in dem Dekret von Trianon im Grunde nichts weiter beabsichtigt hatte, als den Alleinverkauf des Zuckers und Kaffees, so wie aller der Kolonial-Waaren, welche der europäischen Gesellschaft zum Bedürfniß geworden waren. Vielleicht verhehlte er sich nicht, daß er seine ganze Schöpfung (das Föderativ-System) dadurch in die äußerste Gefahr brachte; allein es war nun einmal dahin gekommen, daß er sich auf seiner Schwindel erregenden Höhe nur dadurch behaupten konnte, daß er sich auch den Eingebungen der Verzweiflung nicht versagte. Irgend etwas mußte im Jahre 1812 geschehen, wodurch er (um den üblichen Ausdruck beizubehalten) „neuen Glanz" verbreitete; das Einzige aber, was ihm noch übrig blieb,

war ein Krieg gegen Rußland. Eigentlich war also dieser Krieg eine persönliche Angelegenheit Napoleons; und welche Gefahren damit auch verbunden sein mochten, so durften diese doch nicht abschrecken von einem Unternehmen, bei welchem alles darauf berechnet war, daß die Welt den französischen Kaiser nach dem ganzen Umfange seiner Macht kennen lernen sollte.

Den bevorstehenden Krieg in dem Urtheil des französischen Volks zu rechtfertigen, hielt Napoleon für nöthig, auf den bisher aus der Acht gelassenen 18. Artikel des Utrechter Friedensschlusses zurückzugehen, weil in demselben stipulirt war: „daß alle und jede Unterthanen Frankreichs und Großbritanniens ihre Schifffahrt in völliger Freiheit und Sicherheit sollten betreiben können, ohne Unterschied der Eigenthümer der Waaren, womit die Schiffe befrachtet wären, aus welchem Hafen es auch sei, u. s. w." Alles, was hierdurch bewiesen wurde, war, daß Englands Seegesetze nicht zu allen Zeiten dieselben gewesen waren; und da den Franzosen dies nicht unbekannt war, so vernahmen sie das, was daran geknüpft wurde, mit derjenigen Gleichgültigkeit, die ihnen eigen geworden war, seitdem ihr Kaiser sie in willenlose Werkzeuge verwandelt hatte. Sie waren nur noch begierig zu erfahren, ob und wie Napoleon sich aus dem neuen Strudel retten würde, in welchen er sich zu stürzen entschlossen war.

So wie der Zeitpunkt näher rückte, wo es mit Rußland zu einem öffentlichen Bruch kommen mußte, entstand für Napoleon die Frage, wie er Preußen zu behandeln habe. Die Umstände hatten sich seit dem Jahre 1806 so wesentlich verändert, daß ihm alles daran gelegen sein mußte, in Friedrich Wilhelm III. einen Bundesgenossen zu finden. Nichts desto weniger nahm er die Miene an, als ob ihm dies vollkommen gleichgültig sei. Die Absicht, die er hierbei verfolgte, war keine andere, als das preußische Kabinet zu den größten Opfern geneigt zu machen; und

um diese Absicht desto sicherer zu erreichen, verschmähte er selbst den Kunstgriff nicht, das sächsische Heer im Herbst des Jahres 1811 eine solche Stellung nehmen zu lassen, wodurch Preußen sich nur beunruhigt fühlen konnte. Am Tage lag jedoch, daß Preußen das Recht verloren hatte, sich zum Stützpunkt Rußlands gegen Frankreich zu machen; und von diesem Gedanken, als dem einzig richtigen unter den vorwaltenden Umständen, geleitet, bewilligte die Regierung alles, was sie nicht versagen konnte, ohne ein grenzenloses Elend über das Land zu bringen.

Es wurde also den 24. Februar zu Paris zwischen dem Herzog von Bassano und dem General von Krusemark ein Haupt-Traktat geschlossen, nach dessen offenen Artikeln von nichts weiter die Rede war, als von einem Defensiv-Bündniß, während die geheimen Artikel dies Bündniß für offensiv erklärten, wiewohl mit der Beschränkung, daß Preußen weder jenseits der Pyrenäen, noch in Italien, noch gegen die Türken ein Contingent zu stellen habe. Diesem Haupt-Traktate schlossen sich drei Conventionen an, die nur allzu lästig waren. In der ersten wurde festgesetzt, daß Preußen, auf den Fall eines Krieges zwischen Frankreich und Rußland, ein Contingent von 20000 Mann, namentlich 14000 Mann Fußvolk, 4000 Mann Reiterei und 2000 Artilleristen nebst 60 Kanonen mit doppelter Provision und einem hinlänglichen Fuhrwesen, um Lebensmittel für 10 bis 20 Tage fortschaffen zu können, stellen sollte. Nächstdem sollte die Besatzung von Kolberg aus 4000 Maun bestehen, um nöthigen Falls Entsendungen zur Vertheidigung der Küste zu liefern, die schlesischen Festungen mit einem Armee-Corps von 10000 Mann, die Festung Spandau aber nur mit 3000 Mann besetzt werden. Hinsichtlich der Garnison von Potsdam gestattete Napoleon, daß sie auf den Fall, wenn der König seine Residenz daselbst nähme, sich auf 3000 Mann belaufen könnte. Mit Ausnahme von Oberschlesien, der

Grafschaft Glatz und den Fürstenthümern Breslau, Öls und Brieg, sollten die französischen Truppen durch alle preußische Provinzen ziehen und dieselben besetzen dürfen. In Ansehung der Oder-Festungen kam man überein, daß die Unterhaltungskosten der Garnisonen und die Verpflegung der Plätze selbst, für Glogau vom Tage der Unterzeichnung des Traktats, für Stettin und Küstrin aber von dem Tage an, wo der König von Preußen die wegen Abtragung der Contribution übernommenen Verbindlichkeiten erfüllt haben würde, von dem Kaiser der Franzosen bestritten werden sollten. Dies waren nicht die einzigen Artikel der ersten Convention; alle aber athmeten in gleichem Grade Mißtrauen und Bedrückung. Die beiden anderen Conventionen bezogen sich auf die Summen, welche Preußen noch an Frankreich zu zahlen hatte und auf die Lieferungen, welche es machen sollte. Im Fall, daß der Betrag der letzteren Preußens Schuld übersteigen sollte, versprach Napoleon, den Überschuß baar zu bezahlen; die Knickerei des Kaisers der Franzosen ging aber so weit, daß, indem er die Bezahlung der rückständigen Contribution für die Dauer des Krieges mit Rußland verschob, es sich gleichwohl ausbedung, daß die Zinsen derselben dem Könige von Preußen zur Last fallen sollten. Liefern sollte Preußen an die französischen Magazine: 1) jeden Monat, viertelweise, 200,000 Centner Roggen, 24000 Centner Reis und trockenes Gemüse, 2,000000 Flaschen Branntwein und eben so viel Flaschen Bier; ferner, von Monat zu Monat, achtelweise, 400,000 Centner Weizen, 650,000 Centner Heu, 350,000 Centner Stroh, 600,000 Centner Hafer; ferner, von Monat zu Monat, achtelweise, 44000 Ochsen, von welchen 600 Zugochsen für Danzig bestimmt waren; 2) von Monat zu Monat, viertelweise, 15000 Pferde, von welchen 6000 für die leichte Reiterei und das Militär-Fuhrwesen gebraucht werden sollten; 3) von Monat zu Monat, 600,000 Pfund Pulver und 300,000 Pfund Blei; 4) zum

Transport der Armee 3600 bespannte Wagen nebst ihren Fuhrleuten u. s. w.

Um einen so theuren Preis sah Preußen sich genöthigt, Frankreichs Allianz zu erkaufen.

Nicht besser sollte Schweden behandelt werden; doch entsprach der Erfolg den Erwartungen Napoleons in dieser Beziehung nur allzu schlecht. Den 28. Januar 1812 rückten, ganz unerwartet, 15 bis 20000 Franzosen, begleitet von einem Schwarm Mauthbeamten, unter den Befehlen des Generals Friand in Schwedisch-Pommern ein, das sie besetzten, ohne eine feindselige Absicht einzugestehen. Die Voraussetzung bei diesem Überfall war eine doppelte; nämlich einmal, daß sich in Stralsund große Vorräthe von Kolonial-Waaren finden lassen würden, und zweitens, daß die schwedische Regierung, um im Besitz dieser deutschen Provinz zu bleiben, einen Bund mit Frankreich nachsuchen würde. Weder das Eine noch das Andere war der Fall; Schweden erklärte sich vielmehr für neutral. Als nun Napoleon sah, daß seine Absicht verfehlt war, trat er selbst mit dem Antrag hervor, daß er nicht nur Schwedisch-Pommern zurückgeben, sondern auch den russischen Kaiser zur Wiederabtretung Finlands an Schweden zwingen wolle, wenn Karl XIII. ein Heer von 30000 Mann gegen Rußland auszurüsten sich entschließen könnte. Das schwedische Kabinet lehnte diesen Antrag ab, und näherte sich dagegen dem russischen Kaiser, mit welchem es schon den 5. April einen Allianz-Traktat schloß, der gegen Frankreich gerichtet war. Zwar blieb dieser Traktat für die nächste Zukunft ohne Wirkung, weil der russische Kaiser seine in Finland befindlichen Truppen nicht zu Diversionen verwenden konnte; allein dieser erste Entwurf zu einer neuen Coalition gegen Frankreich blieb deshalb nicht ohne Erfolg: denn im Laufe der nächsten Monate söhnte Karl XIII. sich mit England förmlich aus und den 19. Juli wurde zu Örebro ein Frie-

dens-Traktat geschlossen, worin sich beide Mächte über ein Defensiv-Bündniß einigten.

Besser gelang es dem französischen Kaiser mit Österreich, das in einem Allianz-Traktat die Verbindlichkeit übernahm, Napoleons großes Unternehmen wider Rußland mit 24000 Mann Fußvolk, 6000 Mann Reiterei und 60 Kanonen zu unterstützen; wogegen Napoleon bewilligte, daß dieses Corps unabhängig operiren durfte. In Separat-Artikeln wurde dem Kaiser von Österreich, auf den Fall einer Wiederherstellung Polens, Gallizien gesichert; und wenn er es angemessen finden sollte, einen Theil Galliziens an Polen abzutreten, um die illyrischen Provinzen dagegen einzutauschen, so machte sich der französische Kaiser zum Voraus verbindlich, in diesen Tausch einzuwilligen, wobei noch festgesetzt wurde, daß die Schätzung der auszutauschenden Gegenstände nicht sowohl nach dem Flächeninhalt, als vielmehr nach dem reellen Werthe derselben erfolgen sollte. Nach einem besondern Artikel des Allianz-Traktats mit Österreich sollte die Pforte zum Beitritt eingeladen werden.

Um den Erfolg des Krieges gegen Rußland und England noch von einer andern Seite zu sichern, war Napoleon nur allzu sehr darauf bedacht, die nordamerikanischen Freistaaten in einen Krieg mit England zu verwickeln. Ungestörter Handel war der einzige Wunsch dieser Staaten; da aber dieser Wunsch, vermöge des Eigensinns, womit Napoleon jede Neutralität verwarf, nicht befriedigt werden konnte: so blieb es bei der Non-Intercourse-Akte, kraft welcher die amerikanischen Häfen sowohl den Engländern, als den Franzosen verschlossen bleiben sollten, bis im Jahre 1811 eine neue Präsidenten-Wahl, welche Herrn Madison an Jefferson's Stelle brachte, Ansichten und Grundsätze veränderte. Die Freistaaten, unablässig von Frankreich bearbeitet, erklärten sich bald dahin, daß sie es mit Demjenigen halten würden, der seine beschränkenden Gesetze zurücknähme; und da nun England darauf bestand, daß

seine Kabinets-Befehle nur die Folgen der Dekrete von Berlin und Mailand wären, und daß es folglich nicht den Anfang mit Zurücknahme machen könne: so zerschnitt Frankreich, um zu seinem Endzweck zu gelangen, den Knoten dadurch, daß es seine Dekrete von Berlin und Mailand — nicht für Europa, sondern für die amerikanischen Freistaaten zurücknahm. Und so blieb diesen nichts anderes übrig, als England gegen ihren Vortheil den Krieg zu erklären.

So war denn ganz Mittel-Europa, unterstützt von den nordamerikanischen Freistaaten, in Bewegung gebracht, um einen Streit zu erledigen, dessen Gegenstand nur dem Vorwande nach die Aufrechthaltung des Continental-Systems war, während es sich eigentlich um die Frage handelte, ob es in der europäischen Welt, außer der Autorität Napoleons, noch eine zweite geben dürfe. Alexander wollte in seinem unermeßlichen Reiche unabhängig bleiben; dies war der einzige Vorwurf, der ihm gemacht werden konnte. Und doch reichte dieser Vorwurf hin, um ihm einen Kampf auf Leben und Tod anzubieten. So weit war es also mit Napoleons Ehrgeiz gekommen, daß er in allem, was neben ihm gelten wollte, nur eine Verdunkelung seines Glanzes sah . . .

Die Allianz-Traktate und Conventionen, deren wir so eben gedacht haben, waren zum Theil noch nicht abgeschlossen oder ratifizirt, als französische Armee-Corps sich bereits in Bewegung setzten, um sich den Grenzen Rußlands zu nähern. Ihr Einzug in das preußische Gebiet glich indeß bei weitem mehr einem feindlichen Einfall, als der Ankunft eines Verbündeten und Freundes. Ohne irgend eine vorhergegangene Anzeige rückte der Fürst von Eckmühl (Marschall Davoust) von Hamburg her in Pommern, und nicht lange darauf der Herzog von Reggio (Marschall Oudinot) von Magdeburg in die Marken ein. Ganz plötzlich sah sich die preußische Regierung von fast 100,000 Mann umgeben, von welchen es zweifelhaft war, ob sie als

Freunde oder als Feinde kämen. Nicht ungegründet war unstreitig die Voraussetzung, daß dies geschehen sei, um Friedrich Wilhelm III. wegen der letzten, zu Paris abgeschlossenen, aber noch nicht ratifizirten Conventionen keine Wahl zu lassen; doch blieb noch die zweite Auslegung übrig, daß Napoleon, gewohnt, sich als den allgemeinen Beherrscher Europa's und seine Verbündeten als bloße Vasallen zu betrachten, in seinem Verhältniß zu dem Könige von Preußen nicht von seinem hergebrachten Verfahren habe abweichen wollen. Nachdem Friedrich Wilhelm die ihm vorgelegte Convention genehmigt hatte, rückte der Marschall Oudinot mit dem zweiten Armee-Corps in die Hauptstadt ein, wo sein monatlanger Aufenthalt den Beweis gab, daß der Überfall nicht, wie man hinterher glauben machen wollte, das Werk der Eile gewesen sei. Wie viel Besänftigendes nun auch in dem Benehmen des Marschalls lag, so wurde Friedrich Wilhelm III. doch bald auf eine neue Probe der Langmuth und Nachgiebigkeit gebracht. In den Conventionen war der Festungen Spandau und Pillau nur mit Bezug auf die Garnisonen gedacht worden, die sie erhalten sollten. Diesen Umstand benutzend, forderte Napoleon nachträglich diese Festungen als Waffenplätze, die ihm unentbehrlich wären; der Vorwand war, „daß er, obgleich gewohnt, von Sieg zu Sieg zu eilen, Maßregeln dieser Art nie zu unterlassen pflege." Da die Hauptstadt des Königreichs bereits in seinen Händen war, und Königsberg nach kurzer Zeit in seine Hände kommen mußte: so würde es nur Mißtrauen angekündigt haben, wenn man ihm die genannten Festungen hätte vorenthalten wollen . . . Als auch dies abgemacht war, zeigte sich zwar in vielen anderen Fällen, wie wenig Schutz die abgeschlossenen Conventionen den Bewohnern der preußischen Staaten gewährten; doch verfolgen wir dies nicht weiter, um Raum für wichtigere Begebenheiten zu gewinnen.

Ehe Napoleon zum Heere abging, unterließ er nicht, solche Einrichtungen zu treffen, wodurch die Ruhe und Sicherheit des französischen Staats auch während seiner Abwesenheit verbürgt wurde. In den letzten Monaten des abgewichenen Jahres war die Konskription auf nicht weniger als 120,000 Mann festgestellt worden; doch nicht zufrieden mit dieser fast beispiellosen Ergänzung des Heeres, verordnete der Kaiser die Errichtung eines dreifachen Bannes der Nationalgarden, der, wenn er nach seinem ganzen Umfange hätte zur Ausführung gebracht werden können, ganz Frankreich in eine Kaserne verwandelt haben würde. Der Gedanke war, den ersten Bann aus allen den 20 bis 26 Jahr alten Personen männlichen Geschlechts, welche bei den letzten sechs in Thätigkeit gesetzten Klassen der Konskription nicht zum Dienst berufen worden, den zweiten aus allen tüchtigen Männern von 26 bis 40 Jahren, den dritten endlich aus allen waffenfähigen Leuten von 40 bis 60 Jahren bestehen zu lassen. Für den Augenblick beschränkte man sich auf die Bildung des ersten Bannes; und dazu wurden nicht weniger als 100,000 Mann gebraucht, die, indem sie die Bewachung der ausgedehnten Küsten des Reichs, so wie der See-Arsenäle und Festungen übernahmen, die zum Aufgebot bereit stehende Mannschaft in den Stand setzten, sich, außerhalb des Reichs, allenthalben hinzubegeben, „wo," nach dem Ausdruck des Herzogs von Bassano, „die englische Flagge und die übrigen entnationalisirten und von englischen Kriegsschiffen begleiteten Flaggen einlaufen würden." Der Senat billigte diese Maßregel des Kaisers mit derselben knechtlichen Gesinnung, die er bei früheren Gelegenheiten zur Schau getragen hatte, und der Kriegs-Minister Clarke ging sogar so weit, die neue Einrichtung als eine solche zu rühmen, welche auf eine ausgezeichnete Weise erhaltend und national sei, indem die Franzosen bereit wären zu allen den Opfern, welche die Erkämpfung der Freiheit der Meere auflegten.

Am 9. Mai verließ Napoleon St. Cloud, um sich zu seinem Heere zu begeben, das um diese Zeit sich den Grenzen Rußlands näherte. Ihn begleitete seine Gemahlin bis Dresden, wo er den 16. anlangte. Hier war eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Österreich verabredet, der sich mit seiner Gemahlin den 18. wirklich einfand. Zehn Tage hindurch genoß Deutschland das Schauspiel zweier Monarchen, die, nachdem sie so viele Jahre in der größten Zwietracht gelebt hatten, jetzt, durch die Bande des Bluts vereinigt, sich als Freunde und Vertraute behandelten. Eingeladen von dem französischen Kaiser, begab sich den 26. auch der König von Preußen nach Dresden. Viele andere fürstliche Personen, unter ihnen der Großherzog von Würzburg, der sächsische Prinz Anton und dessen Gemahlin, die Königin von Westphalen u. s. w., vermehrten den Glanz dieser Zusammenkunft, in welcher Napoleon, obgleich an einem fremden Hofe, den vollen Hochmuth eines Alleinherrschers entfaltete. Hielt er gegen seine Bundesgenossen zurück, so war er nur um so offener gegen seine Vertrauten und seine Werkzeuge. Diesen machte er kein Geheimniß daraus, daß Preußen ausgesogen werden und am Schlusse des bevorstehenden Krieges Schlesien verlieren sollte. Zu dem Erzbischof von Mecheln, den er zu seinem Gesandten im Herzogthum Warschau bestimmt hatte, sagte er unter andern: „Ich gehe nach Moskau. Mit einer, höchstens mit zwei Schlachten wird alles abgemacht sein. Alexander wird sich mir zu Füßen werfen. Ist Tula verbrannt, so ist Rußland entwaffnet. Man erwartet mich daselbst. Moskau ist das Herz des Reichs. Den Krieg werde ich mit polnischem Blute führen, 50000 Franzosen in Polen zurücklassen und aus Danzig ein zweites Gibraltar machen. Die Polen haben kein Geld; ich werde ihnen 50 Millionen Subsidien geben; ich bin dazu reich genug. Ohne Rußlands Mitwirkung ist das Continental-System eine Narrheit. Spanien kommt mir zwar theuer

zu stehen; aber auch ohne Spanien werde ich der Gebieter Europa's sein. Ist das Alles abgemacht, so braucht mein Sohn sich darin nur zu behaupten. Es bedarf dazu keines sonderlichen Verstandes.“*) . . .

Der diplomatische Verkehr mit Rußland war noch nicht abgebrochen, als Napoleon in Dresden anlangte. Die letzten Vorschläge des französischen Kaisers waren: daß Alexander in eine Entschädigung des Herzogs von Oldenburg einwilligen, vermöge eines zu verabredenden Lizenzen-Systems zu den Stipulationen des Tilsiter Vertrags zurückkehren und mit Frankreich einen Handels-Vertrag schließen solle, dessen Grundlage der Tarif vom 30. December 1811 wäre; wogegen Napoleon sich verbindlich machen wollte, das Königreich Polen nicht wieder herzustellen. Der russische Kaiser, der sich um diese Zeit in Wilna aufhielt, verlangte als Vorbedingung jedes neu abzuschließenden Vertrages, daß die Franzosen Preußen und alle in diesem Königreiche besetzten Festungen räumen und daß Napoleon die Besatzung Danzigs vermindern und Pommern an Schweden zurückgeben sollte. Diese Forderung entschied gerade so, wie im Jahre 1806 Preußens Forderung, daß die französischen Truppen Deutschland räumen sollten, entschieden hatte, d. h. der längst beschlossene Krieg wurde seinem Ausbruch dadurch näher geführt, daß der französische Kaiser Alexanders Ultimatum für beschimpfend erklärte. Den 28. Mai kehrte der Graf von Narbonne, den Napoleon nach Wilna gesendet hatte, mit Alexanders letzter Erklärung nach Dresden zurück, und schon am folgenden Tage war Napoleon auf dem Wege nach Königsberg, um sich an die Spitze seines Heeres zu stellen.

Seit den Kreuzzügen hatte man nie ein größeres Heer gesehen, als das gegen Rußland bestimmte war. In demselben bildeten die Franzosen einen Kern von wenigstens

*) S. Histoire de l'Ambassade de Pologne par Mr. de Pradt.

200,000 Mann, der unter sämmtliche Armee-Corps, das österreichische allein ausgenommen, vertheilt war. Die Italiener wurden auf 40000, die Baiern auf 30000, die Sachsen auf 20000, die Würtemberger auf 14000, die Westphälinger, vereinigt mit den Truppen der kleineren Rheinbundfürsten, auf 40000, die Preußen auf 20000, die Österreicher auf 30000, die Polen endlich auf 70000 Mann angegeben; und in diesen Zahlen lag keine Übertreibung. Ein ungeheurer Troß begleitete dies Heer, so wie es den Grenzen Rußlands näher zog: ein Troß, in welchem man, außer Handwerkern aller Art, auch Krankenwärter und Todtengräber wahrnahm. Große Heerden von Ochsen folgten; und diese Züge, obgleich am lebhaftesten im Frühling, dauerten den ganzen Sommer und Herbst hindurch, so daß das Bild des Krieges nicht aus Deutschland wich.

Dem französischen Kaiser folgten nach Rußland zwei Könige und ein Vice-König, namentlich sein Schwager, der König von Neapel, als Chef der gesammten Reiterei, sein Bruder, der König von Westphalen, als Anführer eines Armee-Corps, und sein Adoptiv-Sohn, der Vice-König von Italien, in gleicher Eigenschaft. General-Major des gesammten Heeres war auch diesmal der Fürst von Neufchatel und Wagram. Sämmtliche Marschälle Frankreichs, den in Ungnade gefallenen Fürsten von Esling (Massena) und die in Spanien befehligenden allein ausgenommen, nahmen Theil an dem großen Unternehmen. Der Armee-Corps waren nicht weniger als eilf, und unter diesen einige von unverhältnißmäßiger Größe, indem das des Fürsten von Eckmühl (Davoust) 70 bis 80000 Mann betrug. Vollständiger und besser ausgerüstet gab es nie ein Heer, so daß es schien, als ob das westliche Europa sich nicht von der Blüthe seiner Mannschaft habe trennen wollen, ohne sie vorher auf das Beste ausgestattet zu haben.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Posen, begab sich Napoleon über Thorn und Danzig nach Gumbinnen, wo er den 18. Juni eintraf. Die Heere bestanden die von ihm angestellte Musterung; und nachdem Königsberg in dem Grafen von Hogendorp seinen Gouverneur erhalten hatte, Pillau, wie Spandau, mit Franzosen besetzt war, und zwei Batterien des Königs von Preußen, welche nicht zum Contingent dieses Monarchen gehörten und nach Graudenz abgehen sollten, der großen Armee einverleibt waren, bloß weil sie das Glück hatten, dem französischen Kaiser zu gefallen, wurde der Antrieb zur Überschreitung der russischen Grenze gegeben.

Denkt man sich den Weichsel-Strom als den allgemeinen Abgangspunkt des west-europäischen Heeres nach Rußland, so brach dasselbe in folgender Ordnung nach dem Niemen auf. Der linke Flügel, bestehend aus dem preußischen Contingent und einigen französischen und polnischen Truppen, geführt von dem Marschall Macdonald, nahm seine Richtung nördlich und drang über Tilsit, Rosiene und Ponewiez nach Dunaburg vor. Das Centrum, zusammengesetzt aus den Corps des Fürsten von Eckmühl, der Herzöge von Reggio, Elchingen und Treviso, so wie des Vice-Königs von Italien, vereinigt mit den kaiserlichen Garden, brach von Elbing, Heilsberg, Thorn und Plock auf, und nahm seine Richtung in verschiedenen Zügen nach Kowno. Der rechte Flügel, bestehend aus den Truppen des Herzogthums Warschau, aus den beiden Corps des Marschalls Junot und des Generals Regnier, und aus dem österreichischen Contingent, brach theils von Warschau und Praga, theils von Pulawy und Lublin auf, und nahm seine Richtung nach Grodno, Mir, Rozana und Slonin. Dieser Theil des Heeres, das österreichische Contingent, welches seinen Anführer in dem Fürsten von Schwarzenberg hatte, abgerechnet, sollte von dem König von Westphalen geführt werden, der sich jetzt zum ersten Male an die Spitze

eines Heeres stellte und dessen Unerfahrenheit durch den Divisions-General Vandamme verbessert werden sollte.

Indem diese ungeheure Masse sich so bewegte, daß das russische Heer, wenn es auf Einen Punkt zusammengedrängt wurde, das Schicksal aller übrigen europäischen Heere erleben mußte, bot sich die Aussicht auf eine baldige Beendigung des Feldzuges dar. Da jedoch jenes nicht der Fall war, so mußten die Begebenheiten einen andern Charakter gewinnen. Rußlands Anstalten zum Kriege mit Frankreich waren noch nicht vollendet, als Napoleon sich den Grenzen dieses Reichs näherte. An den Ufern der Dwina waren bedeutende Verschanzungen angelegt und die Festungen Pleskow und Smolensk in Vertheidigungszustand gesetzt worden. Die an den westlichen Grenzen des Reichs zusammengezogenen Armeen führten die Benennung der ersten und zweiten West-Armee. Den äußersten rechten Flügel bildete das Corps des Generals Essen II.; es lehnte sich an das baltische Meer und deckte die vorzüglichsten Stellungen in Kurland, ohne zur ersten West-Armee zu gehören. Diese, unter den Befehlen des Kriegsministers Barclay de Tolly, bestand: aus dem ersten Corps unter dem General-Lieutenant Grafen von Witgenstein, der sein Hauptquartier in Szawle hatte; aus dem zweiten Corps unter dem General-Lieutenant Baggehufwudt, vorwärts von Wilkomir; aus dem dritten Corps, befehligt von dem General-Lieutenant Grafen Tutschkow, vorwärts von Wilna; aus dem vierten unter dem General-Lieutenant Schuwalow zu Trocky, und aus dem fünften und sechsten unter den Generalen Doctorow und Pahlen, von welchen der letztere sein Hauptquartier in Grodno hatte und die Kommunikation mit der zweiten West-Armee unterhielt. Letztere stand unter den Befehlen des Fürsten Bagration, dessen Hauptquartier in Slonin war. Mit einem besondern Corps Reiterei hatte der Kosackenhetman Platow seine Stellung in Bialystock, und mit einem dritten Heere, das jedoch noch nicht vollzählig

war, besetzte General Tormassow Volhynien. Die erste Reserve wurde zu Nowgorod, die zweite zu Smolensk gebildet. Die Zahl sämmtlicher russischer Truppen belief sich auf 250,000 Mann mit Einschluß von 17000 Kosaken, und war daher um mehr als ein Drittel schwächer, als die des französischen Heeres.

Als Napoleon bis nach Wilkowiski vorgedrungen war, erklärte er den Krieg, nicht in einem Manifeste — denn ungern machte er die Welt zum Richter über seine Handlungen — sondern in einer an seine Soldaten gerichteten Proklamation. Der zweite polnische Krieg habe seinen Anfang genommen. Rußland, welches zu Tilsit ewiges Bündniß mit Frankreich und Krieg gegen England geschworen, habe seine Eide gebrochen und wolle sich über sein seltsames Betragen nicht eher erklären, als bis die französischen Adler über den Rhein zurückgegangen wären und Frankreichs Verbündete seiner Willkühr überlassen hätten. „Rußland" — so fuhr Napoleon fort — „wird von seinem Verhängniß fortgerissen und sein Geschick wird vollendet werden. Glaubt es denn, daß wir entartet sind? Wir sollten nicht mehr die Soldaten von Austerlitz sein? Es stellt uns zwischen Schande und Krieg. Hier darf die Wahl nicht schwanken. Gehen wir also vor; überschreiten wir den Niemen, um den Krieg in sein Gebiet zu tragen! Der zweite polnische Krieg wird für die französischen Waffen eben so ruhmvoll sein, als der erste es war. Der Friede, den wir schließen werden, wird seine Gewährleistung mit sich führen, und dem verderblichen Einfluß, den Rußland seit funfzig Jahren auf die Angelegenheiten Europa's ausgeübt hat, für immer ein Ende machen." *)

*) Selbst nach dieser Proklamation ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß Napoleon die Absicht hatte, das russische Reich zu zerschlagen. Unter dem Troß befanden sich eine Menge Gärtner, woraus man nicht mit Unrecht geschlossen hat, daß er mit der Anlegung von Kolonien im russischen Reiche umgegangen sei.

Diese Proklamation war vom 22. Juni. Tages darauf erfolgte der Übergang des französischen Centrums über den Niemen. Alexander, der bisher in Wilna geblieben war, erließ nun auch von seiner Seite eine Proklamation, worin er seinen Truppen sagte, „daß der Augenblick gekommen sei, unter Anrufung des göttlichen Beistandes, ihre Stärke zur Vertreibung des Feindes anzuwenden." Seine Generale und Krieger an ihre Pflicht zu erinnern, halte er für überflüssig; denn in ihren Adern fließe das Blut der Slavonier, seit alter Zeit berühmt durch ihre Siege . . .

Welches auch der Plan der Russen bei dem ersten Vordringen des französischen Heeres gewesen sein mochte: er wurde aufgegeben und an seine Stelle trat ein zweiter, der dem Genius des russischen Heeres unstreitig angemessener war. Man sah jetzt das Beispiel erneuert, welches die Scythen vor Jahrtausenden in der Vertheidigung ihres Vaterlandes gegen die Macht der Könige von Persien gegeben hatten: die russische Armee zog sich auf allen Seiten zurück und zerstörte ihre Vorräthe, so viel sie konnte. Wenn die Vereinigung der beiden West-Armeen bei diesem Rückzuge die Hauptsache war, so ging die unverkennbare Nebenabsicht nur dahin, den Feind durch lange Märsche so abzumatten, daß er, von Hunger und Strapazen erschöpft, die zum Angriff erforderliche Kraft allmälig einbüßen sollte: ein Plan, der im Großen genommen nur allzu gut gelang.

Gleich beim ersten Einrücken in das russische Gebiet stießen die Franzosen auf verlassene Dörfer, in welchen nur einige Juden zurückgeblieben waren: eine Unglück weissagende Erscheinung, auf welche jedoch keine Rücksicht genommen werden konnte, so lange es in der Nähe ein russisches Heer gab, das sich vertheidigen zu wollen schien. Auf schlechten Wegen und unter Entbehrungen aller Art ging das französische Centrum nach Wilna vor. Als Napoleon daselbst angelangt war, versäumte er nicht, eine

provisorische Regierung zu errichten, welche die Bestimmung erhielt, die Kräfte Lithauens zum Vortheil des französischen Heeres zu verwalten.

Hier erfolgte einer von den Auftritten, welche der französische Kaiser liebte, theils um die öffentliche Meinung irre zu leiten, theils um von sich reden zu machen. Er selbst hatte, während seines letzten Aufenthalts in Posen, den Adel des Herzogthums Warschau zu einer Staatshandlung angestiftet, durch welche die Wiederherstellung Polens in eben dem Augenblick proklamirt werden sollte, wo das französische Heer in Rußland eindringen würde. Mit dem Könige von Sachsen, als bisherigem Herzoge von Warschau, waren die nöthigen Verabredungen genommen worden; und damit die Sache ein desto feierlicheres Ansehn gewinnen möchte, hatte Napoleon versprochen, in der Person des Erzbischofs von Mecheln, Herrn von Pradt, einen Großbotschafter zu senden, der die Schritte der Warschauer Regierung leiten sollte. Sobald nun der erzbischöfliche Insurrektions-Chef mit seinem Gefolge von Gesandtschafts-Sekretären an Ort und Stelle angelangt war, veranstaltete man zu Warschau einen sogenannten Reichstag, zu dessen Marschall der Fürst Adam Czartoryski, ein achtzigjähriger Greis, gewählt wurde. Dieser Reichstag nun konstituirte sich zu einer General-Conföderation Polens, deren erster Schritt darin bestand, daß sie das Königreich Polen für wiederhergestellt erklärte. Dies geschah mit dem vollen Geräusch, das theils die Natur dieser Angelegenheit, theils der heftige, über die Schranken des Anstandes so leicht hinausgehende Charakter der Polen mit sich brachte. Alle Polen wurden demnach eingeladen und berechtigt, sich zu konföderiren, es sei mehrere mit einander zu einem Ganzen, oder auch einzeln, und in dem kürzesten Zeitraum ihre Beitritts-Akte an den sogenannten Allgemeinen Rath einzusenden. Nach dieser Bekanntmachung wurden zwei Deputationen abgeschickt, die eine nach Dresden, um den

König von Sachsen zum Beitritt einzuladen, die andere nach Wilna, um dem französischen Kaiser die Conföderations-Akte vorzulegen und um seinen mächtigen Schutz für das wiedererstandene Polen anzuflehen. Die letzte Deputation langte den 9. Juli in Wilna an. An ihrer Spitze stand der Graf Wibicky. Seiner Versicherung zufolge war unter 16 Millionen Polen kein einziger, dessen Blut, dessen Arm, dessen Habe nicht zu den Diensten des Kaisers stehe, wenn die Wiederherstellung des Königreichs dadurch erworben werden könnte. Napoleon billigte, was geschehen war, entschuldigte sich aber, wegen des von ihm verlangten Beistandes, durch die Zusicherung, die er dem Kaiser von Österreich gegeben habe, kein Verfahren zu genehmigen, das darauf abzweckte, diesen Monarchen in dem friedlichen Besitz seiner polnischen Provinzen zu stören. Auf diese Weise wurden Reichstag und Conföderations-Akte zu einer Posse, welche gespielt war, damit Napoleon Gelegenheit erhalten möchte, eine Achtung für Bestehendes an den Tag zu legen, die niemals in ihm war. In allen ihren Erwartungen betrogen, kehrte die Deputation niedergeschlagenen Muthes nach Warschau zurück; die General-Conföderation gerieth ins Stocken, und der Adel des Herzogthums bereuete den Aufwand, den er zur Unterstützung des Feldzuges gemacht hatte.

Dieser entfaltete sich in der ersten Hälfte des Juli je mehr und mehr. Der Leser erwarte nicht, daß wir ihm ein vollständiges Bild von den Märschen entwerfen, welche bis zum Dniper zurückgelegt werden mußten; wir begnügen uns, zu bemerken, daß sie, bei einem fünftägigen Regen während der heißen Jahreszeit, im höchsten Grade zerstörend waren, und daß sie dies besonders dadurch wurden, daß Napoleon, um seinen Hauptzweck zu erreichen, jedes Erbarmen gegen Menschen und Thiere hintansetzte. Man hat berechnet, daß auf dem Wege von Wilna nach Witepsk nicht weniger als 10000 Pferde verreckten; und von den

wendigen Bücher, welche auf viele Stunde entfernte Meilen, wenn nicht in den Nordsee-Inseln selbst, in Amt und Kirchspiel Bücher vorhanden sind, die man nicht kennt?

Ich spreche nicht von Bibeln, Gesangbüchern, die wir haben, die sich bei jedem zu Hause sind vor der Hand, wenn Bücher sind, die man kennt, die sich leicht anschaffen lassen, wenn sie nicht vorhanden sind. Die Verwaltung hoher Aemter zu verbessern, möge sich Rath und Schaden von Alters auf Rand und Bestand ansehen, und Bücher, die man kennt, sind vorhanden, oder können sie leicht werden. Ich spreche nicht von Bibeln, Gesangbüchern, die wir haben, die sich bei jedem zu Hause sind vor der Hand, wenn Bücher sind, die man kennt, die sich leicht anschaffen lassen, wenn sie nicht vorhanden sind. Die Verwaltung hoher Aemter zu verbessern, möge sich Rath und Schaden von Alters auf Rand und Bestand ansehen, und Bücher, die man kennt, sind vorhanden, oder können sie leicht werden. Ich spreche nicht von Bibeln, Gesangbüchern, welche Krieg Jahrtausend hält es nicht aus

während dieser Zeit wurde der Plan zur Schlacht bei Smolensk entworfen, das die Russen vertheidigen zu wollen schienen. Wirklich erfolgte diese Schlacht den 17. August; sie dauerte den ganzen Tag hindurch und war so blutig, daß sie den Franzosen 10000 Mann an Todten und Verwundeten kostete. Die Stadt stand in Flammen, als Barclay de Tolly sie während der Nacht verließ, um auf Moskau zurück zu gehen. Der Marschall Junot, welcher den Auftrag hatte, ihm den Rückzug abzuschneiden, sah sich daran durch einen Morast verhindert, der nur für einzelne Menschen zugänglich war und mit Faschinen überbrückt werden mußte, wenn man ihn übergehen wollte. Mit Tagesanbruch gingen die französischen Soldaten, da sie keine feindliche Schildwachen mehr sahen, in den bedeckten Weg, in die Gräben und endlich durch die Öffnungen der Mauer in den Platz selbst. Man fand einige eiserne Geschütze, aber keine Hülfsmittel; denn die Magazine waren ausgeräumt und zerstört, und da der Brand noch immer fortwüthete, so stieß man allenthalben nur auf Leichen und Verwundete, bis mitten in die Flammen. Diese wurden erst am zweiten Tage gelöscht.

Durch einen Umweg näherte sich Barclay de Tolly der südlichen Hauptstadt des Reichs und die Verstärkungen, die ihm entgegen kamen, setzten ihn in den Stand, das mörderische Treffen bei Valutina-Gora auszuhalten, worin er zwar nicht das Schlachtfeld behauptete, im Übrigen aber seinen Zweck erreichte. Die Eifersucht, welche zwischen ihm und dem Fürsten Bagration vorwaltete, hatte inzwischen Alexandern bestimmt, die beiden West-Armeen zusammen zu schmelzen und den Oberbefehl auf Golenitschew Kutusow zu übertragen, der so eben von den Ufern der Donau zurückgekehrt war und das Vertrauen der Russen, als ehemaliger Waffengefährte Suworow's, in einem weit höhern Grade genoß, als irgend ein anderer General. In der Metropolitan-Kirche Kasans von einem Erzpriester für sein Vorhaben gesegnet, erschien Kutusow bei dem Heere mit

dem Bildniß Unserer lieben Frau von Kasan, das der Erzpriester ihm geschenkt hatte, vor seiner Brust: ein Gegenstand der Verehrung wegen seines vorgerückten Alters (denn er war ein siebzigjähriger Greis), noch mehr aber wegen der erhaltenen Weihe. Das Dorf Borodino, vierzehn Werste vorwärts Mojaisk gelegen, wurde zu dem Punkt gewählt, wo man den Feind erwarten wollte. Auf der linken Seite des Dorfs Semenofka errichtete man zwei Verschanzungen; vorwärts demselben, auf die Weite von anderthalb Kanonenschüssen, eine dritte zwischen zwei Gehölzen auf einem schönen Hügel. Neun bis zehn tausend Mann, unter den Befehlen des General-Lieutenants Konowniczin, wurden hier zur Hemmung des ersten Anlaufs aufgestellt.

Napoleon, der den Russen nachgezogen war, ohne noch etwas Anderes im Auge zu haben, als die Hauptstadt Moskau, durch deren Besitz er Alexandern zu unterwerfen hoffte — Napoleon kam am 5. September Nachmittags um 2 Uhr ins Angesicht des russischen Heeres, mit dem Vorsatz, zu schlagen. Der zuletzt beschriebene Posten wurde noch an demselben Tage genommen. Der 6. September verstrich unter gegenseitigen Recognoscirungen und unbedeutenden Scharmützeln. Desto entscheidender war der nachfolgende Tag . . .

Durch die Verstärkungen, welche die Russen erhalten hatten, war das numerische Mißverhältniß der beiden Heere zwar nicht ausgeglichen, doch wesentlich vermindert. Als am 7. September die Sonne um halb 6 Uhr wolkenlos hervortrat, rief der französische Kaiser aus: „dies ist die Sonne von Austerlitz!“ Der Kampf nahm bald darauf seinen Anfang. Der Heftigkeit des Angriffs entsprach die Zähheit des Widerstandes. Es gab Augenblicke, wo der Sieg sich für die Russen erklären zu wollen schien. Napoleons Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart fesselte ihn an die französischen Banner. Endlich gegen 4 Uhr Nachmittags begannen der linke und der rechte Flügel der großen

Armee die Russen zu drängen: der Vice-König von Italien bei Borodino; Poniatowsky, im Verein mit dem Fürsten von Eckmühl, an dem Walde, wo der linke Flügel der Russen stand. Alle beiderseits ins Gefecht gebrachten Truppen waren von Müdigkeit erschöpft, als die Russen zurück zu weichen begannen. Die Kanonade dauerte bis zum Eintritt der Nacht. Nicht weniger als 70000 Menschen waren theils getödtet, theils verwundet; unter ihnen vierzig Generale. Die Truppen biwakirten einander gegenüber. So endigte sich diese furchtbare Schlacht, durch welche Napoleon dem Ziele seiner Wünsche näher gekommen zu sein glaubte.

In der Nacht brach Kutusow, durch Barclay de Tolly bestimmt, mit 50000 Mann geregelter Streiter nach Moskau auf, nicht um vor den Thoren dieser Hauptstadt eine neue Schlacht zu liefern, sondern um sich südlich nach Kaluga zu ziehen. Mit dem Gouverneur von Moskau, Grafen von Rostopschin, war auf den Fall, daß die Schlacht an der Moskwa verloren würde, die Räumung der Hauptstadt verabredet. Sobald nun das russische Heer daselbst angelangt war, schloß sich ihm der vornehme und begüterte Theil der Bewohner Moskau's an; und der Gouverneur unterließ nicht, auch die Feuerspritzen mit sich zu führen. Von den 240,000 Einwohnern Moskau's blieben auf diese Weise nur etwa 15000 zurück: Menschen der untersten Volks-Klassen, welche nichts zu verlieren hatten und eben deswegen gleichgültig blieben gegen alles, was der Hauptstadt wiederfahren konnte.

Sieben Tage nach der Schlacht an der Moskwa hielt Napoleon seinen eben nicht glänzenden Einzug in Moskau, und nahm Besitz vom Kremlin, diesem ehemaligen Palaste russischer Czaren. Betrogen in seiner Erwartung von den Hülfsmitteln, die er in der Hauptstadt zu finden gehofft hatte, sah er sich bis zur Bestürzung getäuscht, als in der zweiten Nacht seines Aufenthalts im Kremlin in allen

Quartieren der Stadt eine Feuersbrunst ausbrach, welche um so wüthender um sich griff, je größer die Zahl der hölzernen Häuser in Moskau war. Man wollte löschen; allein die Löschwerkzeuge waren verschwunden. Unter diesen Umständen soll der Fürst von Neufchatel und Wagram ausgerufen haben: „Alles ist verloren; es giebt jetzt nicht einmal einen Rückzug für das Heer.“ Da die Feuersbrunst, gleich einem Meere, von dem einen Ende der Stadt zum andern wogte, und es höchst zweifelhaft war, wie viel von dieser würde gerettet werden, so sah Napoleon sich genöthigt, den Kremlin zu verlassen und zu Fuße aus Moskau zu wandern. In eben diesem Augenblick erhob sich ein heftiger Wind, der die Feuersbrunst noch mehr belebte, und so verwandelten sich vor den Augen der Franzosen, in dem Zeitraum von mehreren Tagen, neun Zehntheile Moskau's in einen Aschenhaufen. Außer einigen Kirchen und Palästen wurde nur der Kremlin gerettet, mehr durch Zufall, als in Folge der Rettungsanstalten, die zu diesem Endzweck getroffen wurden.

Wenn die Schuld dieser Feuersbrunst von den Franzosen dem Grafen Rostopschin beigemessen wurde, und dieser sie auf die Franzosen zurückschob: so gebietet die Unparteilichkeit, sie für eine gemeinschaftliche zu erklären, welche dadurch entstanden sei, daß die Feuerspritzen entfernt waren, als der französische Soldat plündernd in die verschlossenen Häuser einbrach, um Hunger und Durst zu stillen, und es dabei an jeder Vorsicht im Gebrauch der Erhellungsmittel fehlen ließ.

Wie es sich aber auch damit verhalten mochte: durch die Einäscherung Moskau's war die Lage der großen Armee höchst bedenklich geworden; dem Kaiser Napoleon war die Grundlage, auf welcher er einen vortheilhaften Frieden zu unterhandeln gedachte, gleichsam unter den Füßen verschwunden. Selbst wenn er, was keineswegs in seinem Charakter lag, die billigsten Bedingungen einzugehen geneigt

war: welche Wahrscheinlichkeit gab es, daß ein Gegner, der kaum noch etwas zu verlieren hatte, auch die allerbilligsten annehmen würde? Ihn in die größte Verlegenheit zu setzen, gab es kein wirksameres Mittel, als seine Friedens-Anträge mit Kaltsinn zu empfangen; wer aber war dazu noch mehr berechtigt, als der Souverän eines Reichs von mehr als 300,000 Geviertmeilen, das wegen seines unermeßlichen Umfangs nicht erobert werden konnte und das daher auch nicht zu behaupten war? Alexander, welcher am Schlusse des August eine Zusammenkunft mit dem Kronprinzen von Schweden zu Åbo gehabt hatte, war durch diesen über Napoleons Charakter unstreitig allzu gründlich belehrt worden, als daß er sich neue Übereilungen hätte zu Schulden kommen lassen können. Im Übrigen aber war die Lage dieses Monarchen nichts weniger, als dringend oder verzweiflungsvoll. Seit dem 18. Juli hatte er mit England einen Allianz-Traktat geschlossen, dessen Artikel wenigstens in sofern vortheilhaft für ihn waren, als gegen die Bürgschaft von achtzehn Linien-Schiffen und zwölf Fregatten, die nach englischen Häfen geschickt werden sollten, eine Subsidie von 700,000 Pf. Sterling theils in baarem Gelde, theils in Waffen und anderen Kriegsbedürfnissen gewährt wurde. Auch der Friede mit den Türken war, unter Englands Vermittelung, seit dem 12. Juli zu Stande gebracht worden; und zwar auf eine so vortheilhafte Weise, daß Alexander in seiner damals sehr bedenklichen Lage, außer der freien Verfügung über sein Heer, den Besitz von Bessarabien und ein Drittel der Moldau erlangt hatte. Einen neuen Bundesgenossen hatte Rußland an den Spaniern erworben durch den in Weliki-Luki (20. Juni) geschlossenen Traktat, wodurch Alexander die spanischen Cortes anerkannte.

Um die Zeit, wo Napoleons Entwürfe in dem Brande von Moskau zerflatterten, näherte sich Tschitgagof in Eilmärschen dem Kriegsschauplatze, um Theil zu nehmen an

einem Kampfe, dessen Ausgang nicht zu berechnen war. Eigentlich blieb, nach jenem großen Ereigniß, dem französischen Kaiser nichts weiter übrig, als Moskau schleunigst aufzugeben, und entweder auf Smolensk und Wilna zurück zu gehen, oder die russische Armee zu verfolgen. Anstatt jedoch das eine oder das andere dieser Rettungsmittel zu versuchen, nahm er seine Zuflucht zu Unterhandlungen wegen eines Friedens, den er aus Großmuth bewilligen zu wollen sich das Ansehn gab. Sein erster Antrag wurde von Kutusow bereitwillig angenommen; und als General Lauriston in dem russischen Hauptquartier anlangte, erhielt er einen Empfang, der zu den größten Erwartungen berechtigte. Den Russen kam es jedoch nur auf Zeitgewinn an; während die Entfernung von Kaluga bis Petersburg jede Zögerung rechtfertigte, hofften sie, bei der Nähe des Winters, in dem Frost einen mächtigen Bundesgenossen zu finden.

Obgleich geneigt, alles zu hoffen, was er wünschte, entsagte Napoleon seinem Wahn, als er sah, daß Alexander, anstatt auf seine Anträge einzugehen, durch eine Proklamation seine Russen zur Standhaftigkeit ermahnte und ihre Befreiung aus den Händen des Feindes als nahe verkündigte. Nach einem Aufenthalt von vier und dreißig Tagen in und um Moskau, wurde den 17. October der Befehl zum Aufbruch gegeben; und schon am folgenden Tage setzte sich das jetzt noch aus fast 100,000 Mann bestehende Heer nach Kaluga in Bewegung, nur daß Marschall Mortier noch in Moskau zurück blieb, um, nach dem Abzug des Heeres, den Kremlin in die Luft zu sprengen: ein Auftrag, der fünf Tage darauf wirklich zum Theil ausgerichtet wurde.

Napoleon, um seinen Rückzug zu sichern, wendete sich Anfangs nach Süden, als wollte er hier durchbrechen; da ihm aber Kutusow, nach einem glücklichen Schlag auf die französische Reiterei unter dem Könige von Neapel,

halben Weges entgegen kam, so hielt er es für gerathener, den Weg nach Smolensk einzuschlagen, wohin er, außer den Verwundeten und Kranken, die mit Munition und Siegeszeichen beladenen Wagen vorangeschickt hatte. Der Fürst Poniatowsky war den 22. auf Vareja marschirt, und das ganze Heer stand im Begriff, ihm dahin zu folgen, als man am 23. erfuhr, die Russen hätten ihr verschanztes Lager verlassen und zögen nach Malo-Jaroslawez, einer Stadt im Gouvernement Kaluga, neunzehn Meilen von Moskau und sechs und dreißig von Smolensk entfernt. Um von dem Feinde nicht beunruhigt zu werden, mußte man ihn schlagen. Dies geschah mit so viel Erfolg, daß der Vice-König von Italien in den Besitz von Malo-Jaroslawez kam; doch war dadurch wenig gewonnen, weil Kutusow seine Armee den Weg nach Wisma einschlagen ließ und dem General Miloradowitsch befahl, zwischen ihm und der Straße von Mozaisk zu marschiren, indeß die Kosacken durch Abbrechung der Brücken den Marsch des Feindes erschweren sollten.

Jetzt stellte sich das Umgekehrte von dem dar, was der Anfang des Feldzugs mit sich gebracht hatte: die Franzosen zogen sich zurück, die Russen verfolgten. Doch die Franzosen gingen mit unendlich größerm Nachtheil zurück; denn die nächsten Magazine der großen Armee waren in Smolensk und den langen Weg von Malo-Jaroslawez ohne Brot und Fourage unter der rastlosen Verfolgung eines an Reiterei überlegenen Feindes zu durchlaufen, war zu einer Aufgabe geworden, die sich nur unter großen Entbehrungen lösen ließ. Bald löseten sich die Regimenter in Nachzügler auf, die, einige Werste rechts und links der großen Heerstraße, plünderten, und den russischen Bauer todtschlugen oder von diesem todtgeschlagen wurden. Noch schlimmer ging es mit den Pferden, weil es an Futter fehlte. Schon mußten Munitions- und Bagage-Wagen zurückgelassen werden; doch half man sich jetzt noch dadurch,

daß man sie lieber zerstörte, als in Feindes Hände gerathen ließ. Das Übel wuchs, als in den letzten Tagen des Octobers Glatteis fiel; die nicht beschlagenen Pferde stürzten auf jeden Schritt, und sollten die Kanonen fortgeschafft werden, so mußte ein großer Theil der Reiterei absitzen, wiewohl auch dies nicht verhinderte, daß man einen beträchtlichen Theil des Geschützes zurücklassen oder vergraben mußte. Unter so unsäglichen Beschwerden langte das französische Heer, um fast 40000 Mann vermindert, (9. November) in Smolensk an, wo einige Nahrungsmittel, obgleich mit sehr viel Unordnung, ausgetheilt wurden. An Erholung war nicht zu denken; zu den anderweitigen Übeln aber gesellte sich eine strenge Kälte.

Indem der Rückzug fortgesetzt werden mußte, ging Napoleon mit seinen Garden voran, sei es, um sich persönlich zu retten, oder um das Beispiel zu geben. Bei Krasnoi stieß er auf einen Theil des ihm bei weitem überlegenen Heeres Kutusow's. Eine Schlacht konnte nicht ausbleiben. Daß sie, unter dem Beistande des Fürsten von Eckmühl und des Vice-Königs von Italien, gewonnen wurde, war nur den fehlerhaften Anstalten zuzuschreiben, welche Kutusow für den Angriff getroffen hatte. Marschall Ney, dessen Ankunft nicht abgewartet werden konnte, wenn man nicht kostbare Augenblicke verlieren wollte, entging der Gefahr, abgeschnitten und gefangen genommen zu werden, dadurch, daß er, nach mehreren vergeblichen Versuchen, das russische Heer zu durchbrechen, mit Aufopferung seines Geschützes und seiner zahlreichen Nachzügler, sich rechts über den Dniper zog, von wo aus er bei Orsza zu Napoleon stieß.

Nach diesen Ereignissen ruhete Kutusow's Armee von der Verfolgung aus; die gänzliche Vernichtung des Feindes blieb den russischen Feldherren überlassen, welche im Westen des Reichs operirten. Hier hatte sich der Admiral Tschitgagof während des Octobers mit dem General Tormassow

vereinigt; und nachdem beide den Fürsten von Schwarzenberg aus einem Lande verdrängt hatten, wo es unmöglich war, der Übermacht zu widerstehen, war Tschitgagof über Minsk nach Borisow aufgebrochen und hatte hier zu eben der Zeit, wo die französische Armee über den Dniper zurückging, den von dem General Dombrowsky mit 3000 Polen vertheidigten Brückenkopf überwältigt und sich in den Besitz der Stadt gebracht. Inzwischen hatte auch im Nordwesten der Graf von Wittgenstein, verstärkt durch die finländischen Divisionen, welche, bald nach der Zusammenkunft Alexanders mit dem Kronprinzen von Schweden, zur Armee abgegangen waren, aufs Neue Angriffe auf die unter Oudinots Befehl stehenden Armee-Corps gemacht, diese am 20. October aus ihren Verschanzungen bei Polotzk vertrieben und sich darauf nach der Beresina gewendet. Seine Vereinigung mit Tschitgagof würde das Verderben des schwachen Überrestes der Franzosen geworden sein, hätte nicht, abberufen von Cadiz, der Marschall Victor an der Spitze des neunten Armee-Corps den Kriegsschauplatz in eben dem Augenblick betreten, wo es um Napoleons Heerschaaren am gefährlichsten stand. Durch sein Erscheinen wurde das Gleichgewicht der Kräfte einigermaßen wieder hergestellt. Während nämlich Marschall Oudinot nach Borisow vordrang und nach dem Übergang über die Beresina zwischen Borisow und dem Übergangs-Punkte in dichten, von Morästen durchschnittenen Wäldern eine Stellung zur Deckung des von Smolensk ankommenden Heeres nahm, warf sich Victor zu eben diesem Zwecke dem Grafen von Wittgenstein entgegen. Dies war die Lage der Dinge, als in den letzten Tagen des Novembers die große Armee an den Ufern der Beresina anlangte, jetzt weder groß, noch eine Armee; das erstere nicht, weil sie nur noch aus den kaiserlichen Garden bestand, an welche sich die Trümmer der übrigen Corps im buntesten Gemisch angeschlossen hatten; das letztere nicht, weil sie in sich selbst aufgelöst war

und sich auf jeden Schritt je mehr und mehr auflöſete. Die vereinigte Kraft des Hungers, des Froſtes und der ruſſiſchen Verfolgung hatte dieſe Wirkung hervorgebracht.

Den 25. November langten die Trümmer der großen Armee bei der Bereſina an. Es mußten Brücken geſchlagen werden, weil die früher vorhandenen zerſtört waren. Die Wahl des Orts verurſachte Verlegenheit. Endlich kam bei Sembin, wo der Fluß minder breit iſt, eine Brücke zu Stande. Während ſich alſo Oudinot mit dem Admiral Tſchitgagof und Victor mit dem Grafen von Wittgenſtein ſchlugen, wurde der Übergang bewerkſtelligt. Er dauerte zwei Tage und übertraf an Furchtbarkeit alles, was die neuere Kriegsgeſchichte darbietet. Gleich zu Anfang drängten ſich die Truppen nach dem entgegenſtehenden Ufer mit Unordnung, und dieſe wuchs, je länger der Übergang dauerte. Um irgend eine Ordnung zu erzwingen, mußten Gensd'armen, die auf dem jenſeitigen Ufer aufgeſtellt waren, auf die Übergehenden ſchießen; doch wurde auch dadurch nichts geleiſtet. Artillerie, Bagage, Reiterei, Fußvolk, Alles wollte zuerſt hinüber; und indem alle Rangordnung aufhörte, der Stärkere den Schwächern zu Boden ſchlug und Jeder in dem Andern den Feind ſeines Lebens zu ſehen glaubte, endigte der Übergang mit einem Verluſt an Menſchen und Sachen, welcher der größten Niederlage gleich kam. Man hat berechnet, daß über 7000 Menſchen dabei verunglückt ſind. Victor, der den Übergang gedeckt hatte, war mit ſeinem Generalſtabe und einem Theile ſeiner Truppen aufs jenſeitige Ufer gekommen, als Graf Wittgenſtein, der durch einen Seitenmarſch nach dem Dorfe Koſtritzy vorgegangen war, auf der Straße von Tolotſchin und bei Alt-Boriſow die Nachhut des neunten Armee-Corps abſchnitt und außer 30 Oberoffizieren, 1000 Gemeine gefangen nahm. General Partonneaux wollte ihn mit drei Brigaden aufhalten; allein er wurde an der Spitze einer ſeiner Brigaden umringt und gefangen genommen. Die

beiden anderen streckten am 28. November Morgens das Gewehr und außerdem fielen 5 bis 6000 Nachzügler und eine Menge Gepäck in die Hände Wittgensteins.

Hier endeten die Schicksale jener „großen Armee," die seit mehreren Jahren das Schrecken Europa's gewesen war; hier hörte sie auf, in militärischer Hinsicht zu bestehen. In der wildesten Flucht bestand ihre einzige Rettung; denn ihre Auflösung war vollendet.

Von Kosacken verfolgt, strebten ihre Trümmer nach Wilna. Drei Tage nach dem Übergange über die Beresina waren von der halben Million Streiter, welche Napoleon im Frühling nach Rußland geführt hatte, wenn man die Preußen und die Österreicher ausnimmt, nur noch 7000 Mann Fußvolk und 1800 Mann Reiterei übrig, welche Widerstand leisten konnten. Mit ihnen und den Nachzüglern langte der König von Neapel in Wilna an.

Diesem hatte Napoleon den Oberbefehl übertragen, nachdem er den Entschluß gefaßt hatte, über Warschau, Posen, Glogau und Dresden nach Paris zurück zu gehen. Den 5. December Abends reisete er von Smorgoni ab. Ihn begleiteten nur die Generale Coulaincourt, Duroc und Mouton: ersterer saß bei ihm im Wagen, die beiden Anderen in einem Schlitten. Außerdem führte er mit sich: seinen Leibmameluken Rustan und einen Kapitän der polnischen Lanciers seiner Garde, der ihm zum Dolmetscher dienen sollte; beide auf dem Bock des kaiserlichen Wagens, damit der Anstand nicht verletzt werden möchte. Welcher Gedanke ihn auf dem Wege nach Warschau am meisten beschäftigte, ist durch seinen Großbotschafter im Herzogthum Warschau, den Erzbischof de Pradt, verrathen worden. Dieser Gedanke war, „daß vom Erhabenen bis zum Lächerlichen nur Ein Schritt sei;" er wiederholte denselben während seines Aufenthaltes in Warschau außer allem Zusammenhang mit dem, wovon gerade die Rede war, so häufig, daß

man annehmen konnte, er ahne die ihm bevorstehende Zukunft. Die Reise nach Paris wurde ohne Unfall zurückgelegt. Von Dresden aus meldete er seinem Schwiegervater, dem Kaiser von Österreich, daß er, nach so argen Strapazen, einer vortrefflichen Gesundheit genieße, und wie er wünsche, daß Österreich in Gallizien und Siebenbürgen ein Corps von 30000 Mann schlagfertig machen möge. Tag und Nacht reisend, kam er über Strasburg den 18. December gegen Mitternacht wohlbehalten vor dem Palast der Tuilerien an, nachdem er 270 Meilen in 13 Tagen zurückgelegt hatte. Den Polen in Warschau hatte er gesagt, „daß er gleich einer Bombe in Paris fallen wollte." So war es geschehen.

Inzwischen waren die von dem König von Neapel geführten Überreste von Wilna über Kowno nach Königsberg in Preußen aufgebrochen. Um die Täuschung hervorzubringen, als gäbe es noch eine große Armee, wurden mehrere Örter als Sammelpunkte für die einzelnen Corps bezeichnet: Thorn für das erste, Marienburg für das zweite und dritte, Marienwerder für das vierte, Warschau für das fünfte, Plocz̆k für das sechste u. s. w. Diese Täuschung verschwand jedoch in Folge einer Begebenheit, welche durch die öffentliche Stimmung eine nicht berechnete Wichtigkeit erhielt.

Der wesentlichste Bestandtheil des zehnten Armee-Corps, dem die Belagerung von Riga übertragen war, wurde durch das Contingent des Königs von Preußen gebildet, und Oberbefehlshaber dieses Contingents war, nach dem Ausscheiden des erkrankten Generals Gravert, der General-Lieutenant von York. Nun hatten die Preußen im Laufe des Sommers es zwar nicht an sich fehlen lassen, sich, so oft dazu Veranlassung gewesen war, für die Sache des französischen Kaisers zu schlagen; allein es hatte sich nebenher zwischen York und dem französischen Marschall Macdonald

ein Zwist entwickelt, dessen Gegenstand die Verpflegung der preußischen Truppen durch französische Beauftragte war. Dieser Zwist dauerte fort, als der Marschall am 18. December von dem Könige von Neapel den Befehl zum Rückzug erhielt. Er brach gleich am folgenden Tage mit der Reiterei auf und bewirkte seinen Rückzug auf mehreren Straßen, welche in Piktupöhnen, zwei Stunden von Tilsit, zusammentreffen. Derselben Richtung folgte das Fußvolk, geführt von dem General-Lieutenant von York, wiewohl in einer Entfernung von mehreren Meilen und auf einem Marsch, den zwanzig Grad Kälte sehr beschwerlich machten. Plötzlich nun sieht York sich von russischen Truppen gehemmt. Sein erster Gedanke ist, sich durchzuschlagen; als ihm aber der russische General mit Freundschafts-Anträgen entgegen kommt — als er die Überlegung macht, daß Macdonald ihn, wo nicht verrathen, doch seinem Schicksal überlassen hat — als die zweite Überlegung hinzutritt, daß es, in jedem Betracht, die Kräfte seines Königs und seines Vaterlandes übersteige, das Verhängniß des französischen Heeres zu verbessern: so schließt er mit dem russischen General-Major von Diebitsch einen Vertrag, nach welchem „die preußischen Truppen, bis zur Ankunft der Befehle ihres Königs, längs den Grenzen von Memel bis Nimmersatt die Linie bis zur Straße von Woinuta nach Tilsit besetzen und sich als neutral betrachten sollen;" mit der hinzugefügten Klausel, „zwei Monate lang nicht gegen die Russen zu fechten, wenn ihr Monarch ihnen gebieten sollte, zu den Franzosen zu stoßen."

So verhielt es sich mit dem Abfall des Generals York, den man in Frankreich eine Verrätherei nannte, welche die „große Armee" genöthigt habe, das Land zwischen dem Niemen und der Weichsel zu verlassen. Wirklich zog sich der König von Neapel auf diesen Abfall von Königsberg auf Posen zurück, wo er den Oberbefehl auf den Vice-König von Italien über-

trug, um nach Neapel zu gehen. Da inzwiſchen die Fortſchritte der Ruſſen unter Miloradowitſch im Herzogthum Warſchau nicht geringer geweſen waren, und Schwarzenberg ſich nach Bialyſtock zurückgezogen hatte: ſo verlor der Vice-König keine Zeit, über Meſeritz und Frankfurt nach Berlin zu gehen. Am Schluſſe des Jahres 1812 war für Napoleon nur der Ruf der Unüberwindlichkeit verloren; allein wie viel Reelles knüpfte ſich an dieſen Verluſt! Mit der Wirkſamkeit des bisher Angeſtaunten war ſelbſt ſein Daſein in Gefahr gebracht . . .

Zwölftes Kapitel.

Napoleons letzter Feldzug in Deutschland.

Über Napoleons Zweck bei dem verwegenen Kriege gegen Rußland sind die Meinungen nur deshalb getheilt geblieben, weil man sich nie die Mühe gegeben hat, darüber ins Reine zu kommen. Er selbst nannte diesen Krieg einen politischen, damit seine wahre Absicht bei demselben nicht aufhören möchte, ein Räthsel zu sein. Erwägt man jedoch alles, was diesem Kriege vorangegangen war und zieht man besonders die Einverleibung Hollands und der deutschen Nordküste, so wie die erneuerte Besetzung des schwedischen Pommerns, in Betrachtung: so bleibt es nicht länger zweifelhaft, daß der Zweck jenes verhängnißvollen Krieges kein anderer gewesen sei, als den Kaiser Alexander durch die Vernichtung der russischen Heere und durch die Besetzung der zweiten Hauptstadt des Reichs zur Abtretung der ganzen Westküste, mit Einschluß von Petersburg, zu vermögen. Hierbei war alles auf die Gemüthsschwäche Alexanders berechnet; das Ganze des Unternehmens aber bezweckte die Vollendung des Continental-Systems, dieser unseligen Idee, nach welcher Napoleon glaubte, seine Herrschaft nur durch Unterjochung sämmtlicher Küstenländer von der Meerenge Siciliens an bis zum finnischen Meerbusen befestigen zu können. Hätte er seine Absicht erreicht, so würde auch Preußen für seinen Beistand im Kriege gegen Rußland keinen andern Lohn erhalten haben, als — die

eine oder die andere russische Provinz zum Ersatz für seine Küstenländer; denn diese hätten, wie das schwedische Pommern, französisch werden müssen, um dem Continental-System Zusammenhang und Vollendung zu geben.

Dies System war jedoch nicht in Rußland allein, es war gleichzeitig auf der pyrenäischen Halbinsel zum Scheitern gebracht worden. Ohne der mannichfaltigen Begebenheiten auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes ausführlich zu gedenken, begnügen wir uns mit der Darstellung der Hauptbegebenheit, d. h. derjenigen, welche die Wirkung hervorbrachte, daß die Belagerung von Cadiz aufgegeben werden mußte, wenn die Schatten-Regierung Joseph Napoleons nicht vor der Zeit zu Ende gehen sollte. Unter dem Beistande von 24000 Portugiesen und des Überrestes der spanischen Truppen, welcher auf verschiedenen Punkten Widerstand leistete, brach Lord Wellington an der Spitze von 52000 Engländern im Januar 1812 nach der spanischen Grenze auf und eroberte wie im Fluge die Festung Ciudad Rodrigo, wo er eine Besatzung zurückließ. Dieser Schlag erfolgte, ohne daß der Marschall Marmont ihn abzuwenden im Stande gewesen war: die Unwirksamkeit der französischen Truppen beruhete in dieser Zeit hauptsächlich auf den Schwierigkeiten, die ihre Vereinigung darbot, indem sie, um zu leben, sich über weite Räume verbreiten mußten. Begünstigt von demselben Umstande, eroberte Lord Wellington zu Anfang des April Badajoz, von dem tapfern General Philippon vertheidigt. Er ging hierauf noch einmal nach dem Norden Portugals zurück, um die Ankunft der Verstärkungen abzuwarten, die er aus Sicilien erhalten sollte. Überzeugt, daß diese Truppen, von welcher Beschaffenheit sie auch sein möchten, den Herzog von Albufera (General Suchet) in Athem halten würden, rechnend zugleich auf den Beistand der spanischen Generale in Andalusien, Asturien und Catalonien, war er von jetzt an entschlossen, seinen Gegner, den Marschall Marmont, aufzusuchen, zu schlagen

und durch ein kühnes Vordringen nach der Hauptstadt dem Kriege auf der Halbinsel eine entscheidende Wendung zu geben. Sobald nun der General-Lieutenant Hill die Verschanzungen der Franzosen bei Almaraz zerstört hatte, ging Wellington selbst den 17. Juni mit dem kombinirten Heere, an dessen Spitze er stand, bei Salamanca über den Tormes. Beide feindliche Heere suchten, von nun an, durch Märsche und Gegenmärsche sich Vortheile abzugewinnen, bis es den 21. Juli bei den Hügeln, welche von den Spaniern los Arapiles genannt werden, zur Entscheidung kam. Lord Wellington gewann diese Schlacht hauptsächlich durch den Umstand, daß sein Gegner, dem eine Kugel den rechten Arm zerschmettert hatte, den Oberbefehl an den General Clauzel abzutreten genöthigt war . . . Der Verlust der Franzosen in dieser Schlacht belief sich zwar nur auf 5000 Todte und Verwundete; allein ihre Niederlage wurde verstärkt durch 7000 Gefangene. König Joseph, der nun nicht länger in Madrid bleiben konnte, brach mit allen seinen Anhängern nach Valencia auf, um sich dem Marschall Suchet anzuschließen. Unter diesen Umständen hob Marschall Soult auch die Belagerung von Cadiz auf, welche bereits zwei Jahre gedauert hatte, und vereinigte sich in Murcia mit Joseph. Wellington, Anfangs unschlüssig, ob er sich nach dem Süden, oder nach dem Osten wenden sollte, zog das Letztere vor, und erschien, nach einem kurzen Aufenthalt in der Hauptstadt, im September vor Burgos, um sich der Citadelle dieser Stadt zu bemächtigen. Verhindert durch die Heere, die sich wider ihn zusammenzogen, gab er die Fortsetzung des Kampfes zwar für den Augenblick auf, so daß sein nicht gestörter Rückzug nach Portugal dem König Joseph noch einmal den Weg nach der Hauptstadt bahnte; allein der Hauptzweck der Schlacht bei Salamanca war deswegen nicht minder erreicht; denn in einer richtigen Ansicht der Dinge konnte dieser kein anderer sein, als Cadiz zu entsetzen, weil dar-

aus der Untergang der französischen Herrschaft in Spanien ganz von selbst folgte.

Indem nun diese Ergebnisse zu dem Ausgange des russischen Feldzugs hinzu kamen und Spaniens Kolonien gleichzeitig immer größere Fortschritte in der Bahn der Unabhängigkeit und Freiheit machten; indem also die Wirkungen der Gewalt zu umgekehrten von denen wurden, welche beabsichtigt waren, fing Napoleons Lage an, mißlich und bedenklich zu werden. Eine Chimäre wird immer nur so lange vertheidigt, als sie nicht für das anerkannt wird, was sie wirklich ist; leuchtet sie einmal als Chimäre ein, so trägt Jeder Bedenken, ihr das kleinste Opfer zu bringen. So verhielt es sich mit dem sogenannten Continental-System. Die Probe, auf welche es gebracht worden war, konnte nach den unermeßlichen Verlusten, die sich daran geknüpft hatten, nicht wiederholt werden. Dafür trat die Verantwortlichkeit des Urhebers dieser Chimäre nur um so bestimmter in das Vorstellungsvermögen jedes Nachdenkenden ein; man fragte, wie weit der Wahnsinn, der seit der Kaiserkrönung Napoleons über Frankreich gekommen war, getrieben werden sollte? Napoleon selbst fühlte, daß er, von jetzt an, mit seiner Person werde bezahlen müssen; denn es war unmöglich, an die Stelle der verbrauchten Chimäre sogleich eine andere von gleicher Kraft zu bringen.

Gewohnt nun, in den mißlichsten Lagen Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart zu bewahren, begann er, nach seiner Zurückkunft nach Paris, damit, daß er die obersten Behörden mit Vorwürfen wegen der Gleichgültigkeit überschüttete, die sie in der von dem General Mallet während seiner Abwesenheit angestifteten Verschwörung bewiesen hatten: einer Verschwörung, welche den Umsturz der kaiserlichen Regierung zum Gegenstande gehabt hatte und nur dadurch rückgängig geworden war, daß einer von den Adjutanten des Platzes, Namens Laborde, sich Mallet's in

dem Augenblick bemächtigt hatte, wo dieser im Begriff stand, nach der Verhaftung des Polizei-Ministers Savary und des Polizei-Präfekten Frochot, den ganzen General-Stab des Gouverneurs Hullin aufzulösen. Als daher, gleich am Tage nach Napoleons Zurückkunft in Paris, eine Deputation des Senats vorgelassen wurde und der Redner derselben, jene Verschwörung in allgemeinen Ausdrücken berührend, den Senat durch die Bemerkung zu rechtfertigen suchte, „daß er ohne Ansehn sei, bis er von dem Monarchen in Anspruch genommen würde," war die Antwort des Kaisers: „der Tod des Kriegers auf dem Bette der Ehre würde der schönste sein, wenn der Tod einer obrigkeitlichen Person, die in der Vertheidigung des Souveräns, des Throns und der Gesetze ihr Leben einbüße, nicht noch rühmlicher wäre." Einen ähnlichen Vorwurf mußte sich der Staatsrath gefallen lassen. Dabei eiferte Napoleon gegen jene „Ideologie (dies war einer von seinen Lieblingsausdrücken zur Bezeichnung jeder Anschauung, die von der seinigen abwich), welche, den ersten Ursachen mit Spitzfindigkeit nachgrübelnd, auf die Grundlage ihrer Theorien die Gesetzgebungen der Völker bauen wolle, anstatt die Gesetze den Lehren der Erfahrung und der Kenntniß des menschlichen Herzens anzupassen;" wobei er vergaß, daß alle Gesetzgebung nur als das Produkt einer durch Erfahrung mangelhaft gebildeten Vernunft betrachtet werden kann, und daß der Fehler der seinigen gerade darin lag, daß er der Freiheit und Tugend der ersten Staatsbeamten fast gar keinen Raum gelassen hatte.

Noch ein zweites Mittel sollte die Meinung befestigen. Durch das letzte Bulletin der großen Armee — es war das 29ste der Zahl nach — war wenigstens so viel eingestanden worden, daß Jeder, dem es nicht an Erfahrung und Urtheil fehlte, daraus schließen konnte, Frankreichs Jugend, Frankreichs Schätze, Frankreichs Vertheidigungsmittel seien verloren gegangen und die unterdrückten Mächte

würden den günstigen Zeitpunkt benutzen, sich in Freiheit zu setzen und erlittenes Unrecht zu vergelten. Dieser Gedanke war in der Hauptstadt Frankreichs so allgemein, daß die Regierung, um nicht allen Vortheil zu verlieren, ihm entgegen zu wirken versuchen mußte; und dies geschah durch einen Zeitungs-Artikel folgenden Inhalts: „Die im letzten Bulletin der großen Armee enthaltenen Nachrichten könnten nur den Ruhm, womit diese Armee sich während des ganzen Feldzugs bedeckt habe, so wie die Bewunderung vermehren, welche die heroische Standhaftigkeit und das mächtige Genie des Kaisers einflößten. Nachdem die Russen in zwanzig Gefechten besiegt und aus ihrer alten, in Asche gelegten Hauptstadt vertrieben worden, hätten Frankreichs Tapfere gegen die Strenge eines außerordentlichen Frostes und gegen die Rauhheit eines ungastfreundlichen Klima's zu kämpfen gehabt; und ungeachtet aller Verluste, die sie, während eines mehr als funfzigtägigen Marsches, an Munition, an Pferden und an Geschütz gelitten, hätten sie alle Hindernisse besiegt und befänden sich jetzt in der Nähe ihrer zahlreichen Magazine. Es gebe wenig Blätter in der alten und neuern Geschichte, die man, in Absicht des Großen und Erhabenen, mit dem 29sten Bulletin vergleichen könnte, als welches ein historisches Stück der ersten Gattung sei. So habe Xenophon den Rückzug der Zehntausend erzählt; so Cäsar, zugleich großer Feldherr und großer Schriftsteller, seine Commentarien entworfen. Nie habe es vielleicht ein auffallenderes Schauspiel gegeben, als das des französischen Heeres, das, mitten in einem feindlichen Lande, seiner Artillerie, seiner Transportmittel und beinahe seiner gesammten Reiterei durch die Heftigkeit des Frostes beraubt worden. In dieser unglücklichen Lage habe das Genie des Souveräns alles belebt, alles vorausgesehen und unerwartete Hülfsmittel geschaffen; allenthalben seien die Feinde, obgleich von den Elementen begünstigt, geschlagen worden, und der Marsch des Heeres sei eine

Reihe von Triumphen gewesen. Welche günstigere Umstände könnten die Russen erwarten, um das französische Heer anzugreifen? ... Einige Wochen würden hinreichen, um die Armee glänzender zu machen, als sie je gewesen, und was alle Besorgniß zerstreue, sei der Umstand, daß die Gesundheit Sr. Majestät während des Feldzugs keine Erschütterung erlitten habe."

Diese Beruhigungs-Gründe setzten voraus, daß es noch eine große Armee gebe, die nur ergänzt zu werden brauchte, um den verloren gegangenen Ruf der Unüberwindlichkeit wieder zu erobern: eine Voraussetzung, welche durchaus nicht zu gestatten war. Auf dem langen Wege von Moskau bis Wilna befanden sich nicht weniger als 243,000 Leichname, welche von den Russen in den ersten Monaten des Jahres 1813 theils verscharrt, theils verbrannt wurden; in Wilna allein wurden 70000 Menschenkörper, die zu dieser Anfangs durch ihre Größe, zuletzt durch ihre Unfälle merkwürdigen Armee gehörten, begraben. Ein nicht geringer Theil, der in Gefangenschaft gerathen war, befand sich auf dem Wege nach Sibirien. Der einzige noch brauchbare Theil bestand aus Solchen, die entweder im vordern Rußland gekämpft hatten, oder seit dem Herbst hinzugekommen waren. Alle Übrigen waren, mit sehr geringen Ausnahmen, Gegenstände des Erbarmens und näherten sich einer Auflösung, die weder durch Kunst, noch durch Pflege zu hintertreiben war. Den größten Theil des Decembers und Januars hindurch war die Straße von Königsberg bis Berlin mit Wagen bedeckt, welche Kranke oder Sterbende führten, die, wohin sie auch kommen mochten, Nervenfieber und andere tödtliche Krankheiten verbreiteten. In Lumpen gehüllt und Bettlern ähnlich, sah Berlin diejenigen wiederkehren, die im Frühling durch den Glanz ihres Aufzuges in Erstaunen gesetzt hatten. Wohl erkannte man hier, daß vom Erhabenen bis zum Lächerlichen nur Ein Schritt ist; aber man wollte lieber menschlich

sein, als lachen, und wetteiferte daher in Hülfsleistungen, wie vergeblich diese auch sein mochten.

Durch die Ankunft dieser Unglücklichen wurde der erste sichere Aufschluß über die Beschaffenheit des Heeres gegeben, das in französischen Blättern noch immer das große genannt wurde. Am vollständigsten fiel der Schleier, als der französische Senat, auf Napoleons Antrag, eine neue Aushebung von 250,000 Mann gestattete; nämlich 100,000 Mann von den Konskriptionen der Jahre 1809—1812 und 150,000 Mann von der Konskription des Jahres 1814.

Zu allen Zeiten aber hat die Macht der Begebenheiten mehr geleistet, als der freie Entschluß. Nichts lag weniger in den Absichten des Königs von Preußen und seines ersten Ministers, als ein Abfall von dem französischen Bündniß in dem Augenblick, wo General York den Vertrag schloß, dessen wir oben gedacht haben; und nur allzu groß war die Verlegenheit beider, als die erste Nachricht von diesem Abkommen in Berlin anlangte. Da fünf Festungen und zwei Hauptstädte in den Händen des französischen Kaisers waren, so mußten außerordentliche Schritte gethan werden, um den Verdacht zu entfernen, daß York nicht ohne Mitwissen des Königs so gehandelt habe. Diese nun wurden dadurch gethan, daß Friedrich Wilhelm, einerseits, die zwischen York und dem General Diebitsch abgeschlossene Convention verwarf, dem General Kleist das Kommando übertrug und die Truppen zur Verfügung des Königs von Neapel stellte, und daß er, andrerseits, den Fürsten von Hatzfeld nach Paris sendete, um dem französischen Kaiser die Versicherung zu geben, daß, wenn man das Yorkische Corps zurückziehen könnte, das Contingent auf 30000 Mann vermehrt werden sollte; woran sich freilich die Forderung knüpfte, daß Napoleon, der Convention vom 24. Februar 1812 gemäß, die Summe von 95 Millionen Franken, als den Betrag des Überschusses der von Preußen für Rechnung der französischen Armee gemachten Lieferungen

über die noch schuldige Kriegs-Contribution, bezahlen sollte. Das Bestimmende für die nachfolgenden Ereignisse lag im Grunde nur darin, daß die Entfernungen von Berlin nach Königsberg und nach Paris allzu groß und die Dinge in einer allzu starken Bewegung waren, als daß die Wirkungen dieser Schritte den Absichten, die man damit verband, hätten entsprechen können. In Berlin ging bald das Gerücht, daß der französische Kommandant Anstalten treffe, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Dies war unstreitig nicht der Fall; doch war vorherzusehen, daß der Vice-König von Italien, der sich der Oder näherte, der Verfolgung der Russen werde Widerstand leisten wollen, und da Friedrich Wilhelm nicht wohl ein müßiger Zuschauer solcher Auftritte bleiben konnte, so war der Lage der Dinge nichts angemessener, als den Aufenthalt in Potsdam oder in Charlottenburg gegen den von Breslau zu vertauschen, wo ruhigere Beschlüsse gefaßt werden konnten. Die Abreise des Königs erfolgte in der zweiten Hälfte des Januar; und dadurch geschah, wie so oft im Leben, bei weitem mehr, als in den Absichten der handelnden Personen lag, und es war nur eine Folge der Verkettung der Dinge, daß der Abfall des Generals York so große Wirkungen hervorbrachte, als späterhin in die Erscheinung traten.

Um unangenehmen Lagen auszuweichen, hatte sich Friedrich Wilhelm von Potsdam nach Breslau begeben; allein die Klausel des Allianz-Vertrages mit Frankreich, welche einem Theile Schlesiens die Neutralität zusicherte, ging dem Kaiser Alexander nichts an, so lange er mit Preußen im Kriege war. Hier trat also das Bedürfniß einer Unterhandlung ein. Doch Napoleon seinerseits, noch immer in dem Gefühl seiner überwiegenden Größe lebend, versagte seine Zustimmung zu jeder Unterhandlung, in welche der König von Preußen mit dem Kaiser von Rußland zu einer Zeit zu treten wünschte, wo, nach dem Rückzuge

der Österreicher, den der König von Neapel selbst gebilligt hatte, das ganze Herzogthum Warschau in den Händen der Russen war und die Kosacken bereits an der Grenze Schlesiens streiften. An das unangenehme Gefühl, das hierdurch in dem Herzen des Königs erzeugt wurde, schloß sich sehr bald eine Betrachtung von entscheidender Wichtigkeit an. Die fernere Theilnahme Preußens an dem Kriege, welchen Frankreich führte, hing offenbar von der Pünktlichkeit ab, womit Frankreich seine Verpflichtungen in Ansehung der von Preußen gemachten Vorschüsse erfüllte. Doch auch in dieser Beziehung bewies Napoleon eine Unempfindlichkeit und Härte, die schwerlich noch weiter getrieben werden konnte: er antwortete auf keine der Vorstellungen, die ihm oder seinem Ministerium über diesen Punkt gemacht wurden, der Ansicht getreu, nach welcher seine Verbündeten sich ihm gerade so aufopfern sollten, als ob sie nur seine Vasallen wären. Verlassen von dem französischen Kaiser, verlassen von der öffentlichen Meinung, welche sich, wie im übrigen Europa, so auch in Preußen immer lauter gegen das französische System aussprach und den gegenwärtigen Augenblick als denjenigen bezeichnete, wo die verlorene Unabhängigkeit wieder erobert werden müsse: wie hätte Friedrich Wilhelm seinem ursprünglichen Vorsatze getreu bleiben mögen! Es kamen aber bald neue Kränkungen hinzu. Zwischen Kolberg und Küstrin hatte sich unter der Leitung des Generals von Bülow ein preußisches Truppen-Corps gebildet. Diesem ertheilte der Vice-König von Italien, ohne irgend eine Nachfrage, den Befehl, zu ihm zu stoßen, gerade als ob die Truppen des Königs von Preußen keine andere Bestimmung hätten, als den Rückzug der Überreste der großen Armee zu decken. Eine zweite Kränkung blieb nicht aus. Der König hatte die Jugend der höhern Stände aufgefordert, sich für ihn und das Vaterland zu bewaffnen, und diese Aufforderung hatte den glänzendsten Erfolg gehabt. In der Maßregel selbst war

keine positive Abweichung von dem bisherigen Systeme ausgesprochen; gleichwohl erregte sie den Argwohn des Vice-Königs in einem so hohen Grade, daß er den in Frankfurt versammelten Jünglingen verbot, sich nach Breslau zu begeben. Diese persönlichen Beleidigungen schnitten um so tiefer ein, je mehr das Betragen der Russen von dem der Franzosen abwich. Jene hatten den Anfang mit der Zurückgabe der Festung Pillau gemacht. Hierbei nicht stehen bleibend, enthielten sie sich in ihrem Verhältniß zu den Bewohnern Preußens der Beraubungen, so wie der Bedrückungen. Der russische Kaiser, der sich zu Kalisch befand, lebte nur in der Erinnerung an die persönliche Freundschaft, die er in einer frühern Periode für den König von Preußen gefaßt hatte. So wurde die Lossagung von der französischen Allianz mit jedem Tage mehr herbeigeführt, bis sie sich durch die Betrachtung vollendete, daß eine Verbindung mit Rußland das einzige Mittel sei, den Kriegsschauplatz von den preußischen Staaten entfernt zu halten. Alle Schwierigkeiten verschwanden, sobald Friedrich Wilhelm sich zu einer Reise nach Kalisch entschlossen hatte. Durch einen in Kalisch und Breslau unterzeichneten Traktat wurde der Grund zu einem Trutz- und Schutzbündnisse gelegt, worin der Kaiser von Rußland sich verpflichtete, die Waffen nicht eher nieder zu legen, „als bis Preußen in statistischer, geographischer und finanzieller Hinsicht wieder auf derselben Linie stehe, die es vor dem Kriege von 1806 behauptet hätte." Kaiser Alexander versprach, zu diesem Endzweck 180,000 Mann ins Feld zu stellen, während Friedrich Wilhelm sich anheischig machte, außer den Festungsbesatzungen, ein Heer von 80000 Mann auf die Beine zu bringen. Vierzehn Tage nach dem Abschluß dieses Traktats hielten beide Monarchen am 15. März eine Zusammenkunft in Breslau, um das Band der Freundschaft, das sie seit 1802 vereinigte, noch enger zu knüpfen; und gleich am folgenden Tage übergab der Freiherr von Hardenberg

dem französischen Gesandten, Marquis von St. Marsan, Preußens Kriegserklärung.

Inzwischen waren die Russen bis zur Oder vorgedrungen und hatten den Vice-König von Italien vermocht, sein Hauptquartier von Frankfurt an der Oder nach Berlin zu verlegen; ja, ehe er diese Hauptstadt erreichen konnte, waren einige Kosacken-Schwärme unter Czernitscheff, Tettenborn und anderen Anführern, die bei Wriezen über die Oder gegangen waren, vor ihm daselbst angelangt, und hatten mehre diplomatische Personen auf ihrer Reise nach Frankreich aufgefangen. Marschall Augereau, welcher um diese Zeit noch Gouverneur von Berlin war, wäre unter diesen Umständen beinahe das Opfer seiner Fahrlässigkeit geworden. Wenig auf seiner Hut, weil er die Kosacken verachtete, hatte er alle Vertheidigungs-Maßregeln vernachlässigt, als den 20. Februar plötzlich einige 80 Kosacken in die Thore von Berlin sprengten und einen großen Wirrwarr unter der französischen Besatzung anrichteten. Nach einigen in der Eil getroffenen Maßregeln wichen zwar die Kosacken, doch ohne die Umgebung der Hauptstadt zu verlassen. Jetzt erschien der Vice-König von Italien an der Spitze von etwa 8000 Mann, und verlegte sein Hauptquartier nach Schöneberg, von wo aus er in den nächsten Tagen nach Sachsen aufbrach. So wurde Berlin von den Franzosen befreit.

Sieben Tage nach dem Abzuge der Franzosen rückte (11. März) das Wittgensteinsche Corps in Berlin ein, von den Bewohnern der Hauptstadt um so freudiger bewillkommt, weil die Absichten des Königs um diese Zeit kein Geheimniß mehr waren. Diesem Corps folgten preußische, unter York, den ein Kriegsgericht freigesprochen hatte, unter Bülow und Borstell. Alle zogen gemeinschaftlich nach der Mittelelbe, den Vice-König von Italien aufzusuchen. An der Niederelbe offenbarte sich derselbe Geist, von welchem alle Preußen beseelt waren. Kaum war

General Tettenborn in der Nähe Hamburgs erschienen, als ein Volksaufstand die französischen Douaniers vertrieb. In Proklamationen ohne Zahl, in bitteren Spottgedichten, in allen nur möglichen Formen erhielt Deutschland (mit ihm ganz Europa) die Aufforderung, die Gewalt zu rächen, welche Napoleon bisher geübt hatte; es war, als ob man, zu einem neuen Leben erwachend, hervorträte aus allen den Täuschungen, die man sich entweder selbst gemacht, oder aus Noth angenommen hatte. Unter den vielen Proklamationen dieser Zeit zeichnete sich jedoch keine noch mehr aus, als die, welche, von Kalisch aus, in Kutusow's Namen bekannt gemacht wurde. Ihr Urheber war ein deutscher Gelehrter, der sich von seiner vaterländischen Regierung getrennt hatte, um nicht dem Rheinbunde anzugehören.*) „Erhaben über jede Selbstsucht und vertrauend einem allwaltenden gerechten Gott" — so hieß es darin — „hofften die verbündeten Monarchen für die ganze Welt, und unwiederruflich für Deutschland, zu vollenden, was sie, zur Abwendung des schmachvollen Joches, so rühmlich für sich selbst begonnen. Ehre und Freiheit sei die Loosung; und so forderten sie treues Mitwirken, besonders von jedem deutschen Fürsten, voraussetzend, daß keiner sich finden werde, der, der deutschen Sache abtrünnig, sich reif zeige der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen. Der Rheinbund, diese trügerische Fessel, womit der alles Entzweiende das erst zertrümmerte Deutschland, selbst mit Beseitigung seines alten Namens, neu umschlungen, könne, als Wirkung fremden Zwanges und als Werkzeug fremden Einflusses, nicht länger geduldet werden; und die Auflösung dieses Vereins liege in den

*) Sein Name ist Karl Müller. Als geborener Sachse trat er, nach Beendigung des Krieges, in den preußischen Staatsdienst, worin er noch gegenwärtig als Hofrath fungirt.

bestimmtesten Absichten der Verbündeten, welche hierdurch einen längst gehegten, in der beklommenen Brust nur mühsam zurückgehaltenen allgemeinen Volkswunsche zu begegnen glaubten. Hiermit sei zugleich das Verhältniß ausgesprochen, worin der Kaiser von Rußland zum wiedergeborenen Deutschland zu stehen verlange."

An demselben Tage, wo diese Proklamation erschien (27. März), übergab der preußische Gesandte am französischen Hofe dem Herzog von Bassano (Maret) eine Note, welche die Beweggründe Preußens zum Abfall von Frankreich enthielt. Die Art und Weise, wie diese Note beantwortet wurde, sprach die Denkart des französischen Kabinets nur allzu bestimmt aus. Mit schulmeisterlichem Tadel verbreitete sich Maret über die Politik des preußischen Hofes und kündigte sodann mit französischem Hochmuth an: „daß Preußen als eine Macht, deren Traktate bloß bedingt wären, nur noch ein Gegenstand der Erörterung, nicht mehr ein Schlagbaum sei. Der Finger der Vorsehung habe die Begebenheiten des letzten Winters nur herbeigeführt, um falsche Freunde zu entlarven und getreue zu bezeichnen, und eben diese Vorsehung habe seinem Kaiser hinreichende Macht gegeben, um die Bestrafung der einen, wie den Triumph der andern zu sichern." Diesen höhnenden Worten widersprach die Forderung, welche Napoleon wegen des Abfalls Preußens an den Senat machte: eine Forderung, deren Gegenstand nicht weniger als 180,000 Konskribirte waren. Diese wurden den 3. April bewilligt.

Friedrich Wilhelm war auf Napoleons Rache gefaßt; und da sich den Wirkungen derselben nur durch Entschlossenheit und durch Anstrengung der letzten Kräfte begegnen ließ, so verbarg er seinen Unterthanen nicht, daß dies der letzte entscheidende Kampf sei. In einem Aufruf an sein Volk sagte er: „es bedürfe keiner Rechenschaft über die Ursachen des jetzt beginnenden Kampfes; sie lägen dem unverblendeten Europa klar vor Augen. Der Friede, der

ihm die Hälfte seiner Unterthanen entrissen, habe dem Lande tiefere Wunden geschlagen, als der Krieg selbst; denn ausgesogen sei das Mark des Landes, gelähmt der Ackerbau und der Kunstfleiß der Städte, gehemmt die Freiheit des Handels, während die Hauptfestungen in den Händen des Feindes geblieben. So sei das Land verarmt ... Jetzt sei der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhöre. Die Brandenburger, die Pommern, die Schlesier, die Preußen, die Lithauer wüßten, was sie seit 7 Jahren ertragen hätten, wüßten, was ihr Loos sein würde, wenn man den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll beendigte. Erinnern möchten sie sich der Vorzeit, des großen Kurfürsten, des großen Friedrich; eingedenk möchten sie bleiben der Güter, die ihre Vorfahren erkämpft hätten: der Gewissensfreiheit, Ehre und Unabhängigkeit, des Handels, des Kunstfleißes, der Wissenschaften; gedenken möchten sie zugleich des Beispiels der Russen, der Spanier und Portugiesen; selbst kleinere Völker wären für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und hätten den Sieg errungen. Allerdings würden von allen Ständen große Opfer gefordert werden; denn groß sei das Beginnen und nicht gering die Zahl der Feinde. Aber sie würden jene ja lieber bringen für das Vaterland und den angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehrten, ihre Söhne, ihre letzten Kräfte Zwecken opfern würde, die ihnen fremd wären. Welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden möchten, so wögen sie doch die heiligen Güter nicht auf, für welche sie streiten und siegen müßten, wenn sie fortfahren wollten, Preußen und Deutsche zu sein. Dies sei der letzte entscheidende Kampf; kein anderer Ausweg, als ein ehrenvoller Friede, oder ein rühmlicher Untergang. Auch dem letzten würden sie getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht leben könnte. Doch dürften sie mit Zuversicht vertrauen,

daß Gott und fester Wille der gerechten Sache den Sieg verleihen würden; mit ihm einen glorreichen Frieden und die Wiederkehr der glücklichen Zeiten." So lautete der Aufruf an das Volk, und der Eindruck, den er machte, entsprach der Ungeduld, womit man ihn erwartet hatte. Die Bereitwilligkeit, sich dem Allgemeinen aufzuopfern, obgleich den Preußen niemals fremd, hatte sich niemals größer gezeigt; und in dem brennendsten Haß gegen den französischen Kaiser offenbarte sich die Liebe für das Vaterland und den König. Nie entwickelte daher ein Staat von gleichem Umfange eine größere Masse von Streitkräften; und nie entwickelte er sie in einer noch kürzern Zeit. Alle Provinzen des Königreichs wetteiferten in Stellung einer zahlreichen Landwehr, sobald der Antrieb dazu gegeben war; und so geschah es, daß Preußen mit einer Bevölkerung von etwa 5 Millionen ein weit größeres Heer auf die Beine brachte, als in den Zeiten seines höchsten Flors, und zwar in einer Periode, wo die Finanzen durch die im letzten Jahre dargebrachten Opfer mehr als jemals zerrüttet waren und der gute Wille die Stelle des Gesetzes vertreten mußte. Den vaterländischen Sinn noch mehr zu beleben, stiftete der König den Orden des eisernen Kreuzes von zwei Klassen und einem Großkreuz.

Alexander und Friedrich Wilhelm blieben nicht die Einzigen, welche gegen Napoleon und seine Verbündeten in die Schranken traten, um ein System zu bekämpfen, dessen Verderblichkeit außer jedem Zweifel lag. Von England, das noch immer auf der pyrenäischen Halbinsel kämpfte, wollen wir nur anführen, daß es im Jahre 1813 die Summe seiner Ausgaben auf 112 Millionen Pf. Sterling steigerte, um die Mächte des festen Landes theils mit Geld, theils mit Kriegsbedürfnissen zu unterstützen. Österreichs Politik war nicht zweifelhaft; denn das Staatsruder war Männern anvertraut, welche nie aufgehört hatten, Napoleons Grundsätze zu verabscheuen. Gleichwohl schloß

diese Politik sehr viel Rücksichten in sich, unter welchen das seit dem Jahre 1810 gestiftete Familien-Verhältniß oben an stand. Der aufrichtige Wunsch des österreichischen Kabinets war, einen allgemeinen Frieden zu Stande zu bringen; da dieser aber nur dadurch möglich wurde, daß Napoleon seinen Ansprüchen auf die Beherrschung Europa's entsagte, so fehlte es an jeder Aussicht auf glücklichen Erfolg von Seiten der verwandtschaftlichen Bemühungen. Zwar hatte der Fürst von Schwarzenberg, nach seiner im April erfolgten Ankunft in Paris, kein Bedenken getragen, dem Herzog von Bassano zu eröffnen, „daß dieselbe Politik, welche die Vermählung Napoleons mit einer österreichischen Erzherzogin gebilligt habe, dies Verhältniß auch wieder auflösen könne;" allein selbst diese Drohung hatte nichts vermocht über einen Eigensinnigen, der nur allzu gut fühlte, daß Nachgiebigkeit und Herabsetzung seiner selbst gleichbedeutend waren; mit einem Worte, daß er mit erblichen und rechtmäßigen Monarchen nicht auf gleicher Linie stand. Durch neue Siege glaubte der französische Kaiser seinen Schwiegervater und dessen Minister einzuschrecken. Nichts desto weniger erfuhr er, daß Schweden sich offen an Rußland und Preußen anschloß. Dies geschah zunächst durch einen Traktat mit England, worin es die Verbindlichkeit übernahm, ein Corps von 30000 Mann zu einer direkten Unternehmung gegen Frankreich zu stellen, wogegen England sich anheischig machte, Schweden auf den Fall, daß der König von Dänemark dem nordischen Bündniß seinen Beitritt versagen würde, zu dem Besitze von Norwegen zu verhelfen, überdies aber auch Hülfsgelder zu zahlen und die Insel Guadeloupe abzutreten. Und nachdem Schweden auf diese Weise Englands Verbündeter geworden war, schloß es am 22. April zu Stockholm ein Trutz- und Schutz-Bündniß mit Preußen, wodurch letzteres sich verpflichtete, ein Corps von 27000 Mann zu den Truppen stoßen zu lassen, welche der Kronprinz von Schweden in Deutschland

Gedanken, neuen Verschwörungen gegen seine Dynastie dadurch zuvor zu kommen, daß er seine Gemahlin krönen und seinen Sohn förmlich als künftigen Regenten Frankreichs anerkennen lassen wolle; allein auch hier stieß er auf Hindernisse, die nicht zu besiegen waren. Denn nicht genug, daß er zu dieser Feierlichkeit des Pabstes bedurfte, der keine Veranlassung hatte, sich ihm gefällig zu beweisen, erforderte eben diese Feierlichkeit auch einen Aufwand an Zeit und Kraft, der am Vorabend eines blutigen und weit aussehenden Krieges nicht ohne Nachtheil gemacht werden konnte. Um nun gleichwohl seine Gemahlin und seinen Sohn den Gemüthern der Franzosen näher zu bringen und um dadurch zugleich Österreich auf seine Seite zu ziehen, gab es kein besseres Mittel, als Übertragung der Regentschaft auf die Kaiserin während des Krieges. Dies geschah durch Patent-Briefe des Kaisers, in welchen die Kaiserin als die Person bezeichnet wurde, welche im Senat, im Staatsrath, im Rathe der Minister und im geheimen Rathe den Vorsitz führen sollte, vorzüglich bei Untersuchung der Gnaden-Recurse. Diese Patent-Briefe waren vom 29. März; und gleich Tages darauf wurde im Elisäum ein sogenannter Kabinets-Rath gehalten, wo die Kaiserin den Eid der Treue schwur und sich verbindlich machte, „bei Ausübung der ihr anvertrauten Gewalt die Akten der Constitution und alle Verfügungen, welche ihr Gemahl entweder schon getroffen habe, oder noch treffen werde, zu beobachten. Am 1. April wurden diese Patent-Briefe in die Protokolle des Senats eingetragen, der, auf Antrieb des Reichs-Erzkanzlers, eine Deputation von 30 Mitgliedern abschickte, um der Regentin die Huldigungen des ersten Reichs-Kollegiums zu überbringen ... Ahnete irgend einer von diesen Senatoren, daß er, ein einziges Jahr später, die Hand zur Absetzung Napoleons bieten, und um das Schicksal seiner Gemahlin und seines Sohnes unbekümmert bleiben würde? ...

Gekommen war der Zeitpunkt, wo Thaten entscheiden mußten. An der Nieder- und an der Mittel-Elbe hatten die Feindseligkeiten bereits ihren Anfang genommen: dort in dem Gefechte bei Lüneburg, wo der russische General Dörnberg das aus Schwedisch-Pommern zurückkehrende Corps des Generals Morand am 2. April die Waffen zu strecken genöthigt hatte; hier in dem Treffen, welches der Graf von Wittgenstein, unterstützt von preußischen Generalen, dem von Magdeburg ausgerückten Vice-König von Italien am 5. April bei Möckern lieferte, nicht ohne nach Beendigung desselben 1000 Gefangene mit einer eroberten Kanone nach Berlin zu senden. Russen und Preußen rückten indeß unter den Generalen Kutusow und Blücher durch Schlesien auf Dresden los, wo sich um diese Zeit noch französische Truppen befanden. Jener erkrankte auf dem von ihm gemißbilligten Marsche, und starb zu Bunzlau den 28. April. Von ihm ging der Oberbefehl auf den Grafen von Wittgenstein über.

Für den Erfolg des nunmehr eröffneten Feldzugs hing das Meiste von der Theilnahme der deutschen Völkerschaften an demselben ab; und man darf sagen, daß die Hinneigung dazu sehr allgemein war. Erschöpft war die Geduld, und durch nichts hatte Napoleon die Deutschen noch tiefer verletzt, als durch die Ausstattung des französischen Adels mit deutschem Grund und Boden: eine Ausstattung, welche die Lehnsherrschaft in veränderter Gestalt zurückführte und Deutschland mehr oder weniger zu einem Zins-Staat machte.*) Doch verschieden von dem Vortheil der Deutschen

*) Der Anfang damit war im Jahre 1807 gemacht worden, wo Napoleon, als Schöpfer des Königreichs Westphalen, für 7 Millionen Franken Domänen in diesem kleinen Königreiche für sich behalten hatte, um darüber zum Vortheil seiner Marschälle und übrigen Generale verfügen zu können. Als im folgenden Jahre der französische Adel gestiftet wurde, erhielten die Domänen im Kurfürstenthum Hannover, in Schwedisch-Pommern

war in dieser verhängnißvollen Zeit der Vortheil der deutschen Fürsten, welche die Fortdauer des Rheinbundes, nach der gänzlichen Auflösung der frühern Reichsverfassung, zu ihren Daseins- und Wirksamkeits-Bedingungen zu rechnen genöthigt waren. Nur die Herzöge von Mecklenburg und der Fürst von Dessau hatten den Muth, sich den verbündeten Monarchen anzuschließen. Der König von Sachsen, dessen Beispiel von dem größten Erfolge für den Fortgang des Befreiungskrieges gewesen sein würde, fand dagegen, bei Annäherung der verbündeten Truppen, für rathsam, sich den Bestürmungen seiner Unterthanen dadurch zu entziehen, daß er von Dresden nach Regensburg ging. Von hier aus antwortete er dem Könige von Preußen, der ihm zum Beitritt aufgefordert hatte, kalt und förmlich: „man werde der in seiner Handlungsweise vorwaltenden pflichtgemäßen Rücksicht auf das bleibende Wohl seiner Unterthanen Gerechtigkeit wiederfahren lassen.“ Von Regensburg begab sich Friedrich August nach Prag, unstreitig um zu erforschen, welchen Entschluß der österreichische Hof fassen werde. Mit ihm blieben die Rheinbundsfürsten dem Verhältniß getreu, worin sie seit dem Jahre 1806 zu ihrem Beschützer gestanden hatten, bis, im Laufe der Begebenheiten, der König von Baiern zuerst eine neue Bahn brach.

---

im Fürstenthum Erfurt, in Baireuth, in Hanau und Fulda dieselbe Bestimmung, und bis zum April 1809 hatten französische Kommissäre im Königreich Westphalen 950 Loose oder Schenkungs-Portionen, in den hannöverschen Staaten 72 gemacht, welche von 1000 bis auf 180,000 Franken jährlicher Einkünfte stiegen. Eine noch größere Ausdehnung erhielt dies System durch den 15. August 1809, wo der französische Kaiser nach der Schlacht bei Wagram für mehrere Millionen sogenannter Loose verschenkte; unter andern für 500,000 aus Schwedisch-Pommern und für eben so viel aus Baireuth. In seiner Gesammtheit betrug, bloß nach bekannt gewordenen Angaben, dieser Sklavenzins jährlich aus deutschen Staaten nicht weniger als 15,064,165 Franken.

Zur Entschuldigung des Königs von Sachsen muß bemerkt werden, daß außer dem Königstitel, den er dem französischen Kaiser verdankte, ihn nicht sowohl das nicht unbedeutende Darlehn von 20 Millionen Franken, von welchem oben die Rede gewesen ist, als vielmehr die Achtung, worin er bei Napoleon zu stehen glaubte, an den Rheinbund fesselte; wozu denn freilich die hohe Meinung kam, die er von dem kriegerischen Talente seines Beschützers hatte.

Nach dem Übergang über die Elbe blieben die von Blücher geführten Truppen in Sachsen stehen, weil es gefährlich schien, sich vor der Ankunft der russischen Haupt-Armee unter Barklay de Tolly in Offensiv-Operationen einzulassen.

In sehr kurzer Zeit hatte der französische Kaiser seine Rüstungen vollendet; das erste Aufgebot des Jahres 1812, in Verbindung mit den reichen Vorräthen, welche das Ergebniß so vieler glücklichen Feldzüge waren, hatte ihm die Mittel dazu gereicht. Ein Heer von 80000 Mann war unter dem Oberbefehl des Marschalls Ney seit der Mitte des April in und um Erfurt versammelt. Dazu kamen 40000 Mann unter dem Vice-König von Italien, welcher den Auftrag hatte, sich so zu bewegen, daß der Übergang über die Saale erleichtert würde. Napoleon stellte also gleich Anfangs nicht weniger als 120,000 Mann ins Feld, um die Russen über den Niemen zurückzutreiben. „Je weiter diese vorgerückt wären" — so lautete sein Ausspruch — „desto weiter würden sie zurückgeschleudert werden; wären die feindlichen Heere aber auch auf den Höhen von Montmartre gelagert, so sollte dennoch von allen, dem großen Reiche einverleibten Provinzen nicht ein einziges Dorf abgerissen werden." In dem Augenblick, wo diese Worte von ihm gesprochen wurden, bedachte er schwerlich, daß die feindlichen Heere nach Jahr und Tag die Höhen vor Paris wirklich erstürmen könnten, um sich

der Hauptstadt des großen Reichs zu bemächtigen. In einem erheuchelten Vertrauen zu Österreichs Beistande, reisete er den 15. April von Paris ab und langte nach zehn Tagen in Erfurt an, wo vor ihm die Marschälle Ney, Oudinot, Bessieres und Marmont angekommen waren. Sogleich erfolgte ein Aufbruch nach der Saale.

Der Leser erwarte hier nicht ausführliche und kunstgerechte Beschreibungen von Schlachten; dazu fehlt es uns, vor allem, an Raum. Nur den Gang des Feldzuges werden wir zu zeichnen versuchen, weil dies hinreicht, den Untergang der französischen Herrschaft in Deutschland durch die gänzliche Auflösung des Rheinbundes ins Licht zu stellen.

Bei der Überlegenheit der französischen Streitkräfte war der Übergang über die Saale mit keinen wesentlichen Schwierigkeiten verbunden; er erfolgte auf mehreren Punkten, und war nur dadurch merkwürdig, daß er dem von einer Kanonenkugel getroffenen Marschall Bessieres das Leben kostete. Die Verbündeten, etwa 70000 Mann stark, warfen sich dem französischen Heere entgegen, als dieses über Lützen nach Leipzig vorging. Den 2. Mai kam es bei dem Dorfe Groß-Görschen zu einer Hauptschlacht, welche nur dadurch zum Vortheil Napoleons ausfiel, daß der Graf von Wittgenstein, um nicht durch den Vice-König von Italien von der Elbe abgeschnitten zu werden, den Kampf abbrach. Unter dem Schutze eines nächtlichen Kavallerie-Angriffs bewirkten die Verbündeten ihren Rückzug auf Dresden, wo sie mit 1000 Gefangenen und 10 erbeuteten Kanonen anlangten. Mehr folgend, als verfolgend, nahm Napoleon dieselbe Richtung, und nach seiner Ankunft in der Hauptstadt Sachsens, erschien, von Prag her, der König Friedrich August, um sich inniger, als jemals, an ihn anzuschließen. Außer dem sächsischen Heere wurde die Festung Torgau zur Verfügung des Siegers gestellt, so daß der Verlust, den er bei Groß-Görschen gelitten hatte, reichlich ersetzt war. Wenn Napoleon nichts

desto weniger auf einen Waffenstillstand antrug, so konnte er dazu keinen andern Beweggrund haben, als — das Mißtrauen, das er in die Politik des österreichischen Hofes setzte, der in Böhmen ein Heer zu vereinigen angefangen hatte.

Die Verbündeten lehnten Napoleons Antrag ab. Verstärkt durch die inzwischen erfolgte Ankunft der russischen Haupt-Armee unter Barclay de Tolly, nahmen sie, 96000 Mann stark, eine feste Stellung bei Bauzen. In dieser den Angriff erwartend, sahen sie sich den 20. Mai wirklich von 148,000 Mann, die Napoleon vereinigt hatte, angegriffen. Sie behaupteten sich bis zum Nachmittag des folgenden Tages, brachen sodann das Gefecht ab und schlugen den Weg nach Schlesien ein, doch so, daß sie die Straße der Oder verließen, und, die Hauptstadt Schlesiens dem Feinde Preis gebend, bei Schweidnitz eine solche Stellung nahmen, daß sie, als Herren des Gebirges und Oberschlesiens, die Verbindung mit Österreich offen behielten. Auf der Verfolgung am 22. Mai in Reichenbach mit dem Hauptquartier angelangt, erfuhr Napoleon, daß der Feind sich noch auf der Seite von Makersdorf behaupte. Um eine Bewegung nach Görlitz anzuordnen, sprengte er noch gegen Abend durch einen Hohlweg. Ihm folgten der General Kirgener und der Marschall Duroc. Plötzlich streckte eine verlorene Kanonenkugel jenen todt zu Boden und riß diesem den Leib auf. So verlor Napoleon den bewährtesten seiner Freunde in demselben Augenblick, wo ihm gemeldet wurde, daß der Feind nur noch eine schwache Nachhut zeige und daß Ney Görlitz nach wenigen Stunden besetzen werde. Duroc starb, wenig Augenblicke darauf, vor Napoleons Augen. Die Verfolgung der Russen und Preußen war übrigens nicht so glücklich, daß es dem General Blücher nicht gelungen wäre, den Franzosen bei Haynau in einem Überfall bedeutenden Schaden zuzufügen.

Dies geschah den 26. Mai mit Erbeutung der Artillerie des Generals Maison. Wenig Tage darauf wurde wegen eines

Waffenstillstandes parlementirt, und dieser kam den 4. Juni zu Stande, nachdem die Franzosen in den Besitz Breslaus gekommen waren. Man bedurfte desselben von beiden Seiten: die Verbündeten zur Vollendung ihrer Rüstungen; der französische Kaiser aus den mannichfaltigsten Beweggründen. Die Schlacht bei Bauzen hatte die Zahl seiner Streiter um fast 40000 verringert; die Verbündeten zogen sich mit einer Ordnung zurück, welche, als Ausdruck ihres unerschütterten Muthes, ihm neuen und kräftigern Widerstand ankündigte; in seinem Rücken befanden sich theils Heeres-Abtheilungen, theils Streifpartien, die ihn durch Unterbrechung seiner Kommunikationen noch größern Schaden zufügen konnten, als er bereits gelitten hatte; auch konnte er sich nicht verbergen, daß im Norden des Kriegsschauplatzes der Kronprinz von Schweden, im Süden der Kaiser von Österreich gegen ihn loszubrecheu droheten, so daß er die Verfolgung nicht fortsetzen konnte, ohne sich großen Gefahren bloß zu stellen. Das Dorf Poischwitz in der Nähe von Jauer war demnach der Ort, wo die gegenseitigen Bevollmächtigten sich dahin vereinigten: „daß die Feindseligkeiten bis zum 20. Juli mit sechstägiger Aufkündigung aufhören sollten, und zwar so, daß die französischen Truppen sich bis hinter die Katzbach zurückziehen, die Vorpostenlinie der Verbündeten sich oberhalb Breslau an die Oder lehnen und von da längs dem Schweidnitzer Wasser auf Bolkenhayn, Landshut und Schmiedeberg gehen, der zwischen beiden Heeren liegende Landstrich aber, so wie die Stadt Breslau, neutral bleiben sollte.“ Dabei wurde noch festgesetzt, daß die sämmtlichen Parteigänger über die Elbe zurückkehren und daß an der Niederelbe die Verhältnisse so bleiben sollten, wie sie in der Nacht vom 5. Juni um 12 Uhr sein würden. In Kraft dieses Waffenstillstandes verließen die Franzosen Breslau, und Napoleon, begleitet von seinen Garden, kehrte nach Dresden zurück, ohne das Versprechen erfüllt zu haben, das er den Bewohnern des

Königreichs Sachsen gegeben hatte, nämlich, daß sie nur von schnellen Durchmärschen zu leiden haben würden.

Wegen der Annahme des früherhin angetragenen Waffenstillstandes entschuldigte sich Napoleon gegen seine Vertrauten mit den Worten: „Ja, ich will einen Waffenstillstand, um mich mit den Russen zu verständigen und um mich der Österreicher zu entledigen. Wären wir nur um einen Monat älter, so würde ich keine schönere Gelegenheit wünschen, um, mit den Waffen in der Hand, das Schicksal der Welt zu entscheiden. Dann würde ich Reiterei haben; dann würde ich auch keinen Waffenstillstand anbieten." . . . Was er auch bei diesen Worten denken mochte: seine ganze Lage in der europäischen Welt vertrug sich schon um diese Zeit nicht mehr mit einer Verbesserung. Zwar hatte er, nach der Wiedereinnahme von Hamburg durch den General Vandamme, an dem Könige von Dänemark einen neuen Bundesgenossen erhalten; allein dafür standen seine Angelegenheiten auf der pyrenäischen Halbinsel nur um so schlimmer. Um eben die Zeit, wo sich die Verbündeten nach Schlesien zurückzogen, brach Lord Wellington an der Spitze von 70000 Mann gegen den Ebro auf und nöthigte dadurch den König Joseph, Madrid zu verlassen. Die Schlacht bei Vittoria, den 21. Juni auf den ausdrücklichen Befehl dieses Königs geliefert, endigte sich für die Franzosen mit einer so vollständigen Niederlage, daß Spanien gänzlich für sie verloren ging und Napoleon sich genöthigt sah, den Marschall Soult, den er aus Spanien abberufen hatte, von Dresden aus nach den Pyrenäen mit unbeschränkten Vollmachten zurück zu senden, damit Frankreich auf dieser Grenze vertheidigt werden möchte. Durch bloße Waffengewalt war ein Friede nicht mehr zu erringen. Ihn auf dem Wege der Unterhandlung zu gewinnen, war vielleicht mit noch größeren Schwierigkeiten verbunden. Indeß bot dieser Weg noch einige Aussicht dar. Wie sehr also Napoleon auch die Vermittelung des Wiener

Hofes verabscheuen mochte, weil sie seinen Stolz verletzte: so willigte er doch in die Annahme derselben; um so mehr, weil Franz I. sein Schwiegervater war, die Verbündeten aber die Parteilichkeit des österreichischen Kaisers in keiner Beziehung fürchteten. Und so wurde denn verabredet, daß zu Prag ein Kongreß gehalten werden sollte, der den ausschließenden Zweck hätte, den Frieden Europa's auf unerschütterlichen Grundlagen wieder herzustellen.*)

*) Dies geschah in Folge einer Unterhandlung, welche Napoleon mit dem General Bubna im Markolinischen Palaste zu Dresden hatte. Späterhin (28. Juni) überreichte der Graf von Metternich in demselben Palaste dem französischen Kaiser ein Schreiben seines Souveräns, das gleichsam die Bedingungen enthielt, unter welchen Österreich sich verbindlich machte, Napoleons Fortdauer auf dem französischen Thron zu sichern. Diese Bedingungen waren: Abtretung der Hälfte Italiens an Österreich, Zurückgabe Illyriens, Wiedereinsetzung des Pabstes, Verzichtleistung auf das sächsische Polen, auf Holland, auf Spanien, auf die Fortdauer des Rheinbundes, so wie auf das Protektorat der Schweiz. Im höchsten Grade von diesen Forderungen empört, redete Napoleon den österreichischen Minister also an: „Also ohne Schwertschlag soll ich, auf Euer Gebot, Europa räumen, meine siegreichen Legionen mit umgekehrtem Gewehr hinter den Rhein, die Alpen, die Pyrenäen zurückführen? Nur dazu hat mein Schwiegervater Sie hierher geschickt? Auf einen verstümmelten Thron will er seine Tochter, seinen Enkel verweisen? Das französische Reich soll förmlich getheilt werden? Ha, Metternich, wie viel hat England Ihnen gezahlt, um Sie zu dieser Rolle gegen mich zu bestimmen?" Trotz dieser beleidigenden Äußerung ließ sich Napoleon Österreichs Vermittelung und den Prager Kongreß in der Beschränkung gefallen, welche das österreichische Kabinet für heilsam befunden hatte; denn Napoleon wollte nicht nur England, sondern auch die Vereinigten Staaten Nordamerika's und sogar die Regentschaft von Cadiz in denselben verflochten sehen, „um" — dies war sein Ausdruck — „einen Weltfrieden zu bewirken." Gerade hierin zeigte es sich, daß es ihm, wie den Verbündeten, nur auf Vollendung seiner Rüstungen ankam, daß er also nur der Gewalt vertraute.

Kaum war jedoch hierüber eine förmliche Übereinkunft geschlossen und der Waffenstillstand bis zum 10. August verlängert worden, als Napoleon über die Art und Weise der Vermittelung zu stipuliren verlangte; unstreitig weil ihm eingefallen war, daß er durch die Annahme der Vermittelung in die Gleichheit mit den übrigen Souveränen zurücktrat und dem Wiener Kabinet eine Art von Schiedsrichter-Amt einräumte. Zwischen Gitschin (dem Aufenthaltsort des österreichischen Kaisers) und Dresden wurden also mehrere Noten gewechselt, welche die Fortdauer des Allianz-Traktats vom abgewichenen Jahre zum Gegenstande hatten. Österreich wich indeß mit Geschicklichkeit der Schlinge aus, welche ihm hierdurch gelegt wurde; und man kam überein, daß die Eröffnung des Kongresses den 12. Juli erfolgen sollte. Um seine Unparteilichkeit vorläufig an den Tag zu legen, gestattete Franz I. einem polnischen Armee-Corps, welches sich in den von den Russen unbesetzt gebliebenen Theilen des Herzogthums Warschau unter dem Fürsten Poniatowsky gesammelt hatte, den Durchzug durch Mähren und Böhmen nach Sachsen.

Ihre Friedensliebe nicht zweifelhaft werden zu lassen, sendeten Rußland und Preußen Bevollmächtigte nach Prag, sobald der Graf von Metternich als Bevollmächtigter des vermittelnden Hofes daselbst angelangt war; doch wer nicht zu rechter Zeit erschien, war der Bevollmächtigte Napoleons. Zwar befand sich der Graf von Narbonne zu Prag, allein nur in der Eigenschaft eines Gesandten am österreichischen Hofe, und mit dem bestimmten Auftrag, sich nicht eher in Unterhandlungen einzulassen, als bis der erste Bevollmächtigte, Coulaincourt, erschienen sein würde. Dieser traf wenig Tage vor dem Ablauf des Waffenstillstandes ein. Man stritt von jetzt an über die Form, in welcher man die Unterhandlungen anknüpfen wollte; und ehe irgend etwas festgestellt war, trat der 10. August ein. Jetzt erklärten der russische und der preußische Bevollmächtigte,

daß ihre Vollmachten erloschen seien, und zwei Tage darauf erfolgte Österreichs Kriegserklärung gegen Frankreich.

Österreich stellte drei Heere ins Feld: eins zum Angriff auf Napoleon unmittelbar, um ihn aus Deutschland zu vertreiben; das zweite gegen den König von Baiern, um seinen Abfall vom Rheinbunde zu bewirken; das dritte gegen den Vice-König von Italien, den Napoleon nach Mailand zurückgesendet hatte, um Österreich von da aus zu beunruhigen. Preußen hatte sein Heer durch die Landwehr auf nicht weniger als 277,000 Mann vermehrt. Rußland betrat den Kriegsschauplatz mit 249,000 Mann, von welchen jedoch 57000 noch als Reserve in Polen zurückgeblieben waren, als die Feindseligkeiten von neuem ausbrachen. Der Kronprinz von Schweden war mit etwa 30000 Mann auf Pommerns Küste erschienen, von welchen jedoch die Hälfte zur Vertheidigung dieses Landes zurückblieb, als Karl Johann nach der Kurmark aufbrach, um seinen Antheil an der Befreiung Deutschlands zu gewinnen. War übrigens jemals eine Coalition ihrer Benennung werth, so war es diese, gegen Napoleons und Frankreichs Anmaßungen gerichtete. Die Einheit des Beschlusses zu sichern, waren die drei verbündeten Monarchen überein gekommen, nicht von dem in Böhmen versammelten Hauptheere zu weichen; und damit auch die Truppen von dem Geiste der Verbündung beseelt bleiben möchten, war bei der Zusammensetzung der einzelnen Heere dafür gesorgt worden, daß Glück und Unglück den verschiedenen Nationalen gemein blieben. Außer den, gegen Baiern und das Königreich Italien aufgestellten Heeren, gab es deren drei: das böhmische, das schlesische und die sogenannte Nord-Armee. Das erste, zusammengesetzt aus Österreichern, Preußen und Russen, 237,000 Mann stark, stand unter dem Oberbefehl des Fürsten von Schwarzenberg; das zweite, bestehend aus Preußen und Russen, und etwa 95000 Mann stark, gehorchte den Befehlen des Generals Blücher; das

dritte, ein Verein von Schweden, Russen und Preußen, und etwa 154,000 Mann stark, folgte den Richtungen des Kronprinzen von Schweden.

Diesen Massen stellte Napoleon ein Heer von 462,000 Mann entgegen, wovon jedoch 80000 dreizehn Festungen vertheidigten, welche aus früheren Kriegen in seinen Händen zurückgeblieben waren; nämlich: Danzig, Zamosk, Modlin, die drei preußischen Oderfestungen, die Elbfestungen Wittenberg, Torgau und Magdeburg, der Marienberg bei Würzburg, Dresden, Freiberg und der Petersberg bei Erfurt.

Kurz vor dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten hatte der Kronprinz von Schweden zu Trachenberg in Schlesien eine Zusammenkunft mit Alexander und Friedrich Wilhelm III. gehabt, worin der Feldzugsplan verabredet war, und jener hatte sich von diesen, wie erzählt wird, mit den Worten getrennt: „Bei Leipzig sehen wir uns wieder."

Dresden war, wenn nicht als eine Löwenhöhle, doch als ein befestigtes Lager zu betrachten, aus welchem Napoleon hervorgelockt werden mußte, wofern man über ihn obsiegen wollte. Er selbst begriff alle Vortheile seiner Stellung, und seine Hartnäckigkeit in Vertheidigung derselben war das, was den nachfolgenden Begebenheiten ihren Charakter gab, nur daß wir, bei der Darstellung derselben, jeder Ausführlichkeit zu entsagen genöthigt sind.

Die Feindseligkeiten begannen bald nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes. Marschall Oudinot, mit einem aus französischen und sächsischen Truppen zusammengesetzten Armee-Corps gegen Berlin ausgesendet, stieß den 23. August bei Groß-Beeren auf denjenigen Theil der Nordarmee, welcher von dem preußischen General Bülow befehligt wurde, ließ sich in eine Schlacht ein und wurde mit einem bedeutenden Verlust an Todten, Verwundeten und Kanonen nach Wittenberg zurückgetrieben. Gleichzeitig mit dem Marschall Oudinot war Napoleon von Dresden

nach Schlesien aufgebrochen, um das unter Blücher versammelte Heer zu vernichten. Ob nun gleich Blücher bis an die Katzbach vorgegangen war, so wich er doch dem ihm bereiteten Schicksal durch einen Rückzug nach Jauer aus, und kehrte nicht eher zurück, als bis er erfahren hatte, daß Napoleon mit dem größten Theile seines Heeres nach Dresden zurückgegangen sei, um sein befestigtes Lager gegen die Angriffe des in Sachsen eingebrochenen böhmischen Heeres zu vertheidigen. Plötzlich wieder vorgehend, überfiel er, unter heftigen Regengüssen, den Marschall Macdonald an der Katzbach und lieferte eine Schlacht, die dem Feinde 10000 Gefangene und nicht weniger als 103 Kanonen kostete. Dies geschah den 26. August, und zwei Tage darauf sah der französische General Puthod, der ein besonderes Corps von 8000 Mann befehligte, sich bei Plagwitz zur Ergebung an den russischen General Langeron genöthigt. Inzwischen hatte die böhmische Armee Dresden fast in demselben Augenblick erreicht, wo Napoleon mit seinen zahlreichen Garden und anderen Truppen dahin zurückgekommen war. Hier nun entbrannte eine Schlacht, welche zwei Tage dauerte. Als die Anführer der Verbündeten am Abend des 26. August zu der Überzeugung gelangt waren, daß, bei dem Umfange der Widerstandskraft, ihr Unternehmen verfehlt sei, ordneten sie den Rückzug und das Heer trat mit dem Verlust eines österreichischen Corps, das abgeschnitten und gefangen genommen wurde, in dieselbe Stellung zurück, von welcher es am Morgen ausgegangen war. In dieser, nach einer regnigten Nacht, am folgenden Morgen aufs Heftigste angegriffen, wichen zuerst die beiden Flügel, zuletzt das Centrum. General Moreau, der dieser Schlacht beiwohnte, fand in ihr seinen Tod. Hinter einer preußischen Batterie, gegen welche zwei französische gerichtet waren, auf den Anhöhen von Recknitz haltend und in einer Unterredung mit dem russischen Kaiser begriffen, wurde er von einer Kanonenkugel getroffen, die,

indem sie seinem Pferde durch den Leib fuhr, ihm beide Beine über dem Knie zerschmetterte: eine Verstümmelung, an welcher er nach wenigen Tagen zu Laun in Böhmen starb. Gefährlich durch die Beschaffenheit der Wege, wurde der Rückzug den Verbündeten nach Böhmen noch weit gefährlicher dadurch, daß Napoleon, vor der Schlacht, den zum Marschall ernannten General Vandamme mit 30000 Mann über Peterswaldau nach Böhmen gesendet hatte, sich den Heimkehrenden entgegen zu werfen. Glücklicher Weise für die Verbündeten stieß Vandamme bei Culm auf 8000 Russen unter Osterman-Tolstoi, welcher die Engpässe dieser Gegend zu vertheidigen hatte. Mit aller Tapferkeit, welche der russische General bewies, würde er der Übermacht haben weichen müssen, wenn Friedrich Wilhelm III., der sich zu Teplitz befand, nicht die Gefahr erkannt und für Verstärkungen gesorgt hätte. Indem nun der Kampf am 30. August noch fortdauerte, kam der preußische General von Kleist, den der König von Neapel*) verfolgt hatte, über die Nollendorfer Höhen ganz unerwartet dem Feinde in den Rücken, und die Folge davon war, daß Vandamme, von allen Seiten eingeschlossen, sich mit 10000 Mann und 81 Kanonen ergeben mußte. Dies war also der Ausgang der Schlacht bei Dresden: ein Ausgang, zu welchem der von Blücher an der Katzbach errungene Sieg wenigstens in sofern mitwirkte, als er die Verfolgung des Königs von Neapel hemmte.

Drei verlorene Schlachten gegen eine, die gewonnen war, verbesserten die Lage des französischen Kaisers so wenig, daß er, um nicht vor der Zeit in der öffentlichen Meinung zu sinken, nur darauf bedacht war, wie er sich Berlins bemächtigen wollte. Ney, der diesen Streich ausführen sollte, rückte mit 80000 Mann gegen die Nord-

*) Er war, während des Waffenstillstandes, auf Napoleons dringendes Bitten in Sachsen angelangt.

Armee an; und nach vorhergegangenen Gefechten stieß er bei Dennewitz auf den preußischen General von Bülow, der ihn am 6. September so lange beschäftigte, bis der Kronprinz von Schweden mit 70 russischen und schwedischen Bataillonen, welche 150 Stück Geschütz mit sich führten, und mit 10000 Mann Reiterei, Nachmittags um 3 Uhr zu Hülfe kam und den Kampf auf eine solche Weise entschied, daß Ney Mühe hatte, sich nach einem Verlust von 5000 Todten, eben so viel Gefangenen und 80 Kanonen, nach Torgau zu retten.

Nach so vielen Unfällen für Napoleon trat eine Pause ein, welche die Parteigänger zur Ausführung kecker Unternehmungen benutzten. So erschien General Czernitschef an der Spitze eines zahlreichen Kosackenschwarms vor Kassel und verjagte vorläufig den König Hieronymus. Andere Parteigänger, zu welchen der ehemals sächsische General Thieleman gehörte, drangen aus Böhmen durch das Erzgebirge vor und bemächtigten sich bei Weißenfels und Kösen des Materials, wodurch Napoleon sich zu verstärken hoffte. Dieser bewegte sich, ohne etwas Ernsthaftes zu unternehmen, abwechselnd nach Schlesien und nach Böhmen. Der Wunsch der Verbündeten, den französischen Kaiser in Sachsens Ebenen zu locken, wurde durch den unerschrockenen General Blücher erfüllt, als er, um sich an die Nord-Armee anzuschließen, den kühnen Entschluß faßte, neben der französischen Armee, bei Dresden vorbei, nach Elsterwerda zu marschiren und in der Nähe von Torgau über die Elbe zu gehen. Dieser Übergang erfolgte den 3. October bei Wartenberg, zwar mit einem Verlust von 2000 Mann, doch zum ewigen Ruhm des preußischen Heerführers, der, nachdem er das entgegenstehende Ufer erreicht hatte, Franzosen, Sachsen und Würtemberger aus dem Felde schlug und, außer 1000 Gefangenen, 16 Kanonen und 70 Munitions-Wagen erbeutete. Die Vereinigung Blüchers mit dem Kronprinzen, der nun auch bei Roslau und Acken

über die Elbe ging, wurde in den nächsten Tagen bewerkstelligt; und der Kriegsschauplatz war um so sicherer verändert, weil auch das böhmische Heer bereits angefangen hatte, sich durch das Erzgebirge nach Chemnitz und Altenburg in Bewegung zu setzen.

An der Spitze von 125,000 Mann verließ Napoleon die Hauptstadt Sachsens fast an demselben Tage, wo zwischen Baiern und Österreich zu Ried eine Convention geschlossen wurde, die, indem sie dem Könige von Baiern volle Souveränetät und Entschädigung für seine Abtretungen an Österreich zusicherte, die Folge hatte, daß der baiersche General Wrede, ohne allen Zeitverlust, mit etwa 50000 Österreichern und Baiern über Ansbach und Würzburg nach Hanau aufbrach, um den französischen Kaiser, wenn er, geschlagen in Sachsens Ebenen, nach Mainz zurückkehren würde, gänzlich zu vernichten; diese Convention war vom 8. October. In Dresden blieben etwa 20000 Mann unter den Generalen St. Cyr und Lobau zurück. Gern hätte Napoleon die vereinigten Heere Blüchers und des Kronprinzen geschlagen; da sie aber auswichen, so blieb ihm nichts anderes übrig, als sein Heer in Leipzigs Ebenen aufzustellen und den Angriff der Verbündeten zu erwarten. Verstärkt wurde er durch mehrere Divisionen, welche der Marschall Augereau von Würzburg herbeiführte, so daß sein Heer sich auf etwa 200,000 Mann belief. Der König von Sachsen, der ihm mit seiner Gemahlin und Tochter gefolgt war, nahm seinen Wohnsitz in Leipzig, um Ereignisse abzuwarten, welche über sein Königreich entscheiden mußten. Inzwischen drangen die Verbündeten von Böhmen her immer gewaltiger an, und alle Bemühungen des Königs von Neapel, ihren Lauf zu hemmen, waren gleich unnütz; in ihrer Gesammtheit bildeten sämmtliche Verbündete eine Masse von 300,000 Mann, mit dem festen Entschluß, Deutschlands Boden von Bonaparte's Heerschaaren für immer zu reinigen.

Ungern widerstehen wir der Versuchung, die glorreiche Schlacht zu beschreiben, welche, nach ihrer Beendigung, die Benennung der großen Völkerschlacht erhielt. Sie dauerte drei Tage. Am 16. October entwickelte Napoleon seine feldherrliche Geschicklichkeit in den Angriffen, welche er erst auf die beiden Flügel, und sodann mit Riesengewalt auf das Centrum des böhmischen Heeres machte; doch der Erfolg entsprach seinen Erwartungen nicht, und während auf dieser Seite des Schlachtfeldes (bei Wachau, Connewitz und Lindenau) alles unentschieden blieb, schlug General Blücher, in wiederholten Angriffen, das Corps des Marschalls Marmont, worauf er bei Möckern gestoßen war. Seit dem 14. October von dem Abfall Baierns, der eine Auflösung des ganzen Rheinbundes in sich schloß, unterrichtet, schlug Napoleon sich nur noch wegen der Sicherheit seines Rückzuges nach Frankreich. Am meisten offenbarte sich dies in seiner Behandlung des österreichischen Generals Meerveldt, welcher bei Dölitz, nach dem Sturz seines Pferdes, in französische Gefangenschaft gerathen war. Er ließ ihn in sein Zelt kommen, gab ihm seinen Degen zurück und sendete ihn an den österreichischen Kaiser mit Vorschlägen, die nichts weiter bezweckten, als einen ungestörten Rückzug. Doch wie hätte Franz I. auf diese Vorschläge eingehen können, ohne alles zu verderben! Der nächstfolgende Tag, ein Sonntag, verstrich unter unbedeutenden Gefechten. Dabei verstärkten sich die Verbündeten durch den Eintritt des Kronprinzen und des Generals Bennigsen in ihre Schlachtreihen; jener langte von Halle, dieser von Töplitz an. Eine nahe Niederlage ahnend, sendete Napoleon schon jetzt den General Bertrand nach Weißenfels, damit er sich der Übergänge über die Saale versichern möchte. Napoleon, der am 16. zwei Schlachten geliefert hatte, wollte am 18. nur eine liefern. Nach dem von ihm entworfenen Plane stellte sich sein Heer um 3 Uhr Morgens um Leipzig her auf; von Connewitz über Probst-

heide nach Stötteritz unter dem König von Neapel; bei Schönfeld und längs der Partha bei Neutsch und St. Thekla unter dem Marschall Ney. Der Angriff, den es in dieser Stellung erwartete, erfolgte um 9 Uhr. Während die Schlacht mit ihren Wechseln fortrafete, erschien der Kronprinz von Schweden bei Pannsdorf; und indem Blücher gleichzeitig über die Partha ging, trat die Krisis ein, in welcher Napoleons Macht für immer gebrochen wurde. Dies geschah mit um so größerer Nothwendigkeit, da gegen Abend zwei würtembergische Kavallerie-Regimenter unter dem General Normann, und zwei sächsische Kavallerie-Regimenter mit fünf Füselier-Bataillonen und vier Batterien unter dem General Rüssel, zu den Verbündeten übergingen. Zu den übrigen Beweggründen, das Schlachtfeld zu räumen, kam noch der Umstand, daß die Munitions-Vorräthe des französischen Heeres in einem hohen Grade erschöpft waren.

Der Rückzug erfolgte während der Nacht über Lindenau, dessen Brücke unzerstört geblieben war. Damit er nicht in eine wilde Flucht ausarten möchte, wurde Leipzig zum Riegel gemacht, indem die Marschälle Macdonald und Poniatowsky den Auftrag erhielten, die Vorstädte Leipzigs so lange zu vertheidigen, bis das französische Heer durch den nach Weißenfels führenden Engpaß gezogen sein würde. Ganz im Stillen wurde die Brücke vor dem äußersten Ranstädter Thore unterminirt; der Magistrat von Leipzig aber erhielt die Erlaubniß, eine Deputation an den Fürsten von Schwarzenberg zu senden, die um Schonung für die Stadt bitten sollte. Napoleon, der die Nacht in einer von den Vorstädten Leipzigs zugebracht hatte, kam um 9 Uhr in die Ringmauern der Stadt zurück, um Abschied zu nehmen von dem Könige und dessen Familie; er entband den unglücklichen Monarchen seiner Verpflichtungen und ertheilte ihm den guten Rath, seinen Frieden mit den Verbündeten zu machen. Aus dem Petersthore näherte er

sich der unterminirten Elsterbrücke; und wer ihn auf diesem Wege zu beobachten Gelegenheit hatte, bemerkte, daß er, langsam reitend, sich an einem kühlen Herbstmorgen einmal über das andere den Schweiß abtrocknete, der von seinem Gesichte floß; so stark war seine innere Bewegung. Kaum hatte er die Elsterbrücke hinter sich, als diese aufflog, um den in und bei Leipzig zurückgebliebenen Truppen den Weg zu versperren; denn nur dies war die Absicht der Sprengung.

Inzwischen bereiteten sich die Verbündeten zum Sturm auf Leipzig. Kanonenschläge öffneten die Thore dieser Stadt, sobald die Vorstädte erobert waren. Macdonald und Poniatowsky, welche sich zu retten wünschten, sprengten in die Elster; jener entkam, dieser ertrank. Die Generale Lauriston und Regnier, welche zurück zu bleiben den Muth hatten, wurden kriegsgefangen. Als der Widerstand überwunden war, den die Franzosen in den Straßen leisteten, eilte der Kronprinz von Schweden zur Wohnung der königlichen Familie. Sie trat aus einem unterirdischen Gewölbe hervor, wohin sie sich während des Sturms geflüchtet hatte, und empfing die Beruhigung Karl Johanns mit den Gefühlen, die von ihrer Lage unzertrennlich waren. Weder der russische Kaiser, noch der König von Preußen, näherte sich dem Könige von Sachsen, dessen Schicksal in den nächsten Tagen vorläufig dahin entschieden wurde, „daß er sich mit seinen Ministern und einem großen Theil seines Hofstaats nach Berlin begeben sollte, wo das königliche Schloß zu seinem Empfang bestimmt sei." Ein deutscher König wurde demnach, obgleich mit Würde, als Kriegsgefangener behandelt. Das ganze Königreich Sachsen gerieth unter russische Verwaltung, und alle noch vorhandene sächsische Truppen, vermehrt durch eine zahlreiche Landwehr, halfen zur Fortsetzung des Krieges gegen Napoleon.

Vermöge einer sehr lebhaften Verfolgung würde es nicht unmöglich gewesen sein, den Überrest des französischen Heeres in Deutschland zu erdrücken; doch theils Ermüdung

nach so langer und heftiger Anstrengung, theils Zufriedenheit mit dem durch die große Völkerschlacht bei Leipzig errungenen Ergebniß, bewirkte eine minder heftige Verfolgung. So geschah es denn, daß Napoleon am 23. October glücklich in Erfurt anlangte, von wo aus er über Gotha und durch den Thüringer Wald den 28. in Schlüchtern ankam. Inzwischen hatte sich General Wrede, verstärkt durch ein würtembergisches Corps, das in Aschaffenburg zu ihm gestoßen war, zum Empfang der Franzosen vor Hanau aufgestellt. Hiervon unterrichtet und bei sich selbst überzeugt, daß nur eine neue Schlacht dem Überreste seiner Truppen die Pforten Frankreichs öffnen werde, sendete Napoleon die Bagage unter dem Schutz der Reiterei auf Koblenz, und ging sodann an sein neues Verhängniß. Beim Austritt aus dem Walde, der ihn von seinem Gegner trennte, stieß er am 30. October auf 45000 Mann, welche, vorwärts Hanau, ihn an der Kitzig erwarteten. Mehrere Stunden mußte er den Angriff verschieben, bis die Artillerie der Garde um 3 Uhr Nachmittags anlangte. Angriff und Vertheidigung waren gleich heftig, und der Kampf wurde erst am folgenden Tage entschieden, wo Marschall Marmont in Hanau eindrang und den Feind nach dem Main hin drängte. Den 2. November empfing Mainz zum letzten Male Napoleon mit etwa 35000 Mann, die er aus Deutschland zurückbrachte . . .

Es ist fast überflüssig, zu bemerken, daß fast alle Festungen, welche bis zur großen Völkerschlacht in Napoleons Händen geblieben waren, bald nach einander fielen. Hieronymus Napoleon, der noch einmal nach Kassel zurückgekehrt war, verließ sein westphälisches Königreich unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig; und durch den Zurücktritt der früher verdrängten Fürsten in ihre Erbstaaten, lösete dies Königreich sich wieder in seine Bestandtheile auf, so daß Provinzen zum Theil wieder zu Staaten wurden. Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt beeilten sich,

ihren Frieden mit den Verbündeten zu machen. Der Großherzog von Frankfurt, Karl von Dalberg, hielt seine Rolle für beendigt und begab sich nach Konstanz (späterhin nach Regensburg), um nur seinen bischöflichen Pflichten zu leben. Durch Baierns Abfall vom Rheinbunde wurde die Wiedereroberung der illyrischen Provinzen erleichtert, und der Vice-König von Italien auf die Vertheidigung dieses Königreichs beschränkt. Und so war denn das letzte Ergebniß des Krieges von 1813, daß Napoleon, dessen Unbesieglichkeit der russische Feldzug beendigt hatte, selbst um den feldherrlichen Ruf gebracht war, der das Fundament seiner Größe bildete.

Dreizehntes Kapitel.

Erster Feldzug der Verbündeten in Frankreich. — Einnahme der Hauptstadt und Abdankung Napoleons.

Die unvortheilhafte Wendung, welche die Schlachten bei Groß-Beeren, an der Katzbach und bei Dennewitz den Angelegenheiten Napoleons gegeben hatten, so lange als möglich vor den Augen des französischen Volks zu verbergen, war in den Heeresberichten gesagt worden: „alles stehe gut, und das Genie des Kaisers werde die letzten Schwierigkeiten dieses Feldzugs mit derselben Leichtigkeit überwinden, womit er den Schauplatz des Krieges bisher immer als Sieger verlassen habe.“ Was hierdurch auch bewirkt werden mochte: alle Täuschung hatte ihre Endschaft erreicht, als die Kaiserin Marie Louise am 4. October im versammelten Senat erschien, um eine Konskription von 280,000 Mann zu fordern. Diese nun wurde dadurch gerechtfertigt, daß die Kaiserin im Namen ihres Gemahls sagte: „die Absicht der Verbündeten sei, Frankreichs Freunde für ihre Treue zu bestrafen und den Krieg in den Schooß Frankreichs selbst zu wälzen, um sich wegen der Triumphe zu rächen, welche die französischen Adler in die Mitte ihrer Staaten geführt hätten. Besser, als irgend Jemand, wisse sie, wie viel die Franzosen zu befürchten hätten, wenn sie sich überwinden ließen; und seit vier Jahren mit den geheimsten Gedanken ihres Gemahls vertraut, verstehe sie zu beurtheilen, von welchen Gefühlen er auf einem dahin-

gewelkten Throne und unter einer ruhmlosen Krone werde erschüttert werden." Die Aussicht auf einen „dahingewelkten Thron und auf eine ruhmlose Krone," welche Marie Louisens Rede eröffnete, war mehr als hinreichend, um den stärksten Eindruck auf diejenigen zu machen, die sich bisher hatten täuschen lassen; sie wurde aber bis zur Fürchterlichkeit gesteigert, als der Staatsrath Regnault de St. Jean d'Angeli, dieser schamlose Schmeichler Napoleons, nachdem er noch vor kurzem behauptet hatte: „der Kaiser habe das Geheimniß gefunden, den Lorber in einen Fruchtbaum zu verwandeln, der das französische Volk zugleich schmücke, bekleide und ernähre," gegenwärtig kleinlaut sagte: „Viele hätten keine Opfer mehr darzubringen, weil das letzte schon gebracht sei; und wer ihnen hierin nachzuahmen zögern wollte, würde sie um Alles bringen." Aufgedeckt war hierdurch der ganze Zustand Frankreichs, den man bisher verborgen gehalten hatte. Nichts desto weniger sanktionnirte der Senat den Entwurf zu jener furchtbaren Aushebung; und da in eben dieser Sitzung die Abtretung der Insel Guadeloupe an Schweden (so wie England sie versprochen hatte) zur Sprache kam, so beschloß der Senat, „daß die Franzosen nie in diese Abtretung willigen sollten."

Seit der Erscheinung der Kaiserin im Senat waren Angst und Neugier gleich sehr angeregt; und nach der großen Völkerschlacht bei Leipzig erwartete man den großen, den unüberwindlichen Napoleon zu Paris mit derjenigen Ungeduld, die aus der Ungewißheit hervorgeht. Er langte den 9. November in seinem Palast an, nachdem er, so weit es bei schwachen Kräften möglich gewesen war, für die Vertheidigung des Rheins gesorgt hatte. In dem Palast der Tuilerien fand er seine drei entthronten Brüder: die Könige von Spanien, von Holland und von Westphalen, jetzt Zeichen des ihm bevorstehenden eigenen Umsturzes. Es war unstreitig nicht leicht, die Schaam zu

unterdrücken, die er über seine Vertreibung aus dem von ihm verachteten und gemißhandelten Deutschland empfand. Gleichwohl mußte er eine Miene annehmen, welche Muth und Vertrauen einflößte.

Am 11. November wurde Staatsrath gehalten. Wie weit die Ergebenheit der meisten Mitglieder dieses ersten Staatsorgans reichte, zeigte sich in ihren lauersamen Gesichtszügen, die jede Bekümmerniß ausschlossen. Napoleon selbst war kaum in dem Vorsaal erschienen, als er, um der eigenen Verlegenheit zu entkommen, den Gouverneur der Bank mit Vorwürfen überschüttete wegen der Maßregeln, welche dieser zur Rettung des Kredits genommen hatte. Die Sitzung begann mit der Verlesung eines Finanz-Dekrets, wodurch die Steuer auf das Doppelte erhöht werden sollte. Die Staatsräthe schwiegen; denn sie empfanden das Unmögliche der Sache bei einem gänzlichen Mangel an Gemeingeist. Hier mußte also die Autorität des Kaisers entscheiden. „Die Steuer," sagte er, „hat keine Grenzen; sie kann, je nach den Umständen, auf ein Viertel, ein Drittel, ein Halb gebracht werden und wenn die Gesetze das Gegentheil aussagen, so haben sie Unrecht." Kaum war dies Dekret angenommen, so wurde der Entwurf zu einem Senatus-Consultum verlesen, welches 300,000 Mann aus den alten, längst für frei erklärten Klassen zur Verfügung des Kriegs-Ministers stellte. Selbst die entschlossensten Schmeichler verstummten hierüber. Endlich erhoben sich zwei Stimmen, von welchen die eine die abgebrochenen Worte: „Sire, das Wohl des Staats" . . . stammelte, die andere den im Dekret gebrauchten Ausdruck: „die angefallenen Grenzen des Reichs" tadelte. Napoleon nahm beide Stimmen für eine, und die letzte Bemerkung auffassend, antwortete er: „Wie so? Hier muß gesagt werden, was wahr ist. Wellington steht im Süden; die Russen und Preußen sind in Holland eingebrochen; die Österreicher und Baiern bedrohen den Osten. Wellington

in Frankreich? Welche Schande! Warum ist man nicht in Masse zu seiner Vertreibung aufgestanden?" Dann sprach er von dem Abfalle seiner Verbündeten, als von der einzigen Ursache seiner Niederlagen, und sagte, er wolle nicht eher einen Frieden, als bis er München in Brand gesteckt und das von dem Norden gebildete Triumvirat gesprengt habe. „Dazu aber," fuhr er fort, brauche ich 300,000 Mann. Mit dem einen Drittel beziehe ich ein Lager bei Bordeaux, mit dem zweiten eins bei Lyon, mit dem dritten eins bei Metz. Mit der vorigen Aushebung und mit dem, was ich noch übrig habe, zähle ich eine Million unter den Waffen; mehr bedarf ich für den Augenblick nicht. Ich verlange nur 300,000 Mann; aber es müssen gemachte Männer sein, nicht junge Konskribirte, welche die Lazarethe anfüllen oder auf den Landstraßen sterben" . . . „Sire," sagte ein Mitglied der Versammlung, „Alt-Frankreich muß uns bleiben" . . . „Und Holland," versetzte der Kaiser, „soll ich verlieren? Lieber will ich es dem Meere zurückgeben. Italien muß unabhängig bleiben, wenn es nicht von Frankreich abhängt. Kurz, meine Herren, wir müssen Kraft zeigen. Alle, ohne Ausnahme, müssen wir aufbrechen. Es wird so weit nicht kommen; allein im Nothfall müssen auch Sie, Herr Cambaceres (er bezeichnete den Reichs-Erzkanzler), mitmarschiren; ich mache Sie zum Legions-Chef. Der Staatsrath muß der Nation den Stoß geben. Ich weiß wohl, die Herren sind kleinmüthig, weich und furchtsam; sie sprechen von Frieden; von allen Seiten ertönt dies Wort. Aber Krieg! muß es heißen, Krieg!" Nach diesen Worten war die Sitzung beendigt und Napoleon seinen Staatsräthen so erschienen, wie immer.

Der Senat blieb unter den vorwaltenden Umständen seiner ursprünglichen Knechtlichkeit getreu. Kaum wagte der Redner der zur Bewillkommnung des Kaisers geschickten Deputation (Graf Lacepede) das Wort „Friede" ein wenig

stärker zu betonen, worauf von Seiten Napoleons die Antwort erfolgte: „er hoffe, die Nachwelt werde sagen, daß zwar große und gefährliche Verhältnisse eingetreten seien, ohne jedoch die Kräfte Frankreichs und seines Kaisers zu übersteigen.“ Die von Napoleon geforderte Konskription bewilligte der Senat auf die Vorstellung St. Jean d'Angeli's, „daß Frankreich, in seinen Grenzen bedroht, zum Theil sogar bereits überschritten, von den verbündeten Mächten keine Schonung zu erwarten, wohl aber das Schicksal Polens zu befürchten habe und daß ein Friede nur in sofern denkbar sei, als es gelinge, das furchtbare Bündniß weit von den französischen Grenzen entfernt zu halten.“

Als dies alles in Deutschland bekannter wurde, fanden die verbündeten Mächte für gut, den falschen Vorstellungen, welche die französische Regierung von ihren Absichten zu verbreiten suchte, durch eine Erklärung zu begegnen, worin gesagt wurde: „der erste Gebrauch, den sie von ihren Siegen gemacht hätten, sei gewesen, dem Kaiser der Franzosen den Frieden anzubieten; die neue Kraft, welche sie durch den Beitritt der sämmtlichen Fürsten Deutschlands erhalten, habe keinen Einfluß auf diese Anerbietung gehabt; die Friedensbedingungen seien eben so sehr auf die Unabhängigkeit des französischen Reichs, als auf die der übrigen Staaten Europa's gegründet; weil die französische Macht eine von den Hauptgrundlagen des europäischen Staatengebäudes ausmache und weil ein großes Volk nur dann ruhig bleiben könne, wenn es sich wohl befinde, so wünschten sie, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei; sie bestätigten daher dem französischen Reiche eine Gebietsausdehnung, wie Frankreichs sie unter seinen Königen nie gehabt habe. Aber auch sie, die verbündeten Mächte, wollten frei, glücklich und ruhig sein, und deshalb wollten sie einen Zustand des Friedens, der durch eine weise Vertheilung der Macht, durch ein billiges Gleichgewicht, ihre Völker künftig vor zahllosen Leiden bewahre, wie solche in

den abgewichenen Jahren auf Europa gelastet hätten. Ohne diesen großen und wohlthätigen Zweck erreicht zu haben, würden sie die Waffen nicht niederlegen" . . .

Es läßt sich behaupten, daß die Verbündeten am Schlusse des Jahres 1813 noch geneigt waren, sich mit dem französischen Kaiser in Unterhandlungen einzulassen, ohne ihn und seine Dynastie im mindesten zu bedrohen. Frankreich in seine natürlichen Grenzen zurückzuführen, erschien ihnen als die Hauptaufgabe, die sie zu lösen hätten. Als natürliche Grenzen nun dachten sie sich den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen. Hiernach sollte Deutschlands Unabhängigkeit eine nothwendige Bedingung des künftigen Friedens sein, und die Pyrenäen Spanien von Frankreich trennen. In Italien verlangte Österreich eine Grenze zu erhalten, welche jedoch einen Gegenstand der Unterhandlung abgeben sollte. Auch wegen Hollands wollte man unterhandeln, wiewohl nach dem Grundsatz der Unabhängigkeit. Für einen, auf diesen Grundlagen geschlossenen Frieden versprach England bedeutende Opfer darzubringen.

In diesem Sinne erklärte sich der seit der Schlacht bei Leipzig in den Fürstenstand erhobene Graf von Metternich gegen den Baron von St. Aignan, französischen Minister am Gothaischen Hofe, nicht ohne zu Napoleons völliger Beruhigung hinzu zu fügen: „daß keiner von den Verbündeten irgend eine feindselige Absicht gegen die Dynastie des französischen Kaisers hege und daß, wenn dieser die obigen Grundlagen einer allgemeinen Friedensstiftung genehmige, eine beliebige Stadt auf dem rechten Rheinufer als der Ort bezeichnet werden könne, wo die Bevollmächtigten aller kriegführenden Mächte zusammen träten, ohne daß der Lauf der Kriegsbegebenheiten durch die Unterhandlungen unterbrochen würde.

Mit diesem Antrage langte der Baron von St. Aignan den 15. November zu Paris fast in demselben Augenblicke an, wo dem Senate der Entwurf zu einer Aushebung von

300,000 Mann vorgelegt werden sollte. Wenn Napoleon darauf nicht einging, so unterblieb dies nur, weil er sich auf der einen Seite seines Verhältnisses zu dem französischen Volke, auf der andern seines vielfältigen Unrechts gegen die Verbündeten sehr deutlich bewußt war. Als neuer Fürst konnte er darauf rechnen, daß er den Franzosen nur so lange wichtig bleiben würde, als er sie aus einer Krisis in die andere warf und sie mit mehr oder weniger Glanz aus allen rettete: Frankreich mit Europa versöhnt, war das Grab seines feldherrlichen Talents, nichts weiter; und eben deswegen konnte er auf nichts eingehen, wodurch ihm die Hände in Hinsicht des Kriegführens gebunden wurden. Dazu kam denn, daß er den Verbündeten nicht Versöhnlichkeit genug zutraute, um eine buchstäbliche Erfüllung ihres Versprechens zu erwarten. Mit Einem Worte: es war noch immer der nach Ruhm lechzende General, was sein Verfahren bestimmte. Nur um den Schein zu gewinnen, als ob ein Friedenszustand mit ihm nicht ganz unmöglich sei, wies er den ihm gemachten Antrag nicht ganz zurück; er bezeichnete sogar Mannheim als den Ort, wo man unterhandeln könnte, ohne sich jedoch über den Grundsatz einer völligen Unabhängigkeit der europäischen Völker zu erklären. Weit mehr lag ihm an der Fortsetzung des Krieges; und um diesen nachhaltiger führen zu können, sendete er die thatkräftigsten Glieder des Senats und des Staatsraths in die ihm übrig gebliebenen Militär-Abtheilungen des Reichs, wo sie in Gemeinschaft mit den Präfekten die Aushebung, Ausrüstung und Bekleidung der Konskribirten zu betreiben hatten.

Bei dem Allen verblendete er sich nicht gegen das Gefährliche seiner so stark veränderten Lage. Sein Hauptbedürfniß war, sich dem Angriff der Verbündeten mit Truppen entgegen zu werfen, die geübt genug wären, um große Anstrengungen zu ertragen. Dies Bedürfniß zu befriedigen, gerieth er auf den Gedanken, Ferdinand VII.

in Freiheit zu setzen; denn er glaubte, hierdurch den spanischen Krieg auf Einen Schlag zu beendigen und das ganze Heer, das am Fuß der Pyrenäen stritt, zu seiner Verfügung zu erhalten. Die Unterhandlungen, die zu diesem Endzweck angeknüpft wurden, hatten einen um so schnellern Fortgang, da Ferdinand seiner Gefangenschaft von Herzen überdrüssig war. Zwischen dem französischen Bevollmächtigten Laforest und dem Herzog von San Carlos wurde also schon in der ersten Hälfte des December ein förmlicher Vertrag geschlossen, wodurch Napoleon sich verbindlich machte, Don Ferdinand und dessen Nachkommen als Könige von Spanien und Indien anzuerkennen, das spanische Gebiet in eben dem Umfange, worin es sich vor dem letzten Kriege befunden, bestehen zu lassen, und die Provinzen und Städte, die sich noch in den Händen der Franzosen befinden würden, zurückzugeben; Ferdinand aber sich dagegen verpflichtete, das spanische Gebiet, nebst den dazu gehörigen Inseln, Festungen und Besatzungen, besonders aber Mahon und Ceuta (Punkte, welche den Engländern überlassen waren) vollständig zu erhalten, die Räumung Spaniens von den Engländern zu bewirken, und zwar so, daß diese gleichzeitig mit der Räumung der Franzosen von Statten gehen sollte. Beide Theile verbanden sich außerdem zur Aufrechthaltung der Seerechte, so wie diese in dem Utrechter Friedensvertrage bestimmt worden. Die übrigen Artikel betrafen die Anhänger Joseph Napoleons und den abgelebten König, der sich von Marseille nach Rom zurückgezogen hatte; wobei zugleich die Abschließung eines Handelsvertrages zwischen Frankreich und Spanien vorläufig festgestellt wurde. Ferdinand nahm, wie es scheint, alle diese Bedingungen um so bereitwilliger an, je weniger er davon unterrichtet war, wie viel die Verbündeten für ihn bereits gethan hatten. Ohne Zeitverlust verließ er Valenzay, seinen Kerker; doch seine Ankunft in Spanien brachte nicht die Wirkungen hervor, welche Napoleon sich

von diesem scheinbar großmüthigen Schritt versprochen hatte; und das größte Hinderniß war — die Regentschaft in Madrid, um welche sich die Cortes versammelt hatten ...

Mit dieser Befreiung stand eine zweite in Verbindung: die des Pabstes, dessen längerer Aufenthalt in Fontainebleau von Tag zu Tag zweckloser und unsinniger wurde. Doch Pius VII., entschlossen, die Zahl der christlichen Märtyrer zu vermehren, ließ sich weniger willfährig finden, als Ferdinand VII., und es bedurfte zuletzt sogar der Gewalt, um den Eigensinnigen zur Abreise zu bewegen. Diese erfolgte den 23. Januar 1814 über Orleans nach dem südlichen Frankreich, wo der heilige Vater, umgeben von einem Theile seiner Kardinäle, bis zum Schlusse des Krieges blieb.

Inzwischen erfuhr Napoleon zu Paris noch eine Kränkung, welche das ihm bevorstehende Schicksal nur allzu bestimmt ankündigte. Das gesetzgebende Corps, schon vor des Kaisers Zurückkunft aus Deutschland zusammenberufen, hatte sich gegen die Mitte des Decembers in der Hauptstadt versammelt und harrte auf die Eröffnung seiner Sitzungen. Ehe diese erfolgte, wurde, um die Aufmerksamkeit der Menge zu beschäftigen, ausgesprengt, der Kaiser beabsichtige, die beiden Behörden, welche bisher unter den Benennungen des Senats und des gesetzgebenden Corps in einer auffallenden Trennung bestanden hatten, in einen neuen Zusammenhang zu bringen. Was auch der Zweck dieser geheimnißvollen Ankündigung sein mochte: die Eröffnung der gesetzgebenden Behörde geschah den 20. December, in Gegenwart vieler Senatoren und Staatsräthe, durch eine Rede des Kaisers, welche in allen ihren Theilen verrieth, daß der Übermuth des Siegers sich in die Milde eines Fürsten verwandelt hatte, der als der Vater seines Volks erscheinen wollte.

„Ausgezeichnete Siege," sagte er, „hätten das französische Heer in dem letzten Feldzuge begleitet; aber beispiellose Abtrünnigkeit hätte diese Siege unnütz gemacht,

und indem sich Alles gegen die Franzosen gewendet hätte, würde Frankreich in Gefahr gerathen, wenn seine Bewohner es fehlen ließen an Thatkraft und an Eintracht. Unter diesen Umständen sei sein erster Gedanke gewesen, die Abgeordneten der Departements zu sich zu berufen; denn sein Herz bedürfe der Gegenwart und der Zuneigung seiner Unterthanen. Nie habe er sich durch das Glück verführen lassen, und eben deswegen solle das Unglück ihn über seine Unfälle erhaben finden. Mit den koalisirten Mächten seien Unterhandlungen angeknüpft worden; allein neue Zögerungen, welche ihm nicht zur Last fielen, hätten den Augenblick des Zusammentritts eines Kongresses hinausgeschoben. Von seiner Seite stehe dem Frieden nichts entgegen; er kenne und theile alle Gesinnungen der Franzosen. Die Original-Stücke der Verhandlungen sollten den Abgeordneten vorgelegt werden, damit sie über die Nothwendigkeit der darzubringenden Opfer nach eigener und unmittelbarer Anschauung urtheilen möchten. Eine Vermehrung der Einnahme sei unerläßlich; sie solle aber bewirkt werden ohne Anleihen und ohne Papiergeld, diese größten Feinde der bürgerlichen Gesellschaft." . . . .

Es war das erste Mal, daß die Abgeordneten der Departements mit den Verhandlungen der Kabinette bekannt gemacht wurden. Regnault de St. Jean d'Angeli, dem dies Geschäft übertragen war, bemühete sich nun zwar, zu beweisen, daß der mehr als zwanzigjährige Krieg, in welchem Europa sich zerfleischt hatte, von Seiten Frankreichs immer nur ein Vertheidigungskrieg gewesen sei; doch je weniger der Feldzug in Rußland sich aus dem Wesen des Vertheidigungskrieges erklären ließ, desto mehr entstand dem Redner des Staatsraths die Überzeugung seiner Zuhörer. Die wahre Stimmung der Versammlung offenbarte sich in der Wahl der Kommissarien, denen die Prüfung der mitgetheilten Kabinets-Verhandlungen und der Bericht über dieselben aufgetragen wurde. Dies waren die Herren

Laine', Raynouard, Gallais, Flaguergues und Maine de Biran: lauter entschiedene Gegner, wo nicht des französischen Kaisers in seiner Persönlichkeit, doch des Systems, das von ihm befolgt wurde. Als Berichterstatter würde Laine' in nicht geringe Verlegenheit gerathen sein, wenn zu den Kabinets-Verhandlungen nicht jene Erklärung der verbündeten Mächte hinzugekommen wäre, deren oben gedacht worden ist. Auf diese sich stützend, fragte er in seinem Berichte: „Warum der Friede, den das allgemeine Bedürfniß heische, nicht zu Stande komme? Würde es unstatthaft sein, den Kaiser zu bitten, daß er zu den vorhandenen Bürgschaften neue hinzufügen möge? Um die Verbündeten von der Beschuldigung abzubringen, daß Frankreich ein allzu großes Gebiet behalten wolle, wäre es doch wahrlich groß, sie durch eine förmliche Erklärung eines Bessern zu belehren.“ Am Schlusse seines Berichts brachte Laine' in Vorschlag, „daß die Versammlung in ihrer Antwort auf die ihr gemachte Mittheilung die Wahrheit und das Verlangen des Volks nach Frieden an den Tag legen möchte.“ Herr Raynouard ging als Redner noch weiter, indem er bewies, „die Absicht der Verbündeten sei keineswegs, Frankreich zu demüthigen, wohl aber, die Ausbrüche einer ehrgeizigen Thätigkeit zu ersticken, welche allen Völkern Europa's seit 20 Jahren so nachtheilig gewesen sei.“ Kurz: Napoleons Verhältniß zu Frankreich wurde mehr, als jemals, aufgedeckt, ein Verhältniß, das seinen Charakter in der Geschicklichkeit hatte, womit der Kaiser bisher seine persönliche Angelegenheit zur Angelegenheit Frankreichs gemacht hatte.

Eine sogenannte Dank-Adresse, die nichts als Frieden athmete, war abgefaßt und der Druckerei übergeben, als Napoleon, um das von der Bekanntwerdung dieser Adresse unzertrennliche Ärgerniß in der Geburt zu ersticken, dies Werk der Freimüthigkeit oder Parteilichkeit konfisciren ließ

und unmittelbar darauf die Versammlung auflöſete. Noch vollſtändiger erklärte er ſich wenige Tage darauf, als einzelne Abgeordnete der Departements in ſeinem Palaſt erſchienen, um ihm zum neuen Jahre Glück zu wünſchen. „Ich habe," ſagte er, „den Abdruck Eurer Dank-Adreſſe verboten, weil ſie aufrühreriſch war. Laine' iſt ein Verräther; er wechſelt Briefe mit dem Prinz-Regenten von England, und ich habe die Beweiſe davon in Händen. Er und ſeines Gleichen wollen die Rolle der Girondiſten wiederholen; allein wohin hat dieſe Vergniaud und die übrigen Häupter gebracht? Nicht in dieſem Augenblicke, wo der Feind von unſeren Grenzen vertrieben werden muß, ſoll man von mir Veränderungen in der Verfaſſung verlangen. Und wer ſeid Ihr denn? Nicht Repräſentanten der Nation, ſondern Abgeordnete der Departements. Ich habe Euch verſammelt, um Troſt von Euch zu erhalten; nicht als ob es mir an Muth gebräche, ſondern weil ich hoffte, das geſetzgebende Corps werde denſelben noch vermehren. Statt des Guten, das ich von ihm erwartete, hat es Schaden geſtiftet; kleinen Schaden freilich, doch nur darum, weil es keinen größern ſtiften konnte. Ihr ſucht in Eurer Adreſſe den Souverän von der Nation zu trennen. Ich allein bin der wahre Repräſentant der Nation; denn wer von Euch vermöchte wohl, dieſe Laſt auf ſich zu nehmen? Der Thron iſt ein Ding von Holz mit Sammet überzogen; nur der, der ihn inne hat, giebt ihm Bedeutung. Wollte ich mich nach Euch richten, ſo würde ich dem Feinde mehr abtreten, als er verlangt. In drei Monaten ſollt Ihr Frieden haben, oder ich will zu Grunde gehen. Jetzt muß man Thatkraft zeigen. Ich werde den Feind aufſuchen und ihn ſchlagen. Er iſt gegen mich noch mehr erbittert, als gegen Frankreich; allein ſoll ich mir darum erlauben, das Reich zu zerſtückeln? Opfere ich nicht meinen Stolz, mein Selbſtgefühl auf, um Frieden zu erhalten? Ja, ich bin ſtolz, weil ich Muth beſitze; ich bin

stolz, weil ich große Dinge für Frankreich gethan habe. Eure Adresse ist meiner und des gesetzgebenden Corps unwürdig." . . .

Derselbe Mann, der sich in dieser Strafrede den alleinigen Repräsentanten des französischen Volks nannte und seinen persönlichen Muth rühmte, wagte es gleichwohl nicht, sich, gleich Friedrich Wilhelm III. und den übrigen Souveränen Europa's, in einer Proklamation an sein Volk zu wenden, um die Begeisterung desselben für sich in Anspruch zu nehmen. Verhinderte ihn daran aber noch etwas Anderes, als das Bewußtsein, nur für seinen persönlichen Ruhm, nicht für das Wohlergehen Frankreichs gesorgt zu haben? . . .

Während dies in Paris geschah, berathschlagten die verbündeten Souveräne mit ihren Ministern zu Frankfurt am Main über die angemessenste Fortsetzung des Krieges. Durch die Verträge, welche Österreich mit Baiern und Würtemberg abgeschlossen hatte, war das Zeichen zu einer allgemeinen Aussöhnung mit den Mitgliedern des Rheinbundes gegeben worden. Ausgenommen davon blieben jedoch das Königreich Sachsen, das Großherzogthum Frankfurt mit Ausnahme der Stadt, welche schon den 11. December ihre freie Verfassung zurück erhielt, die Fürstenthümer Isenburg und Leien wegen der Anhänglichkeit ihrer Besitzer an den französischen Kaiser, endlich das Großherzogthum Berg und einige westphälische und nassauische Länder, welche herrenlos geworden waren. Für diese Bestandtheile des disseit-rheinischen Deutschlands wurde eine Central-Behörde errichtet, an deren Spitze der aus preußischen Diensten getretene Staatsminister Freiherr von Stein trat. Alle übrigen Fürsten blieben in dem Besitz der ihnen von Napoleon, als Protektor des Rheinbundes, bewilligten Souveränetät; und zwar auch deshalb, weil hierin das wirksamste Mittel enthalten war, Deutschlands Streitkräfte für die Vollendung des bevorstehenden Kampfes zu gewinnen. Hundert und

Ein Tausend streitfähige Männer, die auf diesem Wege gewonnen wurden, füllten reichlich die Lücken, welche durch die Kämpfe während des abgewichenen Sommers, durch die Völkerschlacht bei Leipzig, und durch Nerven-Krankheiten nach derselben entstanden waren. An dem Kronprinzen von Würtemberg und an dem Marschall Wrede hatten die Verbündeten zwei neue Heerführer erworben, deren guter Wille, der gemeinen Sache Europa's zu dienen, nicht in Zweifel gezogen werden konnte. Im Wesentlichen wurde die frühere Sonderung des verbündeten Heeres beibehalten, und die Haupt-Armee unter Schwarzenberg auf 150,000, die schlesische Armee unter Blücher auf 140,000, die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden auf 120,000 Mann gebracht. Außer 235,000 Mann Reserve, welche zum Theil bei den noch nicht gefallenen Festungen beschäftigt waren, unterhielt Österreich in Italien ein Heer von 80000 Mann, und rechnet man die Engländer, Portugiesen und Spanier hinzu, welche in den Pyrenäen in Bewegung waren, so belief sich die Gesammtzahl der Streiter gegen Napoleon auf nicht weniger als 880,000 Mann, so daß, wenn auch der Bestand nur auf zwei Drittel der auf den Listen befindlichen angenommen werden darf, noch mehr als eine halbe Million übrig blieben. Ein Winterfeldzug in Frankreich hatte nichts Abschreckendes.

Der Kronprinz von Schweden, verstärkt durch den General Bennigsen, war von den Schlachtfeldern bei Leipzig nach der Niederelbe aufgebrochen, um den Franzosen unter Davoust und den Dänen die Stirn zu bieten. Jener zog sich hinter die Wälle Hamburgs zurück, wo er von Bennigsen blockirt wurde. Diese, viel zu schwach, um Widerstand leisten zu können, wichen zurück, so weit sie konnten; und da Friedrich VI. wohl einsah, daß Napoleons Glücksstern untergegangen sei, so schloß er mit dem Kronprinzen von Schweden schon am 14. Januar einen Vertrag, wodurch er Norwegen gegen Schwedisch-Pommern abtrat.

Gleichzeitig kam Dänemarks Friede mit England zu Stande, das, außer der im Jahre 1807 weggeführten Flotte, die Insel Helgoland behielt, die es früher in Besitz genommen hatte. Friedrich VI. übernahm, gegen brittische Hülfsgelder, sogar die Verbindlichkeit, 10000 Mann zu den Heeren der Verbündeten stoßen zu lassen.

Gleichzeitig mit dem Kronprinzen von Schweden war der General Bülow, verstärkt durch ein russisches Corps unter Winzingerode, nach Holland aufgebrochen, wo sich nur eine geringe Zahl französischer Truppen befand. Die Erstürmung Arnheims, am 30. November durchgeführt, lösete hier, wie auf einen Schlag, alle die Bande, wodurch Holland seit dem Jahre 1795 an Frankreich gefesselt gewesen war. Alles war so gut vorbereitet, daß, als der Erbprinz Wilhelm am 1. December von England aus zu Scheveningen landete, der Abfall der Holländer als vollendet betrachtet werden konnte; denn aufgefordert von dem Erbprinzen, der sich ohne Zeitverlust für den souveränen Fürsten der Niederlande erklärte und verfassungsmäßig zu regieren versprach, griffen die Holländer sogleich zu den Waffen, am meisten zur Vertreibung der Mauthbeamten und deren Stützen.

Unter solchen Auspizien erfolgte in den letzten Tagen des Jahres 1813 der Übergang der verbündeten Heere über den Rhein: der Haupt-Armee unter Schwarzenberg bei Basel, Laufenburg und Schafhausen in der Nacht vom 20. bis 21. December; der schlesischen Armee unter Blücher bei Mannheim, Caub und Coblenz in der Nacht vom 31. December bis 1. Januar. Wenn die Neutralität der Schweiz unbeachtet blieb, so geschah es, weil man bei großen Unternehmungen nicht Phantome fürchten darf. In der Absicht der Verbündeten lag, durch die Schweiz, durch die Franche-Comte und durch Lothringen auf der einen, über die Mosel und Maas auf der andern Seite nach der Marne und Aube vorzugehen und von der Champagne aus gemeinschaftlich

nach Paris zu ziehen; wobei die unverbrüchliche Vorschrift für die untergeordneten Generale (Barclay de Tolly, Wittgenstein, Wrede und den Kronprinzen von Würtemberg) war, keinen ungleichen Kampf zu bestehen, sondern sich auf die nächsten Heerestheile zurück zu ziehen, sobald sie von überlegenen Kräften angegriffen würden.

Fast den ganzen Januar hindurch stießen die Verbündeten auf keinen Widerstand; die Linie der Vogesen, so wie die des Rheins, wurde ohne Schwertschlag entwaffnet. Während Schwarzenberg bei Langres und Blücher in dem Thale der Maas stand, bedrohete Bubna, dem Genf seine Thore geöffnet hatte, Lyon. In dem König von Neapel hatten die Verbündeten einen neuen Genossen gefunden; denn Murat hatte sich bereden lassen, der Sache seines Schwagers zu entsagen, um sein usurpirtes Königreich zu retten. Die Niederlande wurden nur noch an der flanderischen Grenze vertheidigt. Es war demnach die höchste Zeit, den ungleichen Kampf zu beginnen, in welchem Napoleon nicht sowohl um das Reich, als vielmehr um seine Kaiserkrone stritt.

Er hatte zu Paris eine National-Garde von 30000 Mann errichtet, die Vertheidigung der Hauptstadt seinem Bruder Joseph übertragen, seine Gemahlin aufs Neue zur Regentin ernannt, als er den 25. Januar Morgens zum Heere mit den Vorsatz abging, entweder zu siegen, oder — auszuscheiden. Zum letzten Male umarmte er an diesem Tage seine Gemahlin und seinen Sohn. Am 26. war Chalons-sur-Marne sein Hauptquartier. Unterrichtet von den Stellungen des Heeres der Verbündeten, beschloß er sogleich einen Angriff auf das schlesische Heer. Der Kampf entspann sich in Brienne, wo die Russen die Burg, die Preußen das Schloß mit gleicher Tapferkeit vertheidigten. Napoleon kam gegen Abend in den Besitz des letztern. Die Nacht beendigte den Kampf, ohne die Streitenden zu sondern. Am folgenden Tage wurde die Schlacht bei la

Rothiere geliefert. Blücher siegte in derselben, und um die Schmach einer erlittenen Niederlage zu bemänteln, nannte Napoleon diese Schlacht ein Nachtrabs-Gefecht, in welches er sich eingelassen, um sich mit Erfolg nach Troyes zu wenden. Wirklich nahm er dahin seinen Rückzug, und die schlechte Beschaffenheit der Wege nöthigte die Verbündeten, sich mit den 73 Kanonen zu begnügen, die sie genommen hatten, ohne damit eine bedeutende Zahl von Gefangenen zu verbinden.

Den Fortgang des Feldzugs erzählen wir summarisch, weil die Einzelheiten den Leser nur verwirren würden.

Nach der Niederlage bei la Rothiere bestand die größte Schwierigkeit für Napoleon darin, so viel Truppen zu vereinigen, daß er sich vor Paris im Felde halten könnte; denn daß die Verbündeten ihm an Streitkräften bei weitem überlegen waren, lehrte der Augenschein. Alles setzte er also in Bewegung, um Verstärkungen an sich zu ziehen, und seine Bemühungen gelangen so gut, daß er in der ersten Hälfte des Februars sein Heer um beinahe 60000 Mann vermehrte, von welchen 30000 von der spanischen Grenze, 12 bis 15000 aus den Niederlanden und 15 bis 20000 Konskribirte zu ihm stießen. Ohne hiervon genau unterrichtet zu sein, waren die Generale der Verbündeten nur darauf bedacht, wie sie auf dem kürzesten Wege nach Paris kommen wollten. Indem sie nun auf dem linken Ufer der Seine und auf beiden Ufern der Marne auf die Hauptstadt Frankreichs losgingen, bildeten sie einen Halbzirkel, in dessen Mitte Troyes lag. Sofern aber ihr Gedanke kein anderer war, als Paris auf dieselbe Weise zu erobern, wie sie Leipzig erobert hatten, lag die Fehlerhaftigkeit dieses Gedankens darin, daß Napoleon, indem er Paris vertheidigte, gar nicht in derselben Lage, wie bei Leipzig, war, wo es ihm, nach erfolgter Auflösung des Rheinbundes, nur darauf ankommen konnte, möglichst guten Kaufs nach Frankreich zurückzukehren. Allerdings würde der

Plan der Verbündeten untadelig gewesen sein, wenn der Halbkreis, den sie im Vorgehen bildeten, nicht hätte durchbrochen werden können; da aber Napoleon sich auf der kürzern Linie bewegte, so hatte er es in seiner Gewalt, wo nicht alle, doch sehr überlegene Kräfte gegen die schwächern Punkte seiner Gegner zu richten; woraus denn ganz von selbst die Unfälle hervorgingen, welche die Verbündeten im Laufe des Februars erlitten. Bei Etoges und Vauchamp geschlagen und von dem General Grouchy eingeschlossen, mußte Blücher sich mit dem Bajonet einen Weg bahnen, der ihm nicht weniger als 6000 Mann kostete, ehe er in Soissons anlangen konnte, dessen Kommandant sich durch einen preußischen Offizier bereden ließ, ihn in diese Festung aufzunehmen. Kaum geringer waren die Verluste der böhmischen oder Haupt-Armee, als Napoleon, von der Verfolgung der schlesischen abstehend, seine Angriffe wider jene richtete. Den 18. Februar litt der Kronprinz von Würtemberg bei Monterau einen nur allzu empfindlichen Schlag. Schwarzenberg, der sich anfänglich auf Troyes zurückgezogen hatte, aber sich nicht getraute, in dieser Stellung eine Schlacht anzunehmen, ging noch weiter zurück und erneuerte Friedensanträge. Doch Napoleon, jetzt im Glück, ging um so weniger darauf ein, theils weil er in Erfahrung gebracht hatte, daß es Augereau gelungen sei, den General Bubna von Lyon nach Genf zurück zu treiben, theils weil es für ihn Grundsatz geworden war, „daß Frankreich in seinen alten Grenzen" — so drückte er sich selbst darüber aus — „unzertrennlich sei von der Wiedereinsetzung der Bourbons." Die Friedensunterhandlungen, welche zu Chatillon eröffnet waren, rückten also nicht von der Stelle; Napoleons Bevollmächtigter daselbst (der Herzog von Vicenza) erhielt vielmehr die Weisung, alles hinzuhalten und gar nichts zu bewilligen.

Ohne Blüchers Unermüdlichkeit und Starrsinn würde der Zweck des ganzen Feldzugs verfehlt worden sein. Verstärkt

durch die Corps der Generale Bülow und Winzingerode, auf welche er bei Soissons gestoßen war, ging er, mit der Genehmigung Alexanders und Friedrich Wilhelms III., wieder über die Marne auf Paris los und nahm am 3. März eine Stellung an der Aisne ein. Napoleon, welcher unter diesen Umständen die Verfolgung Schwarzenbergs aufgeben mußte, fuhr ihm zwar nach und brachte in einem hitzigen Gefechte bei Craone die beiden russischen Corps unter Woronzow zum Weichen; allein er litt, zwei Tage darauf (9. März), in einem nächtlichen Überfall, durch welchen das Corps des Generals York, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen und der Generale Kleist und Ziethen, seinen rechten Flügel aufrieb, einen so starken Verlust, vorzüglich in seinem Geschützwesen, daß er seinen Angriffsplanen entsagen mußte. Der Augenblick der Entscheidung wurde jetzt nur noch durch eine Krankheit des preußischen Feldmarschalls verzögert. Den 19. März ging der Kongreß zu Chatillon aus einander, zum größten Erstaunen des französischen Bevollmächtigten, welcher erfuhr, daß die verbündeten Monarchen die Bande ihrer Freundschaft und Übereinstimmung in einem zu Chaumont geschlossenen Vertrage befestigt hätten, um alle auf Österreichs verwandschaftliche Gesinnungen gestellten Entwürfe zu durchschneiden. Napoleon, welcher bei Arcis sur Aube am 20. auf den vorrückenden Schwarzenberg stieß, machte in einer von Mittag bis Mitternacht dauernden Schlacht die Entdeckung, daß er seine Gegner nicht länger am Vorgehen nach der Hauptstadt verhindern könne. Das Einzige, wodurch seine Kaiserkrone jetzt noch gerettet werden konnte, war die List. Anstatt die Schlacht, wie es erwartet wurde, zu erneuern, brach er am 21. plötzlich von der Aube nach der Marne auf, ging bei Vitry über diesen Fluß und dann stromaufwärts nach St. Dizier; dies alles in der Voraussetzung, daß die Verbündeten, besorgt für ihre Kommunikationen, ihm folgen würden. Diese stutzten einen Augen-

blick; doch der errungenen Vortheile eingedenk, faßten sie ohne Zeitverlust den Entschluß, der Bahn zu folgen, welche nach Paris führte. Sie mit größerer Sicherheit zurückzulegen, schickten sie den Grafen Winzingerode mit einem starken Kavallerie-Corps, das allenfalls für ihren Vortrab gehalten werden konnte, dem Feinde nach. Schwarzenberg schlug (25. März) bei Soude St. Croix die Marschälle Marmont und Mortier; die schlesische Armee bei la Fere-Champenoise machte die beiden Corps unter den Generalen Pacthod und Amey zu Gefangenen. Zehn tausend Gefangene und der Verlust von 80 Stück Geschütz erleichterten, von jetzt an, den Zug nach Paris. Marmont und Mortier, die sich auf Paris zurückgezogen hatten, kämpften fünf Tage später zwar noch zur Vertheidigung der Hauptstadt bei Montmartre und Bleville; doch auch diese Anhöhen wurden, wenn gleich mit einem Verlust von 9000 Mann, erobert, und in der nächsten Nacht kam eine Kapitulation mit der Stadt Paris zu Stande. So endigte die Rückwirkung der Einnahme und des Brandes von Moskau. Sie war das Ergebniß eines von dem General Diebitsch herrührenden Raths.

Die Kaiserin Marie Louise hatte sich, wenn gleich, wie man sagt, gegen ihre Neigung, mit ihrem Sohn, mit ihren Schwägern, den vornehmsten Reichsbeamten und den Schätzen ihres Gemahls, auf die Nachricht von der näherrückenden Gefahr, von Paris nach Blois geflüchtet; und diese Flucht war von 2500 Mann Linientruppen gedeckt worden, welche zur Vertheidigung der Hauptstadt bestimmt waren. Der Fürst von Benevent (Herr von Talleyrand), welcher die Abreise der Kaiserin zu verhindern bemüht gewesen war, verspätete die eigene Abreise so lange, bis die Schlagbäume ihm den Weg versperrten. Von jetzt an das Orakel für alle, die, gleich ihm, im Stillen seit mehreren Jahren von Napoleon abgefallen waren, leitete er die Begebenheiten; und wenn die Kapitulation haupt-

sächlich auf seinen Rath abgeschlossen wurde, so geschah dadurch schwerlich noch etwas mehr, als was das Wesen einer stark bevölkerten Hauptstadt gebieterisch heischte.

Der Einzug der Verbündeten erfolgte den 31. März an einem lauen Frühlingsmorgen, erhellt von einer majestätischen Sonne. Gegen 10 Uhr sprengten die ersten Preußen in die Stadt; bald darauf folgten Russen und Österreicher. Die Erwartung der Pariser stieg mit jedem Augenblick. Endlich gegen Mittag langten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen an: ihnen zur Seite ritten der Großfürst Constantin und der Fürst von Schwarzenberg; ein zahlreicher Generalstab folgte. Die Monarchen erschienen an der Spitze ihrer Garden, welche, strotzend von Gesundheit und glänzend von Sieg, in einer ununterbrochenen Reihe folgten. Der Zug ging durch die Vorstadt St. Martin, längs den nördlichen Boulevards, durch die Königsstraße, über den Platz Ludwigs XV. nach den elisäischen Feldern. Hier ließen die Monarchen die Truppen an sich vorüberziehen; und nachdem dieser Zug mehrere Stunden gedauert hatte, begab sich Alexander in den Palast des Fürsten von Benevent, Friedrich Wilhelm III. in das Hotel Villeroi, beide mit absichtlicher Vermeidung der Tuilerien. Die Stimmung der Pariser, wie verschiedenartig sie auch sein mochte, begünstigte jede Maßregel der verbündeten Monarchen. Auf den Rath des Fürsten von Benevent erließ also Alexander noch an demselben Tage eine Bekanntmachung, worin er im Namen der Verbündeten erklärte: „daß sie weder mit Napoleon, noch mit irgend einem Gliede seiner Familie, unterhandeln würden, wohl aber gesonnen wären, die Integrität des alten Frankreichs, so wie sie unter den letzten Königen bestanden, anzuerkennen.“ Durch eben diese Bekanntmachung ladete er den Senat ein, „eine provisorische Regierung einzusetzen, welche die Verwaltung übernehmen und die Verfassung vorbereiten möge, die dem französischen Volke angemessen sei.“

Diese Bekanntmachung gab den Gemüthern die erste bestimmte Richtung nach den Bourbons.

Gleich am folgenden Tage versammelten sich alle in Paris zurückgebliebenen Mitglieder des Senats und wählten, unter dem Vorsitz des Fürsten von Benevent, eine provisorische Regierung, zusammengesetzt aus diesem Fürsten, aus den beiden Senatoren Beurnonville und Jocourt, aus dem Staatsrath Dalberg und aus dem Abbé Montesquiou, ehemaligem Mitgliede der konstituirenden Versammlung. Und kaum war dies Geschäft beendigt, so schritt der Senat zu einer förmlichen Absetzung Napoleons, welche durch nachfolgende Gründe gerechtfertigt wurde: „daß Napoleon durch Auflegung gesetzwidriger Taxen und Lasten den Vertrag zerrissen, der ihn mit dem französischen Volke vereinige; daß er diesen Eingriff in die Rechte des Volks zu einer Zeit begangen, wo er so eben, ohne Grund, den gesetzgebenden Rath entlassen; daß er, entgegen dem 50. Artikel der Constitutions-Akte, eine Reihe von Kriegen unternommen, da doch gedachter Artikel vorschreibe, daß jede Kriegserklärung vorgeschlagen, erörtert, dekretirt und, wie jedes andere Gesetz, bekannt gemacht werden solle; daß er verfassungswidrig mehrere Dekrete erlassen, welche die Todesstrafe in sich geschlossen hätten, namentlich die beiden Dekrete vom 5. März wider die Kommandanten von Soissons und la Ferté; daß er die konstitutionellen Gesetze durch seine Dekrete über Staatsgefängnisse verletzt; daß er die Verantwortlichkeit der Minister vernichtet, die Gewalten unter einander geworfen und die Unabhängigkeit der Gerichtshöfe zerstört; daß er die von ihm als Recht der Nation anerkannte Preßfreiheit der willkührlichen Censur der Polizei unterworfen und sich zu gleicher Zeit der Presse bedient habe, um Frankreich und Europa mit ersonnenen Thatsachen, falschen Maximen, den Despotismus begünstigenden Lehren und mit Schmähungen gegen auswärtige Regierungen anzufüllen.“ Diesen Gründen waren noch

mehrere andere hinzugefügt, die, indem sie den französischen Kaiser nicht minder als den ersten aller Tyrannen darstellten, nur das Einzige verschwiegen, daß derselbe Senat, der durch seine knechtliche Bereitwilligkeit, Napoleons Einfälle in Gesetze zu verwandeln, zur Strafe für seine Sünden jetzt dahin gebracht war, daß er den bisher von ihm vergötterten Monarchen verdammen mußte. Das Absetzungs-Dekret umfaßte Napoleons ganze Familie; und mit demselben in der Hand erschien der Senat vor dem russischen Kaiser, um seinen mächtigen Schutz für die Vollziehung des Absetzungs-Dekrets anzuflehen. Ihm kamen der Allgemeine Rath des Seine-Departements und der Stadtrath von Paris zu Hülfe, welche auf die Rückkehr Ludwigs XVIII., rechtmäßigen Königs von Frankreich, drangen.

Am siebenten Tagesmarsche nach der Schlacht bei Arcis sur Aube ward Napoleon inne, daß er geirrt hatte in der Voraussetzung, die Verbündeten würden ihm folgen. Seine ganze Lage war um diese Zeit so beschaffen, daß er volle Ursache hatte, über seine nächsten Schicksale mit sich selbst zu Rathe zu gehen. Die Eroberung der Hauptstadt konnte nicht ausbleiben. Im Westen hatte sich, nach der am Schlusse des Februar bei Orthes verlorenen Schlacht, die Stadt Bordeaux an die Engländer ergeben und ein bourbonischer Prinz (der Herzog von Angouleme) war daselbst als Neffe des Königs von Frankreich mit offenen Armen empfangen worden. Im Süden waren die Österreicher in den Besitz von Lyon gekommen und der Marschall Augereau nach Valence zurückgegangen. Italien konnte als verloren betrachtet werden, seitdem der König von Neapel der Coalition beigetreten war, die Großherzogin von Toskana aus Florenz vertrieben hatte und, von jetzt an, den Vice-König von Italien in Gemeinschaft mit dem Feldmarschall Bellegarde bekämpfte. Im Osten befand sich der Graf von Artois zu Nancy, um in dem entscheidenden Augenblicke

die Ansprüche seines Geschlechts auf den französischen Thron geltend zu machen. Unter so vielen widerwärtigen Umständen eine verlorene Größe retten zu wollen, würde Thorheit gewesen sein. Napoleon war also im Wesentlichen nur darauf bedacht, auf eine Weise zu endigen, die ihm die Achtung der Zeitgenossen erhielte. Zwei Dinge waren dazu erforderlich: einmal, auszuscheiden, ohne irgend etwas abgetreten zu haben; zweitens, als Besiegter die Friedensbedingungen, die nur persönliche sein konnten, vorzuschreiben. Die, welche ihn in dieser bedenklichen Periode zu beobachten Gelegenheit hatten, versichern einstimmig, daß er die Ruhe selbst gewesen sei; hätte er aber wohl ruhig sein können ohne das Bewußtsein seiner Überlegenheit? . . .

Von dem Marsche der Verbündeten nach Paris unterrichtet, brach er in aller Eil nach Fontainebleau auf, um sich in ihrer Nähe zu befinden, d. h. um ihnen furchtbar zu bleiben. Er kam den 30. daselbst an; und nachdem er auf dem Wege nach Essonne zu la Cour de France die erste Nachricht von der Übergabe der Hauptstadt erhalten hatte, machte er zwar den Niedergeschlagenen, doch so, daß er unmittelbar darauf durch Coulaincourt Unterhandlungen wegen seiner Abdankung anknüpfte. Anfangs wollte er freilich nur zum Vortheil seines Sohnes, d. h. einer Regentschaft, niederlegen; als die Verbündeten hierauf aber nicht eingingen, unterzeichnete er gegen die ihm bewilligten Vortheile eine Entsagungs-Akte, welche in folgenden Ausdrücken abgefaßt war: „Da die verbündeten Mächte öffentlich erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß des allgemeinen Friedens in Europa sei: so erklärt der Kaiser Napoleon hiermit, daß er, getreu seinem Eide, für sich und seine Erben auf die Thronen von Frankreich und Italien Verzicht leistet und bereit ist, dem Interesse Frankreichs jedes persönliche Opfer, selbst das Leben, darzubringen. Fontainebleau, den 11. April 1814. Napoleon."

Folgende Forderungen wurden ihm von den Verbündeten zugestanden: 1) der Kaisertitel für ihn und seine Gemahlin, der Fürstentitel für seine Mutter, seine Brüder, seine Schwestern, seine Neffen und Nichten, wo sie sich auch befinden möchten; 2) für ihn, außer der Souveränetät der Insel Elba, ein jährliches Einkommen von 2 Millionen Franken in Renten auf das große Buch von Frankreich; 3) die Herzogthümer Parma, Piazenza und Guastalla mit voller Souveränetät für die Kaiserin Marie Louise, erblich für deren Sohn, den bisherigen König von Rom, der den Titel eines Fürsten von Parma, Piazenza und Guastalla annehmen sollte; 4) ein Einkommen von 2,500000 Franken, entweder in Domänen oder in Renten auf das große Buch von Frankreich, für seine Familie, namentlich 300,000 Franken für seine Mutter, 500,000 für seinen Bruder Joseph und dessen Gemahlin, 200,000 für seinen Bruder Ludwig, 300,000 für die Königin Hortensie und deren Kinder, 500,000 für den König Hieronymus und dessen Gemahlin, 300,000 für seine Schwester Elisa, eben so viel für seine Schwester Pauline; außerdem sollten die Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses alles Bewegliche und Unbewegliche, das sie erworben, behalten, namentlich alle Renten auf das große Buch von Frankreich, oder den Monte Napoleon zu Mailand; 6) ein Einkommen von einer Million Franken für die Kaiserin Josephine, sammt den ungestörten Besitz ihres beweglichen und unbeweglichen Vermögens; 7) ein passendes Eigenthum für den Vice-König von Italien, außerhalb Frankreichs; 8) zwei Millionen Franken als Gratifikation für Diejenigen, die er der französischen Regierung empfehlen würde; 9) Bezahlung der Schulden des kaiserlichen Hauses für die Zurückgabe der Krondiamanten und der öffentlichen Gelder an den Schatz; 10) Erfüllung der Obliegenheiten des Monte Napoleon gegen dessen Gläubiger, diese möchten Franzosen oder Ausländer sein; 11) sicheres Geleit für ihn und seine

Gemahlin, die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses, so wie für diejenigen, die sie würden begleiten wollen; 12) ein Detaschement von 12 bis 1500 Mann von der kaiserlichen Garde, als Bedeckung bis nach St. Tropez, dem Ort der Einschiffung nach Elba; 13) eine bewaffnete Corvette und die nöthigen Transportschiffe zur Überfahrt, die Corvette als Eigenthum des Kaisers; 14) 400 Mann freiwilliger Soldaten, sowohl Offiziere, als Unteroffiziere und Gemeine; 15) freie Rückkehr nach Frankreich für die, welche ihn und seine Familie begleiten würden, auf drei Jahre; 16) freie Rückkehr ins Vaterland für die polnischen Truppen im Dienste Frankreichs mit Waffen und Bagage, wie auch mit Beibehaltung der ihnen ertheilten Dekorationen.

Solche Bedingungen stellen, solche Forderungen machen und bewilligt zurückerhalten, hieß, als Sieger ausscheiden, der den Frieden vorgeschrieben hat. Auch betrachtete Napoleon seine Abdankung nur in dem Lichte eines Spottes, den er mit den Verbündeten getrieben: „ein Souverän," sagte er zu seinen Vertrauten, „dankt an dem Tage ab, wo seine Autorität nicht mehr anerkannt wird." Zukünftige Ereignisse als unfehlbar voraussehend, hatte er in seinen Friedensvertrag alles das gelegt, was ihm zu einem Bruch berechtigen konnte; und stolz darauf, daß er nichts abgetreten hatte, erinnerte er sich in einer Unterredung mit dem Herrn von Bausset, ehemaligem Präfekten des kaiserlichen Palastes, mit Bitterkeit lächelnd, des französischen Sprichworts, nach welchem „ein lebender Troßbube besser daran ist, als ein todter Kaiser;" womit er nichts weiter sagen wollte, als: „Nur die Todten kommen nicht wieder."*)

Da für seine Versetzung nach Elba nicht sogleich alles in Bereitschaft war, so wünschte er für die Dauer seines

*) S. Mémoires anecdotiques sur l'interieur du palais etc. par L. F. J. de Bausset. Tom. II. pag. 185. Das französische Sprichwort lautet: *Un goujat vivant vaut mieux qu'un empereur mort.*

Aufenthalts in Fontainebleau wenigstens sein Heer beisammen zu halten; und dies gelang ihm, obwohl seine Marschälle, einer nach dem andern, von ihm abfielen, nicht als Undankbare, sondern als Männer, die, vorgeschritten im Alter, um sich auf ihrem staatsbürgerlichen Standpunkt zu behaupten, neue Stützen suchen mußten. Seine Gemahlin und seinen Sohn sah er nicht wieder. Marie Louise hatte den festen Entschluß gefaßt, sich über Orleans nach Fontainebleau zu begeben, als sie an der Ausführung desselben durch den Fürsten von Schwarzenberg verhindert wurde. Von Blois nach Rambouillet versetzt, hatte sie daselbst mit ihrem von Dijon in Paris angelangten Vater am 16. April die erste Unterredung; und diese endigte damit, daß die Kaiserin, anstatt das Schicksal ihres Gemahls zu theilen, mit ihrem Sohne nach Wien zurückgehen sollte: eine Maßregel, welche Napoleon schwerlich mißbilligte, weil sein Sinn für häusliche Freuden niemals so lebhaft war, daß er irgend eine Herrschaft ausgeübt hätte.

Der 20. April war der Tag der Abreise von Fontainebleau nach Elba. Ihr ging ein förmlicher Abschied von seiner im Schloßhofe versammelten Garde voran, die er in der Person des Generals Petit umarmte, nicht ohne auch den Adler zu küssen. Schauspieler, wie er zu allen Zeiten war, sagte er diesen erprobten Kriegern: „ich hätte sterben können; aber ich habe es vorgezogen, zu leben, um eurem Ruhme zu dienen; denn ich will die Thaten beschreiben, die ihr vollbracht habt.“ Seine letzte Ermahnung ging dahin, daß sie ihrem neuen Könige treu, ihren neuen Befehlshabern gehorsam sein und nie das theure Vaterland verlassen möchten. Wie dies gemeint war, ist unnöthig zu sagen.

Unmittelbar nach diesem Auftritte bestieg Napoleon den Wagen, der ihn nach St. Tropez führen sollte. Ihm folgten vier Kommissarien der Verbündeten: der Oberst Campbell englischer, der General Koller österreichischer, der

General Schuwalow russischer, der General-Major Graf Truchses preußischer Seite. Der Weg führte über Briare, Raone, Lyon, Valence und Avignon.*) Jenseits Lyon fehlte es nicht an Gefahren; und diese nahmen dergestalt zu, daß der gewesene Kaiser, um den Volksleidenschaften zu entrinnen, sich zu verkleiden und die weiße Hutschleife (das Zeichen der Bourbonischgesinnten) anzustecken genöthigt war. Am furchtbarsten waren die Gefahren in der Nähe von Aix: so furchtbar sogar, daß Napoleon, um nicht erkannt zu werden, die Uniform des Generals Koller mit dem Theresien-Orden anzog, sich in den Mantel des Generals Schuwalow hüllte und die Feldmütze des Grafen Truchses aufsetzte, während ein Adjutant des Generals Schuwalow des Kaisers blauen Überrock und runden Hut anthat, um, im Nothfall, statt seiner beschimpft, oder wohl gar ermordet zu werden. In la Calade, einer Herberge auf dem Wege nach Aix, sah man den tapfern Napoleon Thränen der Wehmuth vergießen. Er heiterte sich nicht eher wieder auf, als bis er erfuhr, daß ein österreichischer Oberst mit zwei Schwadronen Husaren zu seiner Beschützung in Luc eingerückt sei. Nicht weit von dieser kleinen Stadt

---

*) Dieser Weg war nicht der verabredete; Napoleon aber wählte ihn in dem entscheidenden Augenblicke der Abreise, weil er den Gesinnungen — nicht der verbündeten Souveräne, wohl aber der provisorischen Regierung und ihres Chefs, des Herrn von Talleyrand, mißtrauete. Zu den ungemeinen Eigenschaften dieses Mannes gehörte, auf alles Bedacht zu nehmen. Doch hatte man ihn vielleicht gewarnt. Gewiß ist, daß es nicht an Verfolgern für ihn und die Seinigen fehlte. Diese entkamen glücklich, bis auf die Gemahlin des ehemaligen Königs von Westphalen, welche zwischen Fontainebleau und Auxerre von Räubern angefallen und ihrer Diamanten und anderer Kostbarkeiten beraubt wurde. Nur die Kaiserin Josephine wagte es, in Frankreich zu bleiben; sie durfte dies um so sicherer, weil Niemand ihr übel wollte und viele sie wegen ihrer Herablassung und Mildthätigkeit wirklich achteten.

hatte er auf dem Landhause des Repräsentanten Charles eine Unterredung mit seiner Schwester Pauline. Die Abfahrt von Frejus, die schon am Morgen des 28. April geschehen sollte, verzögerte sich bis gegen 9 Uhr Abends. Sie erfolgte auf einer englischen Fregatte, weil die französische Regierung, statt der bedingten Corvette, eine elende Brigg gesendet hatte. Den 3. Mai um 6 Uhr Abends lief Napoleon in Porto-Ferrajo, den Hafen der Insel Elba, ein, die zu seinem Exil bestimmt war.

So endigte fürs Erste die Rolle eines Mannes, den Frankreich vierzehn Jahre lang seinen Helden und Befreier genannt hatte; des Mannes, der Kronen verschenkt, Europa in allen seinen Theilen erschüttert und verwandelt und die französische Geistlichkeit bestimmt hatte, in ihm den Gesandten des Allerhöchsten und den Gesalbten des Herrn zu erkennen.

Vierzehntes Kapitel.

Friede mit Frankreich. — Aufenthalt Alexanders und Friedrich Wilhelms III. in England. — Wiener Congreß. — Napoleons Wiedererscheinung in Frankreich. — Entscheidende Schlachten bei Ligny und la Belle Alliance. — Napoleons Flucht und Gefangennehmung.

Nie hörte Napoleon auf, die Bourbons zu fürchten.*) Um jedoch ein solches Gefühl nicht einzugestehen, nahm er stets die Miene an, als verachte er dies Geschlecht. Eigentlich war es die Ahnung der Unentbehrlichkeit erblicher Fürstengewalt in dem gegenwärtigen Kulturgrade der europäischen Völker, was ihn, gleich einem bösen Dämon, trieb, seine Sicherheit in dem

*) Bourienne's Denkwürdigkeiten sind voll von Zügen, welche diese Furcht schildern. Tom. III. pag. 114 heißt es: Le nom seul de ces princes lui causait des terreurs secrets, et il me parlait souvent de la nécessité d'élever un mur d'airain entre la France et eux. Ohne (was sehr leicht sein würde) Zitate ähnlicher Art zu häufen, bemerken wir nur, daß diese Furcht vor den Bourbons der eigenthümliche Keim dessen war, was Napoleon bei so vielen Gelegenheiten seine Politik nannte: eines Dinges, worüber sich keine Rechenschaft ablegen ließ, ohne sehr viel Schwäche zu verrathen; eines Dinges zugleich, das den Kaiser der Franzosen verführte, in allen, welche nicht mit ihm einverstanden waren, unbrauchbare Ideologen zu sehen, während er nothwendig der stärkste Ideologe und als solcher der unbefangenste Despot war.

allgemeinen Umsturz zu suchen. Indem er nun sich und sein Geschlecht auf diesem Wege zu retten glaubte, erfüllte er nur seine Bestimmung, welche, vom ersten Anfange seines Wirkens an, keine andere war, als durch seinen verwegenen Despotismus die Rückkehr der Bourbons nach Frankreich wünschenswerth zu machen, und folglich im Laufe der Revolution das Werkzeug zur Zurückführung des von ihm verabscheueten Herrscherstammes zu werden.

Verhängnißvoll möchte man es nennen, daß an demselben Tage, wo er Fontainebleau verließ, Ludwig XVIII. von Hartwell in Buckinghamshire in London erschien, um dem Prinz-Regenten die Versicherung zu geben, „daß er die Wiederherstellung seines Hauses auf den Thron seiner Vorfahren, nächst der göttlichen Vorsehung, stets den Rathgebungen Sr. Königlichen Hoheit, so wie dem ruhmwürdigen England und dem Vertrauen seiner Bewohner, verdanken werde."

Schon vor dem Einmarsch der Verbündeten in die Hauptstadt Frankreichs durch den Herrn von Talleyrand zur Überkunft eingeladen, verlor Ludwig XVIII. keine Zeit, sich den Bewohnern Frankreichs als ihren König zu zeigen. Die Überfahrt von Dower nach Calais geschah den 24. April in acht Schiffen, von welchen sieben zur Bedeckung dienten. Den König begleiteten die Herzogin von Angouleme und die bisher in England zurückgebliebenen Prinzen seines Hauses. Der Empfang in Calais entsprach der in den letzten Jahren der kaiserlichen Regierung veränderten Denkweise und dem Schicksal der Hauptstadt, wo der Graf von Artois bereits seit dem 14. April an der Spitze der provisorischen Regierung stand und im täglichen Verkehr mit den verbündeten Monarchen die Sachen einer vollendeten Ausgleichung näher führte. Schon war eine Waffenstillstand abgeschlossen, schon die Räumung der noch mit französischen Waffen besetzten Festungen an der Oder, an der Elbe und am Rhein, so wie in Holland und in Belgien

anbefohlen, schon die Freiheit des Handels zurückgeführt, als Ludwig XVIII. sich der Hauptstadt Frankreichs näherte. Zu Compiegne von dem russischen Kaiser begrüßt und von den französischen Marschällen, an deren Spitze der Fürst von Neufchatel und Wagram stand, so wie von den vornehmsten Staats-Behörden bewillkommt, verweilte der König zwei Tage an diesem Orte, um seinen Einzug in Paris vorzubereiten. Dieser erfolgte am 3. Mai, folglich an demselben Tage, wo Napoleon in Porto-Ferrajo anlangte.

Wir verweilen nicht bei den Feierlichkeiten des Einzugs. Die Begierde, zu erfahren, wie Ludwig XVIII. sein Verhältniß zu dem französischen Volke und dessen Repräsentanten aufgefaßt haben werde, blieb nicht lange unbefriedigt; denn schon am Tage nach seinem Einzuge wurde seine Erklärung über die ihm vom Senate vorgelegte Constitutions-Urkunde bekannt gemacht. Sie war von St. Duen den 2. Mai datirt und enthielt im Wesentlichen, „daß, obgleich jene Constitutions-Urkunde ihrer Grundlage nach gut sei, dennoch eine große Zahl von Artikeln derselben das Gepräge der Übereilung trage, daß folglich das Ganze nicht ein Fundamental-Gesetz abgeben könne. Der König, welcher sich schlechtweg „von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra" nannte und folglich eine ihm bewilligte Souveränetät verschmähete, wollte, wie billig, seinen Antheil an der Gesetzgebung haben, die über Frankreichs künftiges Geschick entscheiden mußte. Indeß erkannte er schon vorläufig die Fortdauer der National-Repräsentation, die freie Bewilligung der Steuern, die öffentliche und die Privat-Freiheit, die Freiheit der Presse mit Vorbehalt der nöthigen Vorkehrungen zur Bewahrung des öffentlichen Friedens, die Freiheit der Gottesverehrung, die Unverletzlichkeit und Heiligkeit des Eigenthums, die Verantwortlichkeit der Minister, die Sicherung der Staatsschuld, die Aufrechthaltung der Ehrenlegion bei verändertem

Abzeichen, die Zulässigkeit jedes Franzosen zu Civil- und Militär-Stellen und die Ungestraftheit Aller wegen geäußerter Meinungen oder Gutachten an. „Um," wie er sich ausdrückte, „keine Constitution anzunehmen, welche nothwendiger Weise verbessert werden müsse," berief er den Senat und das gesetzgebende Corps auf den 10. des Monats Junius zusammen, wo ihnen ein neuer Constitutions-Entwurf vorgelegt werden sollte, zu dessen Ausarbeitung die Herren d'Ambray, Montesquiou und Ferrand aufgefordert waren. So endigte sich der Versuch, den der Senat gemacht hatte, den künftigen Souverän Frankreichs auf eine bloße Vollziehung der Gesetze zu beschränken.

Ludwig XVIII. setzte sein Ministerium zusammen aus den Gliedern der provisorischen Regierung, so daß der Fürst von Benevent zum Minister und Staats-Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten, der Abbe' von Montesquiou zum Minister des Innern, der General Dupont zum Kriegs-Minister, der Baron Louis zum Finanz-Minister, der Baron Malouet zum Minister des Seewesens und die Grafen Baugnot und Ferrand, jener zum General-Polizeidirektor, dieser zum General-Direktor der Posten ernannt wurden. Der Oberbefehl über das Heer wurde unter die Prinzen des königlichen Hauses vertheilt; und wer als Marschall oder Divisions-General unter der vorigen Regierung die Geschäfte eines General-Obersten verwaltet hatte, erhielt den Titel eines General-Inspektors und ordnete sich mit Beibehaltung der bisher genossenen Vorzüge und Vortheile den königlichen Prinzen unter. Den Herrn von Ambray (seinen alten Vertrauten) ernannte der König zum Kanzler von Frankreich. Der übrige Verwaltungs-Organismus blieb unberührt, sei es wegen seiner innern Vollkommenheit, sei es, weil die Bourbons sich nicht getrauten, etwas Besseres an seine Stelle zu bringen. Die Eintheilung des Gebiets in Departements — dies Werk der Umwälzung, wodurch alle Provinzial-Unterschiede und

Benennungen vernichtet waren — verdiente schon um der Bequemlichkeit willen beibehalten zu werden, welche es der Vollziehung gewährte; auch wurde es beibehalten.

Alle Unterhandlungen, die politische Gestalt Europa's betreffend, wurden durch die Zurückführung der alten Dynastie erleichtert; die Bourbons hatten keine Eroberungen zu beschützen, kein imperatorisches Ansehn zu vertheidigen; alles, was seit mehr als zwanzig Jahren geschehen war, konnte betrachtet werden als etwas, das gegen ihren Willen geschehen sei. Übrigens hatten sie, während ihres Exils, von rechtswegen nicht aufgehört, mit den übrigen Souveränen Europa's auf gleicher Linie zu stehen. So erschienen sie sich selbst, und so erschienen sie auch den verbündeten Monarchen, die aus diesem Grunde kein Bedenken trugen, dem Vorwurf allzu weit getriebener Großmuth, der ihnen von Seiten ihrer Unterthanen gemacht werden konnte, zu trotzen. Das Beispiel Napoleons folgerecht verabscheuend, die Idee einer europäischen Familie, die in Frieden leben will, festhaltend, und selbst den Undank eines eiteln, von seinem Eroberungsschwindel nichts weniger als geheilten Volks wagend, stellten sie, nach der Einnahme von Paris, keine anderen Grundsätze auf, als welche sie vor ihrem Einrücken in Frankreich angekündigt hatten. Der Friede wurde also im Geiste der Versöhnlichkeit unterhandelt und schon den 30. Mai unterzeichnet. Obgleich mit jeder der verbündeten Mächte besonders abgeschlossen, lautete er für alle gleich, nur mit dem Unterschiede, daß jedem einzelnen Friedensschlusse nachträgliche Artikel angehängt waren.

Vermöge dieses Friedensschlusses gab Frankreich die seit 22 Jahren gemachten Eroberungen in dem Maaße zurück, daß, einige Enklaven abgerechnet, die es zum Behuf einer bessern Abrundung erhielt, die Zahl seiner alten Departements nur um ein einziges vermehrt wurde. Vor der Revolution betrug diese Zahl 85, durch die Revolution war

ſie auf 130 vermehrt worden. Hiervon fielen an Deutſchland 18, an Holland 8, an die Schweiz 2, an Italien 16 zurück. Der Kreis Saarbrück, eine Gebietserweiterung um die Feſtung Landau, eine Ausdehnung an der ſchweizeriſchen Grenze, wodurch die Grafſchaft Mümpelgard Frankreich verblieb, und ein Theil von Savoyen mit Chambery und Annecy: dies und das Departement Vauclüſe (Avignon und die Grafſchaft Venaiſſin) war alles, was Frankreich aus dem von Napoleon herbeigeführten politiſchen Schiffbruch rettete. Ja, das Wenige, das es behielt, mußte ſogar durch den Verluſt der Inſeln Tabago, St. Lucie und Isle de France erkauft werden: ehemalige Beſtandtheile des franzöſiſchen Kolonial-Syſtems, welche England behielt, das zugleich in dem Beſitz der Inſel Malta blieb. Für ungültig wurde erklärt: die durch den Baſeler Frieden erfolgte Abtretung des ſpaniſchen Theils von St. Domingo, ſo wie die Abtretung der Inſel Guadelupe an Schweden durch den Traktat vom 3. März 1813; wogegen Frankreich ſeinen von Portugal in Beſchlag genommenen Antheil an Guiana wieder erhielt. Ludwig XVIII. trat den Grundſätzen bei, welche in dem Quadrupel-Allianz-Traktat von Chaumont, das künftige politiſche Syſtem Europa's betreffend, ausgeſprochen waren. Dagegen entſagten die Verbündeten allen und jeden Forderungen, die ſie aus abgeſchloſſenen Kontrakten an Frankreich zu machen berechtigt waren, indem ſie zugleich die Verkäufe von National-Gütern in den ſeit 1792 an Frankreich abgetretenen, jetzt aber wieder zurückgenommenen Ländern, ſofern Franzoſen die Käufer waren, beſtätigten. Die, dem Traktate mit Preußen angehängten beſonderen Artikel hoben den Tilſiter Frieden und alle daraus hervorgegangenen Folgen auf.

Inzwiſchen war das Königreich Italien, Napoleons Lieblingsſchöpfung, an dem Charakter der Mailänder geſcheitert. Gedrängt von den Öſterreichern einer- und von

den Neapolitanern andrerseits, hatte der Vice-König sich zur Abschließung eines Waffenstillstandes genöthigt gesehen, zu dessen Artikeln unter andern gehörte, daß einer Deputation des Königreichs gestattet sein sollte, sich frei und ungehindert in das Hauptquartier der verbündeten Monarchen zu begeben. So standen die Sachen, als die Nachricht von der Einnahme der Hauptstadt Frankreichs und von dem Sturze der Familie Bonaparte bekannt zu werden begann. Die Italiener nun, stets bereit, sich der Gewalt zu unterwerfen, ohne jemals ihre Regierung zu lieben, hatten jene Begebenheiten kaum vernommen, als sie es nur auf eine Zerreißung der Bande anlegten, wodurch sie bisher an Frankreich gefesselt gewesen waren. Der italienische Senat hatte sich den 17. April in Mailand versammelt, um über das künftige Schicksal des Königreichs zu berathschlagen; und in Folge des Ergebnisses dieser Berathschlagung war am 19. wirklich eine Deputation nach Frankreich abgesendet worden, welche im Hauptquartier der verbündeten Monarchen auf die fernere Unabhängigkeit des Königreichs antragen und den bisherigen Vice-König Eugen als künftigen Souverän empfehlen sollte. Kaum aber war dies bekannt geworden, als gleich am folgenden Tage der Pöbel in den Palast des Senats drang und die Zurückberufung der Abgeordneten forderte. Unter diesen Umständen entsagte der Senat seinen Verrichtungen. Ehe nun das Wahl-Kollegium eine vorläufige Regierung ernennen konnte, fiel der Pöbel über den Finanz-Minister Prina, einen Piemonteser, her, der in den letzten Zeiten ein Gegenstand des allgemeinsten Hasses geworden war; Prina wurde ermordet und sein Leichnam durch die Straßen geschleppt. Dasselbe Schicksal stand dem Staats-Sekretär Mejean, einem Franzosen, bevor, dem jedoch die Flucht nach Deutschland gelang. Den Herzog von Lodi (Melzi d'Erile) rettete der General Pino durch die Versicherung, daß er an den letzten Verhandlungen im Senat keinen Theil genommen

habe. Der Vice-König selbst, der während dieser Schrekkens-Scenen gegenwärtig war, begab sich nach Mantua zu seiner Familie, und ging von hier über Inspruck nach München zu seinem Schwiegervater, den König von Baiern. Das Königreich Italien wurde unmittelbar darauf im Namen der verbündeten Mächte in Besitz genommen, um schon im Laufe des Juni mit den österreichischen Kaiserstaaten vereinigt zu werden.

Auch auf anderen Punkten der italienischen Halbinsel veränderte sich die Gestalt der Dinge. Eingeladen von den verbündeten Monarchen, kehrte der König von Sardinien, Victor Emanuel, nach Turin zurück. Genua, wo Lord Bentink mit 9000 Engländern von Sicilien aus gelandet war, bildete vorläufig wieder eine unabhängige Republik unter brittischem Schutz. Der Erzherzog Ferdinand gab sein deutsches Großherzogthum (Würzburg) auf, um nach Toskana zurückzukehren, nachdem die Waffen des Königs von Neapel Napoleons älteste Schwester und deren Gemahl aus Florenz vertrieben hatten. Modena wurde von dem Erzherzog Franz, der durch seine Mutter das Erbrecht des Hauses Este überkommen hatte, in Beschlag genommen. Unterstützt von englischen Guineen, langte Pius VII., nach fast vierjähriger Gefangenschaft, vor Rom an, wo er von Karl IV., dessen Gemahlin und dem Friedensfürsten, die sich von Marseille nach dem Kirchenstaate begeben hatten, theilnehmend empfangen wurde; und nach einem feierlichen Einzug in die alte Hauptstadt, war eine der ersten Handlungen des sich selbst zurückgegebenen Pabstes — die Wiederherstellung des Jesuiten-Ordens. Bald entstanden Händel zwischen ihm und dem Könige von Neapel, welcher den Zurücktritt der Departements Musone, Metauro und Tronto mit den wichtigen Städten Ancona und Sinigaglia in den Kirchenstaat nicht gestattete. Wenn König Joachim jetzt noch im Besitz des ihm anvertrauten Thrones blieb, so verdankte er diese Wohlthat den Verträgen, welche er mit

England und mit Österreich geschlossen hatte. Vereinzelt in einer Welt, die zu den Grundsätzen der Mäßigung und Gerechtigkeit zurückgekehrt war, mißtraute er schon jetzt seinem Geschicke, und zwar um so mehr, weil Ferdinand IV. von Sicilien aus dem Gerüchte widersprach, „als ob er verzichtet habe oder jemals verzichten werde auf seine unbestreitbaren Rechte hinsichtlich des Königreichs Neapel." Die Königin Carolina sah Italien nicht wieder; sie erlebte nur den Sturz des Mannes, dem sie einen so großen Theil ihrer Schicksale verdankte; denn sie starb zu Anfang des Spätjahres auf dem Schlosse zu Hetzendorf bei Wien im 61. Jahre ihres stürmischen Lebens.

Allen diesen Veränderungen und Bewegungen sah Napoleon auf Elba mit derjenigen Gesinnung zu, die ihn kurz vor seiner Abreise aus Frankreich sagen ließ: „ein armer Troßknecht am Leben sei mehr werth, als ein todter Kaiser." Durch seine gegenwärtige Lage zu einer Unthätigkeit verdammt, welche um so peinlicher für ihn war, je plötzlicher sie eintrat, gab er sich Anfangs zwar das Ansehn, als könne er die Rolle eines Diokles durchführen: er traf daher Anstalten zum Aufbau neuer Wohnungen, zu einer bessern Benutzung des Bodens seiner Insel und zur Versorgung seiner Hauptstadt Porto-Ferrajo mit Quellwasser. Doch die Sehnsucht nach der von ihm verlassenen Bühne gewann sehr bald die Oberhand. Von seinen Anverwandten war die Prinzessin Borghese die erste, die ihn in seinem Exil besuchte. Bald folgte seine Mutter. Mehr, als alles Übrige, weckte die Ankunft desjenigen Theils seiner alten Leibwache, der ihm von den Verbündeten bewilligt war, die Erinnerung an genossene Größe. Militär-Schauspiele, sonst im Großen aufgeführt, wurden jetzt im Kleinen wiederholt und unterhielten das Bild des Krieges, sowohl in ihm selbst, als in seinen Unglücksgefährten, die, gequält von langer Weile und von Sehnsucht nach Frankreich, zu jedem Abenteuer aufgelegt waren. Neue Stacheln fügte

die Neugierde Derer hinzu, für welche Napoleon zu einer Merkwürdigkeit geworden war, die man gesehen haben mußte, wenn man ruhig sterben wollte. Um ihn her ließen sich seine Brüder nieder: Joseph und Ludwig in der Schweiz; Hieronymus in Venedig; Lucian, von dem Pabst zu einem Fürsten von Canino erhoben, zu Rom, wohin sich auch seine älteste Schwester begeben hatte. So stand er, von seinem ersten Eintritt in Elba an, auf der Lauer, den günstigen Zeitpunkt erwartend, wo er die ganze europäische Welt noch einmal in Bewegung setzen könnte.

Wie wenig Vertrauen auch die verbündeten Monarchen in seine Denkungsweise setzen mochten: so blieb ihnen für den Augenblick doch nichts weiter übrig, als die Begebenheiten kommen zu lassen. Während also der österreichische Kaiser sich nach Wien zurückbegab, gingen Alexander und Friedrich Wilhelm III. über den Kanal, um England zu sehen. Ein starkes Gefolge von Staatsmännern und Generalen begleitete sie. Ihre Erscheinung auf brittischem Boden war so neu, daß fast die ganze Bevölkerung der Insel aus ihren Angeln gehoben wurde. Wir verweilen nicht bei den Festen, die ihr Aufenthalt veranlaßte. Vor allen war der tapfere Feldmarschall Blücher ein Gegenstand der Aufmerksamkeit; ihn beehrte die Universität zu Oxford mit einem Doktor-Diplom, ohne des Unterschiedes zwischen Gewalt und Recht zu achten. Eine neue Quadrupel-Allianz, wodurch die verbündeten Mächte sich verpflichteten, jede ein Heer von 75000 Mann bis zur gänzlichen Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in Europa auf den Beinen zu halten, gab der Reise einen ernstern Zweck. Außerdem kam man mit dem Prinz-Regenten darin überein, daß Belgien mit Holland vereinigt werden und mit diesem Einen Staat bilden sollte. In den letzten Tagen des Juni verließen beide Monarchen England: Alexander auf einer Fregatte, die ihn nach Helvoetsluys führte, von wo er seine Reise zu Lande nach Petersburg fortsetzte; Friedrich

Wilhelm III. auf einer Fregatte, die ihn nach Calais brachte, von wo er über Paris und Neufchatel nach Berlin zurückging. Inzwischen hatten auch die Heere der Verbündeten Frankreich verlassen.

Befreit von jedem fremden Einflusse, erfüllte Ludwig XVIII. sein Versprechen in Ansehung der Formen, in welchen er zu regieren gedachte. Das neue Fundamental-Gesetz erhielt die Benennung einer Charte. Sofern die Art und Weise, das Gesetz zu bilden, über die Freiheit eines Volks entscheidet, zeigte sich der König geneigt, die Mitwirkung der Nation in ihren Repräsentanten zu gestatten. Ein Senat und eine gesetzgebende Versammlung, jener unter der Benennung einer Pair-Kammer, diese unter der Benennung einer Abgeordneten- oder Wahl-Kammer, hatten nichts Abschreckendes für den Urheber des neuen Königthums, der, wie es scheint, sehr deutlich eingesehen hatte, daß Unumschränktheit nicht jedem Civilisations-Grade entspricht und daß die königliche Autorität hinlänglich gesichert wird durch die Vereinigung des Vorschlags der Gesetze mit der Sanktion derselben. Festgestellt wurde der Unterschied zwischen dem wiedergeborenen Frankreich und dem frühern: durch die Gleichheit aller Franzosen vor dem Gesetz; durch ihre Fähigkeit, ohne Unterschied zu allen Civil- und Militär-Ämtern zu gelangen; durch die allgemeine Verpflichtung, nach Maßgabe des Vermögens zu den öffentlichen Lasten beizutragen; durch die Sicherung der individuellen Freiheit, sofern jeder Einzelne nur in den von dem Gesetze vorgeschriebenen Fällen verfolgt und verhaftet werden kann; durch die Religions- und Gewissensfreiheit, die an keine besondere Art der Gottesverehrung bindet; durch die Preßfreiheit innerhalb der Schranken des Gesetzes; durch die Unverletzlichkeit des Eigenthums mit Aufhebung des Unterschiedes zwischen Privat- und National-Eigenthum; durch die Unentsetzbarkeit der Richter u. s. w. Ganz unstreitig war die neue Verfassungs-Urkunde die

größte aller Wohlthaten, welche Frankreich zu Theil werden konnte. Wenn sie als solche nicht auf der Stelle empfunden wurde: so rührte dies nur daher, daß selbst das Bessere eingeübt sein will, ehe es in diesem Lichte erscheinen kann; daß man einer Dynastie mißtraute, von welcher man seit 25 Jahren getrennt gelebt hatte; daß die von Napoleon entwickelten Ideen und Leidenschaften nicht sogleich beschwichtigt werden konnten; und daß in demjenigen Theile der Nation, welcher früher sein Dasein in Vorrechten aller Art gehabt hatte, jenes Mißvergnügen lebendig wurde, das aus unerfüllten Erwartungen entspringt. Frankreich gelangte also durch die Charte nicht zu dem innern Frieden, der in den Wünschen Aller lag; und indem Napoleon dies vorhergesehen hatte, konnte er sehr leicht auf den Gedanken gerathen, Verlorenes noch einmal gewinnen zu wollen, selbst auf die Gefahr, in einen bodenlosen Abgrund zu stürzen.

Es bedurfte der Zeit, es bedurfte sogar der Reibungen und Kämpfe, ehe das Verhältniß der zurückgekehrten Dynastie zum Volke einen achtungswerthen Charakter gewinnen konnte; der allerschwierigste Theil des französischen Volks aber war das Militär. Unter Napoleon allen übrigen Klassen der Gesellschaft vorgezogen und vorzugsweise belohnt, fühlte es sich unter Ludwig XVIII. verlassen, zurückgesetzt und ohne Bestimmung. Jene glänzende Leibwache des Kaisers, in sich selbst ein Heer — was konnte sie von sich halten unter einem kränklichen Könige, der weder eine Aufforderung hatte, noch irgend einen Beruf fühlte, sie ins Feld zu führen? Was Anfangs nur Niedergeschlagenheit war, verwandelte sich nur allzu schnell in Mißvergnügen und Unwillen. Es fanden Auftritte Statt, welche keine andere Wahl ließen, als diese anspruchsvolle Leibwache in die östlichen Provinzen zu verlegen. An ihre Stelle trat, nach Sitte der früheren Könige Frankreichs, eine Schweizergarde, die für die Vertheidiger der Unwäl-

zung um so mehr ein Gegenstand des Ärgernisses war, weil sie das Mißtrauen des königlichen Hauses gegen eine französische Leibwache auszudrücken schien. Ließ sich gleich von den Marschällen im Allgemeinen annehmen, daß sie der neuen Ordnung der Dinge ergeben wären: so galt diese Voraussetzung doch nicht von so vielen Generalen, Obersten und Hauptleuten, die sich plötzlich in einer Bahn gehemmt sahen, welche ihres Gleichen auf Throne geführt hatte. Gestachelt von Ehrgeiz, noch mehr aber gepeinigt von jener Unruhe, die das natürliche Ergebniß großer Anstrengungen und eines abenteuerlichen Lebens von längerer Dauer ist, sehnten alle diese sich nach Napoleon zurück; und da in ihrer Ansicht von den Erscheinungen des Lebens alles Recht von der Gewalt ausging, so waren gerade sie am wenigsten berührt von der Rechtmäßigkeit der alten Dynastie, und fast unfähig, sich darein zu finden, daß Ludwig XVIII. den Anfang seiner Regierung von dem Todestage des im Jahre 1795 verstorbenen Dauphins datirte: sie waren sich bewußt, weder unter seiner persönlichen Leitung, noch unter seinen Auspizien gekämpft zu haben, und ihr ganzes Leben ward entweder zu einem Verbrechen, oder zu einem Traum, wenn Ludwig XVIII. seit etwa 20 Jahren wirklich König von Frankreich gewesen war.

In dieser Stimmung lag nur allzu viel Aufmunterung für den Exulanten auf Elba, der nur ausgeschieden war, um nichts abtreten zu müssen, und der mit Ungeduld den Zeitpunkt erwartete, wo die europäischen Angelegenheiten verwickelt genug sein würden, um ein Unternehmen zu begünstigen, dessen Gegenstand — die Eroberung Frankreichs war.

Diese Begünstigung blieb nicht aus. Außerdem, daß England in den letzten Monaten des Jahres 1814 mit der Bestrafung der nordamerikanischen Freistaaten wegen der, dem Continental-System von ihnen geleisteten Unterstützung

beschäftigt war, und daß Schweden die Hindernisse zu überwinden hatte, welche sich der Besitznahme Norwegens entgegen stellten — Gegenstände, die wir in diesem Zusammenhange nicht erörtern können — gewährte der Wiener Kongreß die Aussicht auf eine unheilbare Zwietracht, die einer verwegenen Unternehmung den freiesten Spielraum zu geben versprach. Dies hing auf folgende Weise zusammen.

Der zu Paris verabredete Kongreß hatte sich im Laufe des Octobers zu Wien versammelt. Die Hauptpersonen auf demselben waren jene drei Souveräne, welche den Krieg gegen Napoleon persönlich geleitet hatten: der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Österreich und der König von Preußen. Außer ihnen erschienen drei andere Könige; namentlich der König von Dänemark, der König von Baiern und der König von Würtemberg; späterhin auch der König von Sachsen, wiewohl so, daß er nicht in Wien selbst auftrat, sondern seine Angelegenheiten von Presburg aus betrieb. Schwerlich fehlte irgend ein deutscher Fürst, wenn er die Aussicht hatte, Vortheile durch seine persönliche Gegenwart zu gewinnen. Dabei gab es sicherlich niemals eine zahlreichere Versammlung von Bevollmächtigten. In der ersten Reihe standen die der acht Höfe, welche den Pariser Friedensschluß unterzeichnet hatten. An diese schloß sich der päbstliche Legat an. Die übrigen Reihen wurden durch die Bevollmächtigten der deutschen Könige, Großherzöge, Herzöge u. s. w. gebildet.

Ein Chaos von Angelegenheiten war zu ordnen. Da sich nun vorhersehen ließ, daß, wenn Jeder, wie es wohl zu geschehen pflegt, seine besondere Angelegenheit zu der ersten und wichtigsten zu machen berechtigt wäre, man entweder gar nicht endigen, oder wenigstens sehr viel Zeit gebrauchen würde: so war man gleich Anfangs darauf bedacht, die Geschäfte zu sondern. Zu diesem Endzweck theilte man sie in europäische und in deutsche. Mit jenen befaßte man sich in zwei verschiedenen Versammlungen, von

welchen die eine nur aus den Bevollmächtigten Österreichs, Frankreichs, Englands, Rußlands und Preußens, die andere aus den Bevollmächtigten der acht großen Mächte, welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, bestand. Sämmtliche Fragen, die sich auf Deutschland bezogen, wurden, eben so, Anfangs bloß von Österreich, Preußen, Baiern, Hannover und Würtemberg erörtert; später zog man die sämmtlichen souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands bei den Berathungen zu. Durch besondere Kommissionen wurden mehrere Gegenstände vorher geprüft. Es waren demnach fortdauernd zwei Räthe versammelt: ein europäischer und ein deutscher. Gegenstände für den ersten waren: 1) Polens Wiederherstellung, ganz oder zum Theil, als für sich bestehenden Staat; 2) das Schicksal des Königreichs Sachsen und verschiedener anderer Staaten Deutschlands; 3) Belgiens Bestimmung und Begrenzung; 4) Italiens Schicksal; 5) Spaniens Ansprüche auf die Herzogthümer Parma und Placenza; 6) die von Portugal an Spanien begehrte Zurückgabe der Festung Olivenza; 7) die Organisation der Schweiz; 8) die Abschaffung des Negerhandels, mit großem Eifer von England betrieben; 9) Maßregeln gegen die Seeräubereien der Barbaresken. Gegenstände für den letztern waren: 1) die Verfassung, welche dem ehemals deutschen Reiche zu Theil werden sollte, da man sich nicht verhehlen konnte, daß die alte sich nicht wieder herstellen ließ; 2) die Einführung einer sogenannten landständischen Verfassung in allen deutschen Staaten ohne Ausnahme, als erste Grundlage einer deutschen Nationalität; wobei der Hauptgedanke war, Deutschland durch die ihm zugedachte Verfassung zu einem Staatskörper umzubilden, welcher, festgegründet in sich selbst, durch seine Lage in der Mitte der ziviliſirten Welt der Schlußstein eines politischen Gebäudes werde, das den sämmtlichen europäischen Staaten eine dauerhafte Gewähr für ihre Sicherheit und Ruhe darbieten möge . . .

Die Lage der europäischen Staaten, in Ansehung des Besitzstandes, war um die Zeit, wo der Kongreß zusammen trat, folgende. Portugal und Spanien waren in ihre alten Grenzen zurückgetreten. Den Gebietsumfang Frankreichs hatte der Pariser Friedens-Traktat bestimmt. Großbritannien machte das, was es durch diesen Traktat auf Kosten Frankreichs gewonnen hatte, eben so wenig zu einem Gegenstand der Erörterung, als das Vorgebirge der guten Hoffnung und die Insel Helgoland. Rußland hatte das Herzogthum Warschau vorläufig an sich genommen und begehrte die Zurückgabe alles dessen, was ehemals der Republik Polen angehört hatte. Österreich hatte sich der illyrischen Provinzen, des Herzogthums Venedig und der Lombardei bemächtigt, während der Großherzog von Würzburg, als Bruder des österreichischen Kaisers, in den Besitz des Toskanischen zurückgetreten war. Baiern war dem Beispiele Österreichs, Rußlands und Englands gefolgt, indem es ohne Zeitverlust sich des Würzburgischen bemächtigt hatte, um die ihm verheißene Entschädigung zu finden. Preußen hatte sich, nach der Schlacht bei Leipzig und dem Rückzuge der Franzosen über den Rhein, nur derjenigen Provinzen wieder bemächtigt, die es, in dem Raume von der Elbe nach dem Rhein hin, vor und seit dem Frieden von Tilsit theils an den König von Westphalen, theils an den König von Sachsen hatte abtreten müssen; seine fränkischen Staaten befanden sich noch in den Händen des Königs von Baiern, welchem der Kaiser von Österreich in dem 4. Artikel des Allianz-Traktats von Ried eine volle Entschädigung für alle die Abtretungen versprochen hatte, die er zur Sicherung einer, beiden Staaten angemessenen Militär-Linie machen würde. Gebührte Friedrich Wilhelm III. Entschädigung für das, was er seit 1806 eingebüßt hatte, so gebührte ihm eben so sehr eine Belohnung für seine Verdienste um die Befreiung Europa's: Verdienste, welche nicht verkannt werden konnten.

Der Maaßstab für diese Entschädigungen und Belohnungen konnte schwerlich ein anderer sein, als der Territorial-Umfang und die Bevölkerung, welche dem Königreiche vor dem Kriege von 1806 eigen gewesen waren. Hiermit aber verband sich der besondere Umstand, daß Alexander I., eingenommen von den konstitutionellen Ideen seines Zeitalters, dem Titel eines Kaisers aller Reussen den eines konstitutionellen Königs von Polen hinzuzufügen wünschte, und folglich nichts so eifrig verfolgte, als die Wiederherstellung des polnischen Staats in einer Gestalt, die von ihm ausgehen sollte. Da nun, wenn diese Idee verwirklicht werden sollte, in Beziehung auf Preußen ein Ersatz für das Herzogthum Warschau, als ehemals preußische Provinz, aufgefunden werden mußte: so war Alexanders Gedanke, das ganze Königreich Sachsen zu Preußen zu schlagen. In dem Gedanken selbst lag nichts, das nicht aufs Vollständigste hätte gerechtfertigt werden können; auch waren sämmtliche große Mächte früher darin einverstanden gewesen, wenn man etwa Frankreich ausnimmt, welches in dieser Angelegenheit am wenigsten betheiligt war. Nichts desto weniger nahm die Sache eine unerwartete Wendung. Das, wogegen das Wenigste eingewendet wurde, war die Wiederherstellung Polens, die man noch immer als einen Akt der Gerechtigkeit betrachtete. Dahingegen fand die Einverleibung des Königreichs Sachsen in den preußischen Staatskörper die entschiedenste Mißbilligung, sowohl Frankreichs, als Englands und Österreichs. Die Beweggründe waren verschieden, und die wahren kamen vielleicht gar nicht zur Sprache; aber die Mißbilligung war deshalb nicht minder einhällig. Alles bot Alexander auf, um zu seinem Zwecke zu gelangen; er ging hierin so weit, daß er seinen Bruder Constantin nach Warschau sendete, um den Polen sowohl dieses Herzogthums, als der übrigen Provinzen, seinen festen Willen in Ansehung der Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit kund zu thun. Doch wie

hätte so viel Entschlossenheit noch etwas Anderes bewirken können, als Stillstand in den Berathungen und Vereitelung sämmtlicher Zwecke des Kongresses? Es kam dahin, daß am 6. Januar 1815. Österreich, Frankreich und England einen förmlichen Bund schlossen, der nur gegen Rußland und Preußen gerichtet sein konnte. Schon gaben Viele die Zurückführung eines allgemeinen Friedens als schimärisch auf; wer aber Vortheil von der Zwietracht zu ziehen hoffen durfte, freute sich unverholen des entstandenen Zwiespalts.

Unter den letzteren stand der Exulant auf Elba oben an. Unstreitig irrte er in der Voraussetzung, daß ein Zwist, der seine Quelle in der Eitelkeit des russischen Kaisers hatte, unter erblichen Monarchen, denen es um die Zurückführung eines bleibenden Friedens zu thun war, ernstliche Folgen haben werde; allein wie hätte er nicht hoffen mögen, was er zu wünschen so viel Ursache hatte? In seiner Lage war nicht auszuhalten. Ganz abgesehen von dem Widerspruch, worin der Kaisertitel zu der kleinen Insel stand, die ihm von seinem fast unermeßlichen Reiche allein übrig geblieben war, wie auf die Dauer die Verlegenheit ertragen, worein er dadurch gerieth, daß die nach Frankreich zurückgekehrten Bourbons den Traktat von Fontainebleau, sofern es sich darin um jährliche Zahlungen an ihn und die Seinigen handelte, unerfüllt ließen, um nicht als Steuerpflichtige eines Usurpators zu erscheinen? Seine, aus etwa 1000 Mann bestehende Leibwache wollte genährt und gekleidet sein; viele andere Bedürfnisse trieben zu einer Veränderung der Lage. Nie war diese mit dem Vorsatze, darin auszuhalten, gewählt worden. Unter allen diesen Umständen meldeten treue Anhänger, deren Namen nicht bekannt geworden sind, dem Verzweifelnden, „daß die verbündeten Souveräne, das Abkommen von Fontainebleau bereuend, damit umgingen, ihn auf eine gewaltsame Weise von Elba nach St. Helena zu versetzen, um ihn völlig unschädlich zu machen.“ Jetzt glaubte er keinen Augenblick

mehr verlieren zu dürfen. Zu Neapel hatte er sich mit dem nöthigen Schießbedarf, zu Genua mit Transportschiffen versehen. Sein Heer bestand zwar nur aus 600 Gardisten, aus 200 korsischen Jägern und eben so viel polnischen Reitern; allein auch mit dieser geringen Macht hoffte er, Europa noch einmal in Aufruhr zu setzen und den französischen Kaiserthron mehr als jemals zu befestigen. Der Ausgang des Februar wurde von ihm zum Beginn dieses waghalsigen Unternehmens bestimmt, nachdem er mit dem Könige von Neapel die Verabredung genommen hatte, daß dieser in Italien losbrechen sollte, sobald er selbst in Frankreich gelandet sein würde.

Inzwischen löfete sich der auf dem Wiener Kongresse entstandene Zwist dahin auf, daß Alexander I., um die Einigkeit der Kabinete wieder herzustellen, nicht nur auf Gallizien Verzicht leistete, sondern sich auch erbot, den für Preußen bestimmten Theil des Herzogthums Warschau zu vergrößern. Die letztere Macht begnügte sich mit der Hälfte Sachsens, und ließ sich gefallen, die ihr auf dem linken Rheinufer zugedachten Provinzen (wodurch sie den König von Sachsen entschädigt zu sehen gewünscht hatte) selbst anzunehmen. Die Einigkeit der Souveräne war auf diese Weise vollkommen wieder hergestellt. Schon den 12. Februar wurde Friedrich August, der bis dahin zu Friedrichsfelde bei Berlin zurückgeblieben war, aufgefordert, sich in die Nähe von Wien zu begeben, wo man mit ihm zu unterhandeln gedachte. Die Verhandlungen des Kongresses kamen, nach langer Unterbrechung, wieder in Gang. Wie sie geendigt haben würden, wenn Napoleon nicht am 1. März von neuem den französischen Boden betreten hätte, läßt sich schwerlich bestimmen. Dies Ereigniß, vorbereitet durch alles, was seit der Einnahme der Hauptstadt Frankreichs geschehen war, mußte einen Einfluß gewinnen, der die sämmtlichen Begebenheiten des Jahres 1815 bestimmte.

In dem Hafen von Porto-Ferrajo stand eine Flottille,

welche aus der Brigg Inconstant und etwa fünf Transportschiffen zusammengesetzt war, zu Napoleons Verfügung. Am 25. Februar ahneten seine Soldaten noch nicht, was er vorhatte. Als sie am folgenden Tage um 1 Uhr den Befehl zur Einschiffung erhielten, geriethen sie in ein freudiges Erstaunen, das dem Überdruß entsprach, den sie seit zehn Monaten auf Elba empfunden hatten. Ihre Frage war bloß: „wohin?" Napoleons Mutter und Schwester beantworteten diese Frage durch den Zuruf aus ihren Fenstern: „Paris oder Tod!" Um 4 Uhr Nachmittags war alles an Bord; zusammen 1140 Mann. Die Abfahrt war begünstigt durch den Umstand, daß der mit Napoleons Bewachung beauftragte englische Oberst Campbell sich nach Livorno begeben und daß auch die, zur Verhinderung seiner Entfernung bestimmte brittische Seemacht sich zurückgezogen hatte. Um 5 Uhr begab sich der Kaiser, begleitet von dem Grafen Bertrand und Drouot, so wie von den Generalen Cambronne, Molet, Raoul, Jerzmanowsky und anderen Offizieren seiner Leibwache, an Bord des Inconstant. Der Himmel war heiter, Napoleon still und fröhlich, das am Ufer versammelte Volk wünschte Glück zur Fahrt, ein Kanonenschuß gab das Zeichen und mit dem Ausruf: „Paris oder Tod!" ging man unter Segel. Während der Überfahrt flößte der Eintritt einer Windstille und später die Erscheinung einer französischen Brigg Besorgnisse ein, und diese wurden nicht wenig verstärkt, als man auf ein nach Sardinien bestimmtes Linienschiff von 74 Kanonen stieß; doch alle diese Gefahren wurden glücklich bestanden, und nach einer dreitägigen Fahrt ging die Flottille den 1. März in dem Meerbusen von Juan glücklich vor Anker.

Die Landung geschah ohne Zeitverlust. Indem Napoleon den französischen Boden betrat, rief er aus: „jetzt ist der Kongreß aufgelöset." Zugleich steckte er die dreifarbige Hutschleife an: ein Beispiel, dem seine Soldaten mit dem Rufe folgten: „Es lebe Napoleon! es lebe Frankreich!"

Das erste Nachtlager war unter freiem Himmel auf einer mit Ölbäumen bepflanzten Anhöhe. Der Kaiser nannte dies eine schöne Vorbedeutung und wünschte, daß sie in Erfüllung gehen möchte. Fünf und zwanzig Mann, nach Antibes gesendet, um die Besatzung dieses Orts zu verführen, kehrten nicht zurück, weil sie verhaftet und entwaffnet worden waren. Gleich nach Mitternacht setzte Napoleons kleine Schaar den Marsch fort, und fand zu Cannes eine um so bessere Aufnahme, weil die Einwohner dieses Orts auf die Ankunft von Seeräubern gefaßt waren. Nach kurzer Rast brach Napoleon in der nächsten Nacht nach Grasse auf und ging von hier über St. Vallier, das Dorf Cerenon und Bareme nach Digne, wo er am 4. März einen kurzen Halt machte. Zu Gap, wo er am nächsten Tage anlangte, ließ er zwei Proklamationen drucken, von welchen die eine an das Heer, die andere an das französische Volk gerichtet war. In jener wurde das Ergebniß des vorjährigen Feldzugs dem Verrathe der Marschälle Augereau und Marmont zur Last gelegt und das Heer aufgefordert, sich von den Bourbons loszusagen, die von den Ausländern nur nach Frankreich zurückgeführt wären, um den Ruhm der Armee zu verdunkeln, und die, von dieser verlassen, dahin zurückkehren würden, wo sie, ihrem Vorgeben nach, 19 Jahre regiert hätten. In dieser hieß es: „Frankreich mit seinen neuen Einrichtungen und seinem neuen Ruhme könne nicht von einer Dynastie regiert werden, die sich auf ein zertrümmertes Recht, nämlich auf das Lehnrecht, stütze. Sollte dies fortdauern, so würde, wie die äußere, so die innere Sicherheit der Franzosen, für immer verloren gehen. In seinem Exil habe ihr Kaiser ihre Klagen vernommen; zugleich ihre Wünsche. Sie hätten die Regierung ihrer Wahl, als die einzig rechtmäßige, zurückgefordert; sie hätten ihm den Vorwurf gemacht, daß er den Vortheil des Vaterlandes seiner Bequemlichkeit aufopfere. Wohlan, er sei da, um Rechte zurückzufordern,

welche die ihrigen wären. Was seit der Einnahme von Paris gethan, gesagt, geschrieben worden: er wolle davon keine Kenntniß nehmen, und Dienste, die eben diese Personen ihm früher geleistet hätten, nicht in Vergessenheit stellen. Jede noch so kleine Nation habe das Recht, sich einem, von dem augenblicklich siegreichen Feinde eingesetzten Fürsten zu entziehen; und wie Karl VII., König von Frankreich, die Behauptung seines Thrones nur der Tapferkeit seiner Braven habe verdanken wollen, so werde auch er sich glücklich schätzen, alles nur dem französischen Volke und den Tapfern im französischen Heere zu verdanken zu haben." Die Wirkung dieser in der Umgegend ausgestreuten Proklamationen war um so größer, je mehr man sich von dem Außerordentlichen der Erscheinung angeregt fühlte, die Napoleon noch einmal zu einem Zauberer machte.

Während der Kaiser am 6ten zu Gorp übernachtete, war General Cambronne mit seinem kleinen Vortrab bis nach Mure vorgedrungen. Hier stieß er auf die Vorhut einer 6000 Mann starken Division, welche, auf die Nachricht von Napoleons Landung, von Grenoble aufgebrochen war, um sich seinem weitern Vorrücken zu widersetzen. Vergeblich verlangte Cambronne, sich mit dem befehlführenden Offizier zu besprechen: er erhielt eine abschlägige Antwort. Inzwischen wich die von Grenoble aufgebrochene Division auf anderthalb deutsche Meilen zurück und stellte sich zwischen Seen und einem Dorfe in einem Defile auf. Hiervon unterrichtet, begab sich Napoleon an Ort und Stelle. Um alles zu gewinnen, mußte er alles wagen. Er stellte sich also an die Spitze einiger Grenadiere, welche das Gewehr unter den Arm nehmen mußten, und näherte sich den Truppen, die ihm den Weg verlegt hatten. „Hier bin ich, euer Kaiser," redete er sie an; „und so Jemand unter euch mich tödten will, mag er es thun." Die Antwort war: „Es lebe der Kaiser!" und in demselben Augenblick wurde die weiße Hutschleife gegen die dreifarbige

vertauscht. So kam man unter Jubeltönen anderthalb deutsche Meilen von Grenoble bei Vizilles an. In Grenoble hatte sich die Besatzung durch zwei Linien-Regimenter verstärkt, welche von Chambery gekommen waren, zugleich durch das vierte Husaren-Regiment. Oberst des siebenten Linien-Regiments war Heinrich von Labedoyere, ein junger Mann, der Napoleon vergötterte; sein Regiment theilte seine Gesinnung. Bald kam es zwischen ihm und den Bürgern von Grenoble zu Erklärungen über das, was unter den gegenwärtigen Umständen geschehen müsse; und indem die Leidenschaft für Napoleon den Ausschlag gab, ging Labedoyere mit seinem Regiment zu Napoleon über. Ihm folgte das vierte Husaren-Regiment. Um einen noch größern Abfall zu verhindern, ließ General Marchand die Thore verschließen und nahm die Schlüssel an sich. Vergebliche Vorsicht. Kaum waren die polnischen Lanzreiter bis zu dem Thor Bonne vorgedrungen, so stürzten die Zimmerleute der Regimenter das Thor nieder und Soldaten und Bürger zogen dem Kaiser bei Fackelschein entgegen. Die größten Schwierigkeiten waren jetzt überwunden, und Napoleon, nach seinem Einzug in Grenoble wieder in dem Besitz eines zahlreichen Heeres, konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß er, nach kurzer Zeit, auch wieder über Frankreich gebieten werde.

Die Nachricht von Napoleons Landung bei Cannes erreichte den Palast der Tuilerien erst den 5. März. Als sie sich am folgenden Tage in der Hauptstadt verbreitete, wollten Viele ihr nicht Glauben schenken; sie sahen darin nur ein Abenteuer, das verspottet zu werden verdiente. So wie hinzugefügte Einzelheiten die Glaubwürdigkeit vermehrten, ging man vom Erstaunen zu einer Art von Freude über, als ob jetzt das Mittel gefunden sei, dem vermessenen Abenteurer für immer das Handwerk zu legen. Ludwig XVIII. erhielt unter diesen Umständen manchen Beweis von Treue und Anhänglichkeit, wenn gleich nicht

von seinem Heere, außer sofern die Marschälle sich beeilten, jeden Verdacht einer Theilnahme an der scheinbaren Verschwörung von sich abzuwälzen. Fest entschlossen, in seiner bedenklichen Lage keine andere Autorität zu üben, als welche die Constitution ihm gab, rief der König die beiden, damals gerade vertagten Kammern, herbei, um die zu ergreifenden Maßregeln mit ihnen zu verabreden. In der Pairs-Kammer erschien der Kanzler; in der Wahl-Kammer der Minister des Innern. Beide gestanden, daß von dem Ministerium könnten Fehler begangen sein; sie fügten jedoch hinzu, daß unter so gebietenden Umständen, wie die gegenwärtigen, davon nicht die Rede sein dürfe. Beide Kammern empfanden dies als wahr; und wie groß auch die Meinungsverschiedenheit ihrer Mitglieder sein mochte, so genehmigten sie doch ein Gesetz, wodurch Napoleon für einen Verräther und Rebellen erklärt wurde, weil er mit bewaffneter Hand in das Var-Departement eingedrungen war. Zugleich erhielten sämmtliche Gouverneure und Befehlshaber die Berechtigung, Jagd auf ihn zu machen, ihn aufzugreifen und vor ein Kriegsgericht zu stellen; ihn, wie seine Anhänger.*)

Dies geschah um eben die Zeit, wo Napoleon, emporgetragen von der Gunst eines rebellischen Militärs, sich zu Grenoble befand und auf die Fortsetzung seines Zuges bedacht war. Von Seiten der Bourbons kam es auf einen Versuch an, den Frechen an dem Übergang über den Rhone-Fluß zu verhindern. Zu diesem Endzweck begaben sich der Graf von Artois und der Herzog von Orleans nach Lyon, wohin der Marschall Macdonald sie begleitete. Die Besatzung dieser Stadt bestand aus zwei Infanterie-Regimentern und aus dem 13. Dragoner-Regiment; sie war also stark genug, um Napoleon in seinem Laufe zu hemmen.

*) Der Ausdruck war: courrir sus, und dadurch war Napoleon in die Klasse der gemeinsten Verbrecher gestellt.

Doch weder das Militär, noch die Bürgerschaft bezeigte die mindeste Lust, sich den Bourbons aufzuopfern: jenes nicht, weil es noch immer an dem Kaiser hing; diese nicht, weil er ihre zerstörten Werkstätten wieder errichtet und ihren Handel begünstigt hatte. Kaum hatte der Graf von Artois angefangen, die Soldaten zu einem tapfern Widerstand zu ermahnen, als einer von ihnen erwiederte: „der Prinz befinde sich im Irrthum; kein Soldat bekämpfe seinen Vater; man könne nur rufen: es lebe der Kaiser!" In diesen Ruf stimmten die Übrigen ein. Den Prinzen blieb keine andere Wahl, als unverrichteter Sache nach Paris zurück zu kehren. Marschall Macdonald, der noch zurückblieb, sprach von Ehre, von Treue; allein man antwortete ihm: der König sei dem Heere fremd; wer ihm geschworen, müsse ihm unstreitig treu bleiben; in diesem Falle befinde sich jedoch nicht der Soldat, der durch Verrätherei von seinem Feldherrn getrennt, sich glücklich schätze, aufs Neue mit ihm vereinigt zu werden." So blieb denn auch dem Marschall nichts weiter übrig, als Lyon zu verlassen und den Prinzen zu folgen. Denselben Entschluß faßten der Gouverneur von Lyon, Graf Damas, und der Präfekt, Herr von Chabrol. Die ganze Besatzung dieser Stadt ging zu Napoleon über, welcher am Abend des 11. Märzes unter dem lautesten Jubel seinen Einzug in die zweite Hauptstadt Frankreichs hielt.

Inzwischen hatte im Norden Frankreichs der General Lefebvre-Desnouettes einen Versuch gemacht, Napoleons Unternehmen durch eine Diversion gegen Paris zu unterstützen. Sein Plan war, sich des Zeughauses von la Fere zu bemächtigen und dann über Noyon nach der Hauptstadt vorzudringen. Dies Unternehmen scheiterte jedoch an dem Widerstande des General-Majors Lions; und hierdurch zur Besinnung gebracht, trennten sich mehrere Ober-Offiziere von Lefebvre-Desnouettes, der sich für den Augenblick genöthigt sah, sein Vorhaben fahren zu lassen.

Emporgetragen von der Gunst der Lyoneser, verfehlte Napoleon nicht, sich der Gesammtheit der Franzosen als Kaiser und Gesetzgeber zu offenbaren. Dies geschah durch eine Reihe von Dekreten, welche, sämmtlich vom 13. März datirt, keinen andern Zweck hatten, als die Regierung der Bourbons aufzulösen und sie selbst aus dem Lande zu vertreiben. Aus allen sprach dieselbe Keckheit. Er stellte die Unentsetzbarkeit der Richter wieder her; er entfernte aus der Land- und Seemacht alle seit dem 1. April 1814 angestellten Generale und Offiziere; er brachte die dreifarbige Hutschleife an die Stelle der weißen; er verbannte die Schweizergarde aus Frankreich; er legte Beschlag auf alle Güter und Einkünfte der Bourbons, so wie auf alle Güter der Ausgewanderten, welche bis dahin der Ehrenlegion, den Wohlthätigkeitsanstalten, den Gemeinen und der Tilgungs-Kasse angehört hatten; er verbannte aus dem Reiche alle seit dem 1. Januar 1814 dahin zurückgekehrten Ausgewanderten; er nahm alle, seit seiner Entfernung geschehenen Beförderungen in der Ehrenlegion zurück; er hob die beiden Kammern als solche auf, deren meiste Mitglieder die Rückkehr der Feudal-Rechte wünschten oder betrieben; er stellte endlich den französischen Adel in die Grenzen einer bloßen Titulatur zurück, mit gänzlicher Aufhebung des Unterschiedes zwischen altem und neuem Adel. In allen diesen Beziehungen als Diktator handelnd, legte er es nur darauf an, die Gunst der großen Mehrheit der Franzosen zu gewinnen.

Sein Endzweck wurde aufs Vollständigste erreicht. Die Städte Mâcon, Chalons, Dijon, Tournus, beinahe ganz Burgund, erklärten sich für ihn; und in Paris nahmen die Dinge eine ernsthaftere Wendung dadurch, daß das Militär in seinem Schweigen beharrte, und ungeduldig den Zeitpunkt erwartete, wo es dem Kaiser würde entgegen ziehen können. Ludwig XVIII. verhehlte sich nicht, daß er auf einem Vulkan stand. Voll Mißtrauen gegen

den Herzog von Dalmatien (Marschall Soult), der in dieser Zeit Kriegs-Minister war, wählte er an dessen Stelle den Herzog von Feltre (General Clarke); doch konnte dadurch in der öffentlichen Stimmung nichts verbessert werden, weil in großen Krisen die Menschen lieber die Begebenheiten kommen sehen, als zu ihrer Abwendung Hand ans Werk legen. Fest entschlossen, nichts zu übereilen, zögerte der König noch; doch die Umstände wurden jeden Augenblick dringender und die Gefahr wuchs durch einen besondern Umstand.

Nach Napoleons Landung bei Cannes von seinen Gütern in der Nähe von Orleans nach Paris berufen, war Marschall Ney, Fürst von Moskau, am 9. März vor Ludwig XVIII. erschienen und hatte von dem Monarchen den Oberbefehl über ein Heer erhalten, das sich zu Lons-le-Soulnier versammeln sollte; und dem in ihn gesetzten Vertrauen entsprechend, war dieser Marschall zur Erfüllung seiner Bestimmung abgereiset, nicht ohne sich anheischig gemacht zu haben, daß er sein Äußerstes für die Sache der Bourbons thun und Napoleon entweder todt oder lebendig in ihre Hände liefern wolle. Diese soldatische Prahlerei war einem aus den untersten Volksklassen hervorgegangenen General nur allzu natürlich; doch sollte sie endigen, wie alles in einer Krisis, die Niemand zu bewältigen vermag. Als Ney am 12. zu Lons-le-Soulnier anlangt, findet er die Stimmung der Soldaten anders, als er es erwartet hat. Ein Theil der Offiziere ist ernst und kalt; und deutlich ist in ihren Mienen die Festigkeit ihres Entschlusses, nicht gegen Napoleon zu fechten, ausgedrückt. Ein anderer Theil schwankt zwischen Neigung und Pflicht. Nur Wenige sind zur Treue entschlossen. Ney spricht mit ihnen über die Lage der Dinge, und stellt ihnen vor, wie viel Unglück daraus entstehen werde, wenn Napoleon in seinem Unternehmen nicht scheitere. „Außerdem," sagt er, „ist die erste Pflicht des Soldaten, gehorsam zu sein." „Ja,"

erwiedert man ihm; „doch Wem? Doch dem anerkannten General, dem rechtmäßigen Fürsten, Dem, der seine Würde der freien Zustimmung des Volks verdankt. Gehorchen wir also dem Kaiser Napoleon, der im Namen der Freiheit und des Sieges befiehlt“ . . . Ney zieht sich bestürzt zurück, und fühlt jetzt zum ersten Male, daß er, ein Zögling der Revolution, aus seiner Rolle gefallen ist.!

In dieser Stimmung finden ihn Napoleons heimliche Boten, welche ihm Briefe von dem General Bertrand überbringen. Er lieset, und findet zu seinem Erstaunen, daß Napoleon im Einverständniß mit Österreich handelt, daß England sein Unternehmen begünstigt, daß der König von Neapel im Begriff steht, ihm die Hand zu reichen, daß Rußland und Preußen unter diesen Umständen nichts vermögen. Zugleich macht der Briefsteller ihn aufmerksam auf die Richtigkeit der Stellung, worin sein Heer sich befindet, so wie auf den unfehlbaren Erfolg des großen Unternehmens, dessen Zweck die Wiederherstellung des französischen Ruhmes ist. Was soll der Marschall thun? Sein Herz schwillt von Erinnerungen, die ihn an Napoleon fesseln; und sein Abfall von den Bourbons wird nicht wenig dadurch erleichtert, daß General Bertrand ihm eine Proklamation an seine Soldaten zusendet, die er nur zu unterzeichnen braucht. Sein Gewissen zu retten, schreibt er an Napoleon zurück: „daß er zwar nicht gekommen sei, sich an ihn anzuschließen, daß er sich ihm aber ergebe, wofern Napoleon schwören wolle, das von ihm über Frankreich gebrachte Unglück wieder gut zu machen und die Waffen nur zur Vertheidigung der Grenzen Frankreichs zu führen, und allen Eroberungen zu entsagen.“ In dieser Gesinnung macht er die ihm zugesendete Proklamation bekannt, und während er für seine Person noch zurück bleibt, eilt sein Heer, sich an den Kaiser anzuschließen.

Durch diesen Abfall war die Lage der Bourbons nicht wenig verschlimmert. Ehe man zu Paris davon unterrichtet

war, wünschte Ludwig XVIII. ein Vorurtheil zu widerlegen, nach welchem Viele glaubten, die Prinzen seines Hauses seien Feinde der von ihm ausgegangenen Verfassungsurkunde, und warteten nur auf seinen Hintritt, um die alte Ordnung der Dinge zurückzuführen. In einer von ihm veranstalteten Vereinigung der beiden Kammern, gab er die Versicherung, daß er alle seine Ansprüche von Ruhm auf dies Gesetz gründe, und fügte hinzu: „er schwöre, daß er entschlossen sei, es aufrecht zu halten.“ Der Saal ertönte von freudigen Zurufungen, welche nicht eher aufhörten, als bis der Graf von Artois sich dem Könige näherte und um die Erlaubniß bat, seine Stimme vernehmen lassen zu dürfen. Als er diese erhalten hatte, brach er in die Worte aus: „Wir, die sämmtlichen Prinzen des königlichen Hauses, schwören bei der Ehre, zu leben und zu sterben in der Treue für den König und für die Verfassungsurkunde, welche das Glück der Franzosen sichert“ ... Der König schloß den Grafen von Artois in seine Arme und beendigte hierdurch einen Auftritt, der unstreitig auf die Beruhigung Frankreichs hinsichtlich einer beabsichtigten Gegenumwälzung berechnet war, aber unter dem Drange der Umstände alle Kraft verlor.

Welche Erwartungen Ludwig XVIII. auch bisher genährt haben mochte: seine letzte Hoffnung zerrann, als er den Abfall des Marschalls Ney erfuhr. Schon bestand Napoleons Heer aus vier Divisionen, welche nach Paris geführt zu werden verlangten; und von der Ostgrenze her hatte sich die alte Leibwache in Bewegung gesetzt, um sich dem Kaiser anzuschließen. Eine Abtheilung königlicher Truppen, welche ausgesendet war, die Brücke von Monterau entweder abzubrechen oder in die Luft zu sprengen, kam auf den bloßen Anblick des sechsten Husarenregiments, das sich zu Napoleon geschlagen hatte, eiligst zurück. In der Kammer der Abgeordneten wurden zwar noch am 18. März Vorschläge gethan, welche auf die Rettung der Bour-

bons abzweckten; allein mit jedem Augenblick leuchtete deutlicher ein, daß Rettung nur in der Flucht zu finden sei. In der Nacht vom 18. zum 19. verständigte man sich in einer geheimen Berathschlagung, der die Prinzen, die Minister und die Generale beiwohnten, darüber, daß jeder Versuch, die Hauptstadt gegen einen, von Napoleon geleiteten Angriff zu vertheidigen, vergeblich sein werde. Demgemäß schloß ein königlicher Befehl die Sitzungen der beiden Kammern; ihn begleitete die Anzeige, „daß der Ort, wo beide sich wieder versammeln sollten, werde bezeichnet werden.“ In einem seltsamen Wechsel von Furcht und Hoffnung, Schmerz und Freude verstrich der 19. für die Bewohner der Hauptstadt. Napoleon näherte sich an diesem Tage Fontainebleau, und rechnete darauf, am Abend des nächstfolgenden Tages in Paris einzutreffen. Unter diesen Umständen verließ der König, begleitet von seinem Bruder und dessen jüngerm Sohne, dem Herzoge von Berri, so wie von dem Herzoge von Orleans, die Hauptstadt in der Nacht vom 19. auf den 20., fast zu eben der Zeit, wo Napoleon in Fontainebleau eintraf. Ludwig XVIII. begab sich nach Lille, wo er zu verweilen gedachte. Napoleon, schon des Morgens um 7 Uhr von der Abreise des Königs unterrichtet, empfing am Vormittag des 20. die zahlreichen Anhänger, die ihm entgegen eilten, zu Fontainebleau. In den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen der Hauptstadt wogte es auf und ab, und während Einige riefen: Es lebe der König, rief die Mehrzahl: Es lebe der Kaiser! Um 2 Uhr Nachmittags wurde auf den Befehl des Generals Exelman die dreifarbige Fahne auf dem Schlosse der Tuilerien entfaltet; und auf dies Zeichen veränderten die 14 Legionen der Nationalgarde sogleich die Hutschleife, und gaben dadurch der ganzen Bevölkerung von Paris das Beispiel für eine gleiche Umwandlung. Mit Ungeduld erwartete man von jetzt an die Ankunft Napoleons. Damit es seinem Einzuge nicht an Glanz fehlen möchte, hatte

General Lemarrois, sein ehemaliger Adjutant, ihm einen mit Sechsen bespannten Staatswagen entgegen gesendet. Doch Napoleon verschmähete jede Auszeichnung, indem er es für vortheilhafter hielt, in einer unscheinbaren Kalesche durch Paris zu fahren. Das Getümmel wuchs, je mehr der Tag sich neigte. Jenes Heer, das der Herzog von Berri hatte befehligen sollen, ging ihm bis an das Thor entgegen, durch welches er kommen mußte; und unendlich war der Jubel, als er zwischen 8 und 9 Uhr Abends wirklich anlangte. Den größten Lärm verursachte die Unzahl der auf halben Sold zurückgesetzten Offiziere. Sie nannten ihn Vater Veilchen — eine Benennung, die sich in den Kasernen gebildet hatte — überschütteten ihn mit Liebkosungen, drängten sich, als er die Tuilerien erreicht hatte, mit so viel Ungestüm zu ihm, daß er Mühe hatte, die Treppe hinauf zu kommen, und freilagerten in der nächsten Nacht auf dem Karusel-Platze, um ihm einen ersten Beweis ihrer Liebe und Treue zu geben.

So verhielt es sich mit Napoleons Rückkehr, zu welcher der erste Grund in dem Traktat von Fontainebleau gelegt war. Das Sprichwort, nach welchem „ein armer Troßbube am Leben den Vorzug vor einem todten Kaiser hat," war jetzt bewahrheitet. Dennoch war nicht alles, wie es wohl hätte sein sollen. Der bloße Umstand, daß Frankreich in seine alte Grenzen zurückgedrängt war, machte eine Politik nothwendig, die nicht zum Wesen eines Mannes paßte, dessen vornehmste Tugendlichkeit im Schlagen bestand. Wie zu den Gesinnungen eines erblichen Fürsten gelangen, der sich mit dem begnügt, was ihm vererbt worden ist? Wie Napoleon auch über sich selbst urtheilen mochte: aus dem, was einmal sein Wesen ausmachte, konnte er nicht hervortreten; sofern dies aber die allgemeine Überzeugung Europa's war, half es ihm zu nichts, daß er den Vorsatz gefaßt hatte, die Rolle zu vergessen, welcher er seine Berühmtheit verdankte; er flößte kein Ver-

trauen ein, und indem er die gegen seine Person gerichteten Angriffe abzuwehren hatte, lief er die größte Gefahr, im Kampfe von den Franzosen verlassen zu werden . . .

Der Wiener Kongreß, der sich nur in Folge des pariſchen Traktats vom 30. Mai hatte versammeln können, sah sich durch Napoleons gewaltsame Rückkehr nach Frankreich, wie in seiner Berechtigung, so in seiner Wirksamkeit, gestört. Darum war die erste Nachricht von dieser Rückkehr eben so betäubend, als lähmend. Dies dauerte jedoch nicht lange. Da man sich über den wichtigsten Punkt — (über das künftige Schicksal Sachsens und Polens) — bereits geeinigt hatte, so konnte man sich über die Frage, was unter den gegenwärtigen Umständen zu thun sei, um so leichter verständigen. Diese Frage wurde, wie billig, in dem Rath für die europäischen Angelegenheiten entschieden; und schon am 13. März, d. h. zu einer Zeit, wo Napoleon in Lyon angelangt war, traten jene Mächte, welche den pariser Traktat unterzeichnet hatten, mit einer Erklärung hervor, welche über ihren festen Entschluß, Napoleon nicht länger in Europa zu dulden, keinen Zweifel bestehen ließ. Sie sagten nämlich: „Durch seinen Einfall mit bewaffneter Hand in Frankreich habe er den einzigen rechtmäßigen Titel zerstört, an welchen sein bürgerliches Dasein geknüpft gewesen wäre; selbst habe er sich jedes Schutzes der Gesetze beraubt, und vor der ganzen Welt bekundet, daß in Beziehung auf ihn weder an Frieden, noch an Waffenstillstand zu denken sei. Wiewohl sich nun voraussetzen lasse, daß Frankreich, wenn es sich seinem rechtmäßigen Souverän anschließe, diesen letzten Versuch eines verbrecherischen und ohnmächtigen Wahnsinns zu Schanden machen werde: so wären doch alle Souveräne Europa's, auf den Fall, daß irgend eine Gefahr aus diesem Versuche hervorgehen sollte, bereit, dem Könige von Frankreich, oder der französischen Nation, wenn es gefordert werde, die nöthige Hülfe zu leisten, um die öffentliche Ruhe wieder herzustellen. Dem

zufolge erklärten sie, daß Napoleon Bonaparte sich außerhalb aller bürgerlichen und gesellschaftlichen Beziehungen befände und als Feind und Störer der öffentlichen Ruhe sich der öffentlichen Rache Preis gegeben habe." . . . Diese Achtserklärung, welche dem französischen Reiche die Aussicht auf einen Krieg mit dem gesammten Europa eröffnete, geleitete Napoleon in den Palast der Tuilerien. Ludwig XVIII. erhielt sie als Trost nach seiner Ankunft in Lille, wo er keine bleibende Stätte fand, indem ein aufgeregtes Militär ihn nach Gent zu gehen nöthigte. Die Heere der Verbündeten befanden sich in der Nähe. Die Entscheidung konnte also nicht lange ausbleiben.

Zurückgelangt auf den französischen Thron, ließ Napoleon es eine seiner ersten Sorgen sein, die verbündeten Souveräne mit dieser Begebenheit bekannt zu machen, welche er durch das gesellschaftliche Bedürfniß Frankreichs zu rechtfertigen versuchte. Seine Notifikatorien wurden jedoch zurückgewiesen, und indem Europa jedem Verkehr mit Frankreich entsagte, erneuerten jene vier verbündeten Mächte, welche die Quadrupel-Allianz von Chaumont geschlossen hatten, diesen Traktat durch einen wiederholten Vertrag, worin sie sich verbindlich machten, ihre ganze Kraft zur Aufrechthaltung des pariser Friedens vom 30. Mai aufzubieten, und jede eine Macht von nicht weniger als 180,000 Mann ins Feld zu stellen. Dieser Vertrag wurde den 25. März geschlossen. Durch eine Zusatz-Convention vom 30. April machte Großbritannien sich anheischig, den drei übrigen Mächten jährlich fünf Millionen Pfund Sterling Hülfsgelder zu zahlen. Den leitenden Mächten schlossen sich die übrigen an: namentlich Portugal, Sardinien, Niederland, die Fürsten Deutschlands, Dänemark und die Schweiz. Nur zwei blieben zurück: Schweden und Spanien, jenes, weil es mit der Eroberung Norwegens beschäftigt war, dieses, weil es als Hauptmacht betrachtet sein wollte.

Eine so starke Opposition, gerichtet gegen einen Einzigen, konnte nicht verfehlen, die Meinung der Franzosen zu erschüttern und den Begebenheiten, die Napoleon auf den französischen Thron zurückgeführt hatten, einen großen Theil ihrer Kraft zu rauben. Er selbst empfand nur allzu sehr, daß es widersinnig ist, zum zweiten Male von vorn anfangen zu wollen. Die Frischheit seiner Entschlüsse wurde nicht wenig vermindert durch die Entdeckung, daß Frankreich der früher von ihm ausgeübten Diktatur überdrüssig geworden war, und sich nach einem Zustand sehnte, der wesentlich friedlich wäre. Nun hielt er sich zwar für fähig, die Rolle eines konstitutionellen Monarchen zu spielen; allein ein furchtbarer Krieg war vor der Thüre und die ganze Lage der Dinge so angethan, daß er daran verzweifeln mußte, seinen Verheißungen in jener Beziehung vollen Glauben zu verschaffen. Von Lyon aus hatte er ein Maifeld versprochen, auf welchem sein Verhältniß zum französischen Volke zu einem gesetzlichen erhoben werden sollte. Wollte er über diesen Punkt Wort halten, so konnte er sich nicht sogleich mit den ihm zu Gebote stehenden Truppen in den Krieg stürzen. Wiederum bedurfte er der vollen Diktatur, um irgend eine Aussicht auf glücklichen Erfolg zu retten. Der doppelten Aufgabe gleichzeitig zu genügen, ließ er, während sein Hauptbestreben dahin ging, die möglich größte Truppen-Masse zusammen zu bringen, eine Urkunde aufsetzen, welche den Titel führte: Zusatz-Urkunde zu den Constitutionen des Reichs. Einen besondern Abschnitt derselben bildete die ewige Verbannung der Bourbons, welche das souveräne Volk dem Kaiser zur Pflicht machte. Durch das Dasein von zwei Kammern, von welchen die eine Pairs-Kammer heißen und erblich sein, die andere die Benennung einer Repräsentanten-Kammer führen und von der Nation gewählt werden sollte; durch die Vertheilung der gesetzgebenden Gewalt zwischen dem Kaiser und den beiden Kammern; durch die

Verantwortlichkeit der Minister; durch die Unabhängigkeit der Richterstühle; durch die Zurückführung der Geschworenen; durch die Bewilligung der Preßfreiheit; durch die Abschaffung der besonderen Militär-Gerichte; durch die Freistellung der Gottesverehrungen; durch die Unterdrückung aller Feudal-Rechte: — durch dies alles schien dem früher ausgeübten Despotismus vorgebaut zu sein. Gleichwohl konnte er in einer neuen Gestalt nur allzu leicht zurückkehren; denn nichts enthielt die Zusatz-Urkunde über das Recht des Krieges und des Friedens in Beziehung auf das Oberhaupt des Staats; und wenn man einmal annehmen mußte, daß die Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten in seine Willkühr gestellt sei, so war ihm ja nichts leichter, als alle die Verlegenheiten zurück zu führen, die den Franzosen keine andere Wahl ließen, als ihre Verfassung der Willkühr ihres Kaisers aufzuopfern. Die Zusatz-Urkunde war demnach nichts mehr und nichts weniger, als eine bloße Täuschung, wodurch die Bereitwilligkeit zu neuen großen Opfern bewirkt werden sollte. Auch wurde dies nur allzu allgemein empfunden; und indem die Verlegenheit des konstitutionellen Kaisers dem schlauen Geiste der Franzosen nicht entging, benutzten Mehrere diese Verlegenheit zu so kecken Äußerungen, daß Napoleon nur allzu stark an die Zeiten der Freiheit und Gleichheit in der ersten Periode der Convent-Regierung zurückerinnert wurde . . .

Während die Zusatz-Urkunde als neues Staatsgesetz der Abstimmung sämmtlicher Departements anheim gegeben war, erfolgte eine Zwischenhandlung, deren ungewöhnlich rascher Ausgang von höchst unglücklicher Vorbedeutung für Napoleons Unternehmen war.

Joachim Murat, König von Neapel, empfand nach Napoleons erstem Ausscheiden nur allzu tief, daß er nicht zu einer Ordnung der Dinge paßte, in welcher Alles auf das Princip der Rechtmäßigkeit zurückgeführt werden sollte. Anerkannt von Österreich (sofern diese Macht,

um ihre Zwecke in Italien zu erreichen, Verträge mit ihm geschlossen hatte), nicht anerkannt von Frankreich nach der Rückkehr der alten Dynastie, entfernt gehalten von dem Wiener Kongreß, zu welchem er in keiner Beziehung gepaßt haben würde, gelangte er sehr schnell zu der Überzeugung, daß nur in einer neuen Umwälzung Rettung für ihn zu finden sei. Gegen die Zeit nun, wo Napoleon von Elba nach Frankreich zurückging, verlegte Joachim Murat sein ganzes Heer in die päbstlichen Marken; und kaum war jener zu Cannes gelandet, so verlangte der König von Neapel von dem österreichischen Hofe die Erlaubniß zum Durchmarsch durch Oberitalien, damit er Frankreich bekämpfen könnte. Diese List war allzu plump, um für etwas mehr zu gelten, als was sie wirklich war. Indem nun Österreich, statt den verlangten Durchmarsch zu bewilligen, nur Anstalten zur Vermehrung seiner Heeresmacht in Italien traf, erhob Joachim Murat ohne Zeitverlust den Schild, erklärte sich auf das Unzweideutigste für Napoleon, vertrieb Pius VII. noch einmal aus Rom nach Florenz, und forderte in seinen Proklamationen die sämmtlichen Bewohner Italiens auf, die Waffen für die Unabhängigkeit ihrer Halbinsel zu ergreifen und den uralten Boden der Weltherrschaft von fremden Gebietern zu reinigen. In welchem Lichte er sich selbst betrachtete, bleibt dahin gestellt. Außer einigen Studenten von Bologna schloß Niemand sich an ihn an. Den 6. April rückte er in Florenz ein. Überrascht von 50000 Neapolitanern, welche meistens von französischen Offizieren geleitet wurden, sahen die Österreicher sich zum Rückzug von Cesena nach dem Po genöthigt. Hier sammelten die Generale Neipperg und Bianchi ihre Streitkräfte. Mit nicht geringem Verluste wurden die Neapolitaner von dem Brückenkopfe zu Occhio Bello zurückgetrieben; und indem die beiden österreichischen Generale von jetzt an ihre Bewegungen kombinirten, verwandelte sich Murats rascher Angriff in einen Rückzug. Entscheidung

erfolgte am 2. Mai bei Tolentino. Murat focht mit dem Muth eines Verzweifelnden, und brachte sein Leben in keine geringe Gefahr. Doch der Tod wollte ihn nicht.*) Nach einer zweiten Niederlage am 3. Mai bei Macerata, eilte er den Flüchtlingen nach Neapel voraus, wo er den 18. anlangte und beim Eintritt in das von seiner Gemahlin bewohnte Zimmer in die Worte ausbrach: „Frau, ich habe nicht sterben können!“

Da er seinen Thron nicht länger behaupten konnte, so schiffte er sich zu Meliscola nach der Insel Ischia ein. Seine eigentliche Absicht war, sich in Gaetta einzuschließen; da aber diese Stadt von englischen Kriegsschiffen bewacht wurde, so begab er sich auf einem Kauffahrer nach der Provence, wo er den 28. Mai dasselbe Ufer betrat, das Napoleon vor ihm betreten hatte. Inzwischen wurde am 20. zwischen dem österreichischen Feldherrn Bianchi und dem neapolitanischen General Coletta zu Casa Lanzi ein Vertrag geschlossen, in dessen Folge die Hauptstadt mit allen Festungen in die Hände des Siegers gerieth. Die Königin Karoline, Napoleons Schwester, wurde auf brittischen Schiffen nach Triest versetzt, um fortan unter dem Schutze des Kaisers von Österreich zu leben; Murat selbst aber wurde in Frankreich mit so viel Kaltsinn empfangen, daß er, ohne Napoleon noch einmal gesehen zu haben, sich mit seinen Unglücksgefährten nach Korsika begab. Hier sah er den bejahrten König Ferdinand IV. zu Anfang des Juni sein Königreich aus den Händen der Sieger in Empfang nehmen; hier sah er, nicht lange darauf, seinen Schwager Napoleon in dem Unternehmen scheitern, das ihn noch einmal emporbringen sollte. Nicht belehrt durch die Erfahrung, die er an sich selbst und an seinem Schwager gemacht hatte, und anhaltend gequält von der Er-

*) Worte, deren sich Napoleon nach der Schlacht bei Arcis sur Aube bediente.

innerung, daß er in dem Besitz eines Thrones gewesen war, versuchte er im Spätjahre 1815, den König Ferdinand zu entthronen; doch mit so schlechtem Erfolg, daß er, nach seiner Landung bei Pizzo in Kalabrien, mit seinen Gefährten von dem Landvolke gefangen genommen und am 18. October von dem Statthalter der Provinz nach einem Artikel des von ihm selbst eingeführten Kriminal-Gesetzbuchs zum Tode verurtheilt und erschossen wurde ...

So endigte Joachim Murat in Folge seiner Übereilung, der kein anderer Gedanke zum Grunde lag, als daß Napoleon, unmittelbar nach seiner Ankunft in Paris, gegen die Verbündeten losbrechen würde. Im Übrigen hatte seine Vertreibung aus der italienischen Halbinsel nur allzu wichtige Folgen für Napoleons Entwürfe, sofern dieser, um Frankreich von der Seite Italiens zu decken, genöthigt war, seine Streitkräfte zu theilen. Zum Ersatz dafür hatte er in Frankreich selbst den freiesten Spielraum gewonnen; denn fehlgeschlagen war der Versuch, den der Herzog von Bourbon zur Aufwiegelung der Vendee gemacht hatte, und nicht minder fehlgeschlagen waren die Bemühungen des Herzogs und der Herzogin von Angouleme (die sich eines Gelübdes wegen in jener verhängnißvollen Zeit, wo Napoleon von Cannes nach Paris vordrang, zu Bordeaux befanden), den Süden Frankreichs für die Sache der Bourbons zu begeistern. Zwar hatte der Herzog etwa 12000 Mann auf die Beine gebracht, mit denen er am 3. April vor Grenoble erschien; allein er kam zu spät und bald darauf zwischen der Drome, dem Rhonefluß, der Durance und den Gebirgen eingeschlossen, sah er sich zu einer Kapitulation genöthigt, welcher gemäß er, nach einer Zwischenhandlung, nach dem Cette-Hafen abgeführt wurde, um sich daselbst einzuschiffen. Dies Schicksal bereitete ihm der thätige General Grouchy. Nicht besser aber erging es der Herzogin von Angouleme, die, nachdem sie die Bürger von Bordeaux ohne Erfolg zum Widerstand ermahnt hatte,

sich zuletzt auf einem brittischen Fahrzeuge nach Gent einschiffte.

So war denn Frankreich freilich von den Bourbons gereinigt; allein obgleich der Autorität Napoleons von dieser Seite nichts entgegen stand, so blieb für ihn doch nicht die Entdeckung aus, daß, sofern es sich um Begeisterung handelte, die früher von ihm zu einem solchen Endzweck angewendeten Künste ihre Kraft verloren hatten ... Wie verschwenderisch er auch mit den Beinamen des Unüberwindlichen, des Fürchterlichen, des Unvergleichlichen u. s. w. für einzelne Regimenter sein mochte, um Nacheiferung zu erregen: so hatte er doch die größte Mühe, die vorgefundenen 80000 Mann auf 200,000 zu bringen; und um eine schwere Reiterei zu erhalten, sah er sich genöthigt, 10000 Pferde der Gensd'armerie zu Hülfe zu nehmen. Am zahlreichsten war die von ihm neu errichtete Nationalgarde; denn sie betrug nicht weniger, als 330 Bataillone. Allein wie bewirken, daß etwas, das zuletzt doch nur seine persönliche Angelegenheit war, zu einer Angelegenheit Frankreichs würde? An dieser Klippe mußte, wenn nicht etwas ganz Außerordentliches ins Mittel trat, selbst der verwegenste Muth scheitern. Ahnungsvoll sah Napoleon diesen Zeitpunkt näher rücken. Verschwunden war seine sonstige Heiterkeit. Er sprach immer nur von der fürchterlichen Lage, worin sich Frankreich befinde, von den kaudinischen Gabeln, die den Franzosen bereitet würden. Durch solche Vorstellungen glaubte er die Vaterlandsliebe anzuregen, die ihn allein retten konnte, während ihm die Pflicht oblag, Frankreich, wenn es wirklich bedroht war, durch ein großmüthiges Ausscheiden jeder Gefahr zu entreißen.

Nicht ungegründet waren die Befürchtungen Napoleons. Von Gent aus machte Ludwig XVIII. in einem an die Franzosen gerichteten Manifest bekannt, „daß die verbündeten Mächte keine andere Absicht verfolgten, als

den Einzigen, den sie für den Feind der Welt erklärt und der öffentlichen Strafgerechtigkeit überantwortet hätten, nicht wieder emporkommen zu lassen und daß er, von ihren Gesandten dazu aufgefordert, den Traktat vom 25. März unterzeichnet habe." In allen Richtungen waren die zahlreichsten Heere im Anzug gegen Frankreichs Grenzen. Im ehemaligen Belgien sammelten sich zwei Heere: ein englisches und ein preußisches, jenes von Lord Wellington, dieses von dem Feldmarschall Blücher befehligt, der seit dem letzten Pariser Frieden in den Fürstenstand erhoben war. Am Tage lag, daß der Einbruch in Frankreich von den Niederlanden aus bewirkt werden sollte, weil die Entfernung der Hauptstadt Paris von hier aus am geringsten war. Aufgefordert durch dies alles, glaubte Napoleon das versprochene Maifeld und den Zusammentritt der beiden Kammern beschleunigen zu müssen.

Jenes fand den 1. Juni Statt. Als politisch-religiöses Fest berechnet, blieb es weit hinter jenem Bundesfest zurück, das im Jahre 1790 gefeiert worden war; ihm fehlte die Begeisterung, welche ihre Quelle in der Unerfahrenheit hat, und wie viel Pomp auch damit in Verbindung gebracht wurde, so ließ es doch keinen andern Eindruck zurück, als den eines geistlosen Schauspiels, worin der neu bestätigte Kaiser die ihm vorgelegte Bundes-Urkunde erst unterzeichnet, dann feierlich beschworen hatte, nicht ohne hinterher Adler auszutheilen, die als Sammelzeichen gelten und die Hauptstadt vor einer zweiten Besetzung bewahren sollten. Am siebenten Tage nach dieser Feierlichkeit eröffnete Napoleon die beiden Kammern durch eine Rede, worin er die Maximen der unbeschränkten Gewalt abschwor. „Seit drei Monden," sagte er, „haben die Umstände und das Vertrauen des Volks mich mit unbegrenzter Gewalt bekleidet; aber heute wird der liebste Wunsch meines Herzens erfüllt: die konstitutionelle Monarchie nimmt ihren Anfang. Die Menschen sind allzu ohnmächtig, als daß

sie die Zukunft sichern könnten; nur die Konstitutionen bestimmen das Geschick der Völker." „Es ist möglich," so endigte er, „daß die erste Pflicht des Fürsten mich an die Spitze des Heeres ruft, um für das Vaterland zu streiten. Die Armee und ich, wir werden unsere Pflicht thun. Sie, Pairs und Repräsentanten, geben Sie der Nation das Beispiel des Vertrauens, der Thatkraft, der Vaterlandsliebe; und, gleich dem Senate des größten Volks im Alterthume, müssen Sie lieber sterben, als die Schande und Herabwürdigung Frankreichs überleben wollen. Die heilige Sache des Vaterlandes wird alsdann um so mehr gesichert sein."

Drei Tage verstrichen, ehe die beiden Kammern ihre Dank-Adressen eingaben. Auf die der Pair-Kammer, welche mit der Äußerung schloß, „daß Frankreich, des Friedens bedürftig, in seinen gegenwärtigen Institutionen den europäischen Völkern eine Gewähr leiste, daß seine Regierung sich nicht von den Verführungen des Sieges werde fortreißen lassen," erwiederte Napoleon: „Nicht die Verführungen des Glücks sind das, wovon wir bedroht sind, wohl aber die kaudinischen Gabeln, durch welche man Frankreich gehen lassen möchte."

In der Nacht vom 12. auf den 13. Juni reisete er von Paris ab, um sich an die Spitze des Theiles der französischen Armee zu stellen, der sich an der Nordgrenze versammelt hatte. Ihn trieb die Ungeduld, sein und Frankreichs Schicksal entschieden zu sehen. Auf der einen Seite war der Aufenthalt in der Hauptstadt ihm unerträglich geworden durch die lauten Urtheile, welche über sein Verfahren gefällt wurden, ohne daß es in seiner Macht stand, die Preßfreiheit zu beschränken; auf der andern lag ihm nichts so sehr am Herzen, als die Entwürfe der Verbündeten durch einen großen Schlag zu vereiteln, der sie bereit machen sollte, mit ihm in Unterhandlung zu treten. Es schien ihm nicht unmöglich, die Britten und Preußen,

welche sich in Belgien versammelt hatten, zu überraschen, zu schlagen und nach der Wiedereroberung Belgiens und Hollands eine Sprache zu führen, die ihn aufs Neue berechtigte, als Schiedsrichter und Gebieter in den europäischen Angelegenheiten aufzutreten. Seine Streitmasse belief sich auf 213,000 Mann. Diese hatte er in acht Armee-Corps getheilt. Die Nordarmee, die er in Person anführte, zählte 108,000 Mann. Bei der numerischen Überlegenheit seiner Gegner war es nicht unmöglich, einen nach dem andern zu schlagen, wenn er durch beschleunigte Bewegungen ihre Vereinigung verhinderte. Auch war dies sein Plan, sobald er erfahren hatte, daß ein schwach ausgefüllter Zwischenraum Wellington von Blücher trennte.

Jene Kongreß-Akte, wodurch die Angelegenheiten Polens, Deutschlands, der Schweiz, der Niederlande, Portugals und Italiens waren geregelt worden, hatte durch die Unterzeichnung der Bevollmächtigten am 9. Juni Gesetzeskraft erhalten; und schon befanden sich die verbündeten Monarchen, welche den Frieden von Paris herbeigeführt hatten, auf dem Wege nach Frankreich, wohin ihre Heere ihnen vorangegangen waren, als Napoleon am 14. bei jenen fünf Armee-Corps anlangte, welche die französische Nord-Armee bildeten, und ohne Zeitverlust zum Angriff schritt. Die Stellung der in Belgien versammelten Heere war so, daß das brittische, zusammengesetzt aus Engländern, Holländern, Hannoveranern, Braunschweigern und Nassauern, sich von Ostende bis Nivelles ausdehnte, während das preußische, zusammengesetzt aus vier Armee-Corps unter Ziethen, Pirch, Thielemann und Bülow, von Nivelles bis Lüttich reichte. Jenes bildete also den rechten, dieses den linken Flügel, doch so, daß die Ausdehnung viel zu stark war, um sich mit wirksamer Angriffs- oder Widerstandskraft zu vertragen. Napoleon nun, der dies sehr wohl ins Auge faßte, warf sich zunächst auf den linken Flügel der Verbündeten. Nachdem er diese in einer

Proklamation als Unersättliche geschildert hatte, die, nicht zufrieden gestellt durch den politischen Untergang der Polen, der Italiener und der Belgier, jetzt auch die Staaten zweiter Ordnung in Deutschland zu verschlingen gedächten, griff er am 15. den preußischen Vortrab unter Ziethen mit so viel Nachdruck an, daß er ihn über die Sambre nach Fleurus zurückwarf, und bei Charleroi selbst über die Sambre ging, von wo aus er sich mit großer Schnelligkeit theils auf der Straße, die von Gosselies nach Brüssel, theils auf der, welche von Gilly nach Namur führt, ausdehnte. Die Vereinigung der Engländer mit den Preußen zu verhindern, mußte der Marschall Ney nach Quatre-Bras aufbrechen, während Napoleon selbst Anstalten zu einer Schlacht traf, die er am folgenden Tage dem Feldmarschall Blücher zu liefern gedachte. In der Nacht zum 16. ging zwar der General Bourmont, welcher die dritte Abtheilung des vierten französischen Corps befehligte, mit dem Obersten Clouet und dem Schwadron-Chef Willoutrey zu den Verbündeten über; doch blieb dies ohne Erfolg für die Begebenheiten des folgenden Tages, weil Lord Wellington, irre geleitet durch falsche Berichte, die Gefahr für minder nahe hielt, als sie es wirklich war: ein Umstand, der nur allzu wichtige Folgen hatte.

Die Stellung der Preußen am 16. war nicht unvortheilhaft. In geschlossenen Kolonnen hatte die Hauptmasse jene Bergebenen besetzt, welche, jenseits Fleurus, die Mühle von Bussy umgeben. Der linke Flügel stand über Sombref hinaus auf der Straße von Namur; der rechte lehnte sich an das Dorf Bry. In der Front befanden sich die Dörfer St. Amand und Ligny, beide stark besetzt. Die ganze Masse der versammelten Truppen betrug ungefähr 70000 Mann; denn das vierte preußische Armee-Corps, welches bei Lüttich stand, hatte wegen der schlechten Beschaffenheit der Wege noch nicht auf dem Platze anlangen können. Kaum nun hatte Napoleon die Stellung der

Preußen ins Auge gefaßt, als er Anstalten zum Angriff traf. Mit dem Centrum und dem rechten Flügel über das von den Preußen geräumte Fleurus vorrückend, griff er, während der Marschall Ney mit dem linken Flügel nach Frasnes vorgegangen war, die beiden Dörfer St. Amand und Ligny auf das nachdrücklichste an, vorzüglich das erstere, um die Aufmerksamkeit seines Gegners von dem Punkte abzuleiten, auf welchem er den Kampf zu entscheiden hoffte. Auf beiden Seiten wurde am Nachmittag des 16. mit gleich hartnäckiger Tapferkeit gefochten, bis es endlich gegen 9 Uhr Abends den Franzosen gelang, den nördlichen Ausgang des Dorfes Ligny zu erkämpfen. In Kolonnen rückten sie durch dasselbe, und diese wurden von der kaiserlichen Leibwache unterstützt, welche den lebhaftesten Eifer bewies, ihren Antheil an dem Siege zu gewinnen. Um noch länger zu widerstehen, hätten die Preußen durch frische Kräfte verstärkt werden müssen; doch es war nur allzu entschieden, daß weder von Seiten der Engländer, noch von Seiten des vierten preußischen Armee-Corps Hülfe erscheinen werde. Genöthigt, den Kampf abzubrechen, wollte der Feldmarschall Blücher noch die Höhen der Mühle von Bussy behaupten; allein sein Rückzug wurde dadurch unvermeidlich, daß, während die französischen Garden, in Verbindung mit drei Bataillonen des vierten Armee-Corps, die preußischen Vierecke auf den Höhen angriffen, die Küraſſiere unter den Generalen Milhaud und Letort das Dorf Ligny umgingen, um die Preußen in den Rücken zu nehmen. Dies gelang zwar nicht nach Wunsch; indeß ward der Rückzug nach Bry deshalb nicht weniger fortgesetzt und gegen 10 Uhr Abends machte eine allgemeine Ermüdung dem Kampfe ein Ende.

Inzwischen hatte Marschall Ney bei Quatre-Bras an dem Herzog von Braunschweig einen hartnäckigen Gegner gefunden; und obgleich dieser Herzog im Kampfe geblieben war, so hatte der französische Feldherr am Schlusse des

Tages doch keinen andern Vortheil errungen, als sich auf den Höhen von Frasnes behaupten zu können. Ein zweiter glücklicher Umstand war, daß der preußische General-Lieutenant Thielemann, welcher, während der Schlacht bei Ligny, sich im Besitz von Sombref behauptet hatte und die nächste Nacht in diesem Dorfe zurückgeblieben war, sich am folgenden Morgen zu Gemblour mit dem General Bülow vereinigen konnte, der von Lüttich aus bis dahin vorgedrungen war. Obgleich geschlagen, waren die Preußen nichts weniger als entmuthigt. Die Rettung ihres Feldmarschalls Blücher, der, auf dem Rückzuge nach Bry, durch den Sturz seines Pferdes auf dem Schlachtfelde liegen geblieben war, konnte nicht unter ihnen bekannt werden, ohne eine freudige Stimmung hervorzurufen; und was das Selbstvertrauen noch verstärkte, war die Ankunft des Generals Bülow, dessen unversehrte Schaaren den erlittenen Abgang reichlich ersetzten.

Napoleon, nach dem Siege bei Ligny frischer Hoffnungen voll, verlor keinen Augenblick, sich gegen Lord Wellington zu wenden. Die Verfolgung der Preußen dem Marschall Grouchy übertragend, ging er am 17. nach Frasnes, um sich daselbst mit den Truppen des Marschalls Ney zu vereinigen. Seiner Erwartung zufolge konnte Wellington, der in der Nacht vom 16. auf den 17. nach Quatre-Bras aufgebrochen war, nichts Besseres thun, als sich bei Frasnes von ihm schlagen zu lassen. Dies war jedoch so wenig die Absicht des brittischen Heerführers, daß er vielmehr auf Brüssel zurückging, bis er den Punkt gefunden hatte, wo er eine Schlacht annehmen zu können glaubte. Vorwärts von Genappes, da, wo die Heerstraßen von Charleroi und Mons sich vereinigen, um nach Brüssel zu führen, liegt Mont St. Jean, ein großes Dorf, und vor demselben befinden sich Höhen, welche in sanften Abhängen abwärts streichen, während hinter jenem Dorfe der Wald von Soignies sich bis zu den Thoren von Brüssel

breitet. Auf diesem Erdreich gedachte Lord Wellington, unter dem Beistande der Preußen, die Schlacht zu liefern, welche das Schicksal des Feldzugs entscheiden sollte.

Diese Wahl erfreute den Kaiser Napoleon, der seinem Gegner rastlos gefolgt war, in einem so hohen Grade, daß er am 18. beim Anblick der Stellung des brittischen Heeres ausrief: „So habe ich sie denn endlich, diese Engländer!“ Der Vormittag verstrich auf beiden Seiten unter Anordnungen. Gegen Mittag nahm die Schlacht ihren Anfang. Fünftehalb Stunden hatte Wellingtons fester Sinn die größte Mühe, den Kampf in Gang zu erhalten. Schon hatte Napoleon auf dem linken Flügel seines Heeres bedeutende Vortheile errungen; schon bedeckte sich die Straße nach Brüssel mit den Vorzeichen einer nahen Flucht in den Bagage-Wagen, welche Wellington abführen ließ; schon hing der französische Kaiser, alter Taktik getreu, Gewicht an Gewicht, um den letzten Widerstand zu überwinden: als plötzlich, gegen alle seine Erwartungen, erst Bülow, sodann Blücher auf Wegen, die er für unzugänglich gehalten hatte, in die rechte Flanke des französischen Heeres einbrachen und einen unwiderstehlichen Schrecken verbreiteten.*) Zwar bot Napoleon noch einmal Alles auf, was ihn und seine Zwecke retten konnte; doch die Verwirrung, in welche sein Heer durch die Erscheinung der Preußen gerathen war, nahm mit jedem Augenblick überhand, und ehe die Dunkelheit eintrat, wurde die Flucht dadurch zu einer allgemeinen, daß, nach der Erstürmung des Dorfes Planchenoit durch die Preußen, der rechte fran-

*) Als Napoleon die Preußen unter Bülow ankommen sah, hielt er sie, wie allgemein versichert wird, für die Truppen des Marschalls Grouchy, wähnend, daß dieser, nachdem er den Feldmarschall Blücher in die Flucht geschlagen, zur Verstärkung seines rechten Flügels herbeieile. Dieser Marschall befand sich jedoch bei Warre im Kampf mit dem General-Lieutenant Thielemann.

zösische Flügel jede Vertheidigung aufgab und das Rette sich, wer da kann! von allen Seiten erscholl. Eine rastlose Verfolgung vollendete die Niederlage.

So endigte dieser merkwürdige Kampf, dessen Gegenstand ein Einzelner war, den die europäische Welt, ohne für seine ganze Lebensdauer jeder Eintracht und Übereinstimmung zu entsagen, nicht in ihrem Schooß behalten konnte. Die Schlacht selbst erhielt verschiedene Benennungen: die Franzosen benannten sie nach Mont St. Jean, weil hier die Hauptstärke des Feindes zu überwinden gewesen war; die Engländer und Holländer nach dem Dorfe Waterloo, weil ihr Feldherr in diesem Dorfe die Nacht vom 17. auf den 18. zugebracht hatte; die Preußen nach dem Gasthofe la belle Alliance, zwischen Planchenoit und Braine-la-Leud, weil Wellington und Blücher, nach beendigtem Kampfe, hier zusammen getroffen waren. Wie gleichgültig diese Benennungen auch sein mögen: die nächsten Folgen der Schlacht selbst waren nur allzu wichtig.

Fortgezogen von der allgemeinen Flucht, fand Napoleon, der selbst seinen mit Kostbarkeiten angefüllten Wagen im Stich lassen mußte, nicht eher einen Ruhepunkt, als bis Charleroi erreicht war. Hier wurde ein Zelt für ihn aufgeschlagen, unter welchem er einige Stunden schlief, ehe er die Flucht nach Philippeville fortsetzte. Angelangt vor dieser Festung, hatte er Mühe, eingelassen zu werden; so wenig glaubte der Kommandant an eine verlorene Schlacht. Nach kurzem Aufenthalt in Philippeville, setzte er seine Reise nach Paris fort, wo er den 21. Juni Morgens um 4 Uhr anlangte und — nicht vor dem Palast der Tuilerien, sondern vor dem des Elisäums ausstieg. Bald versammelten sich, außer seinen nach Frankreich zurückgekommenen Brüdern (von welchen nur der ehemalige König von Holland in der Schweiz zurückgeblieben war), die Minister und mehre Staatsräthe um ihn. Ein Schlachtbericht ließ sich nicht umgehen; die Abfassung desselben aber war um so

schwieriger, weil der Sieg bei Ligny erst vor zwei Tagen durch 100 Kanonenschüsse bekannt gemacht war, und die Pariser mit großer Ungeduld 25000 Preußen erwarteten, deren Ankunft ihnen verheißen war. Es fehlte nun zwar nicht an alten Schmeichlern, welche die verlorene Schlacht in dem Lichte einer verlorenen Schachpartie betrachten wollten; allein, nachdem Maret auf den Unterschied zwischen beiden aufmerksam gemacht hatte, entschloß man sich zu einer solchen Abfassung, worin nichts verschwiegen blieb. Es war sodann die Rede von dem Stande der Parteien, von dem Gebrauche, den die Verbündeten von ihrem Siege machen könnten, folglich auch von dem Schicksal, das Frankreich bevorstehe. Napoleons Bemerkungen bewiesen, daß er seine Lage zu würdigen verstand. Eine zweite Abdankung erschien ihm als unvermeidlich. Es handelte sich nur um die Form derselben.

Sobald man sich über diese vereinigt hatte, wurde der von Regnauld de St. Jean d'Angeli entworfene Schlachtbericht bekannt gemacht; er bestätigte die bei la belle Alliance erlittene Niederlage, wenn gleich mit so schonenden Wendungen, sowohl für Napoleon, als für das französische Heer, daß die Niederlage als das Werk einiger Übelgesinnten erschien, die einen fehlgeschlagenen Angriff der jungen Garde benutzt hätten, um das ganze Heer mit Schrecken zu erfüllen.

Auf diese amtliche Anzeige, welche noch am 21. gemacht wurde, erklärten die beiden Kammern das Vaterland für in Gefahr, ihre Sitzungen für bleibend, die Linien-Truppen und National-Garden, welche für die Freiheit und Unabhängigkeit des französischen Gebiets gefochten hätten, oder noch fechten würden, für wohlverdient um das Vaterland.

Indem nun die Aufmerksamkeit der Pariser auf einen doppelten Gegenstand gerichtet und ihre Verlegenheit verstärkt war, erschien gleich am folgenden Tage eine Er-

klärung an das französische Volk, wodurch Napoleon zum zweiten Male abdankte. Sie war in folgenden Worten abgefaßt:

„Als Ich, Franzosen, den Krieg für die Aufrechthaltung der Volksunabhängigkeit begann, rechnete ich auf die Vereinigung aller Anstrengungen, aller Willen, auf die Mitwirkung aller National-Behörden; ich hatte Ursache, den glücklichsten Erfolg davon zu erwarten, und eben deßwegen trotzte ich allen Gegenerklärungen der gegen mich verschworenen Mächte. Die Umstände haben sich, wie es scheint, geändert. Ich stelle mich also als das Opfer aller Feinde Frankreichs dar. Mögen sie aufrichtig in ihren Erklärungen sein; mögen sie nur mich gemeint haben! Meine politische Laufbahn ist, von jetzt an, geschlossen, und ich proklamire meinen Sohn Napoleon II. zum Kaiser der Franzosen. Die gegenwärtigen Minister werden vorläufig die Regierung bilden; Liebe für meinen Sohn bestimmt mich, die Kammern zu ersuchen, daß sie, ohne Verzug, eine Regentschaft kraft des Gesetzes ernennen mögen. Vereinigt euch alle für die öffentliche Wohlfahrt, um eine unabhängige Nation zu bleiben.

Gegeben im Palast des Elisäums, den 22. Juni 1815.

Napoleon."

Unstreitig war diese Erklärung nur darauf berechnet, sämmtliche Franzosen durch die Pariser zu dem Aufschrei zu bewegen, daß Napoleon bleiben und das Vaterland retten möchte; man ist zu dieser Voraussetzung um so mehr berechtigt, weil Napoleon, als in den nächsten Tagen eine Schaar von Tumultuanten in der Straße Marigny Es lebe der Kaiser! rief, sich nicht entblödete, zu bemerken, „daß diese von einem richtigen Instinkt geleitet würden, daß die Stimme des Vaterlandes aus ihrem Munde ertöne und daß, wenn er wollte, die rebellischen Kammern nach einer Stunde nicht mehr sein würden." Doch die Schlau-

heit hatte unter den vorwaltenden Umständen ihre Kraft eingebüßt. Ein vierjähriger Prinz, als Kaiser der Franzosen, und eine Regentschaft, zusammengesetzt aus den Brüdern Napoleons und deren Anhängern, war an und für sich ein Gedanke, auf welchen man nicht eingehen konnte, ohne jeder gesunden Beurtheilung der wirklichen Lage Frankreichs zu entsagen; und obgleich Lucian Bonaparte in der Pair-Kammer das alte Der König ist todt, es lebe der König! geltend machen wollte, so wurde er doch bald zum Schweigen gebracht durch die Frage: „Wer ihn, den römischen Prinzen, zum französischen Pair ernannt habe?“ Man ließ also diese Angelegenheit gänzlich fallen. Dagegen beeilten sich die beiden Kammern, eine provisorische Regierung zu Stunde zu bringen. Die Pair-Kammer wählte den Baron Quinette und den Herzog von Vicenza (Coulaincourt); die Wahlkammer den General Grenier, den Grafen Carnot und den Herzog von Otranto (Fouché). An die Spitze dieser provisorischen Regierung trat der Letzte. Die ausgeschiedenen Minister Cambareres und Maret wurden durch Boulay von der Meurthe und durch Berlier ersetzt. Bignon übernahm an Coulaincourts Stelle die Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, während dem Kriegsminister Davoust die Vertheidigung der Hauptstadt und dem Marschall Jourdan der Oberbefehl über die Rhein-Armee übertragen wurde. Die Herren von Pontecoulant, von la Fayette, Sebastiani, von Argenson und Laforet wurden zu Bevollmächtigten ernannt, welche den Verbündeten Friedensanträge machen sollten. Dies alles geschah unter Napoleons Augen, ohne daß man ihn darüber zu Rathe zog.

Ersetzt durch den in der Jesuiten-Schule gebildeten und nur allzu zweideutigen Fouché, konnte Napoleon ohne Gefahr nicht länger in Paris bleiben. Er begab sich also zunächst nach Malmaison, dem Landsitze seiner ersten Gemahlin, welche im Sommer des abgewichenen Jahres ge-

storben war. Hier rechnete er noch immer auf Umstände, welche seinen Zurücktritt herbeiführen könnten; und wenig fehlte daran, daß diese wirklich eintraten.

Denn, während die Preußen und Engländer, mit Zurücklassung der Festungen, welche Frankreich auf der Nordseite decken, unaufhaltbar nach der Hauptstadt vordrangen, war es dem Marschall Grouchy gelungen, über Namur durch jenen Engpaß, der über Dinant führt, vor ihnen bei Paris anzugelangen. Vereinigt mit etwa 10000 Flüchtlingen, welche der Marschall Soult gesammelt und von neuem bewaffnet hatte, vereinigt zugleich mit der National-Garde von Paris, bildeten diese Truppen ein Heer, wodurch man dem Feinde Achtung einflößen zu können glaubte. Kaum nun war Napoleon hiervon unterrichtet, als er der Regierungs-Commission einen Plan überreichen ließ, nach welchem die beiden gegen Paris anrückenden Heere getrennt, geschlagen, vernichtet werden könnten. Doch, anstatt auf diesen Plan einzugehen, drang die Regierung, in der gerechten Besorgniß, daß Napoleon, wie im abgewichenen Jahre, alles auf die Spitze stellen möchte, nur auf seine Abreise nach der Insel Aix. Dennoch zögerte er von einem Tage zum andern, bis ihm angezeigt wurde, daß Wellington und Blücher alle Verwendungen zu seinem Vortheil zuückgewiesen hätten, und daß die Rettung seiner Person bedenklich zu werden anfange. Jetzt endlich entschloß er sich zur Abreise nach Rochefort, wo zwei Fregatten bereit lagen, ihn nach Amerika zu versetzen. Sein Gefolge bestand um diese Zeit aus 57 Personen, die sein Schicksal zu theilen entschlossen waren.

Das erste Nachtlager wurde zu Rambouillet gehalten, weil Napoleon Frankreich nicht verlassen wollte, ohne diesen Lieblingsort noch einmal besucht zu haben. Von hier aus führte der Weg über Tours nach Niort, wo er am Abend des 2. Juli aus dem Munde des Präfekten zuerst erfuhr, daß seine Abreise mit großen Schwierigkeiten verbunden sein

würde, weil brittische Schiffe vor Rochefort zu kreuzen angefangen hatten. Diese Nachricht weckte den Verdacht, daß Fouché, um seinen Frieden mit Ludwig XVIII. zu machen, sich unaufgefordert zum Diener der Rache aufgeworfen habe. Nahe Gefangenschaft ahnend, ließ Napoleon durch den ihn begleitenden General Becker der Regierungs-Kommission noch einmal melden: „daß, wenn die Unterhandlung mit dem Feinde nicht ihren Wünschen gemäß ausschlagen sollte, sie über ihn als bloßen General verfügen könne. In Erwartung einer günstigen Antwort setzte er seine Reise nach Rochefort fort, und fand nach seiner Ankunft daselbst die ihm bestimmten Fregatten zwar segelfertig, den Hafen jedoch von den Engländern aufs Strengste blockirt.

Um eben diese Zeit (3. Juli) war zu St. Cloud, dem Hauptquartier des Feldmarschalls Blücher, eine Militär-Convention unterzeichnet worden, nach welcher die Hauptstadt Frankreichs sich den Verbündeten ergeben hatte. Bei St. Denys, Versailles, Sevres und Yssy war es zwar noch einmal zu Gefechten gekommen; doch, wie fast immer, hatte die Besorgniß für die Hauptstadt den Ausschlag über jede andere Betrachtung gegeben. Während sich also das französische Heer vertragsmäßig hinter die Loire zurückgezogen hatte, waren bereits am 7. Juli Preußen und Engländer in Paris eingezogen, und gleichzeitig hatten sich die beiden Kammern aufgelöset, obgleich nicht aus freiem Entschluß, sondern weil die Paläste Luxemburg und Bourbon, ihre Versammlungsörter, mit feindlichen Truppen besetzt worden waren. Am nächstfolgenden Tage hielt Ludwig XVIII. seinen Einzug in Paris, nachdem ihm eine Erklärung vorangegangen war, wodurch er den Irregeleiteten Verzeihung, den Urhebern des gegen ihn angesponnenen Verraths dagegen die Rache der Gesetze angekündigt hatte. Förmlich aus Frankreich verbannt, befanden sich Napoleons sämmtliche Brüder schon seit mehreren Tagen auf der Flucht, als

solche, die nicht länger verweilen konnten, ohne sich jeder Gefahr auszusetzen.

Napoleon selbst war in der Lage eines Menschen, unter dessen Füßen der feste Boden weicht. Gehemmt auf seiner Flucht, ließ er den 10. Juli bei dem brittischen Geschwader anfragen, ob Sicherheitsgeleite für ihn angelangt wären, und was er sich zu versprechen habe, wenn er die Gastfreundschaft der Engländer für sich in Anspruch nähme? Die Antwort des brittischen Befehlshabers war, „daß er die Befehle des Admirals einholen werde, daß darüber aber leicht mehrere Tage verstreichen könnten." Alle Versuche, der Wachsamkeit des Bellerophon — so hieß das Hauptschiff des brittischen Geschwaders — zu entkommen, waren vergeblich. Für den Geächteten trat eine noch größere Verlegenheit ein, als sein Bruder Joseph am 11. in Rochefort anlangte, und ihm den Rath ertheilte, irgend einen Entschluß zu fassen, ehe und bevor Ludwigs XVIII. Ministerium, an dessen Spitze Talleyrand und Fouché ständen, ein Embargo auf die Staatsschiffe legte und ihm alle Fluchtmittel entzöge. Die nächsten Tage verstrichen unter Angst und Rathlosigkeit. Endlich am 14. sendete Napoleon den General Lallemand und den Staatsrath las Cases noch einmal an den Befehlshaber des brittischen Geschwaders, um sich zu erkundigen, ob auf seine Eröffnungen noch keine Antwort angelangt sei. Jetzt war die Antwort des Kapitäns Maitland — dies war der Name des Befehlshabers — „daß die Befehle zwar noch nicht angelangt wären, daß er jedoch, sofern Napoleon sich auf der Stelle nach England einschiffen wolle, berechtigt wäre, ihn dahin zu führen, um ihm alle seinem bisherigen Range gebührende Achtung zu beweisen."

Auf diese Zusicherung nahm Napoleon die Gastfreundschaft des Bellerophon mit dem halben Vertrauen an, das seine und seiner Begleiter mißliche Lage gebot. Ehe er sich jedoch an Bord dieses Schiffes begab, sendete er den

General Gourgaud an den Prinz-Regenten von England mit einem Schreiben, worin er meldete, „daß er, Preis gegeben den Parteien, welche sein Vaterland zerrissen, so wie der Feindschaft der größten Mächte Europa's, nach Beendigung seiner politischen Laufbahn, gleich dem Themistokles, komme, sich an dem Heerd des brittischen Volkes niederzulassen.“ Das Wohlwollen des Prinz-Regenten zu gewinnen, nannte er ihn „den standhaftesten, mächtigsten und großmüthigsten seiner Gegner;“ bedachte er aber dabei, daß eben dieser Prinz-Regent, als einer, der im engsten Bündniß mit seinen Gegnern stand, es gar nicht in seiner Gewalt hatte, eine Privat-Neigung, wenn dergleichen in ihm war, zu befriedigen? . . .

General Gourgaud war seit wenigen Stunden abgegangen, als Napoleon, um der Verfolgung seiner Feinde zu entrinnen, sich am 16. mit seinem ganzen Gefolge am Bord des Bellerophon begab, der ohne Zeitverlust nach Torbay ging.

Angelangt auf dieser Rhede, wurde Napoleon nicht ans Land gelassen: ein böses Zeichen, da sein Schreiben abgegeben war! Es verstrichen noch mehrere Tage, ehe er das Mindeste über sein Schicksal erfuhr. Als ihm endlich die öffentlichen Blätter ankündigten, „daß er bestimmt sei, nach St. Helena versetzt zu werden, um den Überrest seines Lebens in brittischer Gefangenschaft auf dieser Insel zuzubringen,“ gerieth er darüber in eine so heftige Leidenschaft, daß er seinen Freunden versicherte, „er werde sich lieber das Leben nehmen.“ Diese sprachen ihm Muth ein; und er selbst beruhigte sich wieder durch die Erinnerung an so viele Gefahren, worin er während seines Lebens geschwebt hatte. Dennoch protestirte er mündlich und schriftlich, als ihm am 3. August die Entscheidung der Verbündeten durch Lord Keith überbracht wurde; am wenigsten wollte er zugeben, daß er ein Gefangener sei, da er sich, wie er sagte, freiwillig an Bord des Bellerophon

begeben habe. In der Gewalt seiner Gegner, wie er nun einmal war, blieb ihm keine andere Wahl, als zu folgen, oder zu sterben. Wer ließe in Fällen dieser Art wohl nicht das Schicksal walten?

Gleichzeitig gingen der Bellerophon von Torbay und der Northumberland von Portsmouth aus unter Segel. Auf dem letztern dieser Linienschiffe sollte Napoleon nach St. Helena versetzt werden. Als sich nun am 6. August beide Schiffe begegneten, rief der Northumberland den Bellerophon an, und verlangte Napoleon Bonaparte. Fern von der Küste gingen die Schiffe vor Anker. Am Bord des Tonnant theilte Sir George Cockburn dem General Bertrand seine Verhaltungsbefehle hinsichtlich Napoleons mit. Nun protestirte Bertrand zwar noch einmal gegen die Maßregel, den Kaiser — so drückte er sich aus — nach St. Helena zu versetzen; allein, weder Lord Keith, noch Sir George Cockburn ließen sich in irgend eine Erörterung dieses Gegenstandes ein. Vier tausend Napoleonsd'or und einige Waffen, welche Napoleon mit sich führte, wurden, der Sicherheit wegen, in Beschlag genommen. Sodann handelte es sich um die Zahl derer, die den Gefangenen begleiten sollten; denn, da für seinen jährlichen Haushalt nur 18000 Pf. ausgeworfen waren, so mußte sein Gefolge vermindert werden. Vor allem drang die brittische Regierung auf das Ausscheiden der Generale Lallemand und Savary. Diese fanden sich leicht in ihr Schicksal, doch wollten sie nicht auf der Stelle nach Frankreichs Küsten zurückversetzt sein: ein Punkt, worin man ihnen willfahrte. Ein Pole, Namens Pitowsky, bat so dringend um die Gnade, nicht von einem Fürsten getrennt zu werden, in dessen Dienste er siebzehn Wunden erhalten hatte, daß man ihn nachsendete, sobald die Einwilligung des russischen Kaisers erfolgt war. Dagegen mußte sich ein Neffe Josephinen's (der verstorbenen Kaiserin) entschließen, mit mehreren Andern nach Frankreich zurück zu gehen. Auf-

fallend war, daß Maingoult, der Wundarzt Napoleons, sich weigerte, seinem Herrn nach St. Helena zu folgen; noch auffallender, daß der Schiffsarzt des Bellerophon, O'Meara, sich verbindlich machte, diesen Dienst zu versehen, und dabei die 500 Pfund St., die ihm als Entschädigung angeboten wurden, ausschlug. Bei dem Gefangenen blieben, außer dem General Bertrand und dessen Gemahlin, dem Grafen Montholon, dem General Gourgaud und dem Staatsrath las Cases und dessen Sohn, neun männliche und drei weibliche Bediente.

Als dies alles in Ordnung gebracht war, und die Reisenden sich mit dem versehen hatten, was zur Zeitverkürzung während einer langweiligen Überfahrt dienen konnte, erfolgte am 7. Nachmittags um 2 Uhr der Übergang des Gefangenen und seiner Begleitung vom Bellerophon auf den Northumberland, und Gegenstand einer allgemeinen Verwunderung war die Behendigkeit, womit Napoleon dem General Bertrand, der zuerst das Verdeck betrat, auf der Schiffsleiter folgte. Von dem Admiral Cockburn wurde er als General empfangen und behandelt, während seine Unglücksgefährten fortfuhren, ihm die Devotion zu beweisen, welche der Kaisertitel forderte. Die Fahrt hob an, und als der Northumberland am Vorgebirge la Hogue vorüberseegelte, rief Napoleon dem seinen Blicken je mehr und mehr entschwindenden Frankreich folgende Worte zu: „Lebe wohl, Land der Tapfern! lebe wohl, geliebtes Frankreich! Ein Paar Verräther weniger, und du würdest noch immer die große Nation und die Gebieterin der Welt sein." Er war also noch immer nicht ins Klare gekommen, weder über seine Bestimmung, noch über die wahre Ursache seines Ausscheidens. Nach einem kurzen Aufenthalt auf Madeira wurde die Fahrt nach St. Helena am 25. August fortgesetzt; und da die Winde günstig blieben, so erblickte er am 14. October zum ersten Male den Felsen, der fortan von ihm bewohnt werden sollte. Demselben näher geführt, rief

er aus: „Kein schöner Aufenthalt! Wär' ich doch in Ägypten geblieben! Dann würd' ich jetzt Kaiser des Orients sein."

Den 17. October, gerade hundert Tage nach seiner Abreise von Paris, ging er mit dem General Bertrand und dem Admiral Cockburn ans Land. Sein Kerker hatte ihn von jetzt an aufgenommen; doch fehlte es noch an dem Kerkermeister Sir Hudson Lowe, der erst im April des folgenden Jahres auf St. Helena eintraf.

Napoleons Eintritt in das Gebiet von St. Helena war zugleich der Triumph der erblichen Monarchie und das Ende der französischen Umwälzung, nachdem diese, vom Jahre 1789 an, sechs und zwanzig Jahre angehalten hatte. Der Krieg von 1815 wurde auf folgende Weise beendigt. Jenes Heer, das sich hinter die Loire zurückgezogen hatte, unterwarf sich Ludwig XVIII., bald nach dessen Ankunft in der Hauptstadt. Länger dauerte der Widerstand der Festungs-Kommandanten, welcher nicht eher überwunden wurde, als bis ein nicht geringer Theil der Festungen wirklich erobert war: ein Werk, dessen Leitung der Prinz August von Preußen übernommen hatte. Erst im September waren die Plane der Verbündeten so weit gereift, daß sie mit Frankreich in eine erfolgreiche Unterhandlung treten konnten. Ihr Hauptgedanke dabei war, die französische Nation so zu behandeln, daß sie sich in der Erinnerung ihrer letzten Niederlagen den Bedingungen eines bleibenden Friedens anbequemen möchte. Mehr als zwei Monate verstrichen, ehe man sich einigen konnte. Endlich kam der zweite Pariser Friedens-Traktat den 20. November zu Stande. In demselben verlor Frankreich durch Abtretung einiger eben nicht bedeutenden Gebietstheile an Niederland, an Preußen, an die Schweiz, an den König von Sardinien und an Österreich zur Wiederabtretung an Baiern, Philippeville, Marienburg, Saarbrück, Saarlouis, Landau, Rheinzabern, Bergzabern, einen Strich der Landschaft Ger, den ihm gebliebenen Theil von Savoyen und die Oberlehns-

herrlichkeit über das Fürstenthum Monaco. Dieser Verlust war nicht so groß, daß ihm nicht, mit Einschluß seiner Inseln, ein Flächeninhalt von 10,086 Geviertmeilen und eine Bevölkerung von wenigstens 30 Millionen geblieben wäre. Außerdem wurde die Schleifung der Festungswerke von Hüningen stipulirt. Zugleich aber setzte man den in Geld zu entrichtenden Theil der Entschädigung auf die Summe von 700 Millionen Franken; sie wurde durch eine besondere Convention in 15 besondere Schuldverschreibungen getheilt, von welchen jede auf 45 Millionen lautete, und von vier zu vier Monaten zahlbar sein sollte, so daß für die Entrichtung des Ganzen ein Zeitraum von 5 Jahren angenommen war. Theils zur Bürgschaft für diese Schuld, noch weit mehr aber, um die Ruhe Frankreichs zu sichern, sollten 150,000 Mann verbündeter Truppen in Frankreich zurückbleiben, und die festen Plätze Conde', Valenciennes, Bouchain, Cambray, Lequesnoi, Maubeuge, Landrecy, Avesnes, Rocroy, Givet nebst Charlemont, Mezieres, Sedan, Montmedi, Thionville, Longvy, Bitsch und die Brückenschanze von Fort Louis besetzt halten, und ihren Unterhalt aus Frankreich beziehen. Besondere Conventionen regelten diese Bedingung; und nachdem England, Österreich, Preußen und Rußland, sowohl zur Aufrechthaltung des so eben unterzeichneten Traktats, als zur ewigen Ausschließung Napoleon Bonaparte's und seiner Familie, ein enges Bündniß geschlossen hatten, verließen die Heere der Verbündeten das französische Gebiet bis auf jene 150,000 Mann, die in den Festungen zurückgeblieben waren.

Eine neue Epoche der Entwickelung hatte nicht bloß für Frankreich, sondern auch für ganz Europa, ihren Anfang genommen. Da ihre Beschreibung nicht zu der Aufgabe gehört, die wir uns in diesem Werke gestellt haben: so kehren wir nach St. Helena zurück, um den Mann, dessen Namen wir der Nachwelt zu überliefern versuchen, in den letzten Handlungen seines merkwürdigen Lebens zu beobachten.

Funfzehntes Kapitel.

Napoleons Aufenthalt, Beschäftigung und Tod auf St. Helena. — Sein Charakter und seine Verdienste um die europäische Welt.

Napoleon war sechs und vierzig Jahr alt, als er den Kerker bezog, den seine Irrthümer und Fehlgriffe ihm im atlantischen Ocean zwischen dem Erddurchmesser und dem Wendekreis des Steinbocks bereitet hatten.

Um sich in demselben auch nur erträglich zu befinden, hätte er, vor allem, dem Beispiele Kaiser Karls V. folgen müssen, der, nachdem er abgedankt und sich in das Kloster San Justus zurückgezogen hatte, jede Erinnerung an seine frühere Größe, als drückende Last, zurückwies und im innigsten Verein mit Turriano, dem größten Künstler seiner Zeit, nur seiner Liebhaberei für mechanische Künste und der Blumenzucht lebte. Doch weit entfernt von so viel Entsagung und nur allzu heftig gestachelt von der fast kindischen Eitelkeit eines neuen Fürsten, viel zu scheinen, glaubte er, im stärksten Gegensatze zu Karl V., zwei so ungleichartige Dinge vereinigen zu können, wie kaiserliche Würde und Gefangenschaft sind. Nur indem er alle seine früheren Ansprüche festhielt, konnte er es gern sehen, daß Personen höhern Ranges ihn nach St. Helena begleiteten; dadurch bewirkte er jedoch nichts weiter, als daß er unabläßig an das zurück erinnert wurde, was für ihn verloren war und was er zu vergessen so viel Ursache hatte.

Während seine Generale und Kammerherren, um ihrer selbst willen, mit den Benennungen von Sire und kaiserliche Majestät nur allzu freigebig waren, seine Gebieter hingegen ihn durch den Titel „General" hinlänglich zu ehren glaubten, fühlte er, zwischen beiden in die Mitte gestellt, nur allzu schmerzlich, daß er nichts weiter sei, als ein Gefangener, der sich fremder Vorschrift anbequemen muß.

Gleich beim Eintritt in die zu seinem Kerker bestimmte Insel wurden ihm von dem Admiral Cockburn Spazierritte nur unter der Bedingung erlaubt, daß er sich von einem brittischen Offizier begleiten lasse, und dieser Zwang ward ihm so unerträglich, daß er der Bewegung zu Pferde lieber ganz entsagte und seine Reitpferde abschaffte. Nicht besser erging es ihm mit seinen Spaziergängen, welche ihm dadurch lästig wurden, daß er überall auf anrufende Schildwachen stieß, denen Rechenschaft gegeben werden mußte.

So kam er nur allzu bald dahin, auf körperliche Bewegung Verzicht zu leisten und seine Beschäftigung im Umgange mit seinen Freunden zu finden, denen er die Geschichte seiner Feldzüge in Italien und Ägypten in die Feder diktirte; und damit hoben seine Leiden an.

Durch seinen Aufenthalt auf St. Helena von allem, was er jemals gehaßt und geliebt hatte, geschieden und auf sich selbst und seine innere Welt zurückgeführt, bot er zwar alles auf, sich zu bereden, daß sein Schicksal nicht verdient sei; er ging hierin so weit, daß er eines Tages zu seinen Gefährten sagte: „Wollte ich nur mich selbst ins Auge fassen, so würde ich sogar Ursache finden, mich zu freuen; auch das Unglück hat seinen Heroismus und seinen Ruhm; es fehlte meiner Laufbahn an Widerwärtigkeiten, und wäre ich auf dem Thron im Gewölk meiner Allmacht gestorben, so würde ich für Viele ein Räthsel geblieben sein, die mich jetzt, Dank sei es dem Unglück, das

über mich gekommen ist, nackt und baar beurtheilen können." Doch solche Sophismen hielten nicht aus gegen ein Bewußtsein, das ihn nöthigte, sein Schicksal als eine natürliche Folge des Übermuths zu betrachten, der ihn von Stufe zu Stufe in den Abgrund gestürzt hatte; auch nahm er sich wohl in Acht, zu seinen Gefährten von den Übergängen zu reden, die ihn nach und nach dahin gebracht hatten, alles auf die Spitze zu stellen. Ein tiefer Gram verzehrte sein Inneres; und sein Verfall wurde schon im Jahre 1816 so sichtbar, daß seine Umgebung sich aus seinem frühen Hinscheiden kein Geheimniß machte.

Die Ursache seines schnellen Welkens wurde, weil man sich nicht getraute, die wahre zu erkennen, dem bösartigen Klima auf St. Helena zugeschrieben, obwohl dies Klima nur ihm und keinem Andern schadete. Außerdem klagte man die ihm angewiesene Wohnung an. Diese war Longwood, urspriünglich ein Speicher der ostindischen Kompagnie, dann der Wohnsitz des Unter-Gouverneurs und zuletzt flüchtig für Napoleon eingerichtet: ein hölzernes Gebäude, hoch über der Meeresfläche erhaben, den Stürmen ausgesetzt und so, in jeder Beziehung, ohne die entfernteste Ähnlichkeit mit den europäischen Palästen, die der jetzt eingefangene Kaiser in der europäischen Welt zu bewohnen gewohnt war. Unaufhörlich das Klima und Longwood anklagend, glaubten seine Gefährten eine Versetzung bewirken zu können; doch die brittische Regierung blieb taub gegen alle Vorstellungen, die ihr über diesen Gegenstand gemacht wurden, unstreitig weil sie einsah, daß Napoleons Gesundheit nur durch seine Gefangenschaft zu Grunde gerichtet wurde und daß er folglich nicht zu retten war, wohin sie auch seinen Kerker verlegen mochte.

Sir Hudson Lowe's Eintritt in diese Ordnung der Dinge verschlimmerte die Lage des Gefangenen nicht wenig durch die Strenge, womit dieser neue Gouverneur alle seine Schritte bewachte. Als Napoleon ihn zum ersten

Male gesehen hatte, sagte er zu seinen Vertrauten: „der hat ein wahres Galgengesicht, doch steht zu hoffen, daß er Gesinnungen hegt, die mit seiner widerwärtigen Gestalt versöhnen.“ Da dies nicht der Fall war, weil Hudson Lowe seiner Bestimmung nichts vergeben wollte: so entstand sehr schnell eine heftige Feindschaft zwischen den Gefährten Napoleons und dem Gouverneur. O'Meara, der sich hatte gewinnen lassen und leidenschaftlich auf eine Versetzung des Gefangenen drang, von welchem er behauptete, daß sein Erbübel (der Magenkrebs, an welchem Bonaparte's Vater gestorben war) durch das Klima verschlimmert werde — O'Meara sah sich bald genöthigt, die Insel zu verlassen, damit des Streites weniger werden möchte. Aus demselben Grunde wurden las Cases und sein Sohn nach Europa zurückgesendet; und da General Gourgaud schon früher die Insel verlassen hatte, dem Vorwande nach, weil sich unter diesem Himmelsstriche nicht leben lasse, der wahren Absicht nach, um in Europa zum Vortheil Napoleons zu wirken: so blieben von den vornehmeren Gefährten des Gefangenen zuletzt nur der General Bertrand und der Graf Montholon zurück. Beide Männer waren allzu einsichtsvoll, um nicht zu begreifen, was den Umständen gebührte; und indem sie mit dem Gouverneur darüber einig wurden, den Kaiser-, so wie den Generals-Titel durch die Benennung „Patient“ in Beziehung auf Napoleon zu ersetzen, trat eine Art von Friedenszustand ein, in welchem der zunehmende Verfall dieses Patienten sich ungestörter vollenden konnte.

Inzwischen vermehrte sich Napoleons Erbitterung und Groll in demselben Maaße, worin er dieses Verfalles inne wurde. Anstatt mit einem großen Könige zu sagen:

„Nur denkend lebt der Mensch; er stirbt als Pflanze,“ *)

*) Friedrichs des Zweiten Ausspruch, ausgedrückt in den Worten: Penser c'est vivre; végéter c'est mourir.

machte er seinem Unwillen dadurch Luft, daß er ausrief: „Dies Land ist tödtlich. Wo die Blüthen verkümmern, da kann der Mensch nicht leben. Dies ist den Zöglingen Pitts nicht entgangen. Die Luft in ein Werkzeug des Mordes zu verwandeln, dieser Gedanke blieb selbst den Wildesten unter unsern Prokonsuln fremd; nur an den Ufern der Themse konnte er keimen." Auf diese Weise täuschte er sich über die wahre Beschaffenheit seiner Krankheit, während die Ursache seiner Erbitterung keine andere war, als daß, aus allzu weit getriebener Furcht vor seinen Ränken, Sir Hudson Lowe selbst seinen Briefwechsel mit seinen Verwandten beaufsichtigte und nichts in seine Hände kommen ließ, das nicht vorher von ihm erforscht worden wäre; für ihn die tiefste Kränkung, die es geben konnte.

Der Kardinal Fesch, sein mütterlicher Oheim, ersetzte den ausgeschiedenen O'Meara durch einen florentinischen Arzt, Namens Antomarchi, der ein geborener Korse war, und fügte zwei katholische Priester bei, von welchen der eine Buonavita, der andere Vignali hieß; nur um die letzteren hatte Napoleon gebeten, um seine Rolle als Kaiser der Franzosen vollständiger durchzuspielen. Diese drei Personen langten im September des Jahres 1819 in St. Helena an und wurden von Napoleon als Landsleute um so freudiger bewillkommt, weil sie das Bild seines Sohnes, des ehemaligen Königs von Rom, mitbrachten: ein Bild, bei dessen Anblick er ausrief: „Dies Kind wird, wenn es nicht das Opfer einer verruchten Politik werden sollte, nicht unwürdig sein desjenigen, dem es sein Leben verdankt!" Antomarchi, ein verständiger Arzt, urtheilte über die Ursache und den Sitz der Krankheit Napoleons ganz anders, als sein brittischer Vorgänger; und indem er weniger auf die Rechnung des Klima's brachte, that er, was in seinen Kräften stand, den Leidenden aus der gewöhnlichen Bahn seiner Gedanken und Gefühle in eine

andere zu versetzen, worin er sich mit Gegenständen der Natur, besonders mit Pflanzen und Blumen, beschäftigen sollte. Doch wie hätte es gelingen mögen, einen Mann, der seit beinahe dreißig Jahren nur in ehrgeizigen Entwürfen lebte, zu sanften Neigungen zu bekehren! Besser, als der verständige Arzt, paßten die Kaplane für Napoleon, der sich Antomarchi's Vorschriften immer mit der Entschuldigung entzog, „daß sein Zustand unheilbar sei;" wobei die Wahrheit wenigstens so weit auf seiner Seite war, als er selbst nichts über die alten Richtungen seines Geistes vermochte.

Nur noch einmal lebte er wieder auf, nämlich auf die Nachricht von den in Spanien und bald darauf auch in Unteritalien ausgebrochenen Unruhen des Jahres 1820. Dies war jedoch das letzte Sprühen einer je mehr und mehr erlöschenden Lebensflamme; und wenn, wie behauptet worden ist, Sir Hudson Lowe sich dadurch zur Verdoppelung seiner Wachsamkeit bestimmen ließ, so konnte so viel Vorsicht ihren Grund nur darin haben, daß er von dem Zustande des Leidenden mangelhaft unterrichtet war. Welk, abgemagert, entkräftet, war Napoleon nur noch der Schatten seiner selbst. Sehr sichtbar näherte er sich der Gruft.

Nur seine Eitelkeit verließ ihn nicht. Mit Wohlgefallen verglich er selbst sich dem Prometheus, und in seinem Wohnzimmer wurde ein Papier gefunden, worauf er geschrieben hatte: „Als zweiter Prometheus bin ich an einen Fels genagelt, wo ein Geier mich zerfleischt. Ja, ich habe dem Himmel das Feuer entwendet, um Frankreich damit auszustatten. Das Feuer ist zu seiner Quelle zurückgekehrt; ich bin daheim geblieben. Die Liebe zum Ruhm gleicht der Brücke, welche Satan über das Chaos schlug, um aus der Hölle ins Paradies zu gelangen. Der Ruhm verbindet die Vergangenheit mit der Zukunft, von welcher sie durch einen unermeßlichen Abgrund gesondert ist. Mei-

nem Sohne nichts, als meinen Namen!“ Minder eitel, würde er in St. Helena den Käfig erblickt haben, in welchen Timur den gefangenen Bajazeth sperren ließ, nachdem dieser aus dem ihm angewiesenen Zelte zu entwischen versucht hatte. Aus Eitelkeit neigte er sogar zum Aberglauben hin. Denn als im Februar 1821 an dem Horizont von St. Helena ein Komet sichtbar wurde, dachte er sogleich an denjenigen, der vor Cäsars Ermordung gesehen wurde, und erblickte sonach in dem Phänomen des Weltalls nur das Zeichen seines nahen Todes. Vergeblich waren daher die Bemühungen seiner Umgebung, ihn zur Beobachtung desselben zu bewegen; und als er sah, daß einer von seinen Hausbeamten schwieg, sagte er zu diesem: „Du hast mich verstanden.“ Die Überzeugung von der Nähe seines Todes war jetzt so vorwaltend in ihm, daß ihm diejenigen zuwider wurden, die ihn mit Muth und Hoffnung zu erfüllen suchten. „Für mich,“ sagte er, „giebt es kein Heilmittel; aber für meine Feinde wird mein Tod ein heilender Balsam sein. Gern hätte ich meine Frau und meinen Sohn noch einmal gesehen. Doch alles nach Gottes Willen!“ Auf die Krämpfe, die sich häufiger einstellten, weil selbst die warmen Bäder, zu welchen er seine Zuflucht zu nehmen pflegte, ihre Kraft verloren hatten, sagte er eines Tages: „Die Ungeheuer! Wie viel lassen sie mich leiden! Hätten sie mich doch erschießen lassen! So wäre ich wenigstens als Soldat gestorben!“ Im Tone eines ruhmredigen Kriegers fügte er hinzu: „Ich habe mehr Undankbare gemacht, als Augustus; warum bin ich nicht, wie er, in der Lage, ihnen zu verzeihen?“ . . . Von der neuen Wohnung, die für ihn erbaut wurde, sagte er, „sie werde zu seinem Grabmal dienen;“ und wirklich wurde ein Theil der dazu bestimmten Steine zur Aufführung seines Grabgewölbes gebraucht.

Den 15. April 1821 schloß er sich mit dem Grafen Montholon und mit seinem ersten Kammerdiener Marchand

ein, um sein Testament zu machen. Im Eingange desselben versicherte er, in der apostolischen und römischen Religion zu sterben, in deren Schooß er vor mehr als 50 Jahren geboren worden. Seinem Wunsche zufolge sollte seine Asche an den Ufern der Seine ruhen, inmitten des französischen Volks, das er so sehr geliebt habe. Seine Gemahlin bat er, seinen Sohn vor den Nachstellungen zu bewahren, welche seine Kindheit umgäben. Diesen ersuchte er, nie zu vergessen, daß er von Geburt ein französischer Prinz sei, sich nicht zum Werkzeug der Triumvirn, welche Europa's Völker unterdrückten, herzugeben, Frankreich nie zu bekämpfen, noch in irgend einer Weise diesem Lande zu schaden, und seinen Wahlspruch: „Alles für das französische Volk!" anzunehmen. Seinen Tod nannte er beschleunigt und daran knüpfte er die Hoffnung, daß das brittische Volk ihn rächen werde. Den Ausgang der Invasionen Frankreichs maß er den Verräthereien Marmonts, Augereau's und Talleyrands bei, wünschend, daß das französische Volk ihnen eben so verzeihen möge, wie er selbst. Seiner Mutter, dem Kardinal Fesch, seinen Brüdern, seinen noch lebenden Schwestern, seinen Adoptiv-Kindern endlich dankte er für die Theilnahme, die sie ihm in seinem Unglück bewiesen hätten; zugleich verzieh er seinem Bruder Ludwig „das von ihm im Jahre 1820 bekannt gemachte Libell," von welchem er aussagte, „daß es voll von falschen Behauptungen und verfälschten Urkunden sei." Mit Ablehnung mehrerer, während seines Aufenthalts in St. Helena unter seinem Namen erschienenen Schriften, gestand er, daß die Ermordung des Herzogs von Enghien sein Werk gewesen sei, mit dem Zusatze, daß er unter gleichen Umständen in gleicher Weise verfahren würde. Dann kamen die Vermächtnisse, und diese waren sehr bedeutend. Seinem Sohn vermachte er seine Dosen, seine Orden, sein Silberzeug, sein Feldbette, seine Waffen, zu welchen ein Dolch gehörte, seine Sättel, seine Sporen, seine Kapellen-Gefäße,

seine Bücher und seine Wäsche. Höchst freigebig hatte er seine Unglücksgefährten bedacht: Den Grafen Montholon mit 2 Millionen Franken, den Grafen Bertrand mit 500,000, den Kammerdiener Marchand mit 400,000, andere Diener mit 100,000, eben so reichlich den Kapellan Vignali, den Staatsrath las Cases, den Grafen Lavalette, den Ober-Wundarzt Larrey, als den tugendhaftesten Mann, den er jemals gekannt, die Generale Brayer, Lefebvre-Desnouettes, Drouot, Cambronne, Lallemand, Clausel u. s. w. Diese und viele andere minder bedeutende Vermächtnisse sollten bezahlt werden von den 5 Millionen, die er vor seiner Abreise von Paris bei dem Bankier Lafitte niedergelegt hatte, so wie von den Zinsen dieses Kapitals. Sein Privat-Vermögen berechnete der Testator auf 200,000000 Franken; und dies Privat-Vermögen vermachte er zur Hälfte den noch übrigen Offizieren und Soldaten, welche von 1792 bis 1815 für die Unabhängigkeit und den Ruhm Frankreichs gekämpft hätten, und zur andern Hälfte den Städten und Landschaften von Elsas, Lothringen, Franche-Comté, Burgund, Isle de France, Champagne, Forez, Dauphiné, welche von der einen oder der andern Invasion gelitten haben möchten, doch so, daß für die Stadt Brienne und eben so für Mery eine Million vorweg genommen werden sollte. Zu Testaments-Vollziehern wurden Montholon, Bertrand und Marchand eingesetzt. Wie das ganze Testament gemeint war, ist unnöthig zu sagen; es war aus einem Stück mit allem, wodurch er seines Namens Gedächtniß zu verewigen bemüht gewesen war.

Als nach wenigen Tagen seine Zufälle bedenklicher wurden, wünschte er zu beichten. Dies geschah den 21. in einem an sein Schlafzimmer stoßenden Gemach, wo, ohne daß die Generale Bertrand und Montholon darum wußten, ein Altar errichtet war. Von dem Inhalt der Beichte ist nichts bekannt geworden. Das sogenannte Viatikum erhielt der Sterbende nicht, weil — so wird bemerkt —

sein Zustand sich nicht damit vertrug. Dem Doktor Antomarchi, der sich über so viel Frömmigkeit zu wundern schien, gab er zur Antwort: „Ich bin weder Philosoph, noch Arzt, und nicht Jeder, der es sein möchte, ist Atheist." Den 24. fügte er seinem Testament vier Codizille hinzu, und einige Tage darauf befahl er dem Doktor Antomarchi, seine Leiche zu öffnen, seinem Sohn den Befund bekannt zu machen, sein Herz in Weingeist zu legen und es „seiner geliebten Marie Louise" zu überbringen. „Sie werden," fügte er hinzu, „nach Rom gehen, und den Meinigen sagen, daß der große Napoleon auf diesem traurigen Felsen verschieden ist, im beklagenswerthesten Zustande, Mangel leidend an allem, sich selbst und seinem Ruhm anheim gegeben." Seine letzte Verordnung war, daß man ihn, wenn die Versetzung seiner Leiche nach Europa nicht gestattet werden sollte, an der Quelle begraben möchte, aus welcher das letzte Wasser für ihn geschöpft war. Am 2. Mai gerieth er in ein Dilirium, worin er an der Spitze der italienischen Armee zu sein glaubte, und die Generale Stengel, Desair und Massena aufforderte, den anrückenden Feind anzugreifen. Er kam noch einmal zu sich und gestand den Vollziehern seines Testaments am folgenden Tage mit ungewohnter Aufrichtigkeit, daß er gewüthet und aufgeschoben habe und daß Frankreich um die freisinnigen Institutionen, die es von ihm hätte erwarten dürfen, gebracht worden sei. „Doch" — so fügte er hinzu — „da es mit Nachsicht über mich urtheilt, und meine Absichten für etwas rechnet, da es meinen Namen und meine Siege ehrt: so bleibt, wenn Ihr dahin zurückgekehrt sein werdet, den Meinungen treu, die wir vertheidigt haben, so wie dem Ruhm, der uns zu Theil geworden ist. Was darüber hinausgeht oder dahinter zurückbleibt, ist nur Schande und Verwirrung." Unter einem fürchterlichen Sturm versank er am 4. Mai in den Todesschlummer. Sein letztes Wort war: „Heeresspitze!" sein letzter Blick war auf das Brustbild

seines Sohnes gerichtet. Seine Glieder erkalteten gegen 6 Uhr Abends und bald folgte der letzte Athemzug.

Gleich am folgenden Tage wurde zur Öffnung der Leiche geschritten: Antomarchi leitete dieselbe in Gegenwart der Testaments-Vollzieher, vieler Offiziere der Besatzung und acht englischer Ärzte. Das Ergebniß ist zweifelhaft geblieben; denn, während die englischen Ärzte ein Protokol unterzeichneten, nach welchem Napoleon an einem Erbübel (dem Magenkrebs) gestorben sein sollte, behauptete Antomarchi, er sei an einer chronischen Leberkrankheit gestorben, die das Klima erzeugt habe. Der Zusammenhang des Sittlichen und des Physischen im Menschen läßt vermuthen, daß weder die eine, noch die andere Partei die Wahrheit erkannt habe und daß Napoleon wesentlich an dem Widerspruch gestorben sei, worein er als gefangener Kaiser mit sich selbst gerathen war; denn, welcher Sterbliche hätte mit seinen Neigungen und seinen Leidenschaften in seiner Lage aushalten mögen!

Am 7. wurde seine Leiche, nach vorangegangener Ausstellung, mit so viel Pomp begraben, als die Felsen-Insel St. Helena gestattete. Außer den Hausgenossen Napoleons wohnten der Gouverneur, der Kommandant der See-Station, der Herr von Montchenu, französischer und österreichischer Kommissarius, und fast die ganze Bevölkerung der Insel dem Leichenbegängniß bei. Als der vierspännige Wagen, welcher die Leiche führte, in dem Geranium-Thal, wo Napoleon selbst sich seine Ruhestätte erkoren hatte, angelangt war, senkten 24 englische Grenadiere den Sarg in die verschließende Gruft; und beigefügt wurden die Kapseln, worin des Verstorbenen Herz und Magen, durch Weingeist erhalten, eingeschlossen waren, weil Sir Hudson Lowe nicht gestatten wollte, daß diese Überreste nach Europa versetzt würden. Zwölf Artillerie-Salven verkündigten dem atlantischen Ocean, daß Napoleon Bonaparte's Geist von der Erde gewichen sei; und eine längere

Zeit hindurch wurde die Grabstätte von brittischen Soldaten bewacht.

So endigte, in einem Alter von 51 Jahren, 8 Monaten und 20 Tagen, Napoleon Bonaparte seine verhängnißvolle Laufbahn, nachdem er 15 Jahre lang der Störer des europäischen Friedens gewesen war.

Das Außerordentliche und fast Unerklärbare, das sich an seine Erscheinung knüpft, erfordert, vor allen Dingen, daß der Nachwelt ein treues Bild von diesem Angestaunten überliefert werde; und ein solches wollen wir zu entwerfen suchen.

Wir heben billig mit dem Körperlichen an.

Napoleons Gestalt konnte nur zu den kleinen gerechnet werden; denn er maß nicht mehr als 5 Schuh, 2 Zoll und einige Linien. Sein Kopf war im Verhältniß zu seiner Länge stark zu nennen. Kastanienbraunes Haar bedeckte denselben. Seine breite und erhabene Stirn kündigte einen festen Willen an. In seinen hellblauen Augen paarten sich Milde und Trotz. Die Wimpern seiner Augenlieder waren hellerer Farbe, als seine Augenbrauen, welche die Farbe des Haupthaars hatten. Seine Nase war fein gebildet und die Form seines Mundes zugleich anmuthig und von ungemeiner Beweglichkeit. Seine Hände zeichneten sich durch Schönheit und Weiße aus. Er hatte einen kleinen Fuß; doch wurde dieser minder sichtbar, weil er in seiner Fußbekleidung die höchste Bequemlichkeit liebte. Im Übrigen herrschte in seiner Gestalt das schönste Ebenmaaß. Mit dem Eintritt in die Dreißige gewann er, der früher sehr mager gewesen war, eine schnell zunehmende Fülle. Höchste Reinlichkeit gehörte zu seinen übrigen Eigenthümlichkeiten; sie galt ihm mehr, als Putz, und warme Bäder waren ihm so sehr Bedürfniß, daß er nicht selten eine Stunde in ihnen zubrachte. Mäßigkeit im Essen und Trinken war ihm wie angeboren; auch ist nie bemerkt worden, daß er in diesem Punkte sich selbst jemals ungetreu geworden wäre. Je

arbeitsamer er war, desto mehr liebte er den Schlaf, ohne auch hierin unmäßig zu sein.

So war Napoleon dem Körper nach.

In dieser Hülle aber wohnte ein Geist, dessen Eigenthümlichkeit nur allzu ausgezeichnet war. Begabt mit feuriger Einbildungskraft und wunderbarem Scharfsinn, schuf er über jede Frage, in welche er einging, neue Ansichten, und die Gewalt, welche er über Andere ausübte, beruhte besonders auf den kühnen Bildern, in welchen er sprach. Reich an seelenvollen, man möchte sagen elektrischen Ausdrücken, welche durch die Fehlerhaftigkeit seiner korsischen Mundart nur noch wirksamer wurden; zugleich sophistisch, spitzfindig, abspringend, wenn gleich ein guter Mathematiker, focht er immer nur auf seinem eigenen Boden; und hier, er mochte nun die Wahrheit oder den Irrthum vertheidigen, bewies er stets den Eigensinn eines Mathematikers. So war er von Jugend an. Erzogen für irgend eine schöne Kunst, würde er Außerordentliches geleistet haben; denn in diesem Falle hätte seine geistige Kraft schaffend und bildend werden müssen durch den bloß leidenden Widerstand, den der Stoff ihr entgegen gestellt hätte. Da er nur für den Krieg erzogen wurde: so leistete er zwar auch Außerordentliches, doch nur durch Zerstörung, weil diese nicht ausbleiben kann, wo die Gegenkraft in einer thätig feindseligen Gestalt erscheint. In der Laufbahn des Kriegers bildete sich also sein sittlicher Charakter zu dem aus, was er bis zum letzten Augenblick seines Lebens blieb. Wer in engerer Verbindung mit ihm stand, bemerkte leicht, daß er einen auffallenden Abscheu vor der Wahrheit hatte. Nicht daß er diese als Wahrheit verworfen hätte; allein er verwarf sie als Dummheit, als etwas, das mit dem, was ihm als Wahrheit erschien, nicht zu vereinigen sei; und so war es fortdauernd der Feldherr, welcher Schlachten leitete, was ihn über seine Lage als Staats-Chef in der europäischen Welt, irre führte. Für ihn gab es keine Berechnung; und

weil er viele Hinderniſſe überwunden hatte, bildete er ſich zuletzt ein, daß es für ihn keine Hinderniſſe geben dürfe. Wie ſeine Politik die Ausgeburt der Rachſucht und der Ruhmliebe war, glauben wir im Laufe der vorſtehenden Erzählung hinreichend entwickelt zu haben. Was er dabei ganz überſah, war, daß ſeit dem neunten Jahrhundert die Civiliſation allzu weit vorgeſchritten war, als daß die Zeiten Karls des Großen ſich hätten zurückführen laſſen. Nicht unwahrſcheinlich iſt daher, daß er ſich gegen ſeine Vertrauten über die Grenzen beklagte, welche die Civiliſation in Europa ihn ſetze, und daß er, mehr als einmal, wiederholte, „nur im Orient laſſe ſich etwas Großes bewirken.“*) Der Mangel an kriegeriſchem Talent, den er an den Erbfürſten ſeiner Zeit wahrnahm, erſchien ihm nur als Unvollkommenheit und Schwäche; doch, indem er ſeine perſönliche Größe auf dieſen Mangel ſtützte und den Völkern nur Gewalt anthat — wie hätte es fehlen mögen, daß ſich hieraus, nach langem Dulden, eine Reaktion entwickelte, die ihre Richtung nur gegen ihn nehmen konnte? — gegen ihn, der in der ganzen Welt nur ſich ſah, der kein Geheimniß daraus machte, daß fremde Begeiſterung ihn abkühle und daß die Menſchen nur Zahlen ſeien, die ihren Werth durch ihre Stellung erhielten, kurz, der jede Tugend nur in ſofern ſchätzte, als ſie bereit war, ſich der ſeinigen unterzuordnen? Es hat vielleicht nie einen Sterblichen gegeben, der, ohne verrückt zu ſein, in ſeinem Hochmuth noch weiter gegangen wäre. Befehlen und die Miniſter mit der Vollziehung beauftragen: dies ſchien ihm ſein ausſchließender Beruf zu ſein. Und wenn hierin eine Art von Wahnſinn lag, ſo wurde dieſer erſt recht auffallend ſeit ſeiner Vermählung mit einer öſterreichiſchen Erzherzogin; denn von dieſer Zeit an überließ er ſich, ohne irgend einen

*) Dies behauptet Herr von Pradt in ſeiner Histoire de l'Ambassade de Pologne de 1812.

Zwang, jenen Übertreibungen, die, nachdem sie Frankreich zerrüttet hatten, ihn zuletzt selbst ins Verderben stürzten.

Über das Verdienst dieses Mannes können nur diejenigen belehrt sein wollen, die, indem sie ein Entwickelungsgesetz anerkennen, zugleich begreifen, weshalb sich dies Gesetz nur im Kampfe entgegenstrebender Kräfte vollziehen kann, weshalb sich also der Schmerz auch an politische Geburten knüpft.

Sofern nun von Napoleon Bonaparte's Verdienst die Rede ist, muß vor allen Dingen bemerkt werden, daß der 18. Brümäre nur für ihn vorhanden war; denn diesen Tag zu Ende zu führen, bedurfte es seines Rufes, seiner Entschlossenheit, seiner List, vor allem aber der Verlegenheit, worin er sich nach seiner Zurückkunft aus Ägypten dem Direktorium gegenüber befand. Das Ergebniß dieses Tages war die Zurückführung der Monarchie, wenn gleich nicht der erblichen, für Frankreich. Der Unterschied beider Regierungsarten ist bedeutend; denn, wenn die bloße Monarchie ihre Bestimmung nur durch ein Übermaaß von Strenge und Gewalt zu erfüllen vermag, so kommt der erblichen das Vertrauen zu Hülfe, und das Gerechte, das Billige, das Menschliche vollzieht sich dadurch nur um so sicherer. Als Monarch vertheidigte Napoleon seinen Standpunkt in der Gesellschaft vorzüglich dadurch, daß er sein feldherrliches Genie an die Stelle achtungswertherer Regenten-Tugenden brachte, die Franzosen mit seiner Ruhmliebe ansteckte und dies zahlreiche Volk, für welches es keiner Vergrößerung bedurfte, von einer Eroberung zur andern fortriß. Fühlend nun, daß er mit dem Titel eines Ersten Konsuls hinter den erblichen Monarchen seiner Zeit zurückstand, glaubte er durch die Annahme einer erblichen Kaiserwürde die Kluft ausfüllen zu können, die zwischen ihm und jenen befestigt war; doch, indem er sich hierdurch nur in noch größern Widerspruch mit sich selbst brachte, erfolgten alle die Übertreibungen, welche, vom Jahre 1805 an, ihn selbst auf

die Folter spannten, und die Rückkehr der Bourbons nicht bloß für Europa, sondern auch für Frankreich, wünschenswerth machten. Er selbst war also, vermöge seiner Unbekanntschaft mit dem Hauptbedürfniß der europäischen Gesellschaft, nur erblichen Fürsten zu gehorchen, das Hauptwerkzeug der Restauration; und wiewohl er dies wider seinen Willen war, so fragt man doch billig: ob die Bourbons *ohne seine* Vorarbeit jemals nach Frankreich zurückgekehrt sein würden?

Dies war unstreitig sein größtes Verdienst.

Doch nicht genug, daß er, als Stifter einer *neuen* Dynastie, die *alte* zurückführte, und dadurch die verdunkelte Lehre von der Rechtmäßigkeit (Legitimität) der Fürstengewalt ins Licht stellte, war seine Handlungsweise überhaupt so angethan, daß auch in anderen Beziehungen das baare Gegentheil von dem erfolgen mußte, was er bezweckt hatte. Als europäischer Universal-Monarch, was er durch die *Gewalt des Schwertes* sein wollte, wirkte er nur dahin, daß die von ihm unterjochten Staaten von den Ursachen ihrer politischen Schwäche befreit wurden und zu einer Stärke gelangten, die ganz außer seiner Berechnung lag. Nicht durch seine Plane, wohl aber durch seine ehrgeizigen Einwirkungen, sind Deutschland, Italien und die pyrenäische Halbinsel das geworden, was sie gegenwärtig gelten, noch weit mehr aber in der Zukunft gelten werden; denn alle sind durch ihn in neue Bahnen geführt, die auf größere und edlere Ziele hinleiten, auch wenn diese jetzt noch nicht erkannt werden sollten. Um das größte Ergebniß der von ihm gewonnenen Schlachten und prahlerisch gefeierten Siege zur Anschauung zu bringen, braucht man sich nur der durch ihn beschleunigten Freiwerdung Amerika's zu erinnern. Nichts lag weniger in seinen Absichten, als diese Freiwerdung; und doch erfolgte sie, weil der Zeiten Erfüllung gekommen war, mit solcher Nothwendigkeit, daß man berechtigt ist, sein Schwert der Hebammenscheere zu

vergleichen, welche die Schnur zerschneidet, wodurch das Kind an der Mutter hängt. Kurz: wenn Napoleon in jeder Beziehung das Entwickelungsgesetz vertreten zu können glaubte, so zeigte der Erfolg, daß er keine andere Bestimmung hatte, als dasselbe zu bethätigen und darüber das Opfer zu werden. Fünf Jahre und sieben Monate hat er für seine Anmaßung auf St. Helena gebüßt; und dies müßte auch dann mit ihm versöhnen, wenn er selbst das Bedürfniß einer Versöhnung nie empfunden hätte. Seiner Versicherung nach starb er zwar im Frieden mit der ganzen Welt; doch blieb sein fast treuherziger Gedanke, daß die Welt, um mit ihm versöhnt zu sein, ihn hätte vollenden lassen müssen. Als ob jemals ein Sterblicher, in diesem Sinne des Worts, vollendet hätte!

Ende des dritten und letzten Bandes.

Gedruckt bei J. C. Fritsche und Sohn in Dessau.

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
RENEWALS ONLY—TEL. NO. 642-3405
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

SEP 29 1969 65
RECD LD AUG 2 1'72 -3 PM 1 3

L2(5)-A-40m-6,'69
(P0076s)2187A-3.65

General Library
University of California
Berkeley

YB 78890